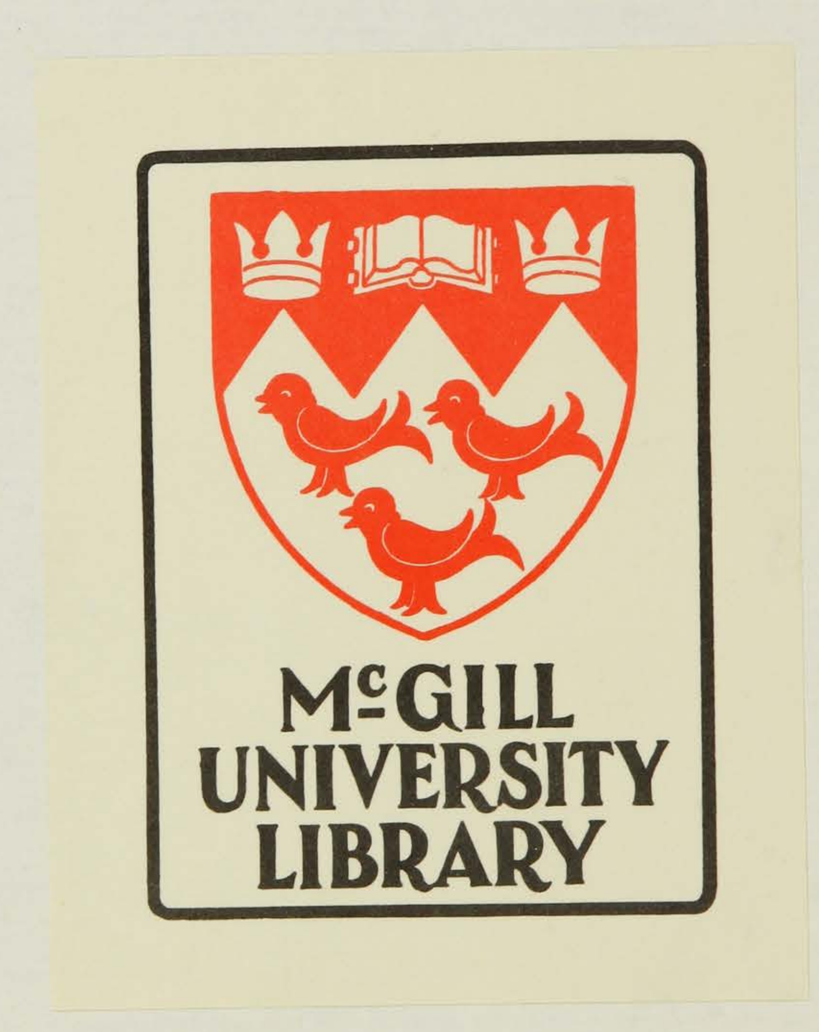
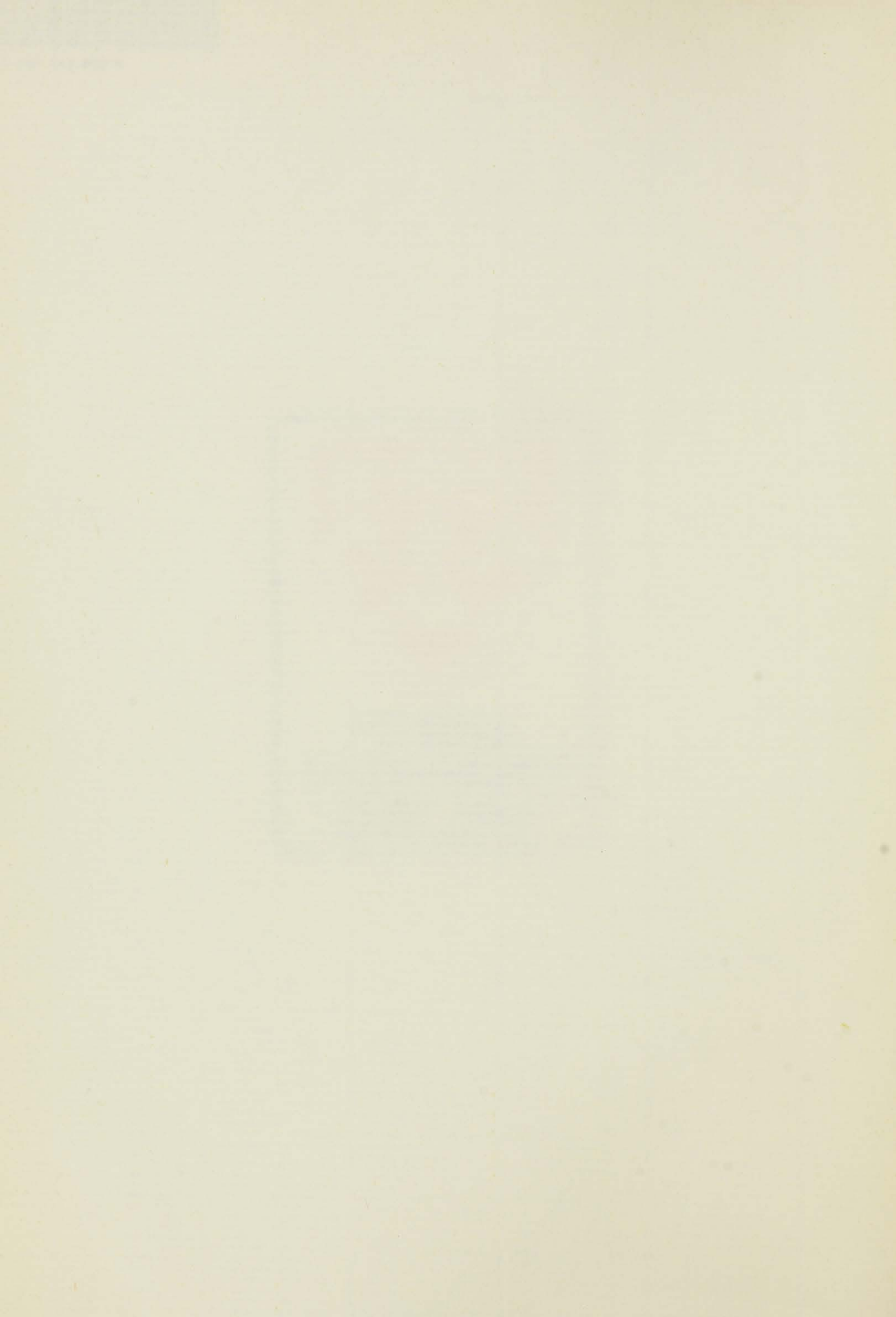



McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY

DER QUERSCHNITT

Band 4

1924



DER QUERSCHNITT

Band 4
1924

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

BEGRÜNDET VON ALFRED FLECHTHEIM

HERAUSGEBER: H. v. WEDDERKOP

IV. JAHRGANG



1924

IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

INHALTS-VERZEICHNIS

BEITRÄGE

* bedeutet: In den Marginalien

ABBILDUNGEN

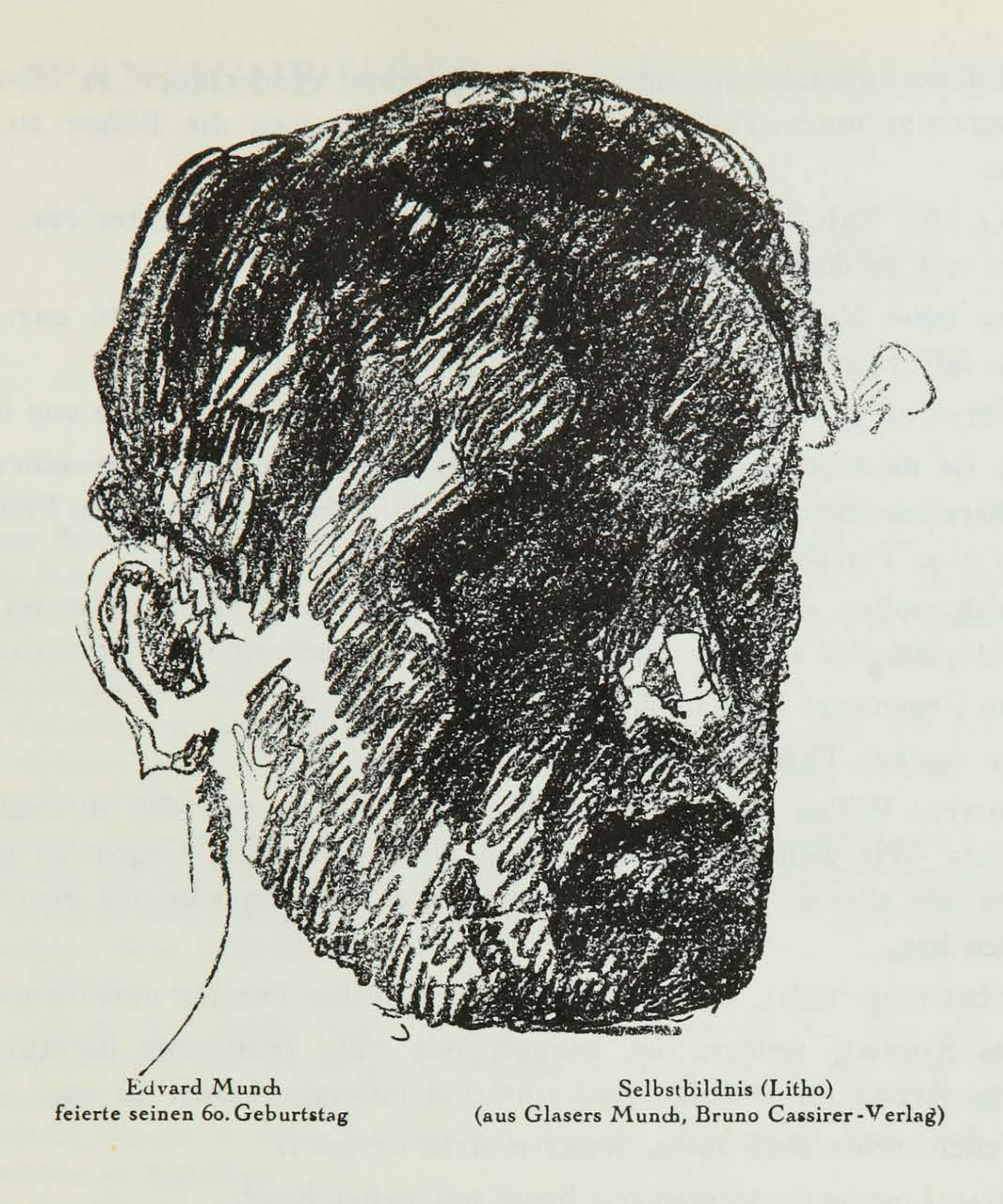
* bedeutet: Kunstdruckteil hinter Seite . . .

INHALTS-VERZEICHNIS

*

Alle Manuskripte sind zu senden an den Herausgeber *H. v. Wedderkop, Köln, Lütticher Straße 40, 2. St.* Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. — Alle Bücher, Zeitschriften usw., dern Besprechung gewünscht wird, sind zu richten an den *Querschnitt Verlag, Frankfurt a. M., Schillerstraße 15.*

Der Querschnitt erscheint 1924 vierteljährlich, Preis des Heftes 2 Goldmark.



Edvard Munch feierte seinen 60. Geburtstag — Selbstbildnis (Litho) (aus Glasers Munch, Bruno Cassirer-Verlag)

GEGEN DEN ALTEN UND DEN NEUEN NATURALISMUS

Von

ALEXANDER TAIROFF

Der Naturalismus auf der Bühne zerstörte das Theater. Er stopfte es mit alltäglichem Psychologismus und mit bürgerlicher Wollust des Gegenstandes aus.

Der Naturalismus versuchte das Theater zu töten, aber im Ergebnis des Zweikampfes ist er selbst umgekommen.

Heute macht der Naturalismus einen verzweifelten Versuch zur Auferstehung von den Toten.

Unter dem Mantel des Pseudo-Konstruktivismus (Maschinen, die nicht arbeiten!) sucht er von neuem die Hegemonie des toten Gegenstandes auf

der Bühne aufzustellen, und indem er seine Vorderräder in den Zuschauerraum hineinschiebt, trachtet er in denselben die Bühne zu versetzen.

Der alte Naturalismus *schaltete* das Leben in das Theater *ein*. Deswegen war er doch wenigstens theatralisch.

Der neue Naturalismus *schaltet* das Theater in das Leben *aus:* deswegen ist er antitheatralisch.

»Zerstörung — der Zerstörung«, so lautet die Kampfaufgabe von heute.

Es ist nicht unsere Absicht, den Zuschauer in die Lage eines Belauschers zurückzuversetzen, der dem »Skandal in der vornehmen Familie« durch eine Türspalte zusieht.

Auch wollen wir ihn nicht in einem Gaffer der Pariser Revues verwandeln, der das Theater mit der Passage verwechselt.

Die Gegenwart braucht das Theater.

Ihr *eigenes* Theater, aber ein *Theater*.

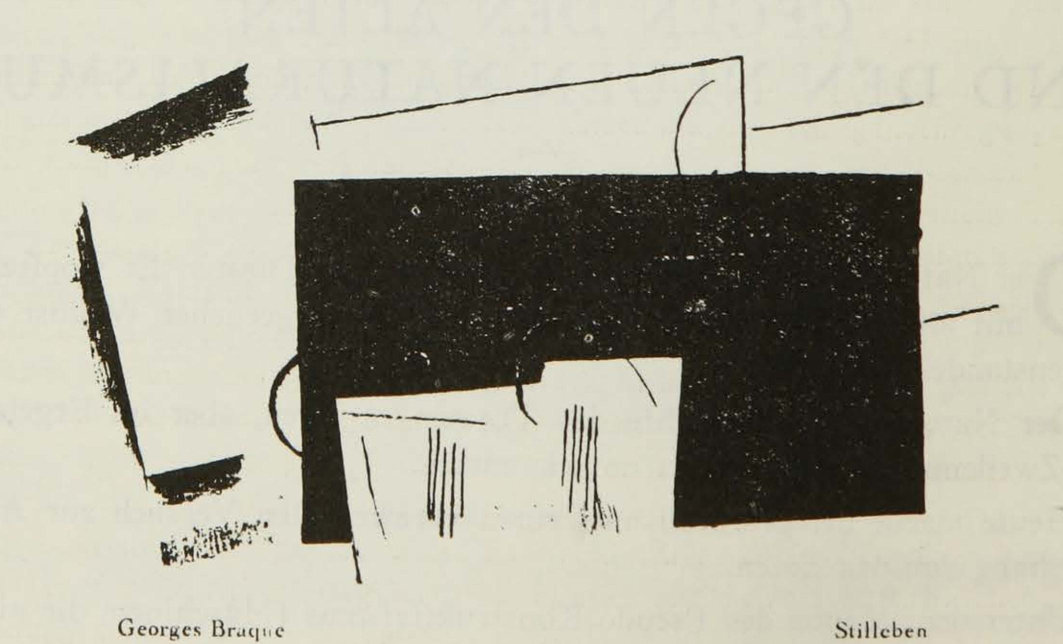
Unseren Willen und unsere Arbeit lenken wir auf den Aufbau des Theaters. Wir wollen nicht am Leben vorbeigehen. Im Gegenteil: gierig saugen wir alles auf, was das Leben unserer Sturmepoche uns bietet und geboten hat.

Selbst umgebildet, sind wir bestrebt, auch das Theater umzubauen.

Das Korsett, welches uns zwingt, nur eine bestimmte Richtung in unserer Arbeit zu verfolgen, ist uns und unserem Leben zu eng.

Weder rechts noch links, *sondern stets vorwärts.*

Diese Losung bestätigen wir heute mit neuer Kraft.



Georges Braque Stilleben

DIE SPANISCHE HOFREITSCHULE IN WIEN[1])

Von

ALFRED FLECHTHEIM

»Natürlich darf man einen Reitmeister, welcher ein Pferd aufs feinste dressiert, nicht mit einem Reitknecht verwechseln, der ihm das Gröbste vorarbeitet; aber ich wage zu sagen, daß man nur ein Meister ist, wenn man sein Pferd *dressieren* kann. Die *Dressur* ist der Stein des Anstoßes für den Reiter. Das *dressierte* Pferd ist es, welches Zeugnis ablegt für den *Dresseur*. *James Fillis.*

Das Kaiserlich russische Ballett mit Nijnski, Bolm und Fokin, mit der Karsavina und Pawlowa im Mirjinski-Theater zu Petersburg, der junge Carpentier in einem Kampfe mit einem ebenbürtigen Gegner vor zehn, zwölf Jahren in Paris, Manuel Granero in einer Corrida mit Stieren der Witwe Miura Ostersonntag in der Plaza in Sevilla, wenn die Giralda in Sonne gebadet ist, die Spanische Hofreitschule in Wien sind Kunstwerke, ebenbürtig den herrlichsten Gemälden, der vollendetsten Plastik, der schönsten Architektur.

Das Kaiserlich russische Ballett ist tot. Carpentier ist nicht mehr der Jüngste, Manuel Granero ist ein Opfer seines Berufes geworden, in Wien aber wird noch kunstgerecht geritten.

An einem regnerischen Oktobermorgen saß ich mit der Tierbildhauerin Christa von Hatvány auf der Galerie des weißen Saales, den Josef Ferdinand Fischer von Erlach, der Sohn des Johannes Bernhard und seiner Gattin, der Sophie Constanzia, geb. Morgner, einer Ahnmutter vielleicht des zu jung gefallenen Soester Malers Wilhelm Morgner, von 1729—1735 erbaut hatte.

Die Galerien und Logen sind angefüllt mit Fremden, die der sich nun entwickelnden »Production« ebenso fremd gegenüberstehen, wie sie am Tage vorher die Brueghels, das Barockmuseum und die Gobelins betrachtet haben; denn die Hohe Schule, wie sie in Wien geritten wird, ist, wie jedes große Kunstwerk, von Laien schwer zu begreifen.

Unter den Klängen altertümlicher Jagdfanfaren reiten der Oberbereiter Mauricius Herold und seine Kameraden, die Bereiter Zrust, Lindenbauer, Neumayer und Polak, auf ihren majestätisch würdevollen Lippizaner-Hengsten in die Manege. Die Mähnen der Schimmel sind mit Gold durchwirkt; auf purpurnen Schabraken sitzen die schlanken Reiter, in hirschledernen, weißen, stramm anliegenden Hosen, hohen schwarzen Stiefeln, dunkelbraunen Fracks und schwarzen Dreimastern. Die Reiter grüßen mit peinlicher althabsburger Etikette die Hofloge, in der jetzt irgendwelche reiche Ausländer sitzen, hinter denen das Bild des Gründers der Reitschule, des Kaisers Karl VII., aufgehängt ist. Sie grüßen nicht das applaudierende Publikum, sie grüßen die Manen des Gründers und der großen Meister, die vordem hier geritten haben.

Sie reiten — die Musik spielt jetzt Wiener Walzer — alle Gänge und Touren der Hohen Schule, deren Grundlagen von dem Reitlehrer Ludwigs XIII., Antoine de Pluvinel (»Le Manège Royal«, Paris 1623) aufgestellt sind und dessen Lehren der Wolfenbütteler Bergrat und Stallmeister Engelhard von Löhneisen in seinem mit Kupfern von Nunzer geschmückten Werke »Hof-Kriegs- und Reitschul« (Nürn-

[1]) Vergleiche Kurt Frieberger: »Die Spanische Hofreitschule« (Wien, Österreichische Kunstbücher, 28. Band; Verlag Hölzel & Co) und Leopold von Heydebrand und der Lasa: »Geschichte der Reiterei« (Wien, Verlag A. Hartleben).

berg 1625, eine Neuauflage erschien u. a. 1726) und William Cavendish, Herzog von Newcastle, in seinem während seiner Verbannung in den Niederlanden geschriebenem Buche »General System of Horsemanship in all its branches« (Antwerpen 1658) und endlich der Königliche Stallmeister François Robichon de la Guernière in seiner Denkschrift »Ecole de Cavalerie contenant le Connaissance, l'Instruction, et la Conversation du Cheval« (Paris 1751) zur Vollendung brachten.[2])

Sie reiten die Trabtouren und die Galopptouren, die Seitengänge und Volten, Piaffen und Pirouetten, den spanischen Schritt und den spanischen Trab, den Redopp und als Übergang zu den Hohen Schulsprüngen, den Schulen über der Erde, die Levade; dann jene, die Courbetten und Capriolen, die an Nijnski's Sprünge im »Geist der Rose« erinnern. Dann reitet Meister Herold den einzigen Braunen des Stalles, den Pluto Sylvana (die Pferde tragen stets zwei Namen, den des Stammhengstes und den der Mutter[3]) in einer Vollendung, wie wohl nie mehr ein Pferd geritten werden wird. Und endlich geht Neapolitano Salva nackt und reiterlos, von Herold an purpurnem langem Zügel geführt und von ihm durch leise Zurufe geleitet, in allen Gängen durch die Bahn. Der Ausklang des Barock, der Pawlowa »sterbender Schwan«.



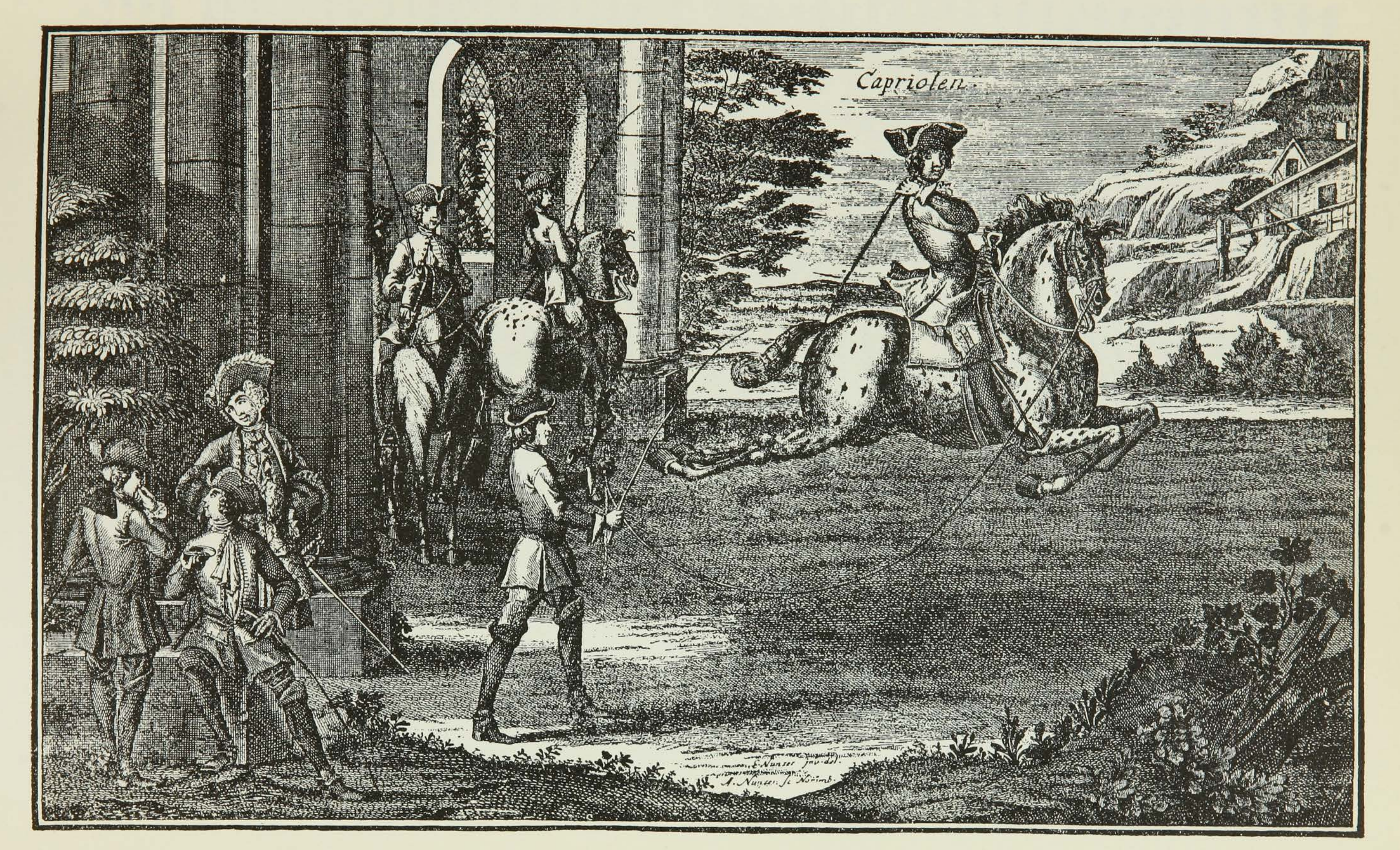
Hans Gassebener

Velasquez hat die Reitschule gemalt in der »Reitschule des Prinzen Baltasar Carlos«, Ridinger hat sie in einer ganzen Reihe von Stichen geschildert, Jordaens hat die Entwürfe für die im Wiener Museum hängenden Tapisserien der »Reitschule Ludwigs XIII.« geschaffen. In der Gobelinsammlung in Wien hängen die Folge des Zuges Karls V. nach Tunis nach Jan Vermeyen und in Paris und in Würzburg die der Alexanderschlacht nach Lebrun. Jetzt wird Renée Sintenis die Lippizaner studieren.

Als junger Mensch hatte ich den großen Dusel, reiten zu lernen bei George Bachigaloupi Tourniaire, einem aus einer Emigrantenfamilie stammenden Holländer, der in allen Zirkussen herumgeritten und ein Freund des großen Meisters James Fillis war. Durch irgend einen Zufall war er in Düsseldorf gestrandet, hatte da einen Tattersall gegründet, in dem er jungen Leuten von Düsseldorf Unterricht gab und dem es ständig an Geld mangelte. Die Einwohner der »Kunst- und Gartenstadt am Rhein« interessierten sich blutwenig für Reiten, vor allem nicht für Schulreiten (denn Schulreiten ist Kunst, und Kunst den Düsseldorfern eine peinliche Angelegenheit; Robert Schumann und Louise Dumont könnten davon erzählen) trotz der beiden Kavallerieregimenter, den westfälischen Ulanen und den Tanzhusaren, die damals in der Stadt garnisonierten. Wir ritten unmoderne

[2]) Andere wichtige Werke über die Schule schrieben: Joh. Christoph Pinter von der Au (Neuer, vollkommener, verbesserter und ergänzter Pferdeschatz mit beygefügter Reitkundt des Herrn del Campe; Frankfurt 1688), Johann Misselhorn (Lüneburgische, neu eröffnete Manège oder Reitschule usw., 1685) und der Baron d'Eisenberg (De l'art de monter à cheval ou description du manège etc., La Haye 1733).

[3]) Bei den Lippizanern gibt es fünf Stämme, deren Väter Pluto, Conversano, Neapolitano, Favory und Maestoso heißen. Ein sechster Hengst, ein Araber, hieß Siglavy.



Nunzer

Capriolen

Stich aus Löhneisen
(Hof-, Kriegs- und Reitschul)

Quadrillen ganz nach alten Vorschriften, ein paar Kaufleute und Industrielle, ein paar Maler, darunter Max Clarenbach, der erste Maler, den ich überhaupt kennen lernte (wer weiß wie mein Leben sich gestaltet hätte, hätte ich nicht bei Tourniaire geritten und Clarenbach kennen gelernt), die liebenswürdige Sängerin Irene Frauberger und der korpulente Sohn und die rundliche Tochter eines wohlhabenden Brauereibesitzers. Diese drei ritten so gut, daß ihnen eines schönen Tages der Direktor des Zirkus Busch sehr akzeptable Vorschläge machte, um sie in der hohen Schule auftreten zu lassen.[4]) Tourniaire ließ uns ganz nach den Vorschriften von James Fillis,[5]) geteilte lange Zügel, keine oder lange Bügel, reiten und weihte uns auch in die Geheimnissc der Hohen Schule ein. Dann wurde ich Soldat und vergaß bei der preußischen und bayerischen Kavallerie das, was ich bei Tourniaire gelernt hatte.[6])

Nachdem ich nun einmal an jenem Oktobersonntag in der Reitschule gesessen hatte, stand die ganze Jugendherrlichkeit beim alten Tourniaire lebendig vor mir und allmorgendlich trat ich zu den Übungen in der Reitbahn an. Ich hatte so Gelegenheit, die unendliche Arbeit, die himmlische Geduld und das große Können Herolds und seiner Kameraden zu studieren und die Hengste an der Longe, in den Pilaren und unter dem Sattel zu sehen. Auf einem herrlichen Schimmel ritt da auch ein älterer Herr, ein »Schüler«, in langen, ganz unmodernen Reithosen und schwarzem Gehrock. Er trug einen merkwürdigen, breitkrempigen Seidenhut und sah aus wie ein Reiter von Guys. Es war der Hofrat Richard von Schaukal, dessen Baltesserbuch vor zwanzig Jahren die ganze deutsche Jugend in Aufregung gebracht und für mehr oder minder lange Zeit zu Snobs gemacht hatte. Ich erfuhr durch ihn von den Kämpfen, die die Reitschule nach dem Zusammenbruch der Habsburger um ihre Existenz zu führen gezwungen war; denn die neuen Machthaber in Österreich mußten sparen und empfanden sie natürlich als etwas höchst

---

[4]) Damals legten die Zirkusse noch Wert auf Reiten, heute tritt Paula Busch als Kaiserin Elisabeth in einer Pantomime auf und imitiert die Carmi und die Durieux.

[5]) James Fillis, »Dressur und Reitkunst«, Stuttgart 1894. Fillis hat sein vorzügliches Buch, wohl das beste Buch über Reiterei, seinem Reitlehrer, dem Francosen François Caron, ehemaligem Hofstallmeister en chef des Kaisers von Rußland, gewidmet. Caron war ein Schüler Bauchers. Fillis sagt wörtlich: »Baucher ist sicherlich der größte und geschickteste Reitmeister gewesen, den wir gehabt haben, wenn man nur die Reitkunst der hohen Schule in Betracht zieht. Was mich betrifft, so berufe ich mich stolz auf Baucher. François Caron, mein Lehrer, war sein Schüler. Ich habe Bauchers Methode in allen Teilen gründlich studiert. Ohne Baucher würde ich in der Reitkunst niemals soweit gekommen sein, als ich es bin. Es würde eine Undankbarkeit meinerseits sein, den Namen Bauchers zu erwähnen, ohne gleichzeitig seinem Rivalen, Viktor Franconi, die gebührende Hochachtung zu bezeigen, von welchem ich so viele ausgezeichnete Lehren empfangen habe. Viktor Franconi näherte sich bezüglich seines beherzten Auftretens und seiner Gründlichkeit, als auch bezüglich des, was er seinen Pferden zu geben verstand, mehr der vom Grafen d'Aure angewandten Reitkunst. Es gäbe eine lange Liste, wenn man alle diejenigen Meister aufführen wollte, welchen die heutigen Reiter noch etwas schulden. Frankreich kann sich einer bewundernswürdigen Reihe von Meistern rühmen. Wenn Italien einen Pignatelli anführen kann, England einen Newcastle, Deutschland einen Schweppe, so kann Frankreich hunderte von berühmten Namen vorführen, unter welchen, um nur von den älteren zu sprechen, Reiter hervorleuchten wie Dupaty de Clam, La Guérinière, der Chevalier d'Abzac, der Marquis de Bigne usw. Die hannöversche Schule, die berühmteste der ausländischen Schulen, war direkt der großen Schule von Versailles nachgebildet. Frankreich ist ohne Widerspruch das klassische Land der Reitkunst.« — In Wien scheint Fillis merkwürdigerweise nicht gewesen zu sein. Auf der hannoverschen Schule wurde, als die Welfenherrlichkeit zu Ende gegangen war, die Militärreitschule aufgebaut. Übrigens sind die Stiche Ridingers und Nunzers in Hannover und Wien entstanden.

[6]) Im Kriege ritt ich beim Baron Schorlemer, dem Landesstallmeister der Provinz Westfalen. Er war einer der wenigen militärischen Reitlehrer von all denen, die ich kennen lernte, der den Reitunterricht wissenschaftlich, nicht kommissig erteilte. — Pluvinel verdammt bereits das fortwährende Schreien und Korrigieren: er will, daß der Lehrer nur wenig, aber zur rechten Zeit mit dem Schüler rede.

Überflüssiges. Sie begriffen nicht, welch große Kunst hier fortgepflanzt wird und daß die Reitschule ein lebendes Museum ist. Jetzt bedarf sie nur geringer Zuschüsse, die für die Oper und die Burg sind sicher viel höher und Opern und Burgen gibts überall.

Es ist überhaupt fraglich, ob die Reitschule noch lange wird existieren können. Das Hofgestüt Lippiza, das Erzherzog Karl 1580 eingerichtet hatte (er ließ nach Lippiza, in der Nähe von Triest, andalusische Pferde, Neapolitaner und Araber bringen), ist in italienische Hände gefallen und nur wenige Tiere wurden für Österreich gerettet. Ebenso schwer wie der Nachwuchs der Pferde ist der Nachwuchs der Reiter. Sie müssen für ihre Kunst prädestiniert sein, wie die Duse und Caruso, und müssen in langer Schulung zu Künstlern heranreifen. Die Schüler des Kaiserlich russischen Balletts kamen als Babies in die Ballettschule, die Bereiter haben zwanzig Jahre nötig, um das leisten zu können, was sie heute leisten müssen.


Hans Gassebner

General Pongratz, einer der besten Reiter der k. k. Armee, schreibt: »Ich habe mir alle höheren einschlägigen Schulen der Reiterei, die auf dem Kontinent bestehen, im Laufe der Zeit gründlich angesehen. Ich war in Hannover und München und besichtigte die dortigen Kavallerie- und Reitschulen; ich war in Pinerolo Tor de Quinto, besuchte die Zentralreitschule in Ypern in Belgien und die Zentralkavallerieschule in Saumur in Frankreich. Ich war auf den Internationalen Reitkonkurrenzen in Paris, Brüssel, Frankfurt, München und Turin und in den letztgenannten Orten, Frankfurt, München und Turin, unter den ersten Preisträgern. Noch im Vorjahre an der italienischen Front im Piavedelta habe ich auf meinen Pferden »Alerta« und »Maros« in freien Stunden Piaffe, Passage und spanischen Trab geritten. Und so mute ich mir folgendes Urteil zu: Das Beste was ich in Leistungen der Hohen Schule in den genannten Orten sah, wurde in Saumur produziert, doch waren auch die dortigen Leistungen mit den Leistungen unserer Spanischen Schule nicht in einem Atem zu nennen. Alles was ich in der Richtung der Hohen Schule in Saumur, Hannover und sonst in Europa zu sehen bekam, waren Rudimente einer einst blühenden, aber jetzt im Absterben begriffenen Kunst. Und mit vollem Recht und Stolz kann ich sagen, daß unsere Spanische Reitschule die einzige noch existierende Reitschule auf dem Kontinent und in der Welt ist, die die *Vollendung der Hohen Schulreiterei* in sich verkörpert.[7])

Auch früher scheint doch nirgendwo korrekter geritten worden zu sein, als wie am Hof der Habsburger. Im Jahre 1667 fand daselbst ein »Roß - Ballett« statt, anläßlich der Vermählung des Kaisers Leopold I. mit der Infantin Margareta

[7]) Die Spanische Reitschule hat ihren Namen nicht daher, daß sie aus Spanien kam, sondern weil andalusische Pferde nach Österreich für sie gebracht worden. Neapel war die Heimat der hohen Schule, Pignatelli, ein Neapolitaner, gründete Reitschulen in Neapel und Pisa, sein Lehrer war Frederico Griso; zu dem wallfahrtete der Adel ganz Europas, um reiten zu lernen. Pluvinel ritt neun Jahre bei Griso. Pluvinels Buch ist ein Dialog zwischen ihm, dem Lehrer, und Ludwig XIII., dem Schüler.

Theresia. Von Löhneisen beschreibt es in einer Neuauflage seines Werkes und sagt: »Es ist zwar dergleichen Roß-Ballett auch in Paris vorgestellt worden, welches aber bey weiten kein so vollkommenes Werck war, darum weill ich auch solches beyseitgesetzt seyn lassen, und obgemeldtes Wienersches umständig beschreiben und in zwölf Figuren vorstellen.« Das letzte »Roß-Ballett« mit all seinem altspanisch habsburgischen Prunk wurde in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph und seines ganzen Hofstaates zu Ehren des Präsidenten Roosevelt 1911 oder 1912 abgehalten. Die Reitbahn war mit Gobelins der Burg geschmückt und die alte Majestät und der Hof erschienen in großer Gala; Roosevelt aber kam im Sakko-anzug und Schlapphut, worüber der Kaiser ein wenig erstaunt gewesen sein soll. Der Amerikaner hatte geglaubt, er sei zu einer Zirkusvorstellung eingeladen, der Schlot fand Bufallo Bill viel sehenswerter und soll sich furchtbar gemopst haben.

Wien ist eine wunderschöne Stadt, mit Paris die schönste der Welt; die Umgebung ist zauberhaft und die Wiener sind entzückend, die Rheinländer des Ostens. Die Stadt ist mit Musik erfüllt und vielleicht die musikalischste Angelegenheit beider Hemisphären, aber der Bal Tabarin ist in Paris amüsanter, die Rue de la Paix ist noch eleganter als die Kärntnerstraße, Richard von Schaukals Baltesser nicht der Beau Brummel, Kokoschka ist kein Picasso und die Rembrandts in der Eremitage, die alten Kölner im Wallraf-Richartz-Museum, die Greco's in Toledo, die Cézannes bei Pellerin oder bei Reber sind ebenso bedeutend wie die Brueghels.

Einige Dinge aber besitzt Wien, die ihm keine Stadt der Welt nachmacht: Mozart am Redoutensaal, der Stephansdom mit seinem Drum und Dran, die Wienerinnen und die weißen Pferde und ihre Reiter.

Die Fischer'sche Reitbahn hat schon manches große künstlerische Ereignis erlebt, aber nur eines mag mit den allmonatlichen Productionen der Reitschule verglichen werden, als nämlich Beethoven anläßlich des Wiener Kongresses hier im November 1814 in einem Konzert von über tausend Musikern seine Kantate »Der glorreiche Augenblick«, die A-Dur Sinfonie und »Wellingtons Sieg« dirigierte.

Wien, Oktober 1923.



Kubin (Wien, Slg. Steinitz)

Capriole, geritten von Oberbereiter Herold



Levade (Clichés Gaceta de Munich)

Le Trot a droite sur le Cercle Large — Der Trap rechts in einem weiten Circul — Succussatio a dextris in Circulo Largo



Passager à la muraille à gauche — Passagieren an der wand links — Progressus ad Parietes Sinistram

DIE WIENER HOFREITSCHULE

Von

DR. RICHARD VON SCHAUKAL

Wer zum ersten Male, sei er Reiter und Pferdeliebhaber oder nicht, in Wien die Spanische Reitschule betritt, steht alsbald unter dem bedeutenden Eindruck des riesigen Raumes, Joseph Emanuel Fischer von Erlachs meisterlicher Schöpfung (1735).

Kaiser Karl VI., auf der Höhe seiner Siege in Italien und Ungarn, hat den prächtigen Bau an der Ecke gegenüber der Michaelerkirche errichten lassen, der neuen Hofburg planmäßig eingefügt. Die Überlieferung des Pariser Louvre übersetzte der jüngere Fischer, als Hofarchitekt Nachfolger Johann Bernhards, auf das Glücklichste in die Formensprache der kunstsinnigen Heimat. Seine große Aufgabe hat er, in dem der österreichische Barockstil gipfelt, mächtig ausgreifend und sicher geniale Kraft versammelnd, in diesem wunderbaren Denkmal adeliger Kultur als unübertreffliches Beispiel höfischer Herrlichkeit gelöst.



Jungnickel (aus der Mappe des Haybach-Verlags, Wien)

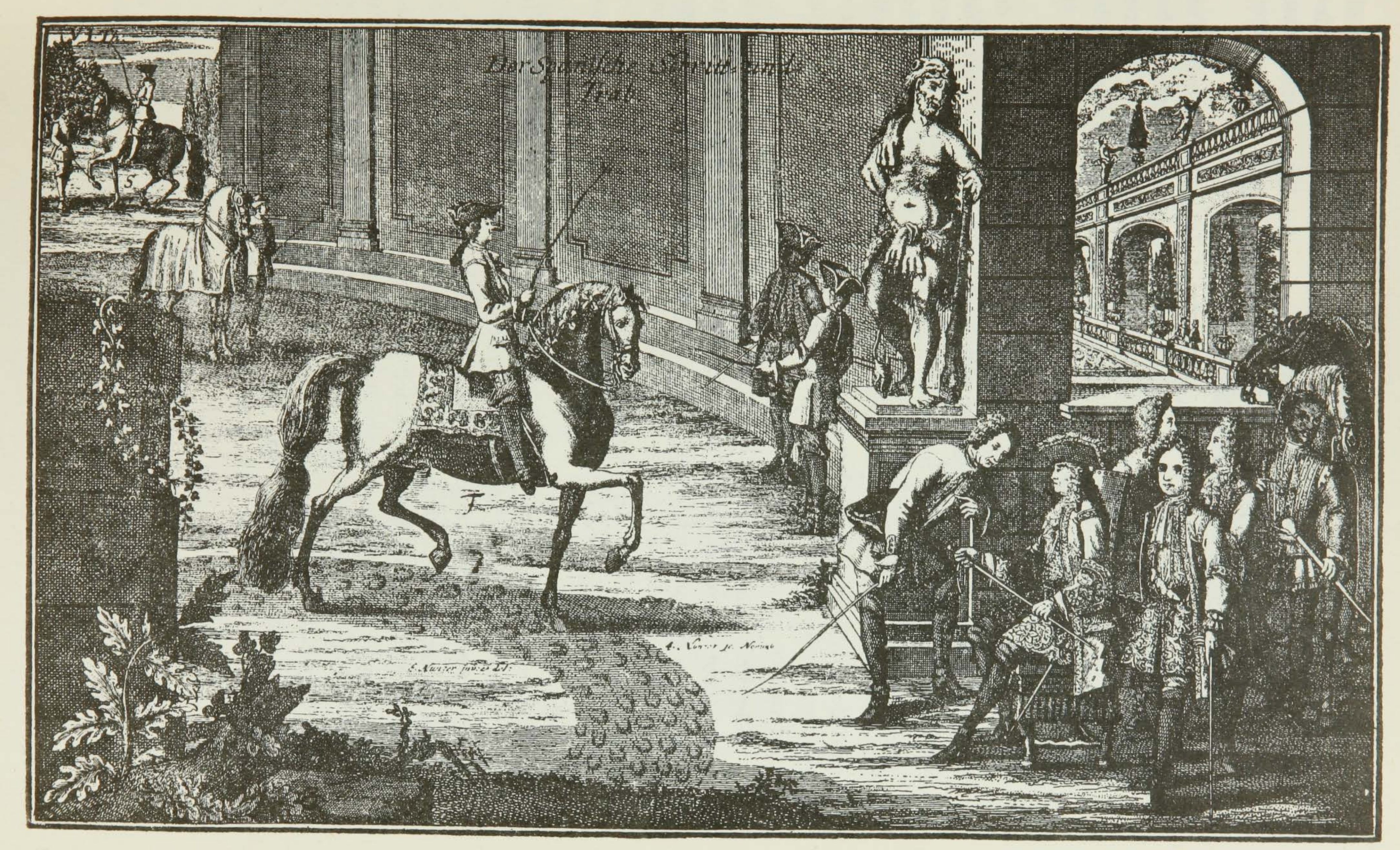
Die von den triumphierenden Kassetten der Decke gekrönte, auf Säulenreihen aufstrebende Weite des weißen Saales dient einem hier alltäglich erneuten Schauspiel, das seinesgleichen auf der Welt nicht hat. Eine erlauchte Kunst, seit alters berühmt und mit Hingebung gepflegt, wird »selig in sich selbst« geübt: die »spanische Schule der Reiterei«.

Seit 1580 hielt das Haus Habsburg in Lippiza im Karst ein Gestüt, dessen bester Ertrag jährlich nach Wien gebracht ward, um in der Hofreitschule nach der von Pluvinel, dem Reitlehrer Ludwigs XIII., ausgebildeten Methode zugeritten zu werden. Fünf Stämme — nach den Stammhengsten Pluto, Conversano, Neapolitano, Favory und Maestoso genannt; ein sechster Stamm »Siglavy« ward aus Arabien später hinzugefügt — erhalten die edle Rasse. (Das Gestüt wird, da Lippiza von den Italienern erbeutet worden ist, in

Biber in Steiermark weitergeführt; steiniger Boden, Alpenweide ist der Zucht erforderlich.)

Auf diesen uradeligen Pferden, Hengsten, die je nach dem Stammvater und der Mutter heißen, wird die »Hohe Schule« geritten. Vierjährig kommt das rohe Tier, seiner Glieder noch unmächtig, in die Lehre; an der Longe wird es allmählich mit der Peitsche zu gleichmäßigem Gang angehalten, erst nach Monaten und zunächst auf kurze Frist mit der Last des Reiters vertraut gemacht. Durch Verkürzen der Ausbindzügel wird es »versammelt«, »herbei«gebogen, muß sich Tempo und Takt in gefälliger Form unterwerfen. Mit fünf Jahren wird das Pferd frei in den drei Gangarten, Schritt, Trab, Galopp, »vorwärts« geritten, zuerst nach seiner natürlichen Lust und Kraft, allgemach auf »verkürzte« Weise, so daß die Regel ihm ins gelehrige Blut dringt. Sein Pfad ist der »einfache Hufschlag«, die Hinterbeine folgen, und zwar genau, der Spur der Vorderhufe. Später wird es auch den Gang auf »doppeltem Hufschlag« sich anzueignen haben, Vorder- und Hinterbeine einander parallel setzen. Alles in »Anlehnung« an den Zügel, der es leicht stützt und unmerklich lenkt. Denn die Triebkraft geht vom Sitz des Reiters aus, von seinem niemals vom Sattel abgehobenen aufrechten Körper, der sich in den zu unterwerfenden Rücken mit Kreuz und Gesäß hineinschraubt. Flach liegt der Oberschenkel dem gesattelten Leib an, fest hält das Knie, leicht streckt sich der Unterschenkel, tief geht die Ferse, die Fußspitze richtet sich ohne krampfhafte Spannung zum Pferde. Geschmeidig an den Hüften steht mit weich nach hinten gerundeter Schulter der Arm, die Hand ist nur Ausschwung, Ergebnis des im »Sitz« wirksamen Hebels; sie hat in behutsam wechselnder, das Pferdemaul niemals verreißender Anpassung an die in die Zügel zu treibende, von der »Hinterhand« ausgehende Trittkraft die fließende Bewegung wie an einem Seidenfaden zu stützen und zu fördern. Die Gerte hilft dem mit anfühlender Aufmerksamkeit den Gang im Gleichgewicht haltenden Schenkel. »Zwischen Hand und Schenkel« hat das Pferd mit dem Gleichmaß des Uhrwerkes die von ihm geforderten Bewegungen, dem leisesten Nachdruck gefügig, auszuführen.

Die hohe Schule beginnt sozusagen erst mit den »Seitengängen«, den Gängen auf doppeltem Hufschlag: Schulterherein, Kruppeherein, Renvers und Travers. Schulterherein ist die Grundlage der Erziehung des Schulpferdes zu dem unbedingten Gehorsam, der die ihm von seinem Schicksal auferlegte Lebensaufgabe ausmacht. Von innen nach außen übertretend hat es bei verstärkter Belastung der inneren (von der Wand abgekehrten) Beine dem wachsenden Druck des inneren Schenkels nach der Seite zu weichen, ohne sich, außer in der Rundung der Ecken, um diesen Schenkel hereinzubiegen.



Nunzer

Der Spanische Schritt und Trab

Stich aus Löhneisen
(Hof-, Kriegs- und Reitschul)

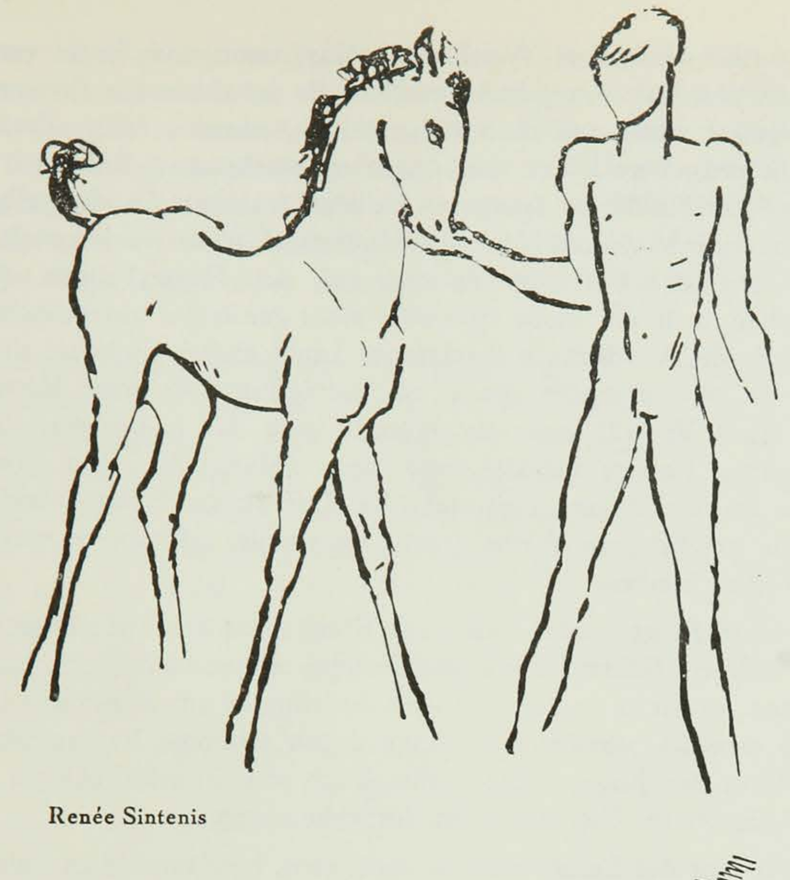
Die drei anderen Seitengänge veranlassen die äußeren Beine, über die inneren zu treten. Den Seitengängen folgen die »Schulen auf der Erde«, Figuren, die streng bemessene Kombinationen der Bewegungsrichtung in dem mit gefälliger Haltung, leichter Anlehnung und taktgerechtem Tritt auszuführenden Übertreten vorstellen.

Aus der Piaffe, dem bei schonendem Zügelanzug in ständigem Vorwärtstrieb durch den verstärkten Schenkeldruck hervorgebrachten Traben auf der Stelle, ergibt sich durch taktmäßige Steigerung des Vorwärtstreibens die Passage, die als spanischer Tritt sich zum hochschwebenden Schwunge steigert: das Pferd wirft seinen Schritt, ehe er den Boden erreicht, federnd aus den Gelenken.

»In den Pilaren« (zwischen zwei Pfeilern) wird die »Schule über der Erde« angebahnt: die immer geschmeidiger sich entwickelnde Piaffe führt zur Levade, wobei das Pferd, die Hinterbeine unter den Leib schiebend, sich vorn im Gleichgewicht erhebt oder sich mit erhobenen Vorderbeinen hinten vom Boden abstößt (Kruppade und Ballotade); »streicht« es während des gestreckten Schwebens energisch nach rückwärts, so heißt dieser Aufsprung die Kapriole. Die Kurbette ist ein aus der Levade womöglich wiederholter Sprung nach vorwärts.

Alle diese anmutigen und edlen Bewegungen den durch jahrhundertelange Zucht den schwierigen Anforderungen angepaßten Schimmelhengsten — einer bei gedrungener Gestalt und schlanken Beinen sich mit dem feinen Kopf sehr vornehm tragenden Rasse — in stiller, geduldiger Bemühung beizubringen, ist Sache der kleinen Schar erlesener Bereiter, die die schöne, der Natur des Pferdes mit feinem Fühlen abgelauschte Überlieferung verwalten.

Wer, wie der Verfasser dieser gedrängten Übersicht über den reifen Inhalt einer erlauchten Lehre, das Glück genießt, seit Jahren der einzigartigen Anstalt als eifriger Schüler anzugehören, weiß, was solches in angestrengtem körperlichen Denken, unausgesetzter Aufmerksamkeit auf leisteste Nuancen ausgehendes Reiten bedeutet. Der Zuschauer aber, dem das entzückende Ergebnis dieser strengen, auf Takt, Energie und Ausdauer aufgebauten Arbeit begabter und durchgebildeter Körper an edelstem Material überraschend sich darbietet, wird den Österreicher begreifen, der um die Erhaltung eines Juwels bangt, wie es kostbarer die Kultur seiner kaiserlichen Vergangenheit nicht hervorgebracht hat.



Renée Sintenis



DER WERDEGANG EINES SCHULPFERDES NACH DER IN DER SPANISCHEN REITSCHULE ZU WIEN ÜBLICHEN METHODE

Von

OBERBEREITER MAURITIUS HEROLD

Nachstehend will ich versuchen, in gedrängter Kürze die Art des Vorganges bei der Abrichtung der jungen Hengste für die hohe Schule, wie sie in der Spanischen Reitschule von jeher geübt wurde, zu schildern.

Es sei mir gestattet, zum besseren Verständnis hier noch einige Bemerkungen über die Schulreiterei einzuflechten. Diese bildet keinesweg ein Mystikum, wie manche glauben mögen, sondern sie ist eine sehr natürliche Sache, die einzig und allein auf dem hochentwickelten Feingefühl des Reiters bezw. Dresseurs begründet ist. Dieses ausgebildete Gefühlsvermögen verbindet den Menschen förmlich mit der Psyche des Pferdes und befähigt ihn, den leisesten Widerstand des Tieres sofort wahrzunehmen und mit geeigneten Mitteln im selben Augenblick auch entgegenzuwirken. Denn das Pferd im allgemeinen, besonders aber das sogenannte Blutpferd, ist ein mit Verstand und Willen ausgestattetes Lebewesen, welches allezeit bestrebt ist, Vorteile ausfindig zu machen, mittels deren es sich der ihm auferlegten Arbeit wenigstens teilweise entziehen könnte; es will sich ebenso wie der Mensch die Arbeit erleichtern. Demzufolge behaupte ich, daß das Reiten, strenge betrachtet, insbesondere das Schulreiten, einen permanenten Kampf mit dem Pferde bedeutet, der sich allerdings in so feinen Formen abspielen soll, daß der Zuschauer nichts gewahrt, sondern stets den Eindruck vollster Harmonie zwischen Reiter und Pferd gewinnt.

Der junge Lippizaner, im Alter von vier Jahren noch in voller Entwicklung be-

findlich, wird — mit einfachem Wischzaum, Kappzaum und Sattel versehen — erst an der Longe an das Vorwärtsgehen gewöhnt. Es ist der erste Zwang, der auf das junge Tier ausgeübt wird, und man steigert die Anforderungen allmächlich, indem man die Ausbindezügel verkürzt und durch aufmerksamen Gebrauch der Peitsche einen lebhaften, gleichmäßigen Gang zu erzielen trachtet. In demselben Maße, als das Pferd durch das Verkürzen der Ausbindezügel mehr versammelt werden soll, macht sich bei ihm das Bestreben geltend, mit den Hinterbeinen oder der Nachhand auszuweichen, d. h. die Beine entweder nicht genügend unterzuschieben oder sie seitlich der durch die Vorderhufe markierten Linie niederzusetzen; diese Erstlingsversuche passiven Widerstandes gleich zu korrigieren, ist eine Hauptaufgabe des Longierenden. Nach Verlauf mehrerer Monate wird das Longepferd durch das Gewicht eines leichten Reiters belastet, und zwar anfänglich durch ganz kurze Zeit, späterhin durch immer längere Zeitintervalle. Der junge Hengst, welcher ein Jahr hindurch auf die geschilderte Weise gearbeitet wurde, ist nun so weit, um ständig unter dem Reiter zu bleiben.

Volle fünf Jahre alt geworden, wird das Pferd jetzt frei auf gerader Linie in den natürlichen Gangarten, Schritt, Trab und Galopp auf einfachem Hufschlag gut nach vorwärts geritten, damit es in der richtigen Anlehnung am Zügel möglichst befestigt werde. Ist dies erreicht, werden die Gänge durch erhöhtes Versammeln etwas verkürzt, und so lernt der junge Hengst allmählich sich in schulmäßiger Haltung und regelmäßiger Gangart im Gleichgewicht fortzubewegen.

Mit Rücksicht auf die Laien wird es nötig sein, hier zwei eben gebrauchte Fachausdrücke näher zu erklären. Wenn das Pferd regelrecht die Hinterbeine in derselben Linie vorsetzt, auf welcher die Vorderbeine sich bewegten, so geht das Pferd auf *»einfachen Hufschlag«*, im Gegensatz zum weiter unten erwähnten *»doppelten Hufschlag«*, bei welchem das Pferd über Verlangen des Reiters die Vorder- und Hinterbeine auf je einer Linie, die parallel laufen müssen, vorwärts bewegt. Unter *»Anlehnung«* an den Zügel versteht man die durch die Zügel hergestellte Verbindung zwischen der Hand des Reiters und dem Pferdemaul. Je nach dem Grade der Empfindlichkeit des Pferdes und dessen zur Zügelführung gewonnenen Vertrauens ist auch die Anlehnung mehr oder weniger richtig abgestuft.

Als weitere Entwicklungsstufe wird, wenn das Pferd nun sechsjährig und vollkräftig geworden ist, mit den Gängen auf doppeltem Hufschlag, den sogenannten Seitengängen, begonnen. Diese gliedern sich in das Schulterherein, Kruppeherein, den Renvers und den Travers. Von allen Seitengängen ist das »Schulterherein« wohl der wichtigste, denn diese Schule bildet eigentlich den Schlüssel für die ganze Schulreiterei, und selbst der Campagnereiter wird nicht auf das Schulterherein verzichten können, sobald er Anspruch auf Gehorsam des Pferdes erhebt. Um so wichtiger erscheint diese Schule daher für den Schulreiter, der doch stets auf die höchste Potenz des Gehorsams und die größtmögliche Durchbildung der Nachhand des Pferdes hinarbeiten muß.

Beim Schulterherein treten die inneren Gliedmaßen des Pferdes über die äußeren; dadurch wird der innere Hinterfuß zu verstärkter Arbeit, zu besserem Untersetzen unter das Gewicht gezwungen, während das Pferd gleichzeitig dem Druck des inneren Schenkels nach seitwärts gehorchen, d. h. weichen lernt. Gleicherweise bildet das Schulterherein auch eine wichtige Gymnastik für die Vorhand des Pferdes; während der innere Vorderfuß über die vermehrte Stellung und das erzwungene Übertreten stärker belastet wird, kann das äußere Vorderbein freier aus dem Schultergelenk vor- und seitwärts bewegt werden.

Die anderen oben genannten Seitengänge entwickeln sich sämtlich aus dem Schulterherein und unterscheiden sich von demselben dadurch, daß bei ihnen die äußeren Beine über die inneren gesetzt werden. Untereinander sind Kruppeherein, Renvers und Travers nur durch die Stellung des Pferdekörpers zur Wand und durch dessen Bewegungsrichtung im Verhältnis zu den Reitschulwänden verschieden. Diese Richtung kann entweder parallel zu den Wänden oder, den Raum durchquerend, unter einem mehr oder weniger spitzen Winkel an die Reitschulwand führen.

Durch die fortgesetzte Übung in den Seitengängen, die anfänglich im Schritt, später in den schnelleren Gangarten geritten werden, erhält das Pferd allmählich die nötige Geschicklichkeit, um es dann zu weiteren Schulen, wie Pirouetten, Redopp, Terre à terre usw., kurz gesagt, zu allen sogenannten »*Schulen auf der Erde*« anzuhalten. Ist der Gaul in diesen Schulen hinlänglich geübt, so wird demselben der spanische Tritt oder die Passage gelehrt. Diese wird gewöhnlich aus der Piaffe, der Trabbewegung auf der Stelle, entwickelt, indem das Pferd durch allmählich gesteigertes, taktmäßiges Vorwärtsgehen zu jener schwungvollen, erhabenen, trabartigen Bewegung gebracht wird, welche besonders der Laienwelt Entzücken und Bewunderung entlockt.

Das soweit durchgebildete Pferd kann nun »aufgezäumt«, d. h. mit dem Stangenzaum versehen werden und gilt jetzt als vollkommen zugerittenes Schulpferd. Es wird je nach Bedarf nun auch als »Quadrillenpferd« gebraucht werden können, und ist die Verwendung des jungen Hengstes zu diesem Zweck der eigentliche Prüfstein für den dem Pferde innewohnenden Grad des Gehorsams. Bei einem nicht ehrlich am Zügel stehenden Pferd wäre es ganz unmöglich, die in der Schulquadrille rasch aufeinander folgenden Wendungen und Touren exakt und gleichzeitig mit den Partnern durchzuführen.

Es wäre aber ein großer Irrtum, zu glauben, der Reiter hätte nun nichts mehr zu tun und könne sich auf dem Rücken des fertig gerittenen Tieres einem Dolce far niente hingeben; diese Annahme wäre weit gefehlt, denn in keiner Disziplin kann man das Sprichwort: »Stillestehn heißt rückwärtsgehn« mit mehr Berechtigung anwenden, als gerade beim Schulreiten. Man muß das beim Pferd mühsam Erreichte mit aller Aufmerksamkeit festzuhalten suchen und stets noch auf Vervollkommnung hinarbeiten, denn das Pferd ist — wie eingangs erwähnt — ebenfalls mit Zähigkeit damit beschäftigt, gegenüber dem Reiter Vorteile zu erringen.

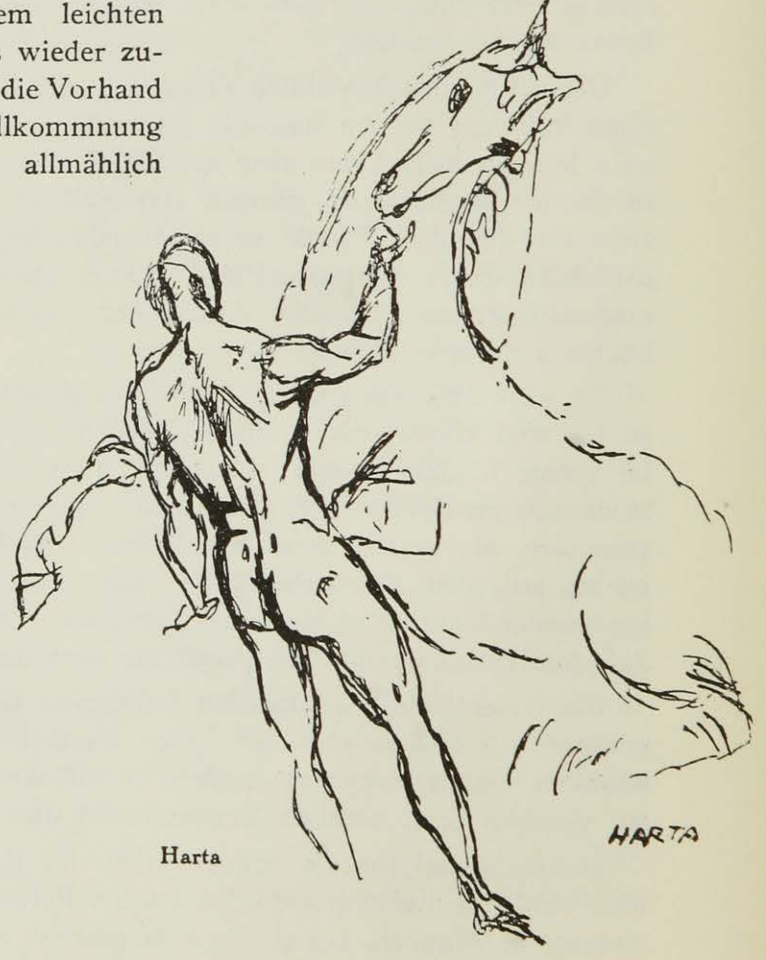
Ein wesentliches Ziel für den Schulreiter ist es auch stets, sein Pferd zu den sogenannten »*Schulen über der Erde*« zu erziehen; dieses Ziel läßt sich aber nicht bei allen Tieren erreichen, sondern es müssen gewisse Voraussetzungen von Natur aus gegeben sein, nämlich Temperament und möglichst fehlerloser, kräftiger Bau.

Den Schlüssel für die Schulen über der Erde bildet die Arbeit in den Pilaren; diese sind eine Erfindung des berühmten Reitlehrers Ludwigs XIII. von Frankreich, *Antoine de Pluvinel*. Durch die Pilarenarbeit wird der junge Hengst in erster Linie zum Piaffe erzogen; diese Schule besteht in einer gleichmäßigen, diagonal wechselnden Bewegung der Beine, kurz Trabbewegung auf der Stelle. Allmählich wird auf diese Art die Nachhand des Pferdes zu immer stärkerem Unterschieben gebracht; im gleichen Verhältnis werden die Vorderbeine entlastet und können dadurch immer höher gehoben werden. Je nach Temperament und Leistungsvermögen des Pferdes entstehen nun bei gesteigerten Anforderungen Momente, in denen das Pferd entweder mit angezogenen Vorderbeinen auf den stark untergeschobenen Hinterbeinen balanciert oder sich bei erhobener Vorhand mit den Hinterfüßen vom Boden abstößt.

Während die erstgenannte Phase zur Levade, auch Pesade genannt, führt, entsteht aus dem Abstoßen der sogenannte Schulsprung, von welchem wiederum drei Variationen unterschieden werden, und zwar die Croupade, die Ballotade und die Kapriole.

Bei der Croupade stößt sich das Pferd kräftig mit den Hinterbeinen vom Boden ab, zieht dieselben einen Moment unter den Körper und landet wieder auf der gleichen Stelle. Die Ballotade entsteht unter den gleichen Voraussetzungen, jedoch ist bei dieser Art des Sprunges der Pferdekörper mehr in horizontaler Richtung, und das Pferd zeigt die Sohle der Hinterhufe nach rückwärts. Als vollkommenster Schulsprung ist die Kapriole anzusehen, bei welcher das Pferd sich mit voller Kraftentwicklung vom Boden abschnellt und während des Momentes, in welchem es in horizontaler Lage in der Luft schwebt, mit den Hinterbeinen kräftig nach rückwärts ausschlägt (streicht).

Eine sehr schöne Schule über der Erde ist die sogenannte Courbette, die gewissermaßen einen Übergang von der Levade zum Schulsprung darstellt. Hierbei hebt sich das Pferd wie zur Levade und setzt mit angezogenen Vorderbeinen zu einem leichten Sprunge nach vorwärts an, wobei es wieder zuerst mit den Hinterbeinen landet und die Vorhand langsam senkt. Je nach der Vervollkommnung im Gleichgewicht wird das Pferd allmählich auch zwei oder mehrere solcher Sprünge mit andauernd erhobener Vorhand auszuführen imstande sein, und bildet diese Schule für den Beschauer stets ein entzückendes Bild.



Harta

Die hier angeführten Phasen der hohen Schule sind keineswegs »künstliche« Gangarten, sondern durchwegs natürliche Gänge, die durch die menschliche Einwirkung bloß kultiviert, d. h. dem menschlichen Willen und Schönheitssinn untertan gemacht wurden. In größeren Herden junger temperamentvollerPferde kann man häufig genug allerlei Bewegungen, Gänge und Sprünge beobachten, die auch jeden Laien davon zu überzeugen vermöchten, daß die hohe Schule, wenn sie in einer methodischen Weise und getreu den überlieferten Erfahrungen der alten Meister betrieben wird, keineswegs widernatürliche Dinge vom Pferde verlangt, sondern eine von allen Hippologen längst anerkannte und gewürdigte Kulturerrungenschaft darstellt.

JE CHERCHE APRÈS TITINE

FOX-TROT-SCHIMMY

Paroles de
BERTAL MAUBON et E. RONN

Musique de
LEO DANIDERFF

I.

Je vous d'mand' pardon messieurs dames
D'avoir l'air inquiet et confus,
C'est que j'ai perdu, ah! quel drame!
La chose à quoi je tenais l'plus
C'n'est pas un collier non mon ange
Ni des bijoux, ni ma vertu
Car ça encor y en a d'rechange
C'est Titin' dont j'étais l'Jasus!....
Titin' c'était tout mon trésor!....
Où qu't'est t'y? ma Titine en or?

Refrain:

Je cherche après Titine Titine Titine
Je cherche après Titine
Et ne la trouve pas
Je cherche après Titine Titine, Titine
Je cherche après Titine
Et ne la trouve pas
Ah! maman, ah! papa!

2.

Je la cherche partout sans trêve
La nuit, le matin, le tantôt...
Elle était le song' de mes rêves
Aussi l'autre jour dans l'métro:
Entassés comme des sardines
Près d'un' dame j'étais debout
Lorsque j'entendis ma voisine
Crier: Pour qui me prenez-vous?
Votre main bouscul' le pot d'fleurs!
Que fait's vous-la? vil imposteur.
au Refrain:

3.

Voilà l'signal'ment de ma belle
Elle a de grands ch'veux coupés courts,
Des bas qui tienn'nt par des ficelles
Ell' pleur' dès qu'on parle d'amour
Dans les boit's ou l'on batifole
Si vous la voyez ce démon
Dit's lui qu'ell cess' de fair' la folle
Et quell' revienne à la meuson....
Dit's qu'vous l'aimez, ça n'fait rien
Mais rendez la moi le lend'main.
au Refrain:

Propriété de LEO DANIDERFF. Compositeur.
8. Passage de l'Industrie. Paris.

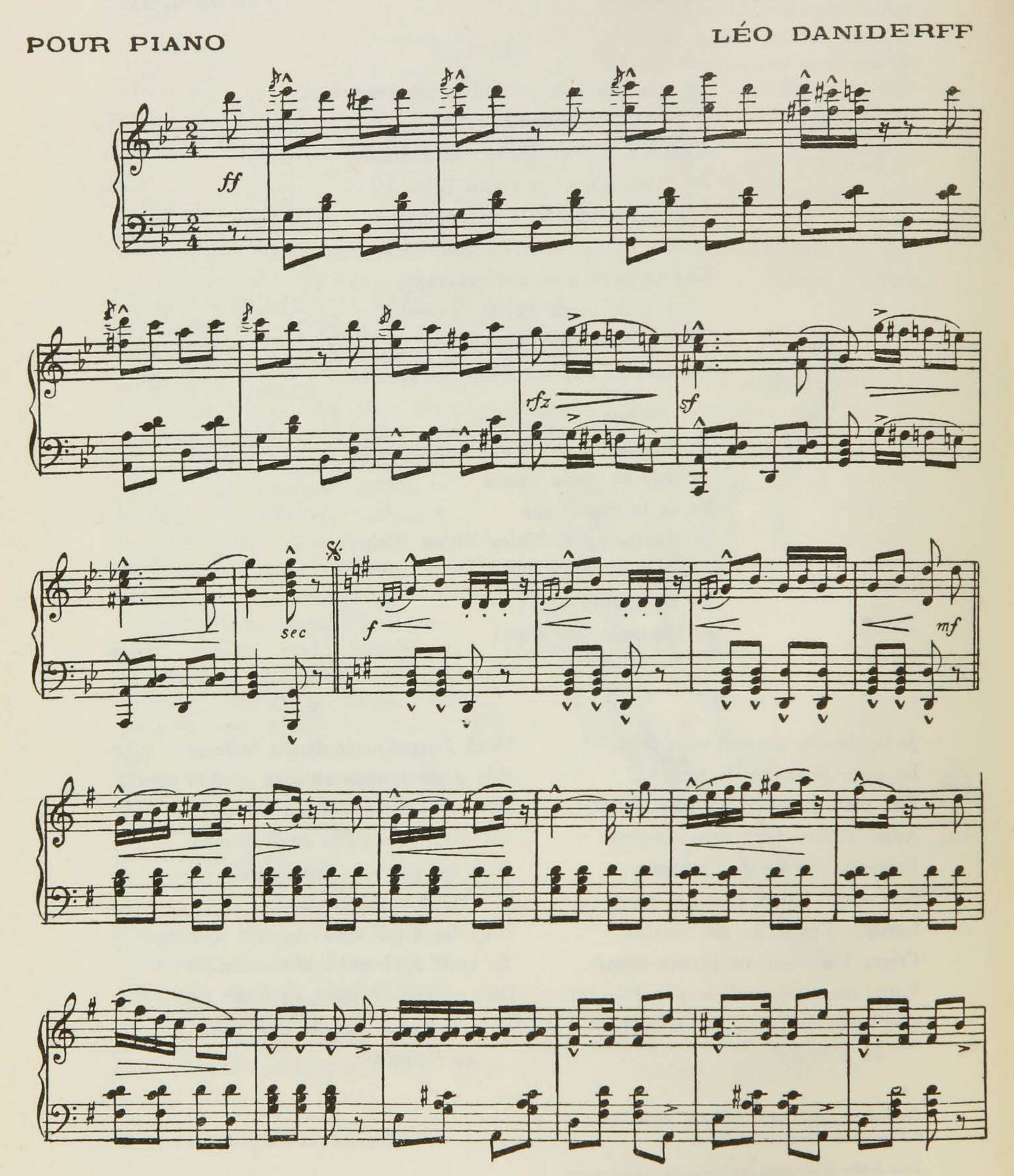
Imp. P. ROLLAND, 82 Fs. St. Martin Paris

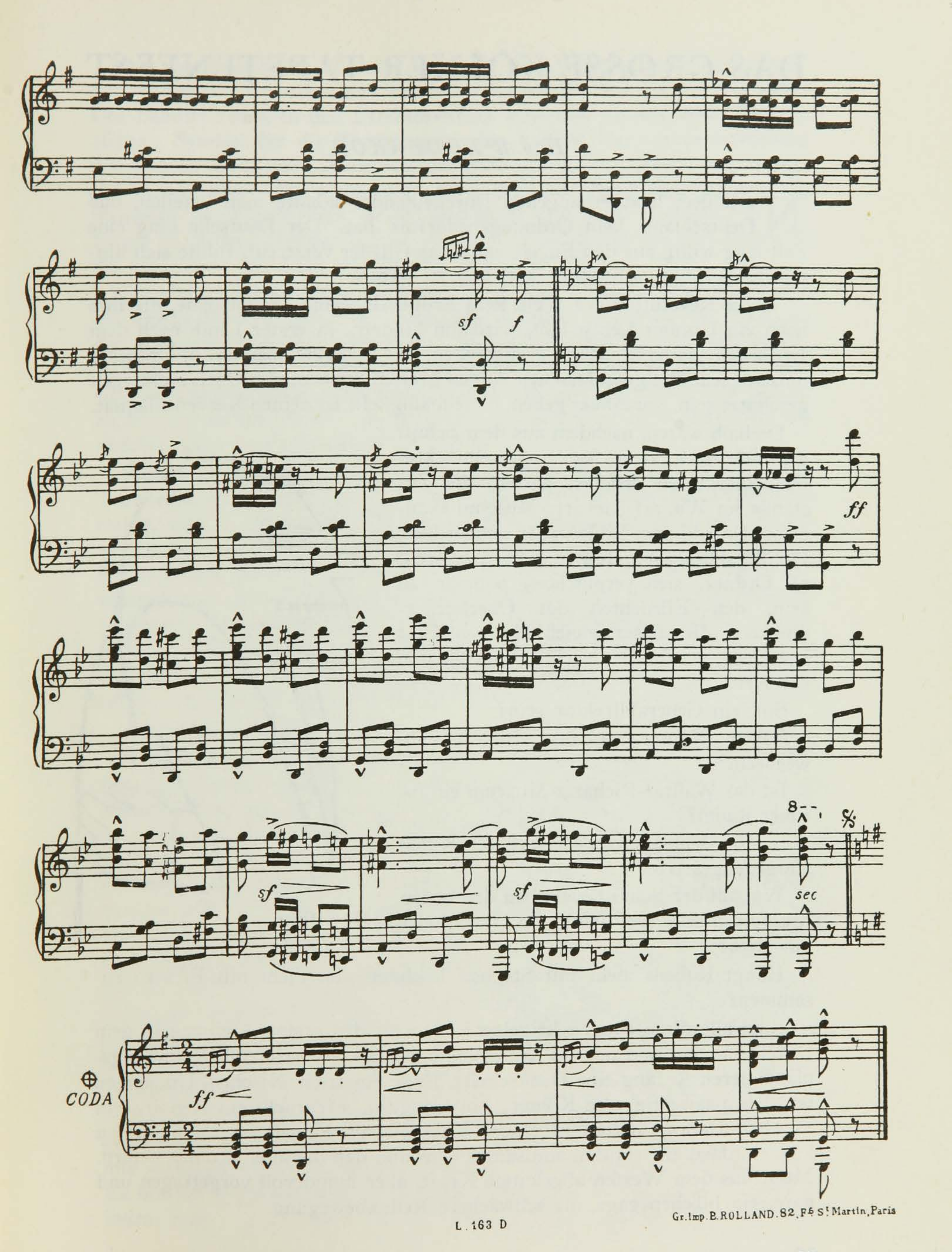
LE GROS SUCCES du "MOULIN ROUGE"

JE CHERCHE APRÈS TITINE

FOX-TROT SHIMMY

POUR PIANO **LÉO DANIDERFF**





L.163 D

Gr.Imp.E.ROLLAND.82,Fg St Martin,Paris

DAS GROSSE KÖLNER TAPETENFEST

Von

H. v. WEDDERKOP

Nach dem letztvergangenen Durcheinander könnte man urteilen, daß Deutschland kein Ordnungsbedürfnis hat. Der Deutsche ging eine Zeit lang willig aus den Fugen, sah seine Glieder verstreut, fühlte sich hin- und hergerissen, schwebte, statt fest zu stehen.

Keine Revolution der Welt, kein Erdbeben, keine Katastrophe, die ihm noch ein Gramm Leben läßt, wird ihn hindern, in erster Linie nach dem Erwachen aus Erschütterungszuständen, was ihm geblieben ist, in Ordnung umzusetzen. Mit geschlossenen Augen greifen können, vor Überraschungen geschützt sein, vor Anker gehen, Regelmäßigkeit, ist seinen Nerven adäquat.

Deshalb waren, nachdem aus dem Schutt der Zeit sich zwei fest angestellte Museumsdirektoren erhoben hatten, die Zustände im Wallraf-Richartz-Museum skandalös. Dort hingen Bilder, aber ungeordnet. Dreißig Direktoren hatten sich vorgestellt als Ordner, sich verpflichtet, populär zu sein, den Einsichten des Oberbürgermeisters, die dieser gleichfalls von Gott empfängt, zu folgen. Nach Ungewißheiten der Art:



George Grosz

Soll ein Generaldirektor sein?

Sollen Kommoden mit Bildern abwechseln?

Ist das Wallraf-Richartz-Museum ein intimer Raum?

Ist das Kunstgewerbe etwas der Kunst Entgegengesetztes?

Wo soll der Schnitt zwischen den neuen Museumsdirektoren sein: um 1500 oder um 1650?

Hängt Rubens mehr mit Stephan Lochner oder mehr mit Picasso zusammen?

Sind alle diese Fragen beigelegt? Man tat den ersten Atemzug in dem Durcheinander, und in zwei Köpfen entstanden konkurrierende Reinigungspläne, deren Anfang eine Denkschrift, Ende Anstrich, Nischen, Umhängen ist. Ein paar gute alte Kölner, ein Gauguin, eventuell ein Renoir, ein Picasso, Derain, hätten in einem Kabinett als Kunst vereinigt werden können, dazu ein Haufen amüsanter Chronik, den die alten Kölner liefern. Meist aus dem Westen abgeleitete Kraft, aber humorvoll vorgetragen und naiv, ein bißchen gaga, als schwächere Reflexbewegung.

Aber der immanente Sinn für Ordnung räumte auf mit der Lockerheit des schlechthin Genusses und rammte alles wieder fest für die Ewigkeit. Der Schnitt zwischen den Direktoren des Museums ist nun definitiv »um 1650«. Symbol für die Trennung ist ein Schlitz, die geniale Erfindung des älteren Direktors. Bisher rannte man auf halber Treppe gegen eine Wand, bog links oder rechts um, indem man das ganze Treppenhaus abwandelte. Jetzt geht man weiter geradeaus und steht plötzlich in der Natur — überraschender Effekt —, geht nun links in die alte, rechts in die neue Zeit (der Ritz ist übrigens neuromanisch).

Dem Ruf nach Ordnung — Neuordnung, Renaissance — leistete zuerst der ältere Direktor Folge. Er demolierte zunächst alles, nur die Plastiken der goldbronzenen und silbergrauen Heizkörper, frei postiert von Handwerkern, hielten die Erinnerungen an Künstlerisches fest. Er baute Nischen ein, kurz schuf Neues, löste eine Aufgabe. Es ist kein Spaß, alte Kölner zu kommandieren. Neuarrangement ist das Gegebene, mehr läßt sich tatsächlich nicht herausholen.

Links, nach Passierung des Genie-Schlitzes, gerät man in das neue Traubenhaus, mit schönem starken Südlicht, unter dem die Primitiven reifen, und — kommt der Herbst — nach Sommerwärme reiche Blasen werfen werden (»Hast du gelebt am schönen Rhein«). Der neue Gedanke in der Kunst der alten Meister aber besteht in Nischen; es ist Raum gewonnen, der Raum selbst gestaltet, aufgeteilt. Man fühlt sich sicherer, beruhigter der wüsten Süßigkeit dieser alten Kölner gegenüber, wie sie ein Gesamtblick in den großen Raum feststellt. Italien bildet die Grenze des Alten. Hier ist südliche Stimmung, besonders durch einen Riesenrobbia, Prunkstück einer Schmetterküche.

Das wäre geglückt.

Nachdem der alte Teil festgerammt, für die Ewigkeit sein klassisches Gepräge erhalten, oblag es nunmehr dem anderen, sich seine Form neu zu schaffen. Hier gab es erst zu tun, mangels aller Richtungspunkte war die Aufgabe viel schwieriger. Nach vielen Monaten erhebt sich aus Grau und Gelb der Aufräumungsarbeit das neue Anilinum, das an Farbenpracht der Wände seinesgleichen sucht, doch niemals finden wird. Hier ist jetzt Herr Böcklin auf Lachs anzutreffen, einer von den reserviertesten Tönen. Kein Saal gleich, Reichtum. Die neue Zeit bedeckt die Wände, kräftig und schonungslos, entweder — oder; was nicht mit kann von Bildern, versäuft. Stärke wirkt nur durch Einfachheit. Stärkst wirkend ist ein rot - blauer »Hau den Lukas«-Ton. Ihm sind anvertraut (in der unteren Region) die schönen großen Früchte des Düsseldorf-Kölner Verkehrs aus dem 19. und hier gut präsentiert. Die Färbung ist eine Probe, eine kalte, mächtige Stimme: Sieh zu, wie du durchkommst.

Es ist nichts, gar nichts zu sagen gegen solche Experimente. Dies Vorgehen beweist nur die Frische der Gesinnung des jüngeren Direktors, der mir sympathisch ist in seiner Art, wie er sich und seine Bilder preisgibt. Es besteht heute endlich eine deutliche Tendenz, die Kunst zu bekämpfen, indem man sich plötzlich darauf besinnt, sich nach der Existenzberech-

tigung dieser Art Museen umzusehen, die seit hundert Jahren unkontrolliert wuchern. Schlimmster Feind alles Lebenden von heute ist auch hier Sentimentalität. Der Museumsdirektor — wenn schon — soll sich nicht mumifizieren, er strahlt Bewegung in die Bilder; wenn er sie blendet, mögen sie erlöschen. Er attakiert durch sein Vorgehen den alten neugotischen Bau, der, ahnungslos, neuangestrichene Eingeweide bekommt.

Einige Bilder, wie Gauguin, mögen anders denken; sie sind so wenig betroffen wie gemeint.

Das alte Tapetenfest ging stumm und würdig vor sich. Zu dem neuen strömte Groß und Klein. Zwei Tage drückte das Organisationstalent des neuen Direktors der westlichen Kulturmetropole seinen Stempel auf. Mit in den Taumel der Farbe gerissen, vergaß das geistige Köln einen Augenblick Tradition wie Geistigkeit, strömte, präpariert vom Kunstverein, erst durch die Säle, dann zu einem mysteriösen Frühstück, das ein anonymer Kunstfreund, bekannter Sammler, bei eigener Abwesenheit gab. Die Presse, der nicht Genüge geschehen war, aß nebenan Hämmchen. Das Fest beherrschte das Stadtbild, ein langer Zug Geistigkeit (darunter prominente Berliner) zog den Strom entlang, was, diesem Strom und seiner Uferpromenade ungewohnt, abzulehnen ist. Der Rhein war von grauer Gleichgültigkeit gegen das eben Erlebte, sprach mehr durch Breite, die den östlichen Kolonen bewies, daß es auch andere Flüssigkeiten gibt als den Landwehrkanal.

Der Traditionsspießer wirft die Frage auf, wieviel Lochners, Leibls, eventuell Renoirs statt der Neuarrangeemnts erworben werden konnten. Die Frage interessiert uns nicht, da wir auf dem Boden der Tatsachen stehen. Wir haben Klein-Magdeburg, und wir haben es drinnen, unter Dach und Fach, geschützt.

An tatsächlichen Neuerwerbungen war in dem Durcheinander des Werdens mal ein Lüdke zu sehen, ein ringsum eingezäunter Alpensee. Unten die Intimität der Pfähle, oben unberührte Alpenwelt. Auf dem See zahlreiche kleine Wellen: »Meister der Wiederholung«. Wo ist das Bild geblieben?

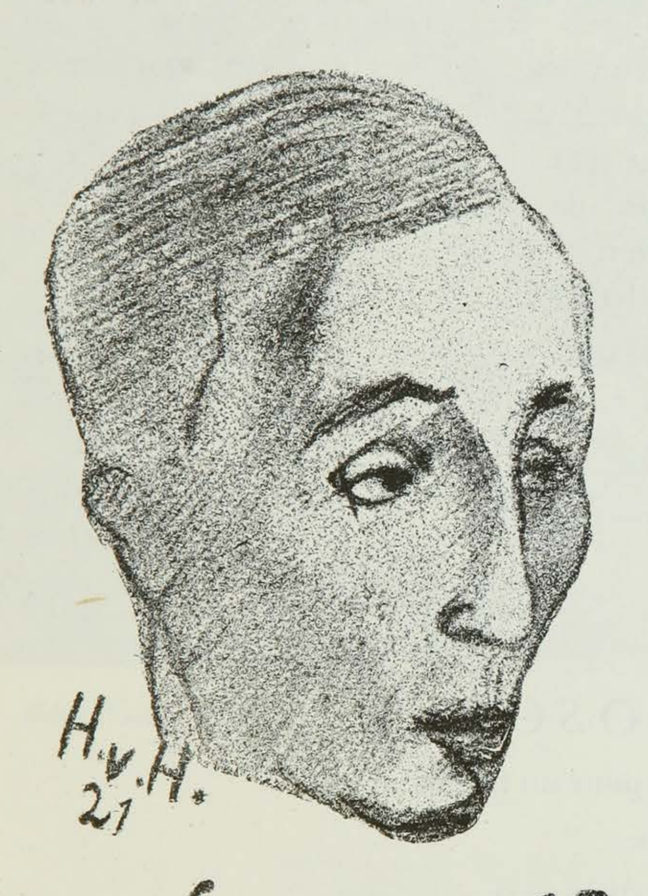
Im neuen Departement sind u. a. ein Rayski und ein Hofer erworben. Die Neuzeit, in Gestalt von Dix (»Der Krieg«), wird hinter einem stahlgrauen Vorhang gehalten, der das besseren Ständen angehörende Eröffnungspublikum in Festlaune hielt. Dix, der wunderhübsche Kinderbücher gemacht hat, schwingt sich hier zum neuen Grünewald auf. Hauptwirkung: Gas, Würmer, Ehering, dessen Unzerstörbarkeit über den Tod hinaus bewiesen wird, Eingeweide Nebenrolle. Ein fleißiger Kriegsbericht, aber post festum, es gibt aktuellere Dinge. Das Erfreuliche ist nur die Gesinnung, die an der Kunst vorbeischmiert, als ob sie nicht hold, nicht erhaben, nicht Gnadenbringerin wäre. Erlösende Konsequenz. Was bleibt denn anderes übrig?

EDWIN SUERMONDT †

Von

WILHELM UHDE

Es schien nicht von vornherein gegeben, daß ich Edwin Suermondt überleben würde. Als wir uns zum ersten Male begegneten, wohl im Sommer 1902, hatte ich selbst die Stürme einer bewegten Jugend hinter mir, Edwin Suermondt aber war ganz jung, unangetastet vom Leben; was er wußte und kannte, waren die Pferde seines einsamen, anständigen, kühlen, sportlichen Vaters in Aachen, das Gut seiner einsamen, nur der Liebe zu diesem Sohne hingegebenen Mutter, das Burg Drove hieß; und sonst kannte er Oxford, wo er gerade studiert, und die Berge Schottlands, in denen er während der Ferien einige Fahrten gemacht hatte.



Helmud vom Hügel Edwin Suermondt (Zeichn.)

Wir lernten uns beim Corps in Heidelberg kennen und Wanderungen durch den Odenwald legten den Grund einer Freundschaft, die auf der von gleichem Temperament getragenen Liebe zur Natur begann, in brüderlichem Ringen um eine große geistige Einstellung sich festigte und schließlich zur stolzen und bewußten Überzeugungs- und Kampfgemeinschaft für menschliche und künstlerische Qualität wurde.

Ja, der Inhalt von Edwin Suermondts Leben war Bekenntnis zur Qualität. Damit ist eigentlich alles gesagt. Es ist fast nebensächlich, daß dieses Bekenntnis auf dem Gebiete der Malerei abgelegt wurde. Diese Tatsache hängt vielleicht mit dem Beispiel zusammen, das ein Großonkel gab, der die berühmte Sammlung alter Bilder schuf; sicher damit, daß Suermondt durch mich, der ich inzwischen nach Paris übersiedelt war, mit der Malerei der Picasso, Braque, Henri Rousseau in Berührung kam.

Bei jedem seiner regelmäßig gewordenen Besuche in Paris erwarb Suermondt, der inzwischen, wie ich selbst, die Juristerei an den Nagel gehängt hatte und zum Studium der Kunstgeschichte übergegangen war, einige Bilder dieser Meister und später baute er die so begonnene Sammlung nach der deutschen Seite hin aus (Kokoschka, Klee, Nauen u. a.).

Suermondt hat wenig »geschrieben«. In den schönen Briefen an mich und den Bildern, die er zusammentrug, erschöpfte sich seine Produktivität. Aber er hatte ein entschiedenes und unbestechliches Ja und Nein zu den Dingen der Kunst und seine Sammlung ist das Denkmal eines schöpferischen Charakters, nicht weniger aere perennius als irgend ein kluges Buch. Er nahm an Malerei auf, was gefühlt und echt ist. Den hundeschnäuzigen Berliner Virtuosenwitz, der dem französischen Impressionismus das Rezept abgeguckt hatte, lehnte er ebenso ab, wie die preußischblau-rote Schnellmalerei, die die deutsche Kultur unter dem Namen Expressionismus blamierte. Sinn und Ruhm seines Lebens ist, daß er die Liebe als Vorbedingung künstlerischen Geschehens begriff.

Mit dieser Gesinnung gehörte er naturgemäß zu den Enttäuschten seines Landes, — in jeder Beziehung. Und der letzte Satz seines letzten Briefes an mich, kurz vor seinem Tode geschrieben, lautet: »Nur ganz weit von uns scheint das Leben noch einen Sinn zu haben.« Er ging von uns als ein Entschiedener, gebrochen, aber ungebeugt.

UN PHILOSOPHE

Poème composé pour un tableau

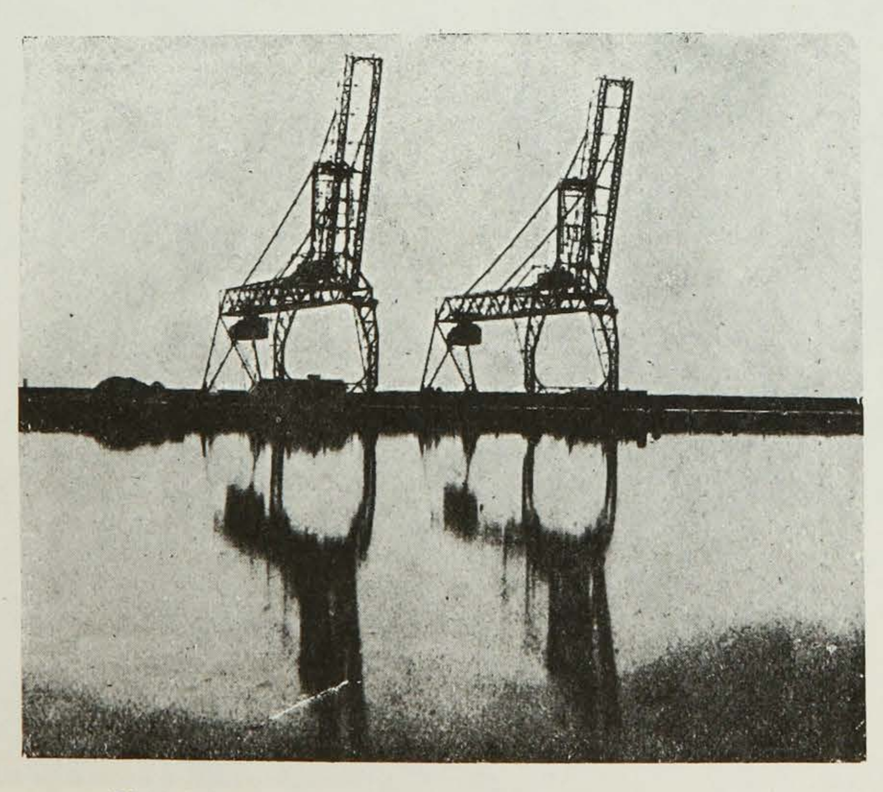
Par

HENRI ROUSSEAU

À l'instar du grand philosophe Diogène
Quoique ne vivant pas dans un tonneau
Je suis comme le Juif Errant sur la terre,
Ne craignant ni la bourrasque ni l'eau,
Trottinant tout en fumant ma vieille pipe,
Bravant avec fierté la foudre, le tonnerre,
Pour gagner une somme modique.
Malgré que la pluie mouille par terre
Je porte sur mon dos et sans réplique
L'annonce du Journal indépendant l'Eclair.

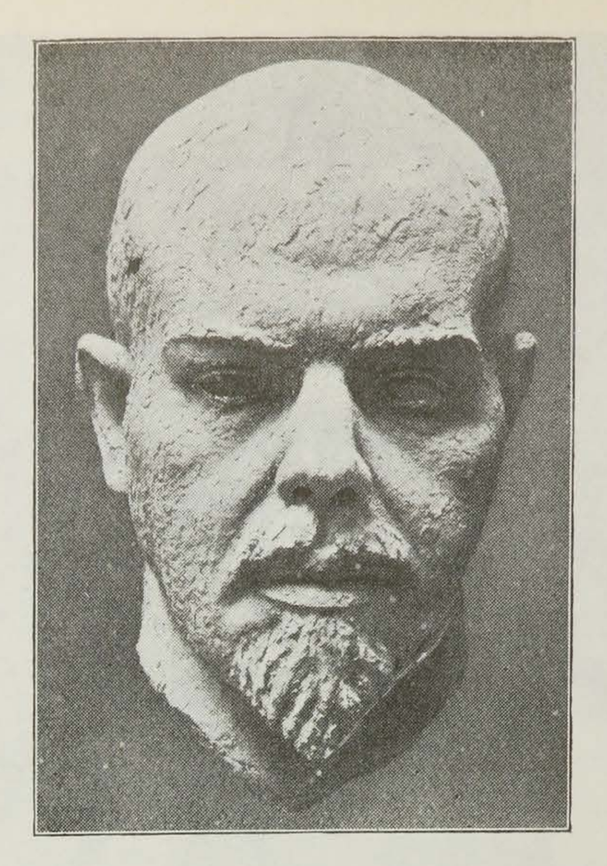
Henri Rousseau

Marneufer (Oelg.)
Sammlung Suermondt, Drove



Verladebrücken im Innenhafen von Emden, DEMAG
ans Linder „Ingenieurbauten"

(Mit Gen. des Verlags Ernst Wasmuth, Berlin)



Fritz Huf Walter Rathenau (Bronce)

Wiener Philanthropen

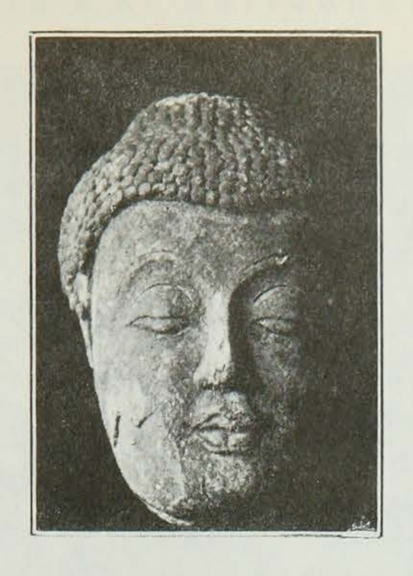


Dem Meister der Feder
zur freundlichen Erinnerung
im Juni 1922
Bosel

Sigmund Bosel, der Retter der Universität
(Foto im Bes. v. Emmerich Békessy)



Dr. Eugenie Schwarzwald,
die Retterin Wien's und jetzt der
deutschen Kopfarbeiter



Chinesischer Kopf (T'ang)
ausgestellt bei Glenk-Worch, Berlin

Aus der Barnes Foundation in Philadelphia

Kopf aus Gabon (Cliché Paul Guillaume)



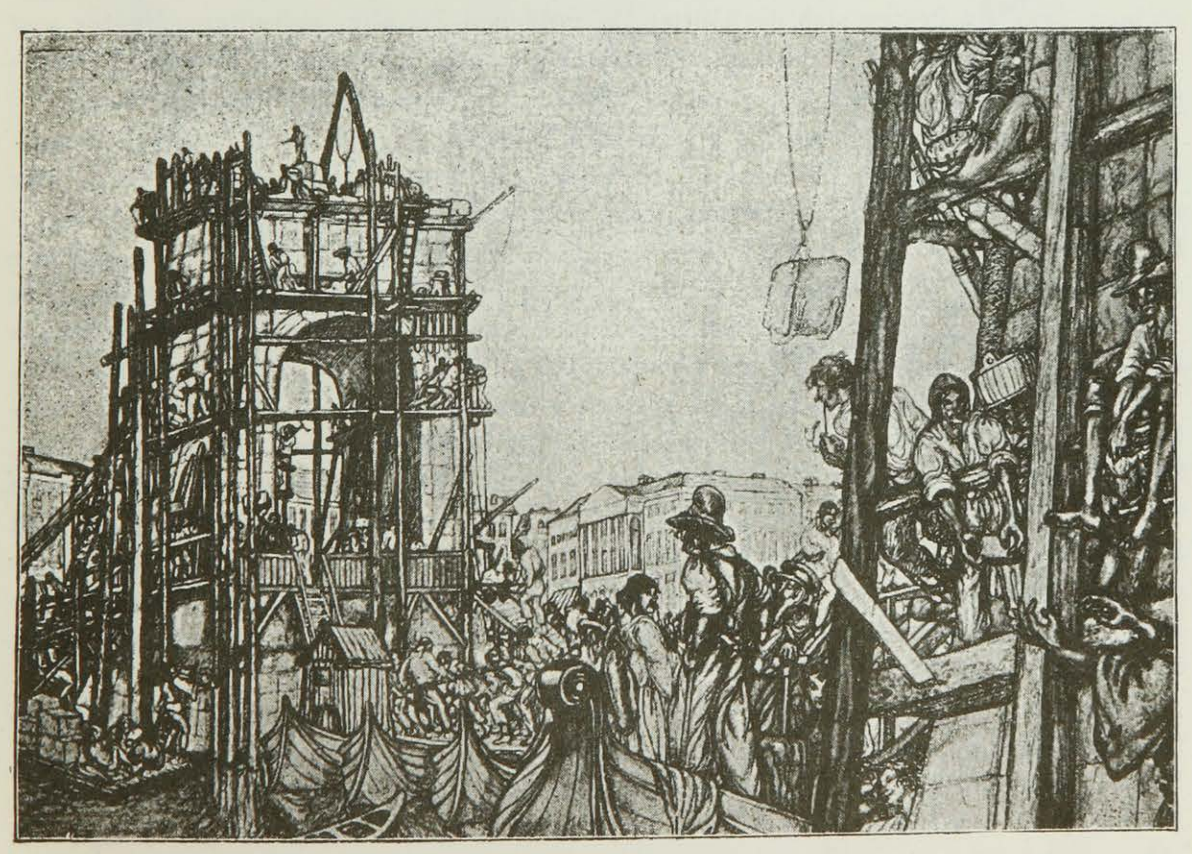
H. Daumier Les Ribaudes (Oelg.)

Renoir Badende Frauen (Oelg.)

lichte, sagt er folgendes: »Wir wollen nicht den Eindruck schaffen, eine Menge von Gelehrten und Kunstkennern herangebildet zu haben, aber wir sind sicher, den Sinn für geistiges Schaffen in eine soziale Klasse getragen zu haben, die den Dingen des Geistes indifferent gegenüberstand.«

Und weiter unten: »Wir glauben, daß die Malerei wie jede andere Manifestation des menschlichen Geistes besser verständlich und interessanter gemacht werden kann, wenn sie nach den anerkannten Methoden bestimmter großer Erzieher studiert wird. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, für das Studium unserer Hilfsmittel einen Arbeitsplan in Gemeinschaft mit den Hochschulen und Universitäten auszuarbeiten. Wir glauben, daß das Experiment, das wir an einer kleinen Anzahl von Personen vorgenommen haben, entwicklungs- und erweiterungsfähig ist. Unsere Sammlung war immer eine Quelle der Freude für alle, die für Farbe und Zeichnung empfänglich sind. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß die bei einigen entwickelte Fähigkeit ästhetischen Erfassens zu einem unentbehrlichen Faktor ihres Alltagslebens wurde. Sehr schwer war es, das Studium der modernen Kunst denjenigen Professoren näherzubringen, die noch in einer Tradition erzogen waren, nach welcher nur die alte Kunst des Studiums würdig erachtet wurde. Diese Einstellung führt zu einer akademischen Art, die der Entfaltung des freien Geistes fatal werden muß. Unsere Erfahrung hat uns bewiesen, daß das einzige Mittel, die akademische Schule durch persönliches Schaffen zu ersetzen, darin besteht: alle menschlichen Werte von allgemeiner Gültigkeit mitwirken zu lassen und sie systematisch zu vertiefen.«

Poet nicht weniger als Ägyptologe, träumt Dr. Barnes einen Traum. Und der Leuchtturm, den er errichtet, wirft seine Strahlen bis zu jenen Grenzen, hinter denen die Utopie beginnt. Sein Werk ist eine Aktion. Das Feld, das von diesem Lichte beschienen wird, ist Feld der Schönheit.



Graf Gyula Battyáni — Der Bau der Kettenbrücke in Pest (Zeichn. im Besitz des Prinzen Franz Hohenlohe, Wien)

WINTERSONNENWENDE

Von

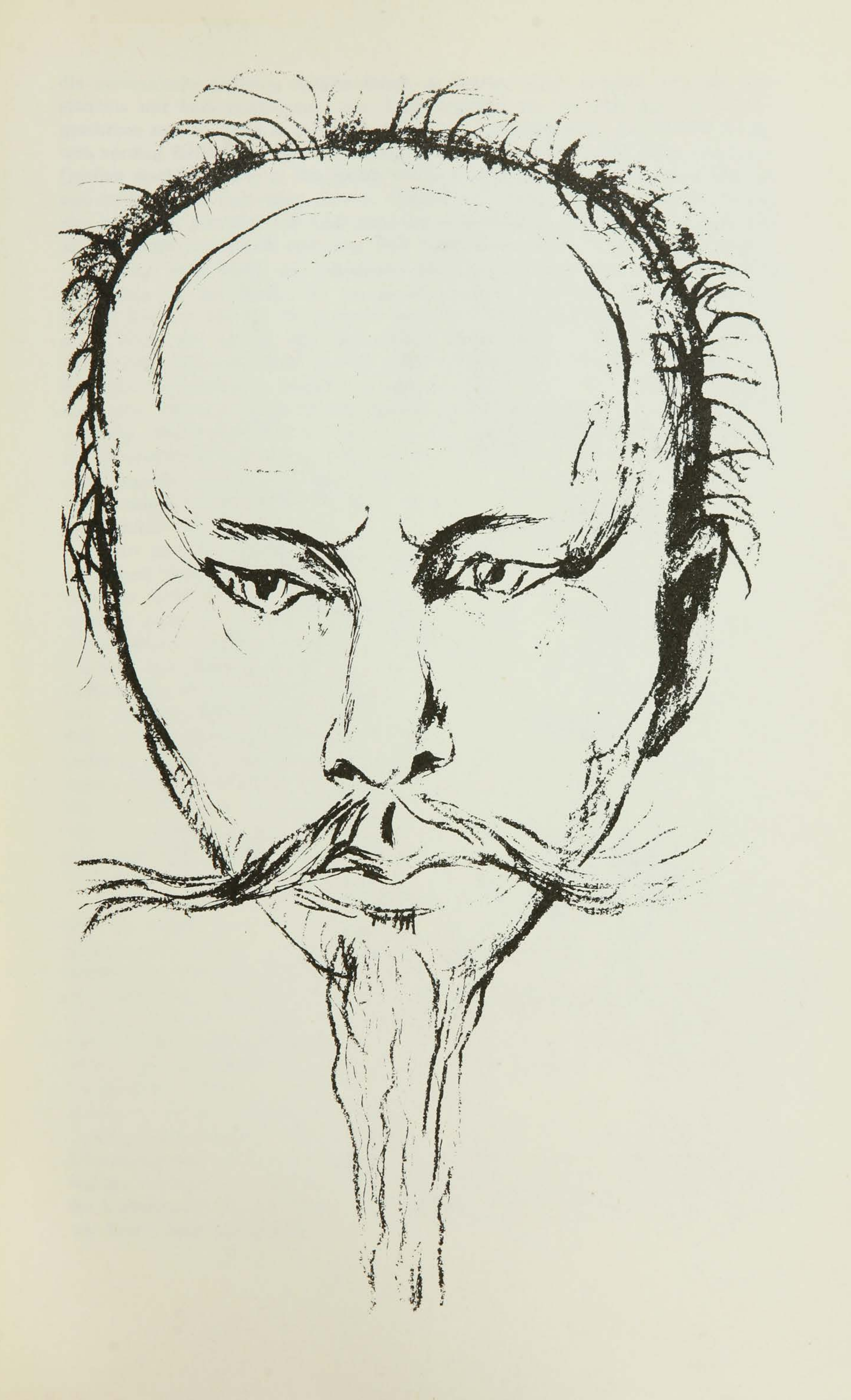
REGIERUNGSRAT a. D. W. v. BÜLOW

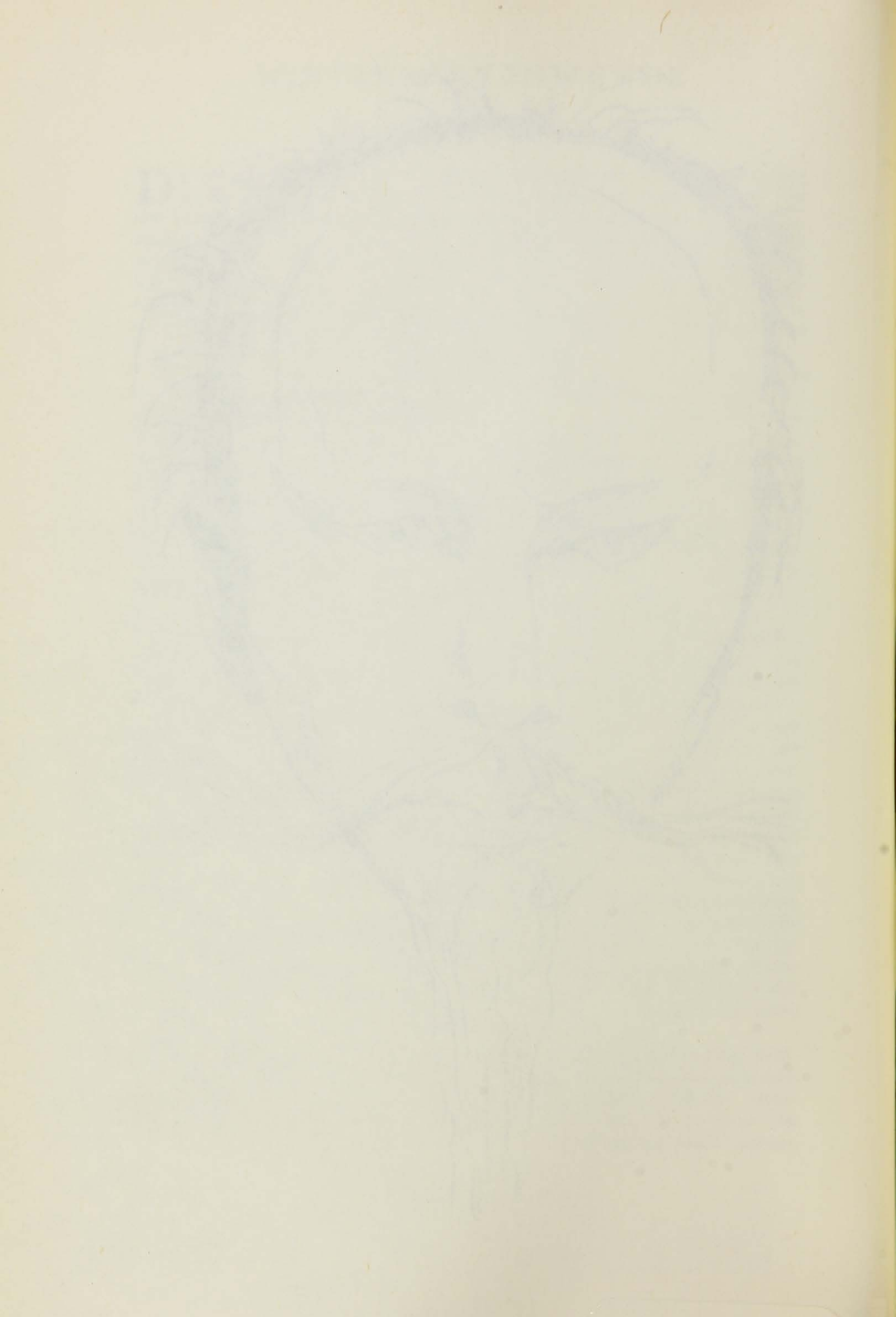
Das *liebe Weihnachtsfest,* das wir alljährlich zur Zeit der Winter-Sonnenwende begehen, ist so durchwoben von den Gemütskräften der deutschen Seele, daß man kaum noch zu unterscheiden vermag, was an ihm aus christlicher, was aus germanischer Quelle stammt. Beides ist zu voller künstlerischer und religiöser Einheit verschmolzen. Eine solche Verschmelzung wäre kaum möglich gewesen, hätte nicht von Anfang an eine in die Tiefe gehende *innere Verwandtschaft zwischen Christentum und Germanentum* bestanden. *Wer diesen Beziehungen nachgeht, ist erstaunt,* auf Schritt und Tritt immer neue Zusammenhänge zu erspüren. *Freilich* muß man dazu *nicht an der Außenseite* der Dinge kleben bleiben.

Freyr ist *wie Christus* das göttliche Kind, dem die Götter Alfheim, das Reich der Seelen, zum Patengeschenk gaben. *Wenn* bei seinem winterlichen Geburtsfest zur Wikingerzeit *auch weidlich gezecht wurde,* wie bei allen festlichen Gelegenheiten, so war doch die Grundstimmung eine ernst-feierliche. Freyr war das Gelübdekind, das Versprechungen für das neu beginnende Lichtjahr *bei den goldenen Borsten des Jul-Ebers* entgegennahm. *So zäh* bleibt die äußere Form solch unreligiöser Gebräuche erhalten, daß in Deutschland das vor dem Kriege so allgemein beliebte Zuckergebäck *Marzipan gern in Form eines Schweines* gestaltet wurde. Der Name dieses Markus-Brotes (marci panis) ist christlich, die Form germanisch. Aber als unsere Vorfahren den Zucker noch nicht kannten, verwendeten sie für das Weihnachtsgebäck Honig, wie ja noch heute der Honigkuchen das dem Weihnachtsfest eigentümliche Gebäck geblieben ist. Der Grund *liegt auf der Hand. Honig ist mit seiner goldgelben Farbe ein Abbild der goldenen Sonne* und jenes goldflüssigen ewigen Trankes, dessen sich die Götter im goldenen Zeitalter erfreuten *(Nektar und Ambrosia der Olympier),* und sein Name läßt klar erkennen, daß in ihm die Wiedergeburt der hohen neuen Sonne verehrt wurde. Ho—nig heißt »die hohe Neue«.

Daß man gerade den Markus als Paten des Marzipans wählte, hat natürlich auch seine tiefere Bedeutung. In der biblischen Erzählung des Evangelisten Markus, der nichts über Christi Geburt berichtet, kann der Grund nicht gefunden werden. Folglich ist Markus ein Deckname. Aber wofür? Zunächst könnte man an die doppelte Gleichung Marcus = Mercur = Wodan denken (der *Mercurii dies,* Mittwoch, heißt englisch wed day, Wodanstag). Naheliegender scheint es mir, daß sein Name deshalb gewählt wurde, weil die Mitlauter-Grundstäbe, die ihn bilden: MR—KS, einen Hinweis auf den von allen Religionen ersehnten und verkündeten Weltenheiland enthalten. *Das MR hängt sowohl mit Meer* (lateinisch *mare)* wie *mit Maria zusammen.* Überall ist die Weltenmutter, die Venus Urania der Griechen, die himmlische Quellen- und Meeresfrau und Mutter des kommenden Welterlösers, des KAS und KAUS, des göttlichen Bogenschützen, den die Griechen Eros, *die Ägypter Horus nannten, Min-Horus,* den Minne-Eros, den Geliebten seiner Mutter. *Wollen wir also auch nur das Marzipan als Weihnachtsgebäck begreifen,* so müssen wir uns schon erleuchten lassen vom Ur-Licht, das uns das Ur-Wort offenbart.

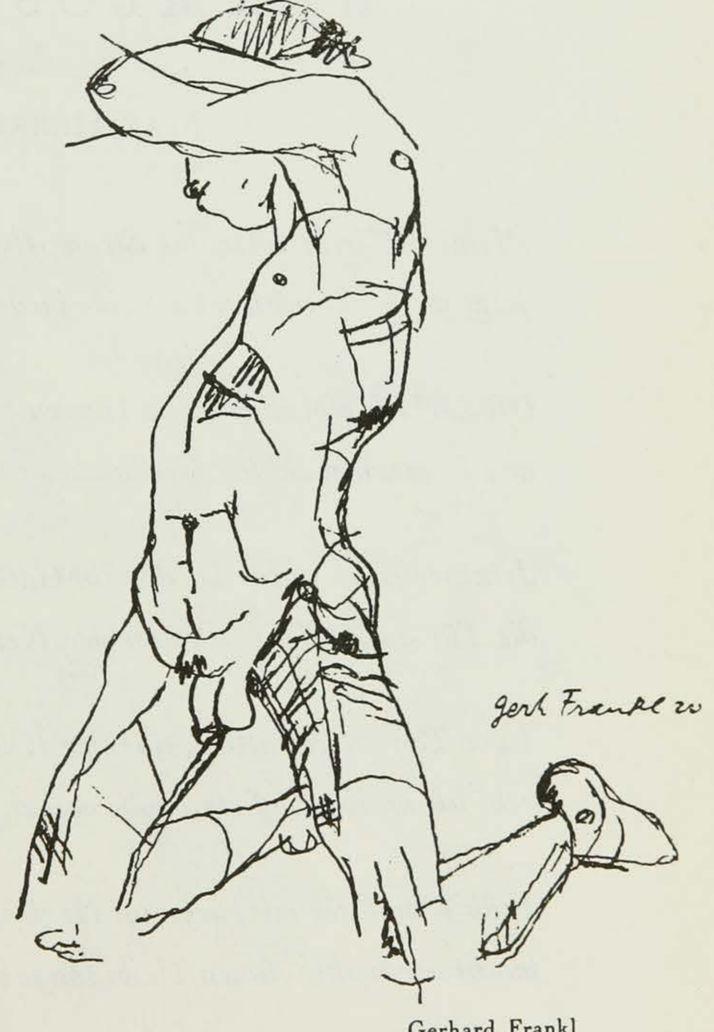
Wie der von Professor Kossinna beschriebene germanische Eberswalder Goldfund bestätigt hat, war der germanische Gottesdienst vornehmlich ein Sonnen-Kultus. Freyr, das göttliche Kind, das in der geweihten Gin- oder Geister-Nacht, der Weihe-Nacht, in der Winter-Sonnenwende alljährlich geboren wird, ist der junge, die Winter-Eismacht überwindende Sonnengott. Lange hat man sich damit begnügt,





die germanische Religion naturmythisch zu deuten. Aber dadurch wird ihr Verständnis nur halb erschlossen. Ihre Tiefe begreift nur der voll, dem das Naturgeschehen zum Sinnbild eines Geistig-Göttlichen-Sittlichen wird. Aber in das Heiligtum vermag freilich nur der einzutreten, dem die Runen-Wünschel-Rute verborgene Quellen erschließt. Der 9. Runenstab bedeutet nicht nur Eis, sondern auch das Ich, und zwar, da in *Folk-vang, dem 9. Götterhause,* Freya, die Toten-Mutter wohnt, *das dem Tode geweihte Ich.* Läßt nicht das selbstsüchtige Gebundensein an das enge Ich die Seele totengleich erstarren. Nur Liebe kann diesen Todes-Bann brechen.

Um die Seele wirbt, wie Skirnismal der Edda berichtet, *Frego, der jugendliche* Lichtgott. Zu ihr, Gerda, der umgürteten, spröden Riesentochter, schickt er mit seinem Schwert Skirner als Brautwerber. Der Werber bedroht sie mit dem magischen Fluch, daß sie mit dem dreiköpfigen Riesen (Drei = Drache) *Hrim-grimnir* in der Hrim-Thursen-Hölle der Ehe pflegen müsse, wozu er im Walde den gambantein, das Schenkel-Reis geschnitten habe, in das er die (dritte) Rune Thurs mit ihren drei Stäben Unfruchtbarkeit, Wahnsinn und Ruhelosigkeit (die Weiberqualen) eingrabe. Wahrlich befreit *aus der Höhle des Eisriesen, dessen Kräfte im Zeitalter des Materialismus am stärksten sind,* kann nur die Seele werden, die ihre Tore weit dem siegenden Lichtgeist öffnet, der, wie Freyr durch seinen Boten Skirner, mit Liebesmacht um sie wirbt.


Gerhard Frankl

Nicht nur das Liebeswerben des neugeborenen Sonnengottes um die wintererstarrte Erde (Gerda = Hert = Erde), sondern auch das Werben des göttlichen Sonnengeistes um die menschliche Seele schildert uns Skirnismal. Wie Sonne und Sohn *(S N),* so sind Seele und sol *(S L)* aus gleicher Sprachwurzel entsprossen. KRI, woraus später Christus, der Gesalbte gebildet wurde, ist als Zeichen des goldenen Widders (Krios-aries), nach dem der Zug der Argonauten ging, ein uraltes Sonnenzeichen. Der Widder ist das erste Sternbild des Sonnentierkreises, wie F, die erste Rune, Freyrs Zeichen. —

Wieder hat der Lichtgeist, der Widder, das Lamm Gottes, seine Boten ausgesandt, Deutschland aus der Gewalt des dreiköpfigen Drachen, jenes Lügengeistes, zu erlösen, der, altgermanische Sinnbilder in ihr Gegenteil verkehrend, die verdoppelte Drei sich zum Leitstern erkoren hat. Schon hat der furchtbare Fluch: Unfruchtbarkeit (Hemmung der Schaffenskraft), Wahnsinn (Trübung des gesunden Urteils), Ruhelosigkeit (Nicht-Warten-Können auf das natürliche Ausreifen) sich unserer Seelen bemächtigt. Immer tiefer werden wir verstrickt in die Gewalt finsterer Mächte. Nur eine volle Hingabe an die Liebesmacht des göttlichen Erlösers und göttlichen Kindes, dessen Geburtsfest wir feiern, kann uns wieder aufwärts zum Licht leiten.

Dann werden an den Ast-Spitzen des Welten-Weihnachts-Baumes wieder die Elms-Feuer göttlichen Geistes aufleuchten, als deren Sinnbilder wir die immergrüne Tanne mit brennenden Wachskerzen bestecken, auf daß Heil uns erwachse. Dann werden uns ungeahnte geistige Kräfte aus dem ewigen Weltenborn, der Urda-Quelle, zuströmen. Dann wird es, wie Nostradamus unserer Zeit prophezeit hat, Edelsteine regnen, verborgen unter dem Vlies (KR1). Dann wird Harzgeruch der Tannenzweige unsere Herzen mit weihnachtlichem Stimmungszauber erfüllen. Dann werden wir als Herren *(Fro) wieder froh und frei* ins Reich göttlicher Freiheit zurückkehren.

Dann wird auch Deutschland wieder frei werden.

(Dtsch. Ztg

HARMLOSER MIETER

Von

MAX HERRMANN-NEISSE

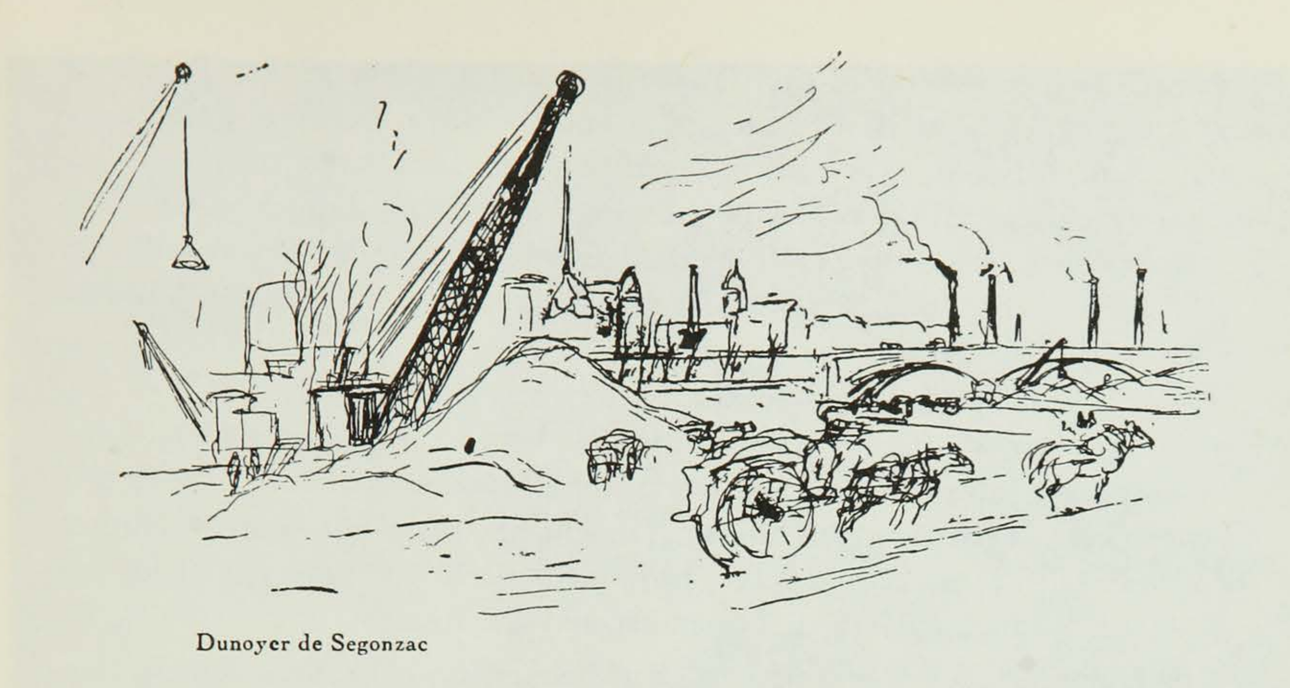
Meiner Wirtin rotseidne Strumpfbänder fand ich nächtlich auf dem Flure,
jetzt weiß ich nicht, ist sie eine biedre Frau oder eine Hure . . .

Oft hör' ich plötzlich einen Herren kommen
und in meinem Schlaf Geräusche, schwül, verschwommen.

Jetzt weiß ich nicht: ist das ihr Gatte, der Eisenbahner, dem sie im Hemd
die Tür aufschließt, oder ist der Kerl ihr fremd . . .

Über Tag ist sie allein, aus der Küche riecht's nach gebratnem Fett,
geh' ich an ihrer offnen Stube vorbei, seh' ich immer ein ungemachtes Bett.

Früh bringt sie mir, sehr im Negligé, den Kaffee herein,
macht verwischte Augen, bleibt lange unter der Lampe stehen und grinst gemein.



Dunoyer de Segonzac

BAUKUNST UND ZEITWILLE!

Von

MIËS VAN DER ROHE

Nicht die baukünstlerischen Leistungen lassen uns die Bauten früherer Zeiten so bedeutungsvoll erscheinen, sondern der Umstand, daß antike Tempel, römische Basiliken und auch die Kathedralen des Mittelalters nicht Werke einzelner Persönlichkeiten, sondern Schöpfungen ganzer Epochen sind. Wer fragt angesichts solcher Bauten nach Namen und was bedeutet die zufällige Persönlichkeit ihrer Erbauer? Diese Bauten sind ihrem Wesen nach ganz unpersönlich. Sie sind reine Träger eines Zeitwillens. Hierin liegt ihre tiefste Bedeutung. Nur so konnten sie Symbole ihrer Zeit werden.

Baukunst ist immer raumgefaßter Zeitwille, nichts anderes. Ehe diese einfache Wahrheit nicht klar erkannt wird, kann der Kampf um die Grundlagen einer neuen Baukunst nicht zielsicher und mit wirksamer Stoßkraft geführt werden; bis dahin muß er ein Chaos durcheinander wirkender Kräfte bleiben. Deshalb ist die Frage nach dem Wesen der Baukunst von entscheidender Bedeutung. Man wird begreifen müssen, daß jede Baukunst an ihre Zeit gebunden ist und sich nur an lebendigen Aufgaben und durch die Mittel ihrer Zeit manifestieren läßt. In keiner Zeit ist es anders gewesen.

Deshalb ist es ein aussichtsloses Bemühen, Inhalt und Formen früherer Bauepochen unserer Zeit nutzbar zu machen. Selbst die stärkste künstlerische Begabung muß hier scheitern. Wir erleben immer wieder, daß hervorragende Baumeister nicht zu wirken vermögen, weil ihre Arbeit nicht

dem Zeitwillen dient. Sie sind letzten Endes trotz ihrer großen Begabung Dilettanten, denn es ist bedeutungslos, mit welchem Elan das Falsche getan wird. Auf das Wesentliche kommt es an. Man kann nicht mit zurückgewandtem Blick vorwärts schreiten und nicht Träger eines Zeitwillens sein, wenn man in der Vergangenheit lebt. Es ist ein alter Trugschluß fernstehender Betrachter, für die Tragik solcher Fälle die Zeit verantwortlich zu machen.

Das ganze Streben unserer Zeit ist auf das Profane gerichtet. Die Bemühungen der Mystiker werden Episode bleiben. Trotz einer Vertiefung unserer Lebensbegriffe werden wir keine Kathedralen bauen. Auch die große Geste der Romantiker bedeutet uns nichts, denn wir spüren dahinter die Leere der Form. Unsere Zeit ist unpathetisch, wir schätzen nicht den großen Schwung, sondern die Vernunft und das Reale.

Die Forderungen der Zeit nach Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit sind zu erfüllen. Geschieht das großen Sinnes, dann werden die Bauten unserer Tage die Größe tragen, deren die Zeit fähig ist, und nur ein Narr kann behaupten, daß sie ohne Größe sei.

Fragen allgemeiner Natur stehen im Mittelpunkt des Interesses. Der Einzelne verliert immer mehr an Bedeutung; sein Schicksal interessiert uns nicht mehr. Die entscheidenden Leistungen auf allen Gebieten tragen einen objektiven Charakter und ihre Urheber sind meist unbekannt. Hier wird der große anonyme Zug unserer Zeit sichtbar. Unsere Ingenieurbauten sind hierfür typische Beispiele. Riesige Wehre, große industrielle Anlagen und wichtige Brücken entstehen mit der größten Selbstverständlichkeit, ohne daß ihre Schöpfer bekannt werden. Diese Bauten zeigen auch die technischen Mittel, deren wir uns in Zukunft zu bedienen haben.

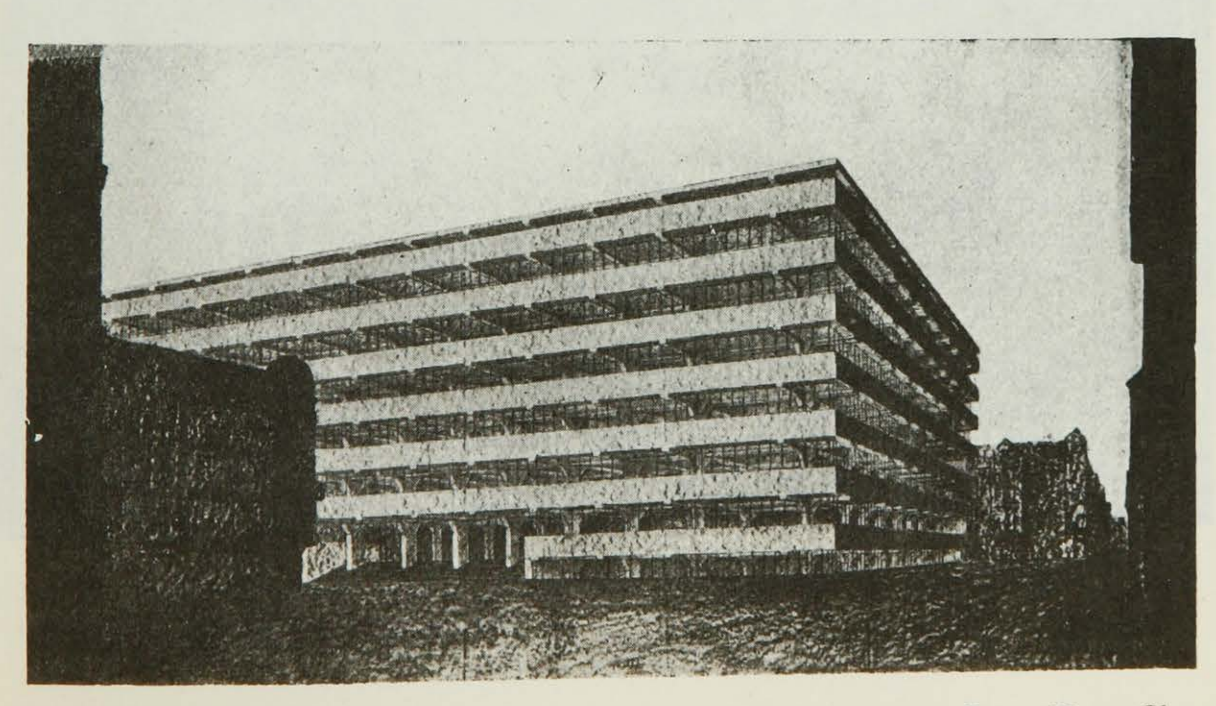
Vergleicht man die mammuthafte Schwere römischer Aquadukte mit den spinnewebdünnen Kraftsystemen neuzeitlicher Eisenkrane, die massigen Gewölbekonstruktionen mit der schnittigen Leichtigkeit neuer Eisenbetonbauten, so ahnt man, wie sehr sich Form und Ausdruck unserer Bauten von denen früherer Zeit unterscheiden werden. Auch die industriellen Herstellungsmethoden werden hierauf nicht ohne Einfluß bleiben. Der Einwand, daß es sich hier nur um Zweckbauten handle, bleibt ohne Bedeutung.

Verzichtet man auf jede romantische Betrachtungsweise, so wird man auch in den Steinbauten der Antike, den Ziegel- und Betonkonstruktionen der Römer sowie in den mittelalterlichen Kathedralen unerhört kühne Ingenieurleistungen erkennen, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die ersten gotischen Bauten in ihrer romanischen Umgebung als Fremdkörper empfunden wurden.

Erst dann werden unsere Nutzbauten ins Baukünstlerische hineinwachsen, wenn sie bei ihrer Zweckerfüllung Träger des Zeitwillens sind.

Hafen von New York
(Mit Gen. des Verlags
Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin)

Dieses Bild zeigt besser als langatmige Theorien, wie Städte entstehen und eine Physiognomie erhalten



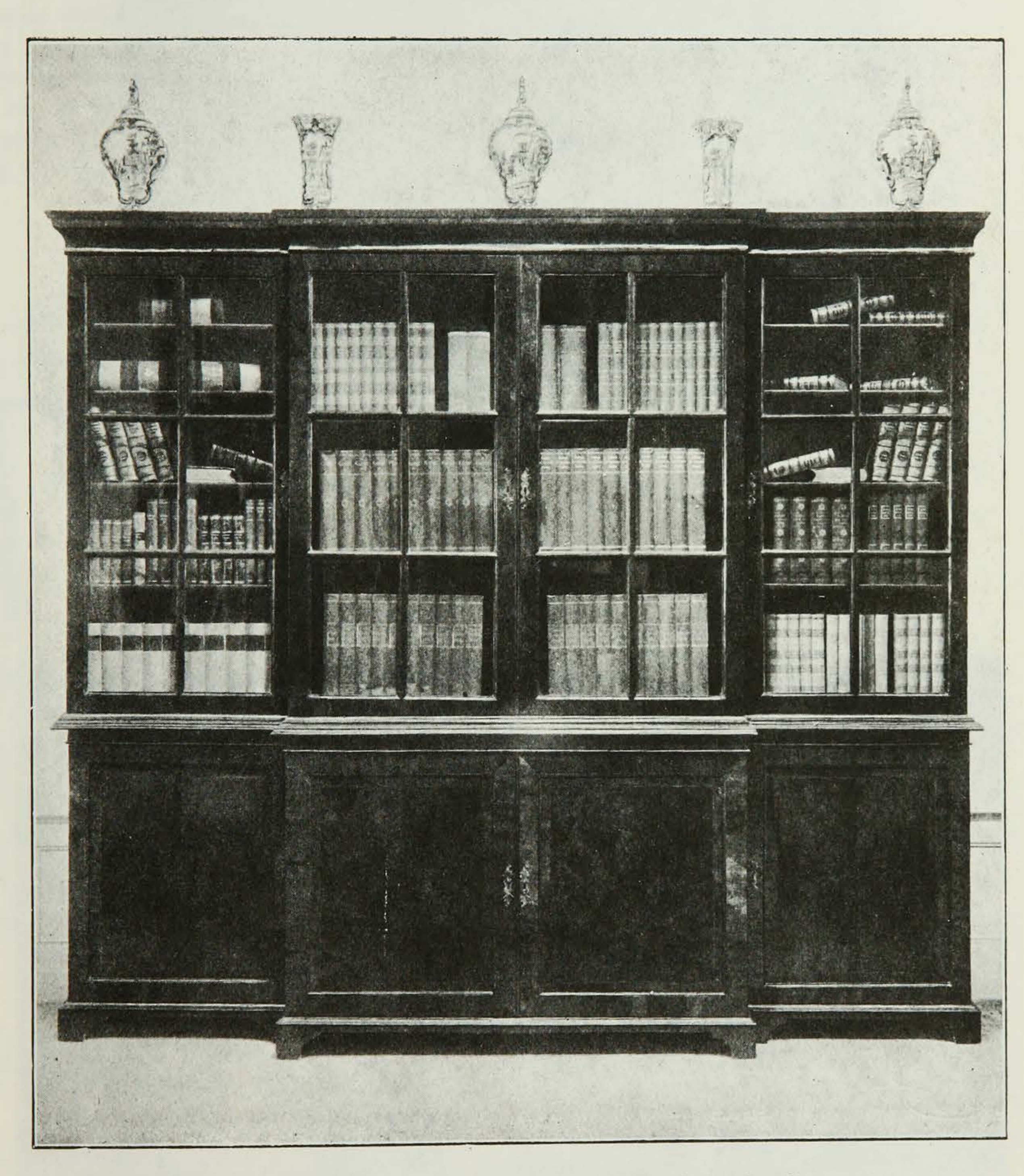
Miës van der Robe

Bürohaus aus Beton, Eisen, Glas

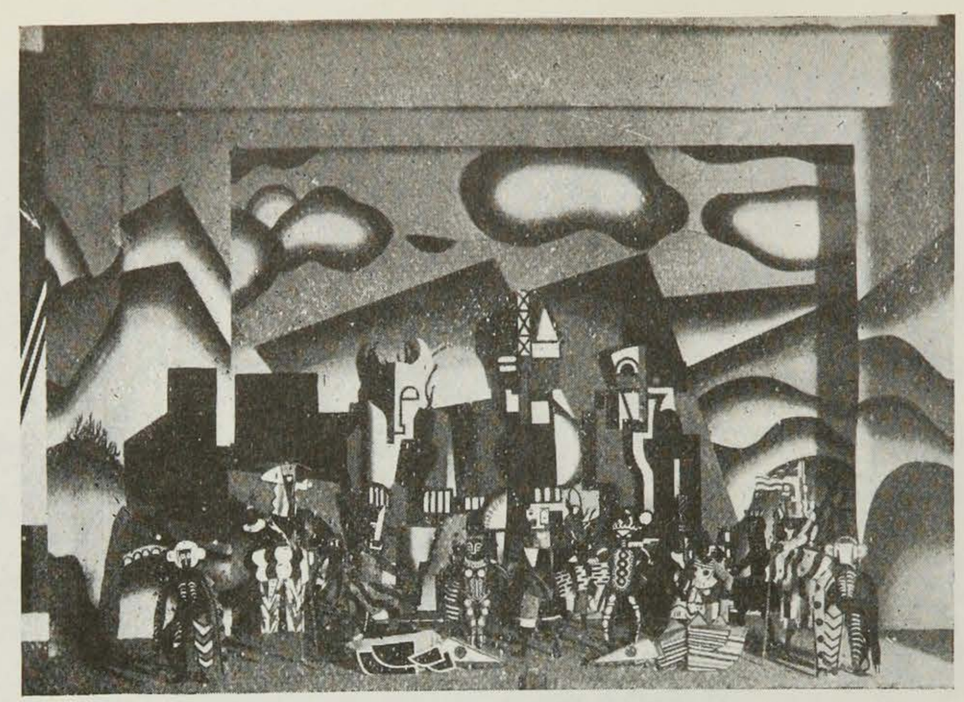


Rohschwefelsilo, Marseille (Wayss & Freitag) aus Linder „Ingenieurbauten"

(Mit Gen. des Verlags Ernst Wasmuth, Berlin)

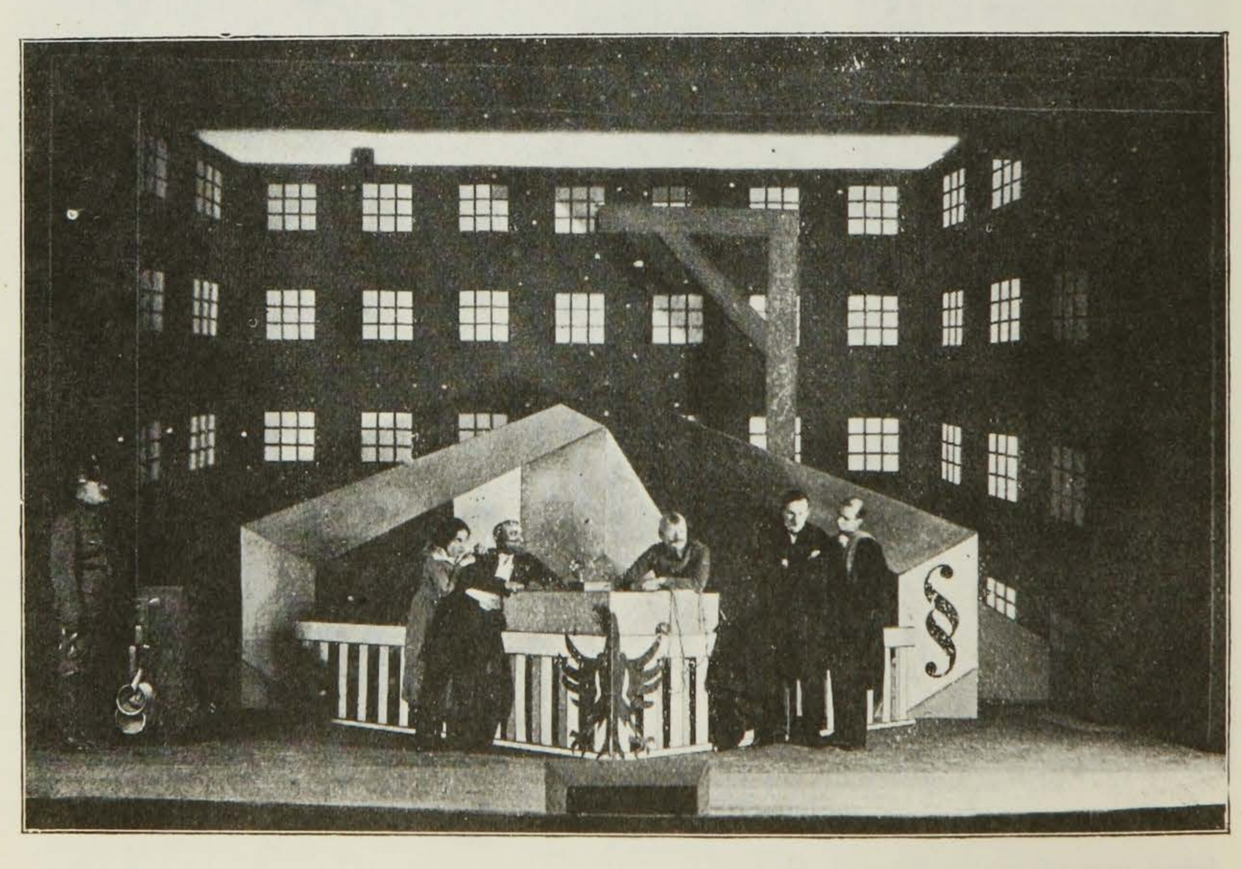


Sehr seltener englischer Bücher- und Sammlungsschrank
aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts;
2.75 m breit, 2.45 m hoch,
ausgestellt bei Herrmann Gerson, Berlin.



Fernand Leger

„Die Erschaffung der Welt“
Schwedisches Ballett
(Cliché Hébertot)



George Grosz

Scene beim Polizeikommissar aus „Nebeneinander“
von Georg Kaiser
„Die Truppe“, Berlin

KAISER JOSEF II. UND SEINE GELIEBTE

Von

ANTON KUH

Es liegt in der Natur der Weltgeschichte, daß sie sich fortbewegt. Jahre folgen auf Jahre, Jahrzehnte auf Jahrzehnte, die Zeit aber schreitet währenddessen immer weiter. Was nicht mehr ist, pflegen wir Vergangenheit zu nennen. Und so hat es für uns einen eigenen, undefinierbaren Reiz, wenn es uns einmal glückt, ein Eckchen des Schleiers zu lüften, der das Gewesene deckt. Solche Gefühle bewegten mich, als ich vor wenigen Tagen die seltene Gelegenheit hatte, mit der 108jährigen Greisin Josefa Zwirzina zu sprechen, deren Großtante noch eine persönliche Bekannte des unvergeßlichen Aufhebers der Leibeigenschaft gewesen ist. Ein trauter Zauber, dem der Duft entschwundener Zeiten entströmt, liegt über der betagten Sprecherin und dem bescheidenen Zimmerchen im zweiten Stock der Staudiglgasse Nummer 17b, das sie draußen in Favoriten, fernab vom Getriebe der Großstadt, bewohnt. Und nun wollen wir ihr selbst das Wort lassen:



Carl Hofer

»Ja, der gute Kaiser Josef«, sagt Frau Zwirzina, indem sie sich gerührt in ihr altmodisches Tüchlein schneuzt, »den hat die Nanni-Tant noch gut gekannt. Aber alle beide sind jetzt leider schon tot. Sie müssen nämlich wissen, meine Tante war nur eine einfache Prostituierte. Zu den damaligen Zeiten haben die Madeln halt noch nicht so hoch hinauswollen, wie heutzutag. Aber vielleicht waren sie grad darum glücklicher. Wie oft hat mir die Nanni-Tant erzählt, wie sie den lieben Kaiser kennen gelernt hat. Sie war damals in dem in ganz Wien bekannten und beliebten Haus »Zum gelben Affen« konditioniert, in der Schüttelstraße Nr. 3; heut steht dort eine Bank. Eines Tages kommt dorthin ein schöngekleideter Herr, und gleich hat die Tante gesagt: »Der hat ganz dieselben schönen blauen Augen wie unser Kaiser.« Und richtig, er war's. Wenn er auch ein Kaiser war und sie nur ein schlichtes bürgerliches Freimadel, er hat doch mit ihr verkehrt, da hat's bei ihm keinen Stolz gegeben. Natürlich ist er immer nur inkognito gekommen; seinen Namen haben wir nie erfahren. Immer hat er geklopft und nie geläutet. Und denken Sie, einen Zopf hat er getragen, wie eine Dame, und einen dreieckigen Hut! Immer wenn er gekommen ist, war seine erste Frage: »Ist die Nanni am Zimmer?« Und wenn es hieß: »Nein!«, dann leuchteten seine schönen Augen in inniger Freude. Und auch sonst war er so idealisch veranlagt! Auf Gold hat er gar keinen Wert gelegt, und deshalb hat er auch nie einem Madel etwas gegeben. Auch über Politik hat er hier und da gesprochen. Wie's einmal geheißen hat, daß uns die Türken den

Krieg erklären werden, und ihn die Nanni gefragt hat, was denn dann sein wird, da hat er sich erst vorsichtig nach allen Seiten umgesehen und dann hat er gesagt: »Ja, dann werden meine Soldaten gegen sie marschieren müssen!« Ich hab' übrigens auch noch etwas Aufgezeichnetes von ihm«, sagt die Greisin und kramt mit zitternden Fingern in einer vergilbten Lade. »Sehen Sie, da ist's! Da hat er einmal einen angefangenen Brief in der Tasche gehabt und die Nanni hat solange gebettelt, er soll ihr ihn schenken, damit sie ein Andenken von ihm hat, bis er's getan hat; no ja, liberal war er ja immer, und ein Stückerl davon hat sie wieder mir geschenkt. Schauen Sie nur«, und die Greisin streicht zärtlich über das längst fadenscheinig gewordene Blatt:

Uibrigens kennen mich sähmtliche Hofbeamten kriutzweiß im . . . .

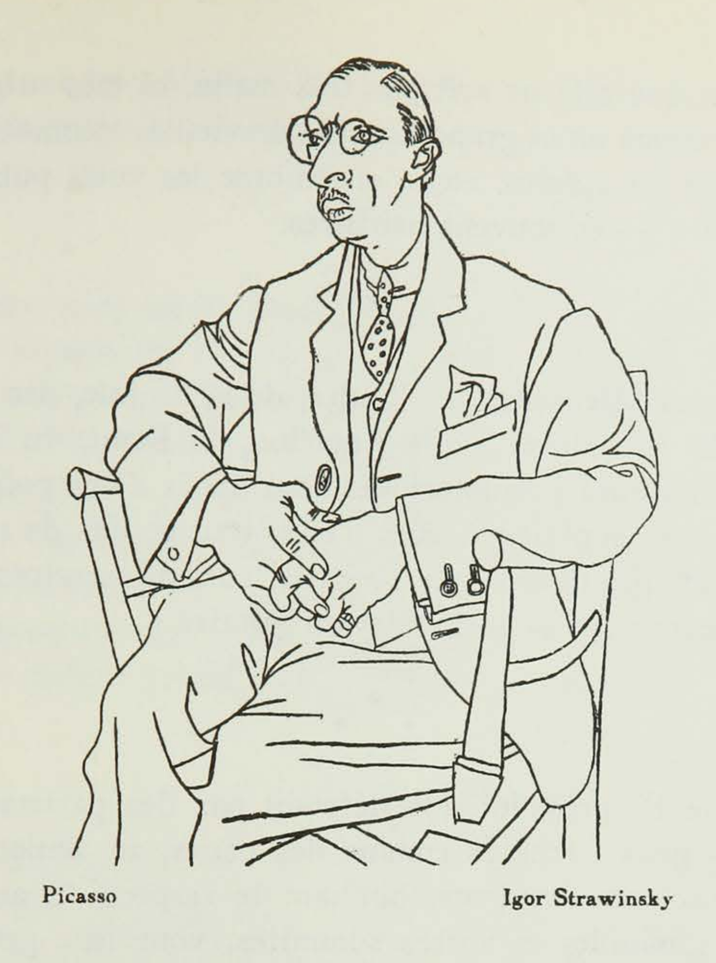
Auf meine Frage, ob sie denn keine Intimitäten und Geheimnisse aus dem Leben des Kaisers wisse, huscht ein Schatten über das Antlitz der Frau Zwirzina und sie fragt ein wenig ängstlich: »Ja, darf man denn das sagen? Wird man denn da nicht eingesperrt?« Auch als ich ihr versichere, daß man jetzt Gott sei Dank alles sagen und nur über die Steuerbehörde und das Sittenamt nicht schimpfen dürfe, ist sie noch immer ungläubig, und erst, als ich ihr aus einer mitgebrachten Nummer der »Stunde« beweise, daß wir wirklich in einer Republik leben, sagt sie beruhigt: »Ja, wenn's in der Stunde steht, dann muß es wohl wahr sein«, und indem sie mir vertraulich näherrückt, flüstert sie: »Ja, also Nockerln, das war seine Leibspeise. Es hat sie aber keine so kochen können wie die Nanni. Drei Lot Butter hat sie dazu genommen und Eier vom Huhn und feinstes Doppelnullerlmehl, und der Kaiser hat immer noch ausdrücklich angeschafft: »Auch Milch soll dabei sein!« Da hat er dann oft ein ganzes Reindl aufgegessen. Und so viel tolerant war er! Da war einmal im Haus ein sehr fesches neues Madel, aber sie war halt eine Jüdin. Die Frau hat sich deshalb nicht getraut, sie herzuzeigen, no ja, ein Kaiser und eine Jüdin, das geht doch nicht recht zusammen! Aber wie der Kaiser davon gehört hat, hat er aufgetragen, man soll sie nur herbringen, und hat gesagt: »Für mich gibt's keine Christinnen und keine Jüdinnen, für mich gibt's nur Madeln!«

»Ja, so war er!«

Stille Zähren des Erinnerns rinnen über das gefurchte Antlitz der Greisin und immer wieder murmelt sie gerührt vor sich hin: »Ja, so war er!«



Rudolf Großmann — Hamburger Börse



Picasso Igor Strawinsky

PROPOS A PROPOS DE IGOR STRAWINSKY

Par

ERIK SATIE

Le progrès a toujours vu se dresser contre lui de violents adversaires, lesquels constate-t-on, ne brillent pas nécessairement par le »flair« non plus que par un banal bon sens. Oui.

Ces adversaires défendent — sans grand succès, du reste — de vieilles habitudes dont l'estimation, à leurs yeux, ne se peut établir. Ils veulent nous présenter leurs vieux pantalons, leurs vieilles casquettes et leurs vieux souliers comme des objets d'un prix inestimable, tant par la valeur d'iceux que par leur beauté propre — un peu intra-muros, disent-ils pour renforcer le terme.

* * *

Pour eux, un objet est beau, solide et imperméable par le simple fait qu'il est hors d'usage et fortement rapiécé — (et surtout parce qu'il leur appartient, ajouté-je, non sans une hypocrisie basse et perfide). Ce n'est

pas si bête, bien que cela ne soit pas très malin, ni très original; et c'est pourquoi nous voyons un si grand nombre de vieilles locomotives, de vieux wagons, de vieux parapluies, etc.... encombrer les voies publiques, régionales et cérébrales — et souvent urinaires.

*
* *

En tout cas, ces défenseurs de l'Ordre, de la Morale, des Convenances, de l'Honneur (de les saluer), de la Natation, du Droit, du Travers, de la Justice et des Coutumes Préhistoriques sont doués d'une politesse et d'une courtoisie d'hommes supérieurs, sûrs d'eux, tout confits de raison. Jamais un mot plus haut que l'autre, vis-à-vis de leurs adversaires....Jamais....Je me plais à le reconnaître — même devant notaire.

*
* *

Par contre, le Progrès, lui, est défendu par des partisans d'une tout autre espèce — gens effrontés comme des pages, au »culot« formidable, renaissant et insolent. Ces gens, oubliant le respect dû aux honorables Vieux Pères Tranquilles et autres sommités, vont leur petit bonhomme (grossier) de chemin — comme si rien n'en était — et continuent froidement à marcher sur les pieds du pauvre monde, sans souci du »qu'en dira-t-on« ni des yeux de perdrix crevés sous leurs pas.

Oui: mais ce n'est pas ainsi que l'on agit, quand on est bien élevé. Aussi, je crains (de cheval) que cela ne leur porte malheur — dans deux ou trois cents ans, au moins.

*
* *

Igor Strawinsky — pour nous autres vilains perturbateurs — est un des génies les plus remarquables qui aient jamais existé en Musique. La lucidité de son esprit nous a libérés; sa force combative nous a octroyé des droits que nous ne pouvons plus perdre. Cela est indiscutable.

Plus incisif que celui de Debussy, son pouvoir de pénétration ne peut s'émousser: la trempe en est trop bonne. Il y a en Strawinsky une telle variété de moyens, un tel sens de l'invention que l'on en reste émerveillé.

Dernièrement, *Mavra* a jeté une confusion bien instructive dans le monde musical. Nous avons pu lire quelques remontrances des M. M. Critiques, remontrances toutes plus comiques les unes que les autres. Parce qu'ils n'y ont rien compris, il a été plus facile à ces M. M. de »débiner le truc« — si j'ose m'exprimer avec cette trivalité. Sous peu, ils comprendront — trop, même — soyez en persuadés; et ils nous révèleront *Mavra,*

nous en désignant tous les mérites — agricoles et civils — et se les attribueront, sans la moindre »frousse«.

*
* *

Mais je veux vous parler d'autres œuvres, moins connues: des travaux »mécaniques« récents de Strawinsky — expériences sur la technique des *instruments enregistreurs*. Ici, le grand musicien russe se montre un esprit véritablement libre, réellement indépendant.

Quil me soit permis de féliciter Jean Wiéner d'avoir, le premier, donné une place sur un programme à une »interprétation mécanique«. Malheureusement, les rouleaux présentés n'étaient pas au point, ce qui encouragea les »opposants« dans leur opposition et leur permit d'avoir un peu raison — bien qu'ayant tout à fait tort, les pauvres.

*
* *

L'audition d'un instrument automate révulse les coutumes, indigne les usages; et une réalisation sonore aussi neuve offre des difficultés de toutes sortes — (celles matérielles sont les plus clémentes, les plus souriantes). Combien est-il aride de remonter des courants créés au nom de prétendues traditions, et dont l'unique agrément est la vétusté. Oui.

*
* *

Il y a lieu d'être surpris lorsque nous entendons des virtuoses de talent nous dire qu'ils jugent les instruments enregistreurs comme de possibles concurrents. C'est, il me semble, se faire injure à soi-même que de concevoir une telle pensée, que d'avoir une telle crainte.

Avant tout, le *pianola* est un autre instrument que son camarade le piano, dont il n'a que de fraternelles attaches. Igor Strawinsky, avant tout autre, a réellement écrit un morceau où certaines ressources propres à cet instrument se trouvent employées. Que les virtuoses du clavier sachent bien que jamais ils ne pourront faire ce que fait un ordinaire *pianola;* mais que, par contre, jamais un moyen mécanique ne pourra leur être substitué.

Là dessus, qu'ils dorment sur leurs deux oreilles, si cela peut leur être agréable.

*
* *

Par ces travaux, Strawinsky apporte à la Musique un élément nouveau d'une richesse énorme. Nous pouvons à peine prévoir les bienfaits que nous

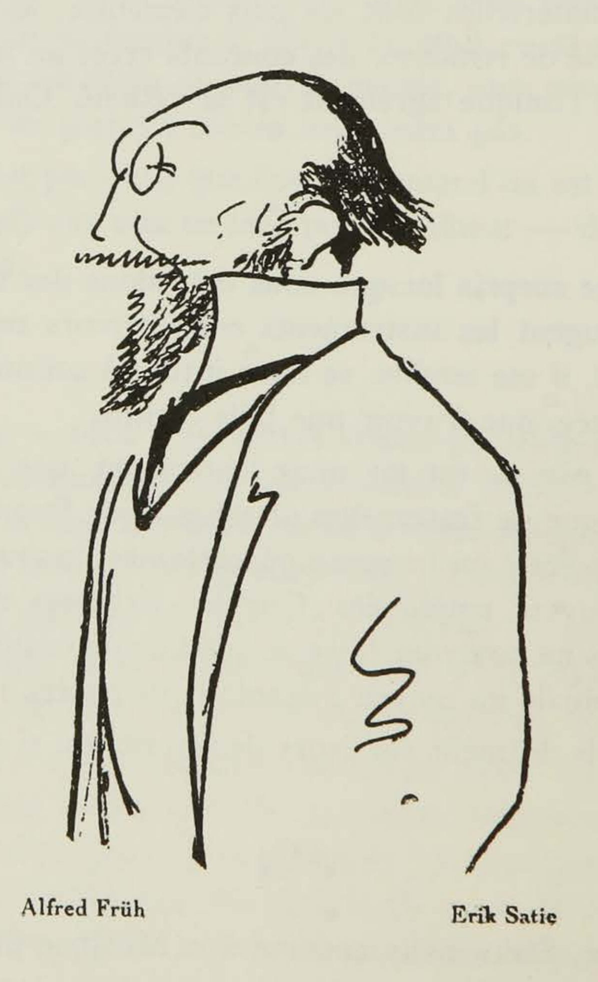
répandront les recherches de mon illustre ami. Je lui garde toute ma confiance et lui assure une définitive admiration.

La différence de technique existant entre le *pianola* et le piano fait moins songer à celle qui sépare la Photographie du Dessin, qu'au mode de reproduction rencontré dans la lithographie par comparaison au trait direct; car, en somme, le lithographe joue du *pianola,* alors que le dessinateur, lui, joue du piano.

*
* *

Il est nécessaire que les musiciens s'intéressent à ce nouveau procédé de production phonique. Sans nul doute, l'enregistrement mécanique est une garantie; et il développera plus rapidement, et plus sûrement l'écriture musicale que ne pourraient le faire tous les »pions« réunis — ou non.

Moi, je sais que Strawinsky est un magicien dont les tours n'ont rien à voir avec celles de la feue Bastille.



Alfred Früh Erik Satie

WIE ICH WURDE

Von

ERIKA GLAESSNER

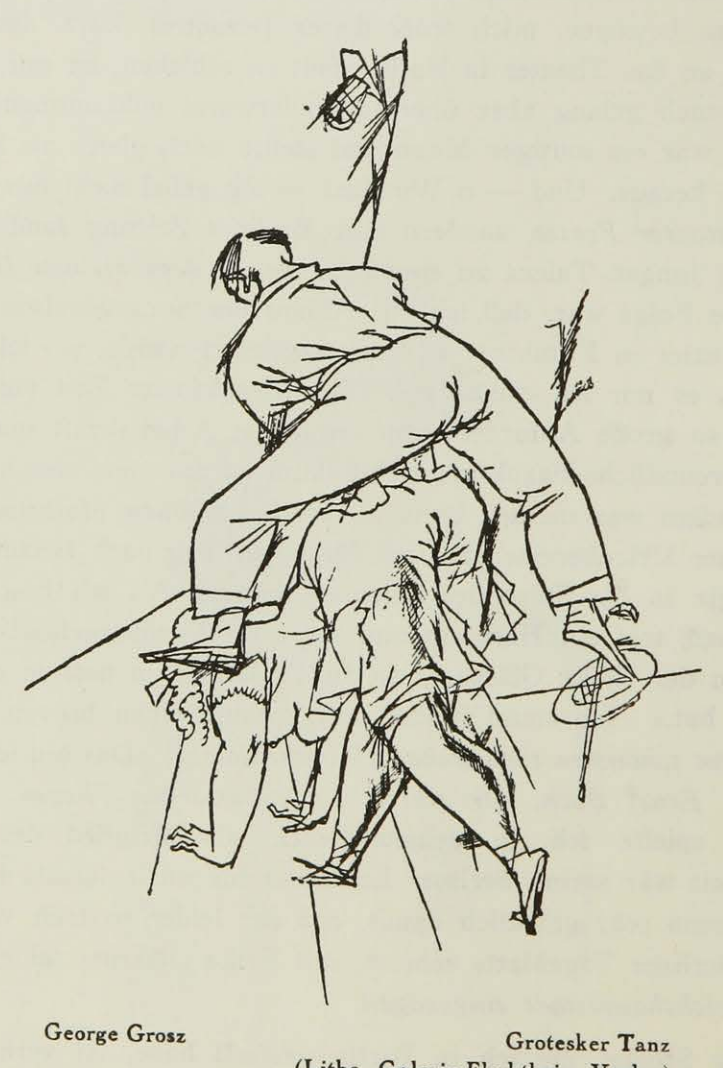
Eine »gelernte Schauspielerin« bin ich nicht! Aber — noch als halbes Kind war ich vollkommen davon überzeugt, daß der »göttliche Funke« in mir lebe und mich befähige, ohne Studium und ohne Vorbereitung auf die Bühne zu treten und die schönsten Rollen zu spielen. Da einige Schülervorstellungen und ähnliche Veranstaltungen mir mangels jeglicher Konkurrenz Erfolge gebracht hatten, gelang es mir, meinen Glauben an das in mir schlummernde Talent auf meine Eltern zu übertragen und sie zu veranlassen, mich als Elevin an das Stadttheater in meiner Heimatstadt *Erfurt* zu geben. Das Resultat war durchschlagend! Nachdem ich einige Miniaturrollen etwas eigenartig, aber meiner Ansicht nach wunderschön gemimt hatte, schrieb der jetzt noch in Erfurt wirkende *Direktor Schirmer* meinem Vater, er möge seine »völlig talentlose Tochter« von der Bühne wegnehmen. Wie es mir glückte, meine von meinem schauspielerischen Können doch nur sehr mäßig entzückten Eltern zu bewegen, mich trotz dieses Desastres kurz darauf zu einem zweiten Versuch an das Theater in Halberstadt zu schicken, ist mir heute noch ein Rätsel. Der Versuch gelang aber überraschenderweise vollkommen! Der Halberstadter Direktor war ein mutiger Mann und stellte mich gleich als Puck im »Sommernachtstraum« heraus. Und — o Wunder! — ich gefiel nicht nur dem Publikum und der *Halberstadter Presse,* sondern eine Berliner Zeitung fand sich sogar bewogen, von dem jungen Talent zu sprechen, das *in dem kleinen Halberstadt* aufgetaucht sei. Die Folge war, daß ich mit Ablauf der Sommersaison in Halberstadt an das Neue Theater in Frankfurt a. Main engagiert wurde, wo ich denn Tag für Tag spielte, was es nur zu spielen gab. Der Frankfurter Zeit verdanke ich viel, gerade weil sie so große Anforderungen an meine Arbeitskraft und meinen Fleiß stellte, und das freundliche Frankfurter Publikum ist mir stets *eine liebe Erinnerung* geblieben. Trotzdem war meines Bleibens *in der schönen Mainstadt* nur wenige Monate. Auf einer Urlaubsreise kam ich für einen Tag nach Berlin und begleitete dort eine Kollegin in das Büro des Schauspielhauses. Als ich bescheiden wartend im Vorzimmer saß, trat ein Herr ein und sagte im Vorübergehen: »Kleines Fräulein, Sie gleichen der Erika Glässner, die in Frankfurt *so nett in der »Spanischen Fliege«* gespielt hat.« Ich stand höflich auf, machte einen braven Knix und antwortete in *meinem schönsten sächsischen Heimatsdialekt:* »Das bin ich doch selber!« Der Herr war *Ernst Bach, der Autor der »Spanischen Fliege«,* und schon am gleichen Abend spielte ich in seinem Stück als Mitglied des Lustspielhaus-Ensembles! Damit war meine Berliner Laufbahn für mich damals blutjunges Ding eröffnet und begann sehr glücklich damit, daß der leider so früh verstorbene Paul Schlender im »Berliner Tageblatt« schrieb, mit Erika Glässner sei ein *neues junges Talent in die Reichshauptstadt eingezogen.*

Die Zahl der Stücke, die ich in Berlin gespielt habe, ist verhältnismäßig beschränkt, da sie durchweg eine recht lange Lebensdauer hatten. *Besonders lieb* waren mir *Fulda's »Verlorene Tochter«,* Stückelen's »Die Straße nach Steinaich« und *Reicke's »Sie.«*

Bei meinen Gastspielreisen sind mir Wien, Hamburg und Hannover vor allem lieb geworden. Trotz des so ganz verschiedenen Charakters dieser Städte besteht in allen dreien gleichmäßig *die unsichtbare Verbindung zwischen dem Publikum und mir,* die das Spielen erst zur wirklichen Freude und Befriedigung macht.

Natürlich habe ich auch dem *Filmfieber* nicht ganz widerstehen können, aber nach dem vor anderthalb Jahren beendeten großen May-Film »Tragödie der Liebe«, in dem ich mit meinem Kollegen und Freund Jannings zusammenarbeitete, betätige ich mich in dieser Richtung *nicht mehr.* Sich allabendlich auf der Bühne völlig ausgeben — und das muß man, wenn man wirken will, auch in den flachsten Stücken, und gerade in diesen — und bei Tage filmen — das kann ich nicht.

In meinem Privatleben lebe ich *ganz in meinen kleinen Häuslichkeiten*, verkehre nur bei wenigen befreundeten Familien und komme *fast nie in ein Restaurant* oder zu einer öffentlichen Veranstaltung.



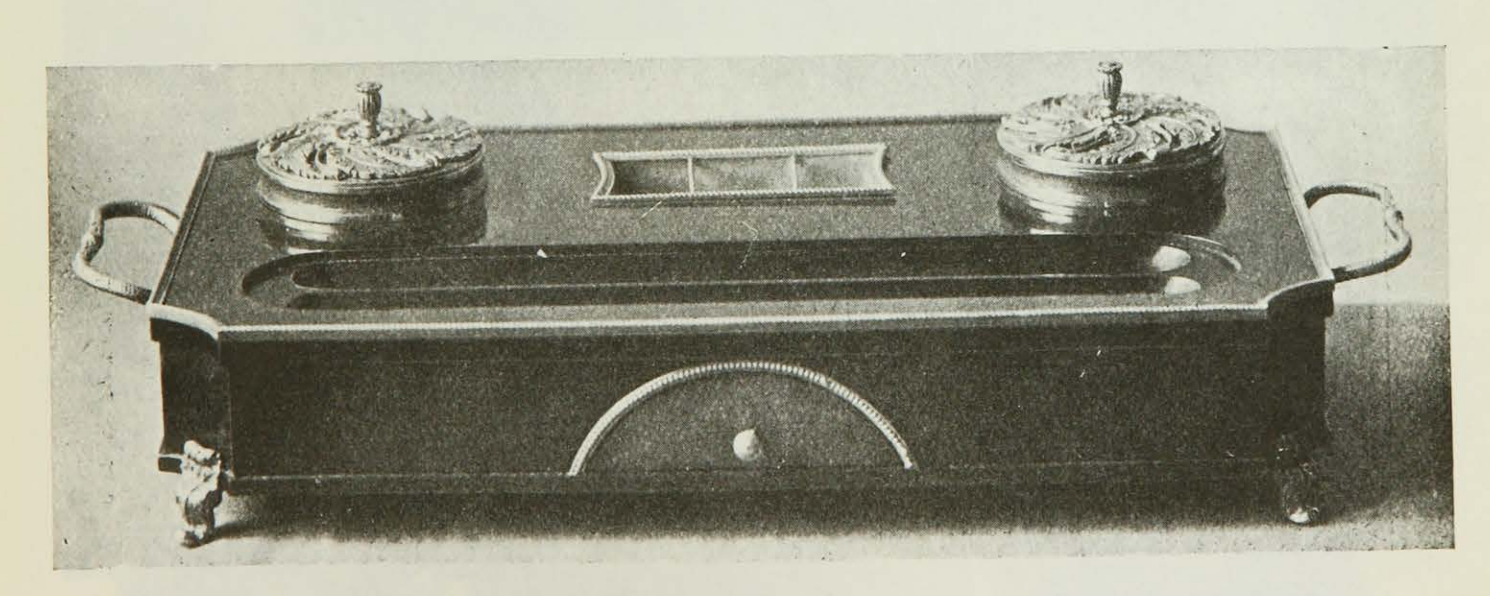
George Grosz — Grotesker Tanz (Litho, Galerie Flechtheim-Verlag)



Erika Glaessner
als Joujou im Trianontheater Berlin



Madame Sonja Delaunay-Terk (Paris)
in ihrer letzten création de mode



Louis XVI. Tintenzeug
aus den Werkstätten Flatow & Priemer, Berlin W 10, Viktoriastr. 29

Young Stribbling in den armen zijner moeder

(Cliché Sportrevue Stadion, Rotterdam)



Horwarth,
der Stürmer von Simmering



Picasso (rechts) und Max Jacob (links)
vor dem Café de la Rotonde, Paris

(Cliché der „Sélection", Antwerpen)

Der Liebling der Wiener



Uridil, genannt der Tank



Miß Margie Whittington
die ihre Beine mit einer Million Dollar
versichern will
(Cliché Hébertot)

Miß Ann Pennington,
deren Beine mit 250000 Dollar versichert sind
(Cliché Hébertot)



Ruth St. Denis und Ted Shawn Japanese Suite
(Foto E. O. Hoppé, Cliché Drawing and Design, London)

LE PRIX NOBEL

By

EZRA POUND

Specially written for "Der Querschnitt"

The spectacle of impoverished England howling over the loss of the only thing literary England can understand namely a sum of moneys, to wit le Prix Nobel, sterling 7500, is so touching that the springs of thought are thereby set working. One is moved to speculate upon causes.

And it seems quite possible that the apeeved British committee has been for years so silly and petulent and overbearing, that they have, like swine, cut their fat throats with the little sharp hooves of their forefeet.

Im any case if the award had not gone to Mr Yeats it should have been given to his most distinguished compatriot, the author of "ULYSSES"; who is younger and who has approved the Nobel Award, and who was very propably not recommended by the Irish committee.

The more tempered english yowl to the effect that Thomas Hardy deserves the award does not apply to the year 1923 in any way which has not been applicable for the last twenty years, or since the founding of the Prix Nobel.

It is incontestable that Hardy is an author in the Nobel Prize class; and that an award made to him, at any time during the Nobel period would have been widely applauded, but there is no special reason for it's having happened this year and we are open to speculate upon earlier awards, from data gained by twelve years residence in his island.

In the first place it seems likely that british literary politics has been so tangled and murky that the English committee has tried to put over all sorts of deals on the Swedish academy, and that that body has very properly rebelled, or even gone into a chronic state of rebellion against insular dictates.

This prize has been going on for some time, they the Britannics, are perfectly capable of having recommended their Laureate, or Mr Gosse, or Mr Dobson, or even the late Dr Nicoll. If they haven't howled about the non-acceptance of Hardy in the past, we must remember that it was only this year that the Prince visited Mr Hardy on a motor bike. In fact the English spent a number of years condoning Mr Hardy; and they have never induced him to London. He was for years considered a terrible fellow, and a pessimist.

They can't expect foreign opinion to veer in an instant because of a prince and a motor bike.

Some shrewd Swede may even have investigated the nature of their committee, and their Academic Committee, which used to call itself, or be loosely called, their "Academy".

This sub-division of the Royal Society of Literature (the latter a sort of palmes academique institution with no licence to give palmes) was founded about twelve years ago when an American lady married to a Frenchman decided to give ONE HUNDRED POUNDS per annum as a reward to litterchure in them islands.

Like the French Academy it was composed of forty members, mostly old dodos. It roped in a few estimable characters who thought England ought to have an intellectual life; they did not enjoy it.

We have record of one scene the late Maurice Hewlett burying his head in his hands out of boredom, and the late Henry James touching him gently on the shoulder, and emitting the sepulchral irony "Come, come, we are not here to enjoy ourselves" (Anecdote told me by Monsieur Hewlett.) And as to the selection of members we have memory of a time when two candidates were proposed (B..... and C.......) Mr X.... had written to S. M. suggesting "B. and not C.", and received the magistral letter:

WHY B..... and not C......., I thought they were two buttoks of one bum?



Adolph Dehn Wiener Bar

And I have a third memory of a Sussex cottage where the police descended upon us, namely Mr Yeats and myself, desiring me as an alien. And another morning we received news that Nobel award had gone to Tagore, and this filled us with merriment. It filled us with merriment because Mr Yeats had tried to get Tagore elected to the "Academic Committee" and the committee had voted against it. Yeats thought they wouldn't have Tagore because they thought him a nigger.

They refused Tagore and they chose in his place the Dean Inge. And Mr Tagore is a very good poet in Bengali, and they none of them could understand that the award was made to Mr Tagore because of his poems in *bengali* and not for the translations of those poems into prose english.

It is quite possible that they have proposed Inge to the Swedish electors, if not this year, possibly last year.

And what Fleet St. (London journalism) overlooks in its present ferment; is the fact that William Yeats is a very great poet, and that every literate, english-reading man of my generation, or let us say of the decade of which I am the youngste member, has known Yeats' poems from adolescence, and loved them, and owned them and read them over and over, and that they rank with the work of the great minor poets (minor in the sense that they have sung one mood, or two moods, but not all moods); and that Yeats ripped away the rhetoric of english verse.

And in modesty he has commented, "I got rid of one sort of rhetoric, and seem to have invented another"; which is in a measure true, but does not cover the

whole matter. For the first time in English there were lyrics that read from one end to the other, in a straight simple sentence, with no diflection of word-order.

And perhaps for the first time in the islands a great and known poet stood aside and made way for writers with a cleverer stage knack than himself; and even London had seasons of a theatre that was not wholly idiotic or pusillanimous, or merely a charlatan's rag bag, patched up with tatters of Nietzsche, Ibsen, or with top dressing of Oscar.

So that the award has been an admirable award, and whatever one's mistrust of collective and incorporated intelligence one must admit that the Nobel awards have beon in general well made; everyone disagrees with one award or another, but the list of recipients is neither pomposus nor ridiculous. A wreath of this sort has its limitations; the award could not preserve M. Maeterlinck's writings, nor gain an audience for M. Spitteler. If one noted that the award to M. France was unproductive, and that the upkeep of active writers is more important than the laying of laurels on the doorsteps of their elders, that stricture bore rather on the conditions of the prize than on the action of the Swedish academy.

The decadence of Maeterlinck had showed them the danger of crowning young men. A danger that should not be a complete deterrent but which the hostile critic must allow for. And if, to recapitulate, the award had not gone to Yeats it might well have gone to another Irishman, and if it can not, for some national reason, go for two consecutive years to the same nation; one might nominate James Joyce as representative of the republic of letters, or of the Heimatlos; who are, at this moment as respectable a collection of writers as is found in any one country.

If not for next year, for some year not too distant, for looking over the list of possibilities there seems no unlimited number. There is, admittedly, Mr Hardy; and the Italians would, since Fiume and his war service, offer D'Annunzio; and France has no writer of first magnitude; and I think none who could get a french quota of votes, unless by some desperate wrangle. And there is Mr. Conrad Korzeniowski? Heimatlos or proposed by Poland, or by England? and who is not quite in Joyce's class as an author.

IDEALISM

In the discussions that have taken place here in Paris about Joyce's "eligibility" this word has been used as if in some way it would debar the author of "Ulysses". That is buncomb.

If Idealism means anything. If it implies anything more than a bandying of catch-words and shibboleths, and an attempt to force a personal panacea upon others; it should mean what?

Surely the highest idealism is that which tries to make others more aware of the relations between one thing, or one state of mind, and another; to make them more aware of the cosmos in which they exist.

And if "Ulysses" has any existence, it exists as a great work of Katharsis.

* * *

An insidious voice says "It has never gone to an American". Again buncomb. There has been only one American during the prize's time, of suitable magnitude; and one can hardly see Henry James in the act of receiving the medal. One can hardly see him in the act of realizing the existence of Sweden. One can still hear

the slow suave voice: "Eh, I, eh belong to a body, eh, doubtless you also belong to it"

(mute interrogation on my part)

"and there is also another inner and more secret body, eh, doubtless you also belong to it....."

etc., ending magnificently: "and how my dear old fried....eh.... Howells....!"

Mr James having with some difficulty complied with their request to send in some congratulations to be used at a dinner of honour to Howells, and the so called American Academy having suppressed 'em because they weren't sufficiently flattering to the national assininity.

Apart from all of which there is one reason *why no American or Englishman should be immediately eligible for any such international honour.* Namely 500 copies of a great work of literature have been seized and burnt in Washington D. C. and another 500 seized and destroyed in Southampton; and no writer of standing resident in either England or America has emitted one word of protest.

I refer to the seizure and destruction of copies of James Joyce's "Ulysses"; and if the Swedish Academy exists for the purpose of rendering some sort of international literary justice; there is this wrong to be balanced.

You would think we were in the time of Bayle; when the Dictionnaire was burnt in market place.

And at such a time it is fitting that a nation's authors should suffer for the ill deeds of the populace whom they have mis-educated or left in ignominious murkiness.

(Übersetzung)

DER NOBEL-PREIS

Von

EZRA POUND

Der Anblick des leer ausgegangenen, wehklagenden England, das über den Verlust jammert, den es in literarischen Dingen einzig zu begreifen imstande ist, nämlich den einer Summe Geldes, das heißt des Nobel-Preises — 7500 Pfund Sterling — ist so ergreifend, daß dadurch der Gedankenapparat in Bewegung gerät und man sich nicht enthalten kann, den Ursachen nachzuspüren.

Durchaus glaubhaft scheint, daß das querköpfige British Committee so töricht, übermütig und hochfahrend war, daß es getan hat wie die Schweinchen, die sich mit den kleinen, scharfen Hufen ihrer Vorderfüße in die eigenen fetten Kehlen schneiden.

Wie dem auch sei, wäre der Preis nicht Yeats erteilt worden, so hätte ihn sein hervorragendster Landsmann, der Autor von »Ulysses« erhalten müssen, der jünger ist und die Erlangung des Nobelpreises gerechtfertigt hätte, aber höchstwahrscheinlich vom Irischen Komitee nicht vorgeschlagen wurde.

Das gemäßigtere englische Geheul, das zum Ausdruck bringen soll, daß Hardy den Preis verdient hätte, läßt sich auf das Jahr 1923 in keiner Weise mit mehr Berechtigung anwenden als auf die verflossenen zwanzig Jahre bezw. auf die Zeit seit der Stiftung des Nobelpreises.

Es ist unbestritten, daß Hardy ein Autor im Range des Nobelpreises ist und daß, so lange der Nobelpreis besteht, seine Zuerteilung an Hardy jederzeit den größten Beifall gefunden hätte; aber es liegt kein besonderer Grund vor, daß dies gerade jetzt hätte geschehen müssen, und wir sind durchaus dafür, auf frühere Preise Anspruch zu erheben, die er während seines zwölfjährigen Aufenthalts auf seiner Insel irgend einmal hätte bekommen sollen.

Vor allem scheint es, daß die englische Literatur-Politik so verworren und trübe war, daß das Englische Komitee versucht hat, der Schwedischen Akademie alles mögliche Zeug aufzudrängen und daß diese Körperschaft sich berechtigterweise aufgelehnt hat oder sogar in einen chronischen Zustand der Auflehnung gegen insulare Diktate verfallen ist.

Derartige Bemühungen sind eine Zeitlang fortgesetzt, und es sähe diesen Briten durchaus ähnlich, als ihren Laureaten einen Gosse oder Dobson oder sogar den verstorbenen Dr. Nicoll vorgeschlagen zu haben. Wenn sie über die Nicht-Genehmigung Hardys in der Vergangenheit nicht gejammert haben, so muß man sich ins Gedächtnis rufen: daß *der Prinz* Hardy per Motorrad besuchte, hat sich erst dieses Jahr ereignet! In der Tat haben die Engländer eine Reihe von Jahren dazu gebraucht, Hardy zu verzeihen, und London haben sie niemals für ihn bestimmen können. Jahrelang hat man ihn für unmöglich und außerdem für einen Pessimisten angesehen.

Man kann doch von der Meinung des Auslandes nicht erwarten, daß es — eines Prinzen auf seinem Motorrad wegen — seinen Kurs von einem Tag zum anderen ändert.

Vielleicht haben sogar irgendwelche extravagante Schweden es sich einfallen lassen, eine Untersuchung über die Natur dieses »Committee« und »Academic Committee« anzustellen, welches sich »Academy« zu nennen pflegte bezw. einfach so genannt wurde. Diese Unterabteilung der Royal Society of Literature (letztere eine Art Palmen-Akademie ohne das Recht, Palmen zu erteilen) ist vor ungefähr zwölf Jahren gegründet worden, als eine an einen Franzosen verheiratete Amerikanerin beschloß, *ein hundert Pfund Sterling* jährlich zu stiften, als Preis *»to litterchure in them islands«*.

Wie die französische Akademie war auch die englische aus vierzig Mitgliedern — meist alten Dodos — zusammengesetzt. Einige höchst achtbare Charaktere, welche glaubten, England müsse ein geistiges Leben haben, wurden von ihr angelockt — ohne daß sie davon Freude gehabt hätten.

Wir erinnern uns an eine Szene: Der verstorbene Maurice Hewlett sitzt da, angeödet bis zum äußersten, und gräbt den Kopf in die Hände, während der verstorbene Henry James ihm sanft an die Schulter rührt und mit Grabesironie verkündet: »Kommen Sie, kommen Sie, wir sind hier nicht, um uns zu amüsieren!« (Die Anekdote habe ich von Hewlett selbst.)

Und was die Wahl der Mitglieder anbetrifft, so weiß ich mich einer Zeit zu erinnern, wo zwei Kandidaten vorgeschlagen waren (B . . . und C . . . .). Herr X . . . hatte an — — — in einem Schreiben die Anregung gegeben: »B. und nicht C.«, und darauf folgende bündige Antwort erhalten:

»Warum B . . . und nicht C . . . . ., ich glaubte, sie seien die zwei Backen eines Hintern?«

Und eine vierte Erinnerung habe ich an jenes Sussex cottage, in welchem die Polizei uns auf den Hals kam, nämlich Yeats und mir, die sie als Zeugen wünschte. Am darauffolgenden Morgen erhielten wir die Nachricht, daß der Nobelpreis *Tagore* zugesprochen war. Dies stimmte uns froh, weil Yeats versucht hatte, Tagore in das Academic Committee wählen zu lassen und das Committee gegen diesen gestimmt hatte. Yeats glaubte, sie lehnten Tagore ab, weil sie ihn für einen Neger hielten.

Also Tagore lehnten sie ab und wählten an seiner Stelle den Dängen Inge. Und Tagore ist ein sehr guter Dichter in Bengalen, doch sie konnten absolut nicht begreifen, daß der Preis Tagore für seine Dichtungen in der bengalischen Sprache erteilt worden war und nicht für die Übersetzung dieser Gedichte in englische Prosa.

Es ist durchaus möglich, daß sie dem schwedischen Wahlkomitee Inge vorgeschlagen haben — wenn nicht in diesem, so vielleicht im vorigen Jahre.

Und was Fleet Street (London Journalism) in seinem gegenwärtigen aufgeregten Zustande noch begreift, ist die Tatsache, daß William Yeats ein sehr bedeutender Dichter ist und daß jeder literarisch gebildete, Englisch lesende Mensch meiner Generation oder sagen wir, des Jahrzehnts, dessen jüngstes Kind ich bin, Yeats Gedichte aus seiner Jugend kannte, sie liebte, sie besaß, sie wieder und immer wieder las und daß sie dem Range nach zu den Werken der jüngeren Dichter gehören (jünger in dem Sinne, daß sie in einer Tonart oder zwei, aber nicht in allen Tonarten gesungen haben), und daß Yeats den englischen Vers von der Rhetorik gereinigt hat.

Er hat bescheiden erklärt: »Ich bin eine Art Rhetorik losgeworden und glaube, eine andere erfunden zu haben.« Was in gewissem Maße wahr ist, aber doch nicht genau den Sachverhalt trifft. Zum ersten Male hörte man englische Lyrik, die sich von einem Ende zum anderen in einem geraden, einfachen Satze ohne abweichende Wortfolge lesen ließ.

Und vielleicht zum ersten Male in England trat ein großer und bekannter Dichter zur Seite, um Schriftstellern mit raffinierter Bühnentechnik Platz zu machen, und selbst London hatte eine Zeitlang ein Theater, das nicht ganz idiotisch, unsicher oder überhaupt charlatanhaftes Flickwerk war, bestehend aus Fetzen von Nietzsche und Ibsen, verziert mit Oscar.

So daß also die Preiszuerkennung eine ausgezeichnete zu nennen ist! Und welches Mißtrauen man auch in kollektive und Gruppenintelligenz setzen mag, man muß zugeben, daß die Nobelpreise im allgemeinen gut verteilt worden sind. Jeder hat gegen die eine oder die andere Zu-

erkennung etwas einzuwenden, aber die Liste der Nobelpreis-Empfänger wirkt weder lächerlich noch allzu pompös. Das ganze Verfahren hat seine Schwächen: Der Preis konnte weder Maeterlincks Schriften verhindern noch Spitteler Gehör verschaffen. Wenn man die Einwendung machen wollte, daß die Preiserteilung an France unproduktiv war, und daß die Unterstützung der Kommenden wichtiger ist als die Bekränzung der Arrivierten, so träfe diese kritische Anmerkung mehr die Preisbedingungen als die Aktion der Schwedischen Akademie.

Die Dekadenz Maeterlincks hat gezeigt, welche Gefahr darin liegt, junge Menschen zu krönen. Eine Gefahr, die nicht zu einem unbedingten Abschreckungsmittel werden sollte, die aber einer feindlichen Kritik zugestanden werden muß.

Und wenn (um zu rekapitulieren) der Preis nicht Yeats zugefallen wäre, so hätte er sehr wohl einem anderen Iren erteilt werden dürfen. Wenn er aber aus irgendwelchen nationalen Gründen nicht an zwei aufeinander folgenden Jahren der gleichen Nation zugehen darf, so hätte man James Joyce als Repräsentanten der Republik der Literatur nominieren können, als Vertreter der »Heimatlosen«, die gegenwärtig eine so beträchtliche Zahl von Schriftstellern umfassen, als sich in irgend einem Lande nur finden läßt.

Dies — wenn nicht im nächsten Jahre, so doch in einem nicht allzu fernen, denn bei Durchsicht der Liste der Möglichkeiten scheint die Zahl derselben nicht unbegrenzt. Da ist, zugegeben, Hardy, und die Italiener möchten seit Fiume und seinen Kriegsverdiensten d'Annunzio präsentieren; Frankreich hat keinen Schriftsteller ersten Ranges und ich wüßte keinen, der eine französische Stimmenmehrheit erhielt, es sei denn durch verzweifelte Mache. Und da ist noch *Conrad* (Korzeniowski!): »Heimatlos«, von Polen präsentiert oder von England?, nicht gerade ganz vom Range Joyce's als Autor.

»IDEALISMUS«.

In den Diskussionen, die hier in Paris über Joyce's »Wählbarkeit« stattgefunden haben, ist dies Wort gebraucht worden, und zwar so, als ob es irgendwie den Autor von »Ulysses« ausschließen könnte. Das ist leeres Geschwätz.

Wenn Idealismus irgend etwas bedeutet, wenn das Wort irgend einen Sinn in sich schließt, der mehr ist als ein Jonglieren mit Schlagworten und Schiboleths und als der Versuch, ein Allheilmittel, an das man persönlich glaubt, anderen aufzudrängen, wenn es mehr bedeutet als dies, was könnte es bedeuten?

Sicherlich ist der höchste Idealismus derjenige, der versucht, anderen die Beziehungen zwischen einem Ding bezw. einem Geisteszustand und einem anderen deutlicher zu machen, sie des Kosmos bewußt zu machen, in dem sie leben.

Und wenn »Ulysses« bestehen wird, so wird er es tun als ein großes Werk der Katharsis.

Eine Stimme im Hintergrunde sagt: »Er ist niemals einem Amerikaner zugesprochen worden.« Auch das ist leeres Geschwätz. Es hat in der Nobelpreiszeit nur einen einzigen Amerikaner von angemessener Größe gegeben, und man kann sich schwerlich Henry James bei dem Akt der Entgegennahme der Medaille vorstellen. Man kann sich ihn schwerlich vorstellen, wie er sich die Existenz Schwedens vergegenwärtigt. Man hört fast die leise, sanfte Stimme: "Eh, I, eh belong to a body, eh, doubtless you also belong to it" (stumme Frage meinerseits) "and there is also another inner and more secret body, eh, doubtless you also belong to it . . . ." etc., großartig schließend: "and how my dear old friend . . . eh . . . Howells . . .!"

James hatte mit einiger Überwindung einer Aufforderung Folge geleistet und eine Glückwunschadresse eingesandt, die bei einem Dinner zu Ehren Howells verlesen werden sollte, und die sogenannte Amerikanische Akademie hatte diese unterschlagen, weil sie nicht schmeichelhaft genug war für die nationale Eselhaftigkeit.

Abgsehen von allem anderen gibt es einen Grund, der es verbietet, *daß irgend ein Amerikaner oder Engländer unmittelbar für eine derartige internationale Ehrung in Betracht käme:* 500 Exemplare nämlich eines bedeutenden literarischen Werkes sind in Washington beschlagnahmt und verbrannt und weitere 500 Exemplare in Southampton beschlagnahmt und verbrannt worden, und kein Schriftsteller mit dem ständigen Wohnsitz in England oder Amerika hat ein Wort des Protestes geäußert.

Ich spreche von der Beschlagnahme und der *Vernichtung der Exemplare von Joyce's »Ulysses«.* Und wenn es Aufgabe der Schwedischen Akademie ist, eine Art internationaler literarischer Gerechtigkeit auszuüben: dieses Unrecht hier ist wieder gut zu machen!

Man könnte sich in Bayles Zeit zurückversetzt glauben, wo man ein Dictionnaire auf dem Marktplatze verbrannte.

Und in einer solchen Zeit ist es recht, daß die Dichter eines Volkes zu leiden haben für die Untaten des Pöbels, den sie selbst mißleitet oder in einer schmachvollen Finsternis belassen haben.

THE GREATEST COUP OF THE AGE

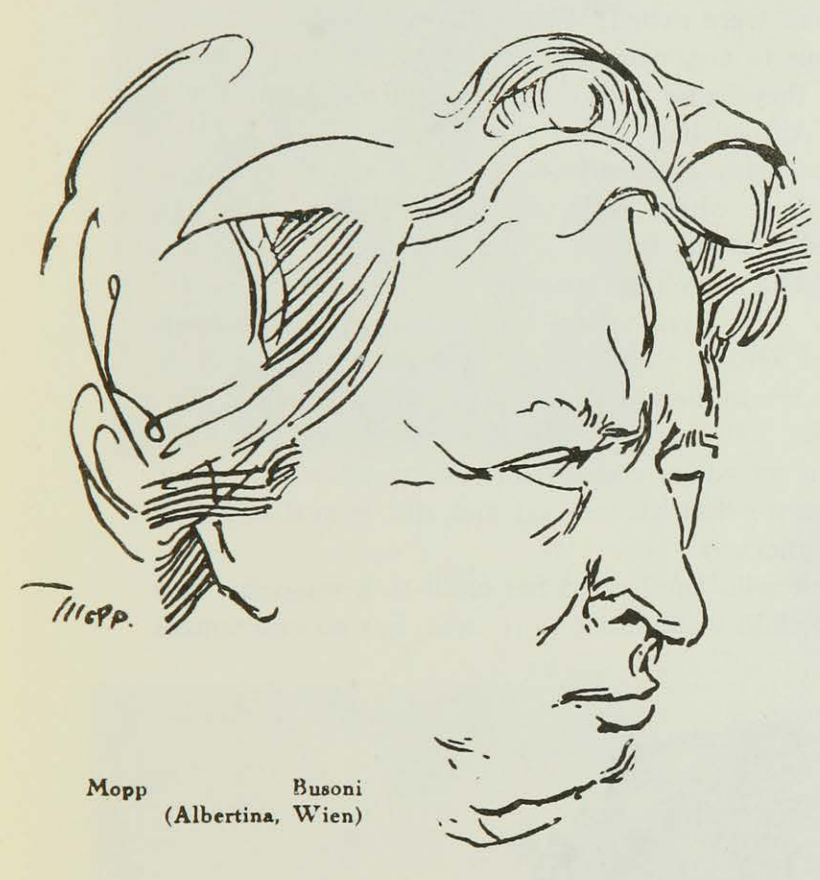
By

SEARCHER CEASINGER

Success comes to those who endure. If you cannot succed in one way, try another. Sic., a great singer returns to America with invaluable propaganda, the hand-clappings of the great immortalized forever upon a motion-picture film.

The story is worth retelling. All persons were satisfied; the singer has her film, the pianist has his notoriety, and the audience has itself in a film, clapping. But how? Let us see: Upon whom is the joke?

Mme Georgette Leblanc-Maeterlinck arrives in Paris from America prepared to give a serie of soirées for the most famous artists of Paris. Arriving with the editress of the "Little Review", Margaret Anderson, these artists are naturally artists like Brancusi, James Joyce, and Jean Cocteau, etc. The artists, wary dogs, fail to respond. Necessary to a vast scheme of financed publicity in America, the omission becomes pressingly necessary to be rectified. Accordingly the following steps are taken:



Mopp Busoni (Albertina, Wien)

Mme Maeterlinck is starred, during the summer, in a vast French film by the Cinegraphic, as the woman of affairs about Paris, the diva at whose marvelous home all the artists of affairs in Europe gather. This is the film soon to be sent to America where Mme Maeterlinck will embark upon a concert tour. Being a publicity film, it needed a touch of authenticy, which was added in this way:

The great scene demanded a full dressed, fashionable concert audience in a beautiful Parisian theatre. The Great Diva, whose part Mme Maeterlinck was playing was to be singing before this audience which was to be in the greatest uproar, figthing amongst itself over the modern music she was singing.... (alas, she had programmed Milhaud for this particular evening, but neither of these combinations would have been responsible for the terrific uproar that followed).

The élite of Paris were invited and came. They came while the invitations were printed in such a way as to suggest that a moving picture was to be made of them, and that a program including the Swedish Ballet was to be given. But a few of the greatest artists came because it had been given out that a young pianist composer who had been creating riots all over Central Europe, and the most dangerous menace to present-day compositions, was to play one of his compositions. A bomb was to be exploded irregardless of motion-pictures. The composer was George Antheil, the young Polish-American fresh from riot upon riot in Budapest, Berlin, and Vienne.

In one box alone sat Ezra Pound, Léger, Erik Satie, and Milhaud. In another sat James Joyce. Somewhere else sat the Prince of Monaco. During the literal riot that ensued Pound relates how Milhaud futily tried to prevent Satie from clapping.

Erik Satie, original sponser of "Les Six" shook him off, and continued clapping.

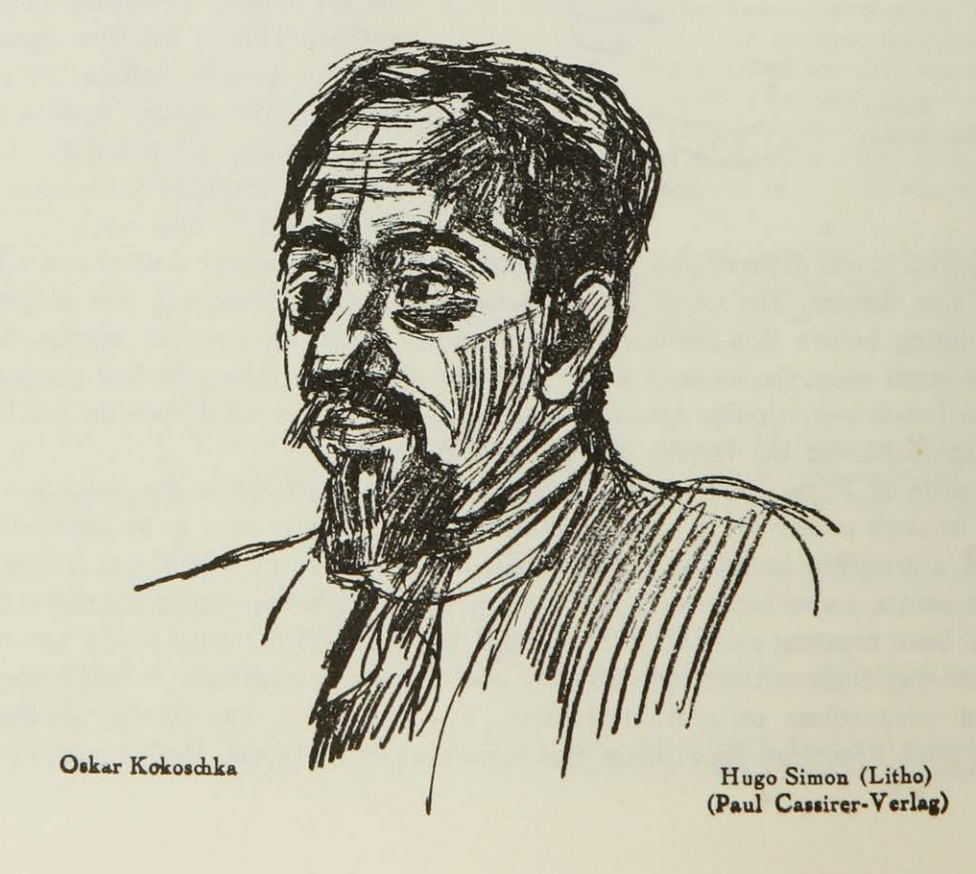
After the finish of the first movement of the "sonata" the Champs-Elysées was the scene of the greatest musical riot since the performance of the "Sacre du Printemps" eleven years ago. After the first movement no one heard a note, except in the infrequent lulls: the audience shouted itself quite hoarse with both indignation with the composer and indignation with the others in the audience who prevented them from hearing. Whistling and yelling was drownded out by valiant defenders, and in the din the pianist remained a far away automatic figure playing upon a keyboard from which no one could hear a note.

Few people heard very much but all were exited. What had happened?

The master of ceremonies came out to announce that motion pictures would now be taken of the audience, and would they be so kind as to reproduce the riot which had just taken pace when Monsieur Antheil had played. The audience, in a fighting spirit, was so kind, with the result that many famous faces were immortalized behind clapping and enthusiastic hands.... those whose approval it is hardest to earn. In America it will simply be announced that the theatre scene is a real one and that so-and-so is in such-and-such-a box. The wary ones were trapped.

A great picture of Parisian life. The Great Diva entertaining at her magnificent home the greatest political and artistic names of the day.... (part of Diva taken by Mme Maeterlinck the American newspapers and screen announces).... later (indicidentally Mme. Maeterlinck will give a concert tour in America this season.) The Great Diva gives a concert which creates such a sensation that there is a great riot (the newspapers announce that the concert and riot is real and that so-and-so may be discerned in the audience.)

Jean Cocteau relates that a mother who has loaned her child to a magician sees the child disappear and reappear. The child walks back to its seat, but no one notices that it is not the same child!

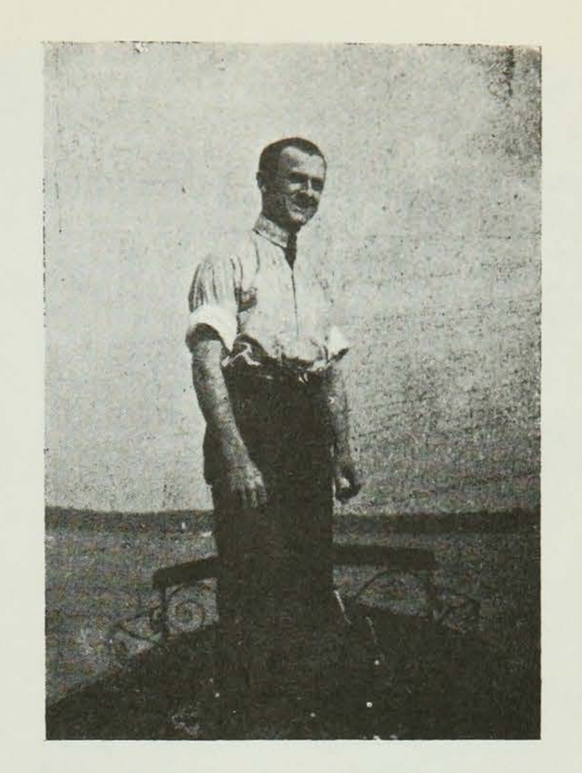


Oskar Kokoschka

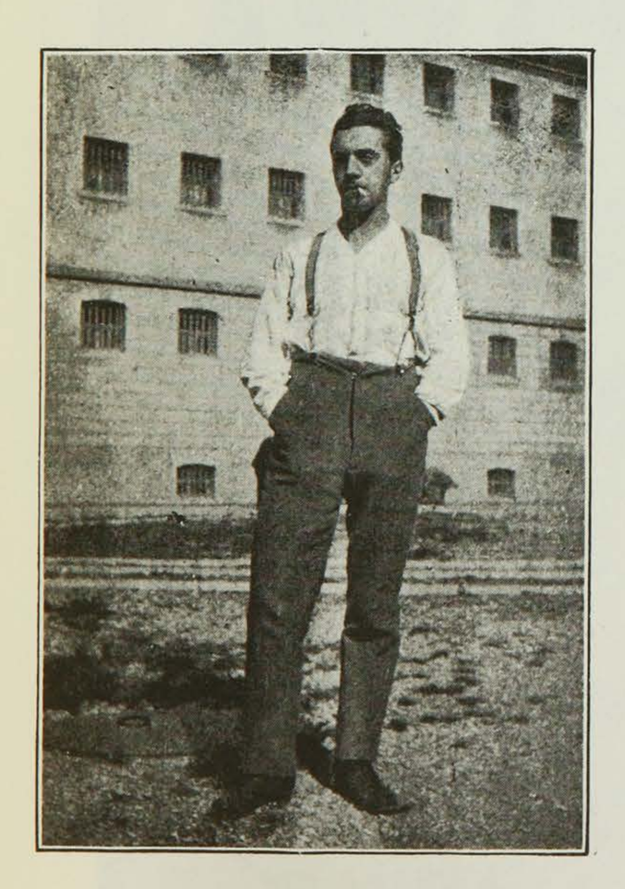
Hugo Simon (Litho)
(Paul Cassirer-Verlag)



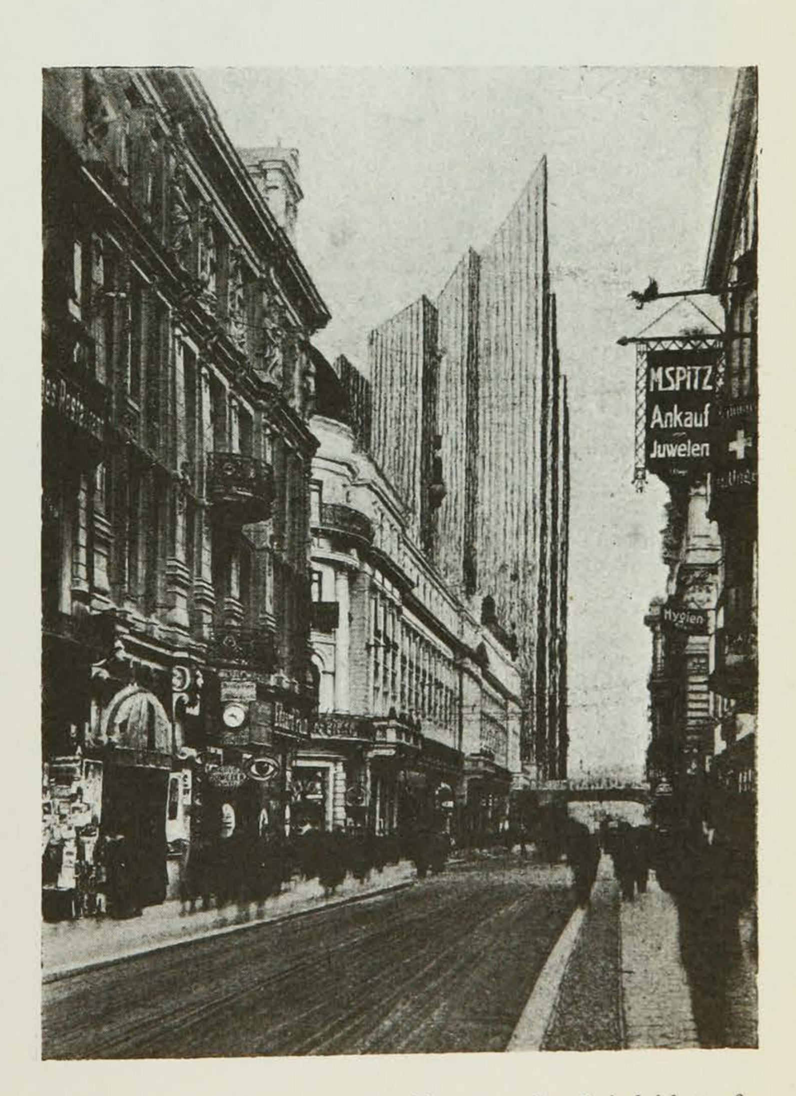
Constantin Brancusi, Mme Georgette Leblanc-Maeterlinck, Fernand Léger



George Grosz wurde wegen „Ecce Homo“ zu einer Strafe von 500 Goldmark verurteilt



Der Dichter Ernst Toller, bayrischer Staatsgefangener, im Festungsgefängnis von Niederschönfeld

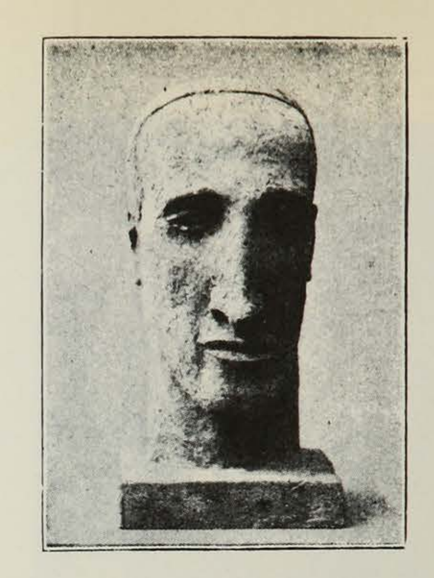


Miës van der Rohe Hochhaus an der Friedrichstraße zu Berlin

Durch die Stahlkonstruktion haben die Fronten ihren tragenden Charakter verloren. Über das ganze Gebäude ist eine Haut aus Glas gelegt



Junger Mönch, Holz, Salzburg um 1300
ausgestellt in der
Kunsthandels A.-G. in Wien



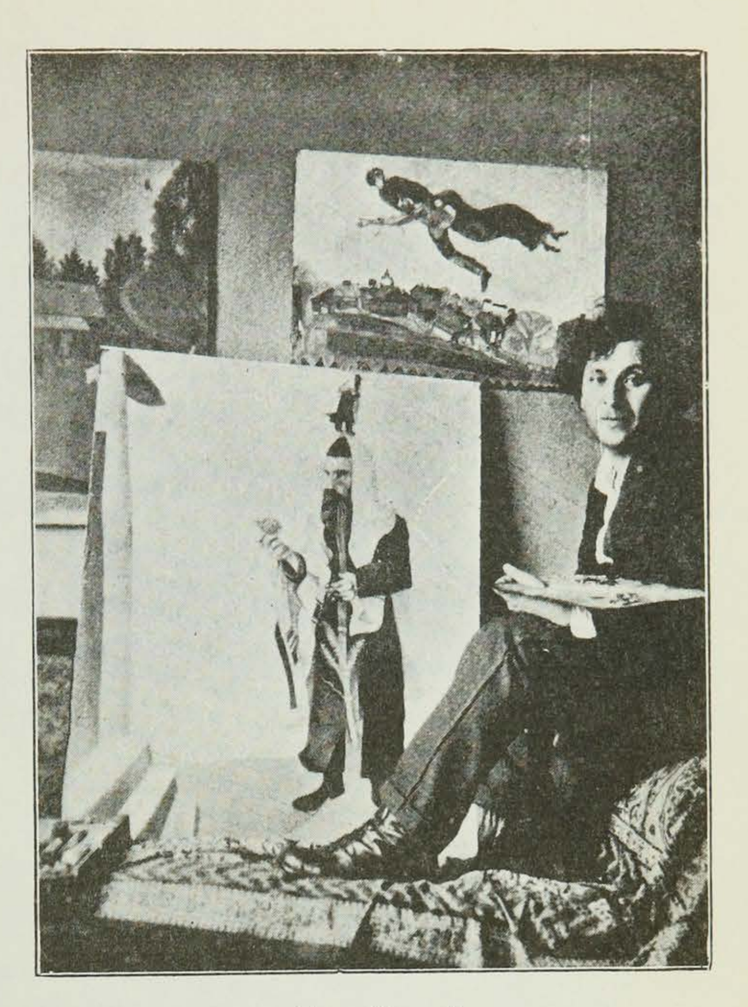
Renée Sintenis Graf Ludwig v. Salm



Fritz Huf Der Bademeister von Halensee
(Bronze)
Winterthur, Slg. Bühler



Ludwig Strauß auf „Sarolea"
vor seinem Sieg im Krähbergrennen

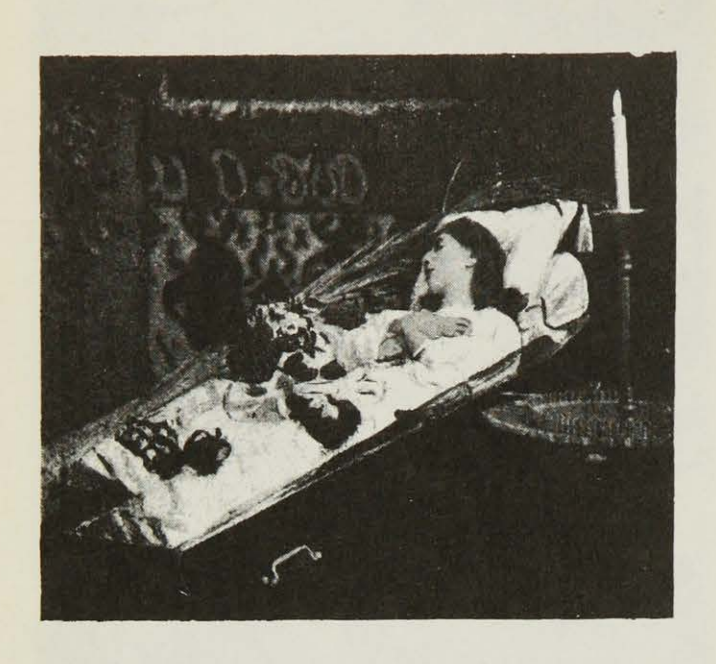


Marc Chagall
in seinem Pariser Atelier



Uridil im Kampf mit den Brünner Makkabäern

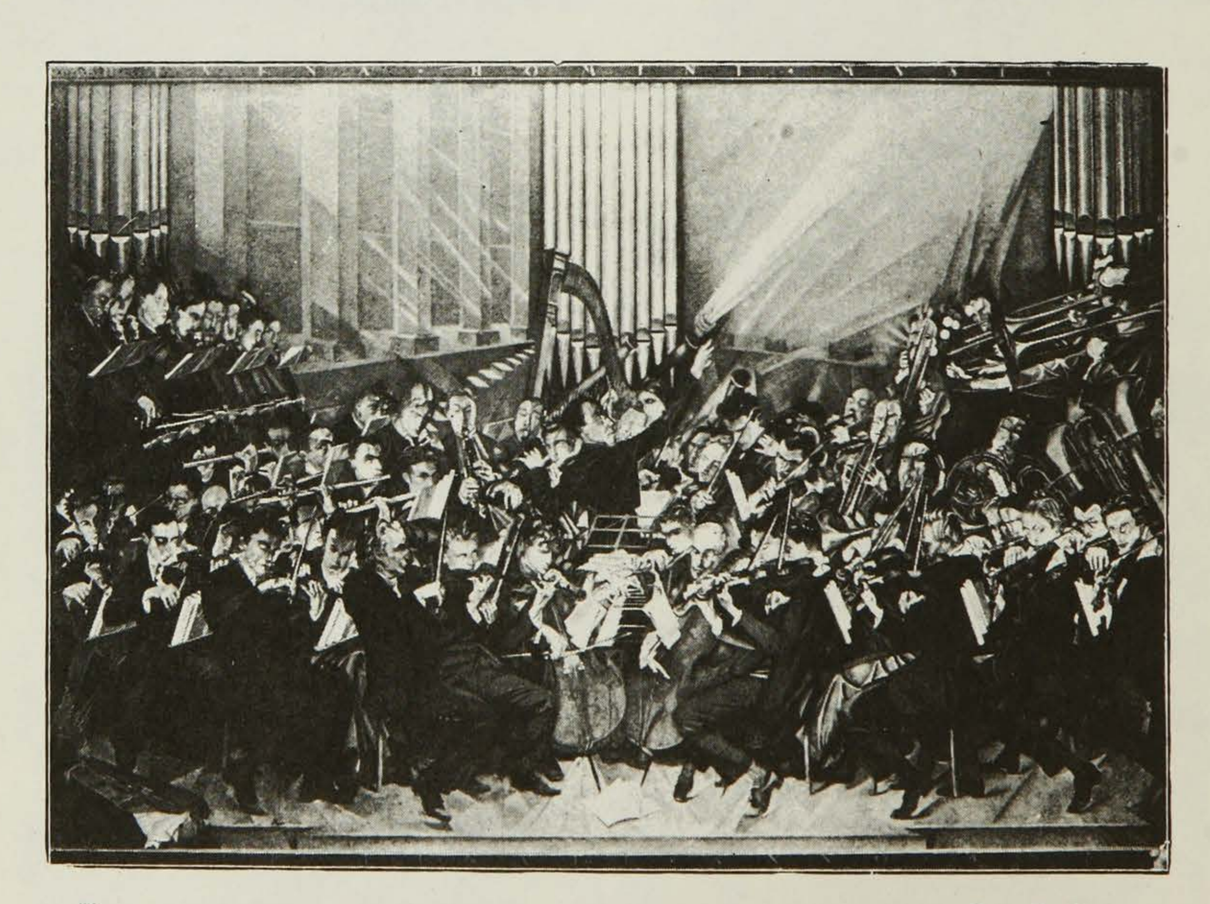
(Cliché des Fußballclubs Rapid in Wien)



Sarah Bernhardt im Sarge 1872
(Cliché Hébertot)



Rudolf Grossmann Porträt (Aquarell)



Mopp Das Orchester
oder: DIVINA HOMINI MVSICA (Oelg.)
Clou des Salon d'Automne

BÜCHER-QUERSCHNITT

I.

1.

Der Bücherquerschnitt ist keine Sammlung philologischer oder überhaupt wissenschaftlicher Kritiken, ist auch keine Formellösung für den Alltagsgebrauch des Gebildeten, er ist weiter nichts als eine Anregung für die Querschnittleser und ein Teil der Aufgabe, die sich diese Zeitschrift in freier unprogrammatischer Wahl gestellt hat.

Hier sind die Bücher, die mir aus Gründen, deren Aufzählung und Erläuterung einen Aufsatz bedingen würde — (und ich mißachte Aufsätze!), besonders wichtig für das Interesse der wirklichen Leser erscheinen.

Ein wirklicher Querschnitt ist stets nur eine rigorose Lösung. Ein Schnitt ist eben im besten Fall eine Operation! Die Betroffenen werden das von sich an sich schon genau fühlen. Wer sich geschnitten fühlt, ist — Patient.

2.

FRIDTJOF NANSEN: Rußland und der Frieden. Das Vorwort des Buches endet mit den Worten:

»Ich halte es für wahrscheinlich, daß es Rußland sein wird, das eines Tages, und in nicht allzu ferner Zeit, nicht allein materielle Rettung bringen wird, sondern daß von dort auch die geistige Erneuerung kommen wird. Es erscheint mir daher für Westeuropa dringend geboten, dem russischen Volk und den rasch wechselnden Verhältnissen in dem großen Rußland eine eingehende Aufmerksamkeit zu widmen.«

»Rußland« ist das einzige europäische Problem für den Einsichtigen, dem gegenüber alle anderen Fragen sekundär bleiben, so drückend sie uns auch durch die gegenständliche Nähe sein mögen. Paris und Moskau sind die Pole der augenblicklichen europäischen Potenz. Für alles, was dazwischen liegt, heißt es von Tag zu Tag härter: Erkennen und bekennen! In Nansens obigen Worten liegt eine Entscheidung, die viele sich errungen haben, die in Rußland in letzter Zeit waren. Das ist durchaus nicht immer das Resultat eifriger »bolschewistischer« Propaganda, sondern der eigenen Anschauung. Zu groß ist die Reihe bedeutender Köpfe, die sich so entschieden haben.

ANDERSEN NEXÖ: Dem jungen Morgen zu. Dies ist wohl der optimistischste Bericht aller Rußlandreisenden, aber sympathisch, menschlich, herzlich.

WILLIAMS: Die russische Revolution. Eine ganze Anzahl amerikanische Reporter haben sich in die Sensation der russischen Revolution gestürzt. Von ihnen erschienen viele Berichte, die begeisterte Bekennerdokumente geworden sind, geschrieben in dem nicht zu verleugnenden amerikanischen Journalistenstil, der ihre Schilderungen spannend macht wie die Mordberichte der New Yorker Presse. Ich habe an dieser Stelle schon mehrere von ihnen genannt. Dies Buch gehört auch zu dieser Gattung.

PRICE: Durch die russische Revolution. Auch ein Buch eines amerikanischen Journalisten. Er gibt aber mehr als Berichte, er gibt eine groß angelegte persönliche Erlebnisschilderung des Hergangs der russischen Revolution.

OSSENDOWSKI: Tiere, Menschen, Götter. Wohl das packendste, grausigste und bestialischste Buch, das in letzter Zeit veröffentlicht wurde, und doch Wort für Wort wahr. Die Konsequenzen des revolutionären Kampfes, der in Innerasien mit der ganzen Brutalität mongolischer Rassen ausgefochten wird, ohne alle Hemmungen, die die Nähe zivilisierter Länder auferlegt! Wenn die Flüsse im Frühling ihre Eisdecke sprengen, treiben ebensoviel Leichen und Gliedmaßen Verstümmelter zwischen den Wellen wie Eisschollen; die Wälder liegen voller unbekannter Toter, die willkürlich hingemetzelt wurden. »Rote« und »Weiße« vernichten sich in zähem Buschkrieg, »Aug' um Auge, Zahn um Zahn«.

KIRKEBY: Russisches Tagebuch. Ein nordisch kühles und sachliches Tagebuch über Reiseeindrücke im neuen Rußland, dafür um so packender bei der Schilderung von Paraden, Theaterbesuchen oder Hungerberichten. Was enthüllen Sätze wie diese über die Hungerzeit an der Wolga:

»— Die Leute gingen in Samara immer mitten auf der Straße«, sagt Ingenieur Ullgreen vom schwedischen Roten Kreuz, »sonst fürchteten sie, mit dem Lasso von den Häusern aus gefangen zu werden.«

— Im Bazar in Kurgan wurden Kuchen mit menschlichen Fleischstücken verkauft.

— In Orenburg mußte die Obrigkeit den Verkauf von Würsten verbieten.

— Manche wurden durch falsche Briefe in einen Hinterhalt gelockt. Nach Einbruch der Dunkelheit war es gefährlich, auszugehen. In Simbirsk verschwand ein Amerikaner vom Roten Kreuz während seines Abendspaziergangs. Man fand nur seinen Hut in der Wolga.

Die armen Menschen hätten eher in ein Hospital als in ein Gefängnis gehört. Ein Vater und eine Mutter in Kurgan, die ihre Kinder geschlachtet und gegessen hatten, konnten überhaupt nicht verstehen, daß sie etwas Böses getan hatten. »Herrgott«, sagten sie »wir haben doch nur unsere eigenen gegessen!« — — —

Überflüssig gegenüber den Tatsachen, die wir in diesem Buche erfahren, ist das Vorwort von Otto Flake. Wozu für solche Dinge einen Conferencier?

In diesen Tagen starb der Mann, der das treibende Molekül dieser Riesenbewegung war, der einzige Mann der Tat in diesem Jahrhundert, *Lenin.* Hier drei Bücher über ihn, keines seiner Größe wirklich angemessen:

WIEDENFELD: Lenin. Ein Versuch zur sachlichen Würdigung in bürgerlichem Sinne.

GUILBEAUX: Lenin. Ein Versuch zur Verherrlichung in revolutionärem Sinne.

SINOWJEW: Lenin. Ein amtlicher Bericht.

3.

PALUDAN: Die neue Welt. Viele, die in der europäischen Wirrnis keine Aussicht auf eine Entwicklung sehen und verzweifeln, schauen über das große Wasser hinüber nach Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, dem Erdteil der Hoffnungen, »der neuen Welt«. Daß gerade Amerika *nur* »alte Welt« ist, wird allerdings meist erst denen klar, die drüben zu ringen haben. Nicht einmal ein Kerr bemerkte etwas davon auf seiner Spritzfahrt (New York und London)! Paludans Roman ist eine Überraschung, nicht nur für sein Heimatland.

GUSTAV MYERS: Die Geschichte der großen amerikanischen Vermögen. Eine wichtige Neuauflage! Eine sachliche, rücksichtslose Aufdeckung über die krasse unmenschliche Akkumulation des amerikanischen Kapitals. Eine Reihe Gezeichneter, die berühmten Vanderbilts, Goulds, Morgans, Hills, Carnegies usw.

FORD: Mein Leben und Werk. (Eine Lösung der sozialen Frage.) Die Lösung der sozialen Frage besteht bei dem Autokönig eben darin, daß man den Arbeiter recht anständig bezahlt — vorausgesetzt natürlich, daß der Herr Arbeitgeber dabei nicht zu kurz kommt. Das ist die erste Bedingung einer anständig amerikanischen sozialen Lösung.

SCHEFFAUER: Das Land Gottes. Auch Scheffauers Buch wendet sich gegen das gepriesene Amerika. Trotz vieler theoretischer Erörterungen bei so viel Tatsächlichem enthält das Buch viel Lesenswertes. Nur bündiger und amerikanischer sollte das alles gefaßt sein. Amerikanismus gegen Amerika! Wie viel es trotzdem an Amerika noch zu loben gibt, zeigt ja das hier schon besprochene Buch von

KERR: New York und London. Im lezten Jahre war Kerr nun in Spanien. Das ergab als Resultat:

KERR: O Spanien! »Was hier dahinrauscht, ist Seelenluft«, sagt das Streifband des Verlegers. Das hat der Verleger vom Verfasser: Absatz I. An Spanien zerbröckeln diese Kerr'schen römisch numerierten Absätze.

»Ich schuf ein wahres, nicht ein gelecktes Bild. Sein Grund ist: »Schönheit«, sagt der Verfasser vom Buche. Aber das Bild ist nicht vollständig, vernachlässigt oft Menschliches und ist wirklich nur ganz tief, ganz schön, ganz wahr in der Schilderung der Stierkämpfe. Diese Absätze sollte jeder lesen!

HIELSCHER: Das unbekannte Spanien. Eine Schilderung Spaniens — Bilder, die nicht unvollständiger sind als Kerr'sche Formeln, aber unliterarischer, oft kitschig »album«-schön, oft spanisch.

H. v. HOFMANNSTHAL: Griechenland. Bei all den vielen schönen Bildern von Griechenland vergißt man das Vorwort von H. v. Hofmannsthal. Ich denke, es wird schön sein!

DÖHRING: Siam. Ich greife aus der großen Zahl der Folkwang-Publikationen diesen Band heraus, um an diese Bücherreihen zu erinnern, die stetig mit Bienenfleiß fortgesetzt werden. Diese Bände werden von Fachleuten (wohl mit Recht!) ständig angegriffen. Dem bedeutend harmloseren Laien bringen sie ein großes, schönes Bildermaterial. Unwissenschaftliche Phantasten können Vergnügen daran finden, in diesen falsch beschritteten und erklärten (siehe Salmony Kritiken usw. im Cicerone) Büchern zu blättern. Wohl uns Armen!

4.

FUHRMANN: Germanen. Der Privatgelehrte Fuhrmann bedeutet eine Gefahr oder vorläufig noch keine, da seine Schriften doch den gewünschten Widerhall nicht finden. Dieser Mann besaß die Vermessenheit, in einem Buche zu beweisen, daß *die französische Sprache* (die Sprache Corneilles, Voltaires, Racines usw.!) *ein deutscher Dialekt sei!!!* Was läßt sich nicht beweisen? Und er beweist lustig weiter. Diese deutsche Blamage sollte zu allererst dem Ausnahmezustand anheim fallen!

LESSING: Untergang der Erde am Geist. Die neue Fassung von Lessings »Europa und Asien«. Ein großes Buch, das beste der Zeit!

HEINRICH MANN: Diktatur der Vernunft. Die Reden eines politisierenden Dichters. Aber diese Dichterpolitik, die nach der Vernunft schreit, ist eben nur noch eine brave Bürgerpolitik:

»Die soziale Demokratie soll endlich gewappnet und als Rächer dastehen!«

Laßt uns schmerzlich bewußt unseren Dichter Heinrich Mann begraben, laßt uns wehmütig unbewußt seiner Auferstehung harren.

THOMAS MANN: Goethe und Tolstoi. Auch eine Rede! Auch der Bruder Heinrich Manns hält nur noch Reden (oder betreibt Okkultismus). Welche Verschwendung heiligster Güter, die dieses Brüderpaar der deutschen Menschheit schuldet!

MAXIMILIAN HARDEN: Deutschland — England — Frankreich. Ein großes politisches Buch! Harden braucht nicht gelobt zu werden! Aber er muß gelesen werden!

HOUBEN: Verbotene Literatur. Dies Buch wurde leider nur in 800 Exemplaren gedruckt.

»Anderthalb Jahrhunderte deutscher Literatur, gesehen durch das Auge des Gesetzes, entschleiern sich auf den folgenden Blättern. Hunderte von Büchersckicksalen ziehen vorüber, die, vielfach schon zur Sage geworden, nirgends oder doch nur selten zutreffend aufgezeichnet sind.«

Der *sehr* umfangreiche erste Band enthält erst den Anfang der Auswahl!

F. HARRIS: Oscar Wilde. Der Autor wurde vor der Herausgabe dieses Buches von allen Seiten gewarnt.

»Man wird Ihnen den Vorwurf machen, dieses Thema zu wählen, weil die geschlechtliche Perversität Sie reizt, und die Art, wie Sie es behandeln, gibt Sie jedem Angriff preis.«

Trotzdem kam das Buch unverändert an die Öffentlichkeit und wurde ein Denkmal der Freundschaft, eine dramatische Lebensbeschreibung und eine überschwengliche Ruhmeshymne. Interessant ist die angefügte Würdigung Wildes von Bernhard Shaw.

WELLS: Grundlinien der Weltgeschichte. Ein Versuch des großen englischen Schriftstellers zu einer wirklichen »*Welt*«geschichte. »*Erd*«geschichte müßte es heißen, denn weiter reichen menschliche Möglichkeiten noch nicht. Leider ist die deutsche Übersetzung noch nicht über die zehn ersten Druckseiten herausgekommen. Die Subskribenten warten, ihr Herren Verleger!

OSKAR A. H. SCHMITZ: Psychoanalyse und Yoga.

»Dieses Buch ist geschrieben von einem nach Anlage Introvertierten, der sich anfangs zwangsläufig, um den Komplexen seines Innern zu entgehen, extravertiert hat, der es nun, nachdem er sein Inneres geöffnet hat, wiederum in freier Wahlerkenntnis tut. Darum werden seine Ausführungen vorzugsweise auf Introvertierte Einfluß haben, mag die Introversion Anlage oder Erwerbung sein.«

Dieses Buch ist eines der »Leuchter«-Bücher, die die Schüler der Weisheit lesen, mögen sie dies nun aus Anlage oder Erwerbung sein. In Darmstadt: lux a non lucendo.

LESSING: Feind im Land.

Streifband des Verlegers:

»Das fabelhafteste Buch, das ich je gelesen habe!« (Hugo Stinnes.)
»Köstlich!« (Reichspräsident Ebert.)
»Dégoûtant!« (Général Dégoutte.)
»Faustischer Inhalt in magischer Form.« (Oswald Spengler.)
»In der Tat, sublim!« (Thomas Mann.)

Im übrigen eine oft sehr witzige Satyre, die gefestigter und saftiger wohl Mynona hätte schreiben können. Nicht immer kommen die Gedanken dem einzig richtigen Mann, wenn sie auch bei Lessing ebenfalls nicht schlecht aufgehoben sind!

BROD: Sternenhimmel. Das erste Wort in dem Buch heißt »Goethe«, der erste Satz: »Der Künstler wird mißverstanden.« Dies Künstlertagebuch Brod's führt uns in die letztvergangene Kunstepoche zurück, für die wir uns natürlich zur Zeit am wenigsten erwärmen können. Etwas für Leute, die gern in alten Poesiealbums und Fotosammlungen herumblättern! Sie finden manches Andenken aus Jugendzeiten.

BROD: Leben mit einer Göttin. So etwas ist nicht jedermanns Sache! Die meisten Menschen sind über ihre Affären mit »Göttinnen« diskreter, sie erscheinen ihnen auch nicht wichtig genug — zum Schildern oder gar Schießen.

THOMAS MANN: Die Erlebnisse des Hochstaplers Krüll. Ein erstes Kapitel! Und die weiteren?

KASIMIR EDSCHMID: Die Engel mit dem Spleen. Das Buch beginnt:
»*Ich warne unbefangene Leute,* sich in diese Geschichte einzulassen, die sich aus *Kriminalitäten* und *Unwahrscheinlichkeiten* zusammensetzt und vielleicht *nicht einmal zeitgemaß* erscheint.« — Ich habe dem nichts hinzuzufügen!

LEONARD FRANK: Der Bürger. Nur ein Roman, trotzdem die heutige Zeit eine tiefere Behandlung dieses Problems erforderte. Leider biegt der Roman zum Schluß auch noch von den krassesten Konsequenzen ab. Er ist selbst bürgerlich sentimental und nicht unerbittlich stark. Er fesselt trotz der genannten Fehler.

IGNAZ JEZOWER: Die Rutschbahn. Motto: Das Leben ist eine Rutschbahn! Eine amüsante Reihe von Abenteuerern aller Zeiten und Länder, ein Seitenstück zu *Szittya's »Raritätenkabinett«,* das Herr v. Wedderkop schon in dem vorigen Heft (nicht nach dem Geschmack des Verfassers) gelobt hat. Jezowers Buch ist technisch mit seinen Bildertafeln, Faksimiles u. G. Groß' Zeichnungen weit fertiger als Szittya's.

E. E. KISCH: Klassischer Journalismus. Auch eine bunte und amüsante Reihe von journalistischen Bravourstücken von dem alten Herrn Plinius, der das bekannte Kapitel für Richters »Lehrbuch der lateinischen Sprache für Gymnasien« über den Untergang von Pompeji schrieb, bis zur Polemik von Jean Jaurès. Solche Sammlungen haben ihre Vorzüge und — — Fehler. Ihr hauptsächlichster Mangel ist meist der Verfasser, der dabei doch die größte Rolle spielt und dem die Wahl oft zu schwer fällt.

Tagebücher der Henker von Paris. Eine so lange Reihe sehr dramatischer Berichte, daß man schnell abstumpft. Eine Auswahl wäre mehr gewesen!

KOROLENKO: Der seltsame Mensch. Ein russisches Amerikabuch. Damit ist alles gesagt und das Buch *bestens* empfohlen!

ULITZ: Das Testament. Eine witzige, sehr gute Fabel ist hier von einem Mann mit dichterischem Gebüberfluß auf 356 engbedruckten Seiten ausgesponnen. Dem Thema wäre mit Sternheim'schen Witz und frecher Kürze mehr Gerechtigkeit widerfahren. So zerspinnt es sich etwas und die Mär von dem ausgehungerten und von Amerika und einigen Geldmagnaten optierten Deutschland wird zu fett, um restlos zu munden. Trotzdem spürt man an diesem Buch, wie bei allen Schriften von Ulitz, den dichterischen Reichtum.

DÖBLIN: Blaubart und Miß Isebill. Das Lob dichterischen Reichtums muß man ebenfalls unumschränkt Döblin zuerkennen. Die kurzen, straffen Geschichten dieses Buches sind sehr erfreulich. Döblin — ein Name! eine Persönlichkeit! Aufgemerkt!

5.

Bücher über Kunst weiter im Überfluß! Wie soll man wählen? Fast alles wird zu einem Kunstbuch verwertet, was sich entdecken läßt. Wehe dem stillen Felsbild irgendwo in exotischer Einsamkeit oder dem Malerbaby der 9. Klasse; alle, alle holt der Kunsthistoriker!

DVORAK: Kunstgeschichte als Geistesgeschichte. Der Titel nennt den Gesamtinhalt des Werkes, der Verfasser verbürgt die hochstehende Qualität der Ausführungen. Das ist wohl das ernsteste kunsthistorische Buch, das in diesem Jahr ein deutscher Verleger herausgebracht hat. Es behandelt das aktuellste Thema.

Das staatliche Bauhaus zu Weimar. Dies ist das fortschrittlichste Kunstbuch dieses Jahres. Es ist das Zeugnis intensiver und ernster Arbeit, die die Weimarer Künstlergemeinschaft leistet. Viel Schönes, viel Beachtenswertes, viel Theoretisches, alles zusammen ein *sehr* bedeutendes Ganzes!

Jahrbuch der jungen Kunst. Eine Übersicht! eine bunte Übersicht, eine bedrückende Übersicht — über die Beiträge der verschiedensten Kunsthistoriker für den Cicerone!

WORRINGER: Die Anfänge der Tafelmalerei. Das Buch schließt mit einer halben Entschuldigung, daß es »um des selbstgewählten Zwanges« willen »große Linien zu verfolgen« das Meiste, was zum Thema gehört, vernachlässigt hätte. — Also ist zum mindesten der Titel verfehlt. Gelehrte vom Rufe Worringers sollten nur vollendete Arbeiten herausgeben! Trotzdem wird das Buch willkommen sein, denn es überragt doch weit den Durchschnitt der heutigen Kunstbücher.

WILM: Die gothische Holzfigur, ihr Wesen und ihre Technik. Ein großes, schönes Buch mit herrlichen Tafeln erlesenster Kunstwerke. Die stoffliche Durchdringung ist auch hier unvollkommen.

BRINKMANN: Barock und Rokoko. Erschien im Rahmen einer Reihe von sechs Büchern der Kunst, die viel Material geben, aber nicht mehr als populär sind. Diese Aufgabe übersteigt auch dieser Band nicht.



Max Beckmann Selbstbildnis in Smoking und steifem Hut (Oelg.)
(Schlußbild in Meier-Graefe's „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst".
(Piper, Verlag).



Glasbild *Campendonk*

5. *Erich Klossowski's Daumier* (bei Piper), lange entbehrt, erscheint neu aufgelegt. Es ist ein Werk über den *Maler* Daumier, dem Klossowski den gebührenden Platz unter den Größten seiner Zeit erobert hat. Der Oeuvre-Katalog am Schluß des Bandes bedarf einer wesentlichen Umarbeit, um à jour zu sein.

6. Bei Julius Hoffmann ist die ferraresische Novelle *Das Died der triumphierenden Liebe* von *Turgenjew* erschienen, geschmückt mit Zeichnungen von *W. Masjutin.* Ein drucktechnisch sauberes Buch, aber die Menschen und Gesten sind von Masjutin zu kalten Ornamenten schematisiert.

7. *Kang-Hsi* von *Walter Bondy* (Verlag Buchenau & Reichert) ist nicht die Arbeit eines Gelehrten, sondern vor allem die eines Sammlers und Genießers, der erzählt, was er mit Tastsinn und Auge an China erlebt hat, der eher technische als kunsthistorische Kenntnisse vermittelt. Werke dieser Glanzzeit chinesischer Keramik werden aus Glasschränken und Museen hervorgeholt und mitten unter uns gestellt. Ausgezeichnete farbige und schwarze Reproduktionen.

8. Die Reihe der kleinen Monographien zum Thema *Junge Kunst* setzt der Verlag Klinkhardt & Biermann mit *Archipenko, Wilhelm Schmid, Rohlfs, Gustav de Smet, Georg Schrimpf, Coubine, Gauguin, Chagall* fort. Manche dieser kleinen Bücher zergehen einem zwischen den Fingern. Eine kräftigere Droge ist das *Jahrbuch der Jungen Kunst,* das methodisch-lehrhaft in vier Abteilungen gegliedert ist: I. Die Toten, die den Lebenden noch wichtig sind. II. Die Lebenden. III. Sammelwesen und Probleme. IV. Junge Graphik. Man hätte Lust, die Künstler und Artikel dieser vier Abteilungen insgesamt durch ein Sieb zu schleudern. Man wäre überrascht über die geringe Anzahl der konsistenten Brocken, die davon zurückblieben, und über die Einheit, zu der sie sich wie von selbst zusammenschlössen.

9. Ehe nicht das Problem der modernen Architektur gelöst ist, wird alle angewandte Kunst im Nebel tappen oder nur Altes aufwärmen. Warum ist im 13. Jh. der geringste Gebrauchsgegenstand ein Kunstwerk? Weil es die Kathedralen gab .... Heute werden Fabriken, Silos, Elektrizitätswerke, Bahnhöfe gebaut, und an ihrem Stil sich bildend: Autos, Aeroplane, Ozeandampfer. Aber das Problem *unseres* Wohnhauses, unserer Innenarchitektur ist noch nicht gelöst. Das Buch von *Le Corbusier-Saugnier »Vers une architecture«* (bei Crès) legt den Finger in die Wunde, konfrontiert geschickt alte und neue Bauwerke, faßt die daraus sich ergebenden Lehren in schlagenden Sätzen zusammen, formuliert die Aufgabe, ohne sie selbst zu lösen.

ALBERT DREYFUS.

III.

SCHAUMANN: Kreuz- und Querzüge des englischen Generaldeputierten Schaumann, bei Brockhaus in einem faksimilegetreuen Nachdruck neu herausgegeben, mit entzückenden farbigen Kupfern und allen Schnörkeln und Umständlichkeiten, die zu einem anständigen Tagebuch der damaligen Zeit (1830) gehören. Im Gegensatz zur Literatur eine angenehme Lektüre.

H. G. Jacob: Das Flötenkonzert der Vernunft (Rowohlt). Reminiszenzen als Fruchtbonbons, gute Marke.

Platz dem Arbeiter: ein Jahrbuch des Malikverlags, dessen Titel alles besagt. Es braucht nur hinzugesetzt zu werden, daß die Auswahl an Illustrationen, Buchausschnitten und Aufsätzen bestens geglückt ist.

H. v. WEDDERKOP.

IV.

LES LIVRES DE PARIS

Une heure avec... par Frédéric Lefèvre (Nouvelle Revue Fse.). M. Frédéric Lefèvre vient de rassembler les interviews qu'il avait publiées dans les Nouvelles Littéraires. Son livre, qui groupe les maîtres de la littérature actuelle en France est un document dont on ne saurait trop marquer la valeur. Il permet en effet de se faire une idée d'ensemble de l'état du roman, de la poésie, des idées. Il permet aussi de prévoir déjà l'avenir et de tirer des conclusions dont l'ampleur précise n'est pas illusoire.

Lewis et Irène par Paul Morand (Lib. Bernard Grasset). Voici un livre dont on a beaucoup parlé avant sa publication. Paul Morand est le premier écrivain français qui ait pu donner au grand public le goût de ce qu'on appelle la littérature moderne. Lewis et Irène est le récit de l'amour d'un homme d'affaires et d'une directrice de banque grecque; ce livre a des qualités brillantes; il est vif, alerte, amusant, sème de remarques curieuses. Mais peut-on dire que ce soit une grande oeuvre?

La Prisonnière par Marcel Proust (Nouvelle Revue Française). Marcel Proust dont l'influence ne fait que s'affirmer de jour en jour et dont on reconnaît presque universellement qu'il fut le plus grand romancier français du 20e siècle n'a pas laissé en mourant une oeuvre inachevée. Nous retrouvons dans son dernier livre tous les personnages déjà connus. Il faut surtout signaler l'analyse de la jalousie, analyse qu'il a su pousser à un tel point de perfection qu'on peut dire de ce nouveau recueil qu'il a singulièrement enrichi la littérature psychologique.

La belle Saison par Roger Martin du Gard (Nouvelle Revue Française). Comme Marcel Proust, l'oeuvre de M. Roger Martin du Gard est une grande fresque. La Belle Saison nous montre ce que fut la vie de la jeunesse de 1908; l'époque où les bars succèdent aux brasseries. Les deux fils Thibault, l'un médecin, l'autre qui vient d'être reçu à l'Ecole Normale Supérieure, leur ami Daniel de Fontain, jeune peintre, participent tous trois à cet esprit qui, ami de l'aventure, nettement imprégné de l'influence de Gidé, va se développer sans cesse, et, de déductions en déductions, donne ce qu'on appelle l'esprit nouveau.

Choléra par Joseph Delteil (Librairie Kra). Choléra est un roman plein de fantaisie et d'humour. M. Delteil promène son lecteur dans les pays de la vieille Europe qu'il sait présenter d'une façon pittoresque. Choléra est un livre étourdissant.

Attirance de la mort par Jacques Sindral (Bernard Grasset). M. Jacques Sindral étudie avec minutie l'état d'âme d'un homme qui, déjà touché par la maladie, sentant la présence de la mort fait d'abord une retraite dans un couvent, où il a des conversations avec un Prieur qui lui parle comme à son double. Puis le héros de M. Sindral cherche sans la trouver une raison de vivre dans l'amour.

Savreux vainqueur par M. Jean Obey (Ferenczi). M. Jean Obey vient de publier un livre où il nous montre un homme de nature fruste et vigoureuse qui, jeté hors des disciplines habituelles par la guerre, cherche à affirmer une personnalité confuse mais orgueilleuse. Savreux vainqueur en dépit de certain bouleversements extérieurs, est une oeuvre vigoureuse.

Genitrix par François Mauriac (Bernard Grasset). M. Mauriac est un écrivain de lignée classique dont l'oeuvre indifférente à l'actualité et à ses manifestations, cherche à établir des caractères à la fois précis et généraux. Dans Génitrix, il étudie la puissance destructrice d'un amour maternel, et montre comment l'humilité filiale amoindrit et rend lâche.



Rud. Großmann — Bruno Cassirer

Le paradis à Lomber des Epées par Henry de Montherlant (B. Grasset). M. Henry de Montherlant est un jeune écrivain vigoureux, à la solide culture qui, dans les sports, a cherché une discipline non seulement physique, mais morale. M. de Montherlant qui a beaucoup de fougue et des idées dont son éditeur lui-même a convenu qu'elles étaient contestables, n'a point donné un livre qui pùt être le bréviaire de la jeunesse française. Son oeuvre, néanmoins, témoigne d'un désir et du sens de la grandeur.

RENÉ CREVEL.

V.
OTTOMAR STARKE



Ottomar Starke Holzschnitt
(aus F. Dostojewski „Der Spieler"
Verlag Buchenau & Reichert, München)

Im Gegensatz zum penetranten Gebahren der heutigen deutschen Kunst, die aus der Literateneinstellung: Expressionismus, Satyre, Psychoanalyse, den Weg zur reinen Form, trotz mancher Begabung, weder sucht noch findet, ist der Illustrator Ottomar Starke ein beherrschtes, man möchte sagen: lateinisches Talent. In Künstlerkreisen findet er nicht ganz die Beachtung, die er verdient, vielleicht weil seine Art nicht »neu« erscheint. Wie vieles aber, was neu erschien und vom teutschen Kritikus als Ding-an-sich bejubelt wurde, ist schon den Weg aller unlebendigen Dinge gegangen und nur noch eine Angelegenheit des Müllkutschers! Starke gibt sich nicht die geringste Mühe, ein Prophet zu sein. Er ist ganz einfach ein sehr kultivierter und temperamentvoller Zeichner. Kein Problematiker, trotzdem ist das Problem der Komposition in seinen Zeichnungen meistens besser gelöst als bei den professionellen Problemjockeys. Er sucht das Leben und findet (so muß es sein!) die Form, das heißt: die lebendige unproblematische Form. Man beachte seine Illustrationen zur »Armance« und hauptsächlich zum »Spieler«!

E. DE FIORI

DAS PFÄFFCHEN

Von

ALEXANDER BLOCK

Auf dem Platz — dem vom Schnee gelichteten —
Sein Abendgebet verrichtet es
Das Pfäffchen vom Grunde — dem sumpfigen.

Sein Gewand scheint über die Erde weg —
Das lumpige —
Als ein kleiner und schwarzer Fleck.
In dem sturmlosen Abend — dem glänzenden —
Fehlen die Teufel — die schwänzelnden —
Und die nächtliche Pracht
Windet rings um ihn her ihre schlanken Hände,
Klang ohne Ende . . .
Flüsternde Nacht . . .

Er murmelt ein leises Gebet,
Verbeugt sich lächelnd, und steht —

Hebt vom Kopfe sein Hütelein.
Und dem lahmen Frosch — dem verwundeten —
Mit Kräutern — gesundenden
Verbindet er dann das schmerzende Bein.

Bekreuzend hebt er die Hände empor:
— Hupfe nun fort ins heimische Moor.
— Am Herzen mir liegt
— Alles was kriecht,
— Im Wasser, im Staube
— Und jeder Glaube.

Er murmelt ein leises Gebet,
Hebt seinen Hut mit der Hand:
Fürs Rohr, das im Winde weht,
Daß Du, Herr, der Pfote Gesundheit gabst,
Und für den römischen Papst. —
Fürchte Dich nicht vor dem Moor im Land, —
Dich rettet das schwarze Priestergewand.

remscheid u. a.

von

hoerle

in remscheid arbeiterdemonstration. lastauto mit grünen fährt schleifen durch die massen. lachen und johlen. die grünen sind bewaffnet wie massenmörder. ohne alarmsignal rollt das auto hin und her. beabsichtigte provokation. auf dem marktplatz arbeiterprovokation. in der stadthalle proletarische kultustagung.

punkt 1: ansprache des professor resch. konfektion. reder von der stange. modell evangelischer feldgeistlicher mit A.O.K. begeisterung.

punkt 2: eine berufsschauspielerin ohne beruf bemüht strindberg. unfähigkeit zum leben versucht sich bei menschen, die mit dieser zerquälten bürgerlichen sexualität keine verbindung haben. selbstbefriedigung.

punkt 3: ein oberlehrer hat thomas münzer für die volksbühne bearbeitet. deshalb ist die erklärung länger als das stück. thomas Münzer als revolutionär auf eine stufe gestellt mit dem noske des bauernkrieges und liebling des goethe aus weimar, dem götz von berlichingen, was blühen da dem neuen noske und dem oberbürgermeister von kassel noch möglichkeiten in einer geschichte für das volk bearbeitet von einem revolutionären oberlehrer des jahres 2300.

punkt 4: prof. resch verteilt die nachtquartiere. es empfiehlt sich quartiere ausserdem zu besorgen. da gibts denn schnaps. wer hat der hat und die ulla freut sich.

punkt 5: und es ward morgen am abend der erste tag. ein proletarischer kulturtag beginnt sehr früh und mit zinntra.

später die eröffnung der kunstausstellung im tanzsaal des herrn engelbert.

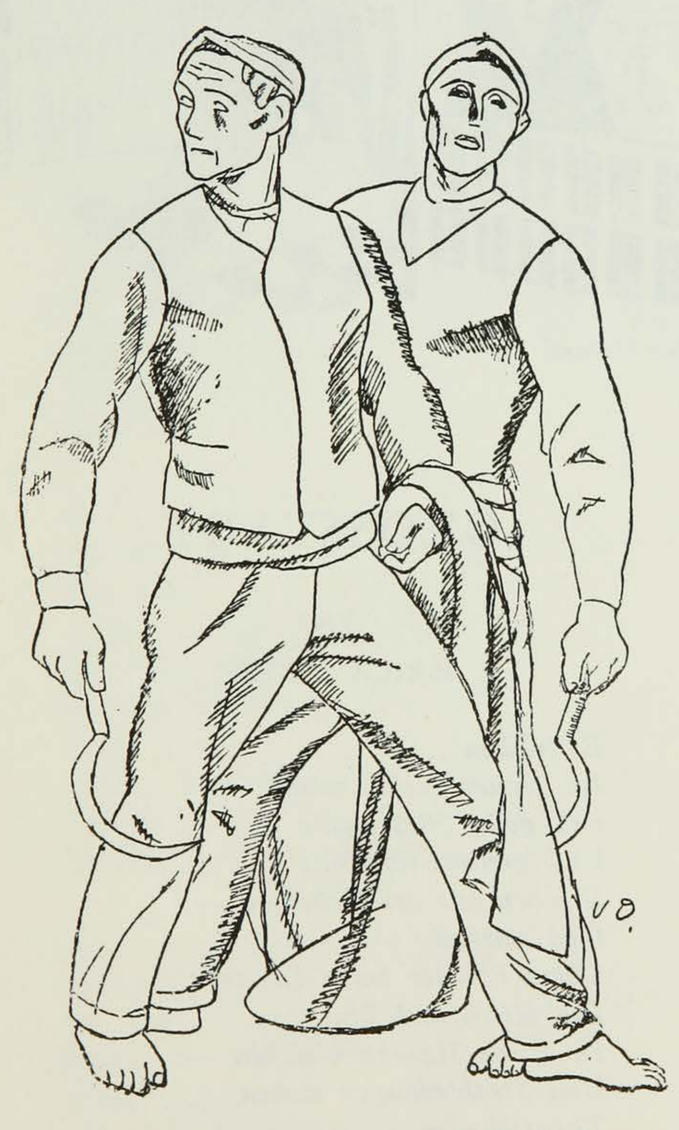
sichtbarster ausdruck einer kultur ist die bildende kunst. diese ausstellung enthüllte, dass es eine proletarische kunst und mithin eine proletarische kultur nicht gibt. alle ausgestellten arbeiten waren, obschon von menschen geschaffen, die den willen zur kommunistischen gesellschaft haben, immer noch vom grund bürgerlicher bild- und kunstanschauung geschaffen; wie das nicht anders möglich sein kann. darauf wies franz w. seiwert in seinem eröffnungsvortrag eindringlichst hin und entwickelte hieraus die forderung bürgerliche kunstform als propagandamittel in den dienst des klassenkampfes zu stellen. jedoch ist die form in der dies geschieht nicht unwesentlich, wie bogdanow das glaubt, sondern die form muss durch den inhalt umgebildet sein um zu verhindern, dass über die form her bürgerliche infizierung in das proletariat hineingetragen wird. der konstruktivismus als fortführung des kubismus schafft die bildklarheit mit der es möglich wird ohne den sentimentalen ausweg propagandakunst zu schaffen. Nach den worten franz w. seiwerts hätte die kulturtagung geschlossen werden müssen.

die ausstellung zeigte, vielleicht zum erstenmale, wie in den entwicklungsformen der kunst mit dem impressionismus beginnend, künstler als propagandisten wirkten. auftraten käthe kollwitz, die alte garde, noch immer im kampf und nicht arm in arm mit den ebertrepublikanern hauptmann und genossen. dann die expressionisten felix müller und f. m. jansen, dann grosz und dix (der sich von der nierendorf vertreten lässt. möge letztere ihren goldenen lebensmittelweg weiter gehen und später, ganz später einen ehrenvollen grabstein von sämtlichen insassen des bauhauses entworfen erhalten, marke: flanellgranit.) dazwischen die belgische gruppe lumiere. nach den fanatikern der destruktion die fanatiker der konstruktion:

kubicki, freundlich, maholy nagy. dann gebrauch der bildkonstruktion als mittel zur gesellschaftsdestruktion: die ungarn, peri, benyi, die deutschen hausmann, hoerle, seiwert, der an seinen arbeiten die worte seines vortrags demonstriert. dazwischen jankel adler, the greatest jiddische kinstler of the world. Ia koschere peinture! die proletarische kulturmentalität der remscheiddeutschen äusserte sich auf dieser ausstellung in gebastelten kleidern und körbchen und so dingen die für die gründung eines proletarischen haushalts äusserts notwendig sind, wie eines gutgebundenen kommunistischen manifestes mit deutschem Versalienaufdruck und eines gästebuchs, die aus der mitte des saales gegen die wände protestierten. in verbindung hiermit fiel mir die maragrinefabrik ein, die als fabrikzeichen zwei fette weidende kühe hat.

es sind verhandlungen im gange zur wiedervereinigung der proletarischen kulturprofessor reschs mit der k. p. d. firma kulturkartell.

nebbich.



Daniel Vazques Diaz (Litho, aus Azpeitúa »La Herencia« Imprenta clásica Española, Madrid)



Frans Masereel

GROSSTADT

Von

ERICA TIETZE

Es treiben
Im grauen Nebel weiße
und gelbe Riesenbälle —
Und grelle Silberfälle
Brechen aus den Scheiben —
Und reichen
Übers Pflaster halbe Kreise,
Die Milch und Blut
In grüne Masken bleichen —
Und Strahlenaugen ziehen
Todesschauer
Und schleudern Straßenkot
In Zentrifugen — und glühen
Höllenrot,

Wenn sie entweichen —
Und an die Mauer
Schreiben
Geheimnisvolle Mächte
Die Phantasie von Zweck und Name:
Das falsche Menetekel der Reklame —
Und sprühen
Um starre Silhouetten
Den Widerschein,
Den violetten. —

Mein Gott
Können diese Menschen noch
In Zimmer hinein,
In warme, geheizte Zimmer —?
Jedes allein —
Oder zu zwein —
Sitzen und trinken
Tee aus Tassen,
Die sie mit beiden,
Mit beiden Händen fassen —?
Sinken
In weiche Stühle zurück —
Tauchen in Augen
Ganz nah —
Fühlen, ein Leid —
Fühlen, ein Glück
Ist da....

Nein,
Sie sind alle tot.
Nur das viele Licht
Spiegelt in ihrem Blick —
Sie sehen nicht.
Mit den Düften
Toter Blumen
Schwirren Worte
Klirren Lachen
Im geschminkten Gesicht. —

Hier — im Schatten dieser Tür —
Ich dräng mich
An dich, an dich —
Spür
Meine Hüften,
Du, unter dem Kleid —
Nimm mich — ich lebe!
....Im Schatten der Tür....

QUALITÉS DU QUERSCHNITT

Von

BARON BENOIST-MÉCHIN

On s'ennuie fort en Europe et il y a longtemps que nous n'avons plus été jeunes: depuis nous sommes devenus modestes, bienveillants et classiques.

Mais voici le Querschnitt qui ne l'est pas.

Il n'est pas bienveillant pour les gens qui n'aiment pas les courants d'air et les douches, les machines, les sports, quelques livres, la cuisine au beurre fin, les chevaux de course.



Il n'est pas bienveillant pour ceux qui aiment l'expressionisme, les délicatesses, la psycho-analyse, le silence, les nénuphars, les choses de beauté, et autres prostitutions.

A part cela il est armé comme le ciment, nerveux comme un tambour, mécanique comme une fleur qui se déplie.

Le Querschnitt vous colle sur la figure la température la plus fraiche d'Europe.

On ne le trouve pas sur la table des poètes; il ne s'achète pas chez le pharmacien; il n'est pas un paysage choisi.

Mais à défaut d'âme il a un sexe très défini.

Avec le Querschnitt il n'y a plus besoin de voyager il indique tout ce qui se passe et qu'il faut avoir vu. Il est instructif et amusant.

Le Querschnitt n'est pas pour les enfants ni pour les spécialistes.

Il n'a pas de Patrie. Il n'est pas l'organe officiel de la République Rhénane. Il a le record du saut en hauteur. Il est aéré et précis.

Hostile aux touristes comme il l'est aux sédentaires, le Querschnitt est un amateur d'évènements.

Sa seule tendance est de n'en point avoir.

L'atmosphère qui lui convient est celle de ce gros village qui s'appelle le monde. — Le Querschnitt est un homme qui vous parle dans la rue.



George Grosz

MARGINALIEN

Gehen wir einem Plünderungskommunismus entgegen? Einem Fensterscheibensozialismus, der mit den Theorien von Karl Marx nichts mehr zu tun hat? Wahrscheinlich nicht, wenn Stresemann und der geschickt gewählte Graf Kanitz nur einigermaßen für eine regelmäßige Brot-, Kartoffel- und Fettversorgung der Städte aufzukommen wissen. Dieses geduldigste, folgsamste, von Natur unrevolutionäre Volk ist nicht bloß zu matt zur Erhebung, es ist auch zu gutmütig, um »russisch« zu reden. Vor einiger Zeit hat die Wienerin **Frau Eugenie Schwarzwald** im Berliner Schloß eine Notküche für geistige Arbeiter eröffnet. Die rührige, im Helfen erfahrene Frau wollte keine Straßenküche für jedermann aufmachen, sie wollte die halb verhungerten Gelehrten und Künstler aus ihren kalten Arbeitsstätten locken, die Ungeschicktesten und lautlos Hungernden. Aber am dritten Tage war die Küche im Schloß von Leuten belagert, die nicht vorgemerkt waren und die dennoch einen heißen Teller Suppe begehrten. Die unerwarteten Gäste mußten abgewiesen werden Geschrei, Beschimpfungen, Drohungen. Sie wollten die Küche stürmen. Da geht im größten Tumult die beherzte Wienerin unter die Leute. Sie tritt hinaus, beginnt zu reden, es wird stille um sie, sie schaut an die abgezehrten Gesichter, stockt in ihrer Rede und bricht in Tränen aus. Was wahrscheinlich keiner wohlüberlegten Rede gelungen wäre, das bewirkten diese Tränen. Die Leute, eben noch in Wut, wurden verlegen, die Wildesten schlichen beklommen beiseite, die Trösterin wurde getröstet. Sind solche Menschen Barrikadenbauer? Nie hat ein Volk geduldiger die Qual dieser fürchterlichen Jahre ertragen, und es sind *neun* Jahre der Freudlosigkeit, der Angst, der Sorge, die wir hinter uns haben. Wer aus den abgeschlossenen Gärten der Bourgeoisie herausfindet, der weiß, daß das seelische Kapital des deutschen Arbeiters, auch des Berliners, nicht angefressen ist. *(Weltbühne.)*

Sessue Hayakawa. Le film *Forfaiture* nous avait révélé le grand artiste qu'est Sessue Hayakawa. Nous avons la bonne fortune de le voir au Casino de Paris depuis quelques jours, cette fois en chair et en os, dans un sketch qui fut écrit spécialement pour lui et qu'il joue avec les deux excellents partenaires que sont *Mlle Yvonne Georges et M. Lehmann.* Jamais évocation dramatique aussi poignante ne fut obtenue avec une pareille sobriété de gestes, une mimique à ce point hallucinante quand, atteint d'une balle de revolver par son assassin, nous voyons l'admirable artiste mimer la plus extraordinaire domination de soi-même, chasser son assassin qui ne croit pas l'avoir atteint, et qu'il a dominé par sa seule volonté, et ensuite, resté seul, agoniser lentement et stoïquement. *(»Le Journal.«)*

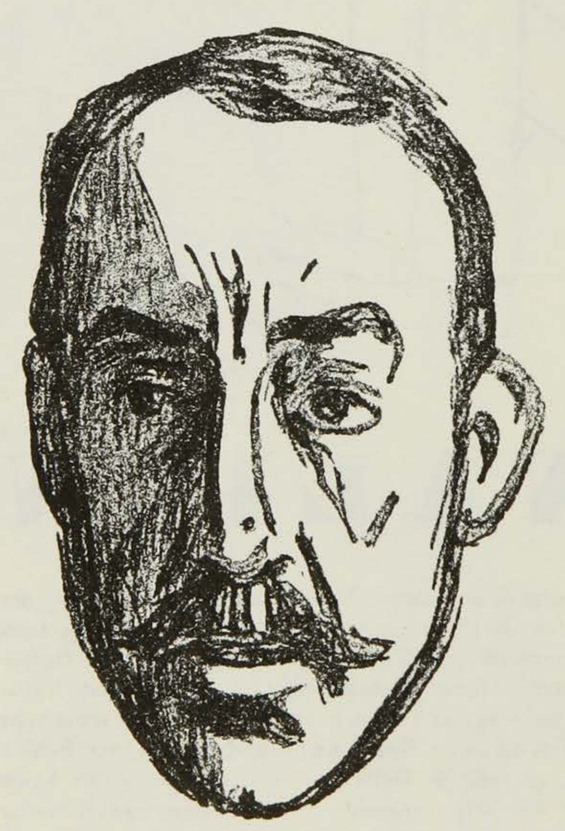
Berichtigung betr. Notiz über *Desi Stinnes* (Seite 176 des »Querschnitt«-Herbstheftes 1923). Desi Stinnes ist *nicht die Gattin des Herrn Hugo Stinnes,* sondern die Gattin des am 8. November 1923 verstorbenen Kommerzinerats Gustav Stinnes. Desi Stinnes geb. Scholz.) Siehe auch Anzeige über den Tod des Herrn Gustav Stinnes in den »Münch. N. N.« No. 306 vom 11. 11. 1923.

Ludwig Gutbier, der Inhaber der Firma Ernst Arnold in Dresden, der sächsische Cassirer, feierte am 25. Oktober sein 30jähriges Geschäftsjubiläum. Aus diesem Anlaß veranstaltete er in seiner Galerie eine Jubiläumsausstellung »Kunst der Gegenwart«. In der etwas feierlichen Rede, die er bei der Eröffnung hielt, erzählte er, wie schwer es hielt, die Sammler reich zu machen, denen er vergeblich herrliche van Gogh's für 2000 Mark, erstklassige Renoir's für 8000 Mark anbot.

Vogelweide, Benn, George Grosz und Flake. In dem Artikel: »Die nächste Aufgabe des deutschen Geistes« (B. Tgbl. vom 9. 1. 24) sagt Gerhard Pohl u. a.: »Das Problem einer Aufgabe hinstellen, die der deutsche Geist der Gegenwart zu erfüllen habe, heißt: das bewußte Arbeiten seiner Schöpfer als Voraussetzung anerkennen. — Es genügt heute nicht mehr, Leistungen aufzuweisen, die zwischen Walter von der Vogelweide und Gottfried Benn sich irgendwo gebührend einreihen lassen. Aus nebulosem Wachtraum heraus eine Gestalt festzuhalten und um sie herum eine Handlung zu gruppieren oder in sie ein Gefühl zu projizieren. Dichten hieß immer verdichten. Muß es heute ebenso heißen. Offen bleibt die Frage: Was und Wie? — — —

Nur wenige erkannten bisher die Wichtigkeit dieser Aufgabe. Die um George Grosz und Gottfried Benn zeigen den Deutschen die Fratzenhaftigkeit ihrer grauenhaften Stagnation und sehen die Zukunft in einer geläuterten Gemeinschaft.

Otto Flake bemüht sich um die Individualgestaltung des deutschen Menschen und glaubt so die Voraussetzung zu schaffen, auf der eine spezifisch deutsche Kultur basieren könnte.



Edv. Munch Henry van de Velde*)
(Litho aus Glasers Munch, Bruno Cassirer-Verlag)

Die Brüder Capek. Seit den seligen Schwestern Blazek, die zusammengewachsen von Schaubude zu Schaubude zogen, hat von unseren Landsleuten kein Geschwisterpaar ähnliche Erfolge in der Welt aufzuweisen gehabt, wie die (darüber) seligen Brüder Capek. Sie schreiben ihre Novellen, deren erster Band »Leuchtende Abgründe« hieß, ihre Theaterstücke und ihre kunstkritischen und sonstigen Feuilletons für die »Lidovic Noviny« gemeinsam und bauen sich auch jetzt von ihren Tantiemen zusammen eine Villa in Straschnitz. *(»Prager Tageblatt«.)*

Beim Berliner Jagdspringen im Februar war die Malerin **Gertrud Sauermann,** die einzige Frau unter einem Haufen Reichswehrritt- und Wachtmeistern, die sie alle, als einzige ohne Peitsche und Sporen reitend, besiegte. Sie nahm fehlerlos auf ihrem Wallach »Jicky« alle Hindernisse.

---

*) *Henry van de Velde* feierte seinen 60. Geburtstag. Er hat seine Jugend und sein Mannesalter mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen. — Dasselbe gilt für *Bruno Paul,* der seinen 50. Geburtstag beging.

THE "DUTCH" TRADITION

by *Reginald Wright Kauffman.*

There being, happily, no such thing as a typical American, it follows that there can be no typical American dinner. I think of Connecticut's oyster-stuffing for turkey as a little more alien than garlic used to be, and I am sur that Connecticut would consider my scrapple of doubtful patriotism. Therefore, I may but contribute to *The Nation's* symposium the menu of such a dinner as average Pennsylvanians of moderate means "get up" when they want to dine —as on a Sunday afternoon—rather well and altogether "natively":

Fruit Salad

Roast Ribs of Pork, Apple Sauce, Mashed Potatoes, Sauerkraut, and Real Beer

Mince Pie (laced, not with brandy, but moonshine whiskey), and Cheese

Coffee — Some smuggled liquor

(from *"The Nation".*)



E. R. Weiß

Das Belvedere-Faksimile. Eine Sensation im Wiener Kunsthandel bilden die von der *Würthle Verlagsgesellschaft* seit der Wiener Herbstmesse in den Handel gebrachten neuartigen Gemäldereproduktionen, die *Belvedere-Faksimile*. Endlich Reproduktionen, die dem Bedürfnis des Publikums nach guten bildmäßigen Wiedergaben berühmter Meisterwerke vollkommen gerecht werden; jedenfalls in ganz anderer Weise gerecht werden, als dies irgend ein Druckverfahren bisher imstande war. Die Reproduktionen sind nicht nur in Zeichnung und Farbwerten absolut originaltreu, sondern geben dem Beschauer durchaus den Eindruck handgemalter Ölgemälde und sind wie diese, je nach Beschaffenheit des Originals, auf Leinwand oder auf Holz hergestellt. Zudem bewältigt das neue Verfahren jedes Format. Endlich kann auch das größte Original in seinen wirklichen Abmessungen wiedergegeben werden und es entfallen die die Wirkung und Bedeutung des Bildes verändernden und vielfach schädigenden Verkleinerungen.

Die Reproduktionen haben in Wien gleich nach ihrem Erscheinen einen starken Erfolg errungen. Die österreichische und vielfach auch die ausländische Presse haben in anerkennender Weise zur neuen Erfindung Stellung genommen und ihr eine epochale Wirkung auf dem Gebiete des Reproduktionswesens prognostiziert. Der Verlag ist im Begriff, das Belvedere-Faksimile auch außerhalb Österreichs bekannt zu machen und wird in nächster Zeit sich mit einer Subskriptions-Einladung an das Publikum wenden, auf die wir noch zurückkommen werden.

»*The Daily Telegraph*« schreibt: So far Würthle has reproduced ten famous masterpieces by Raphael, Ruisdael, Rembrandt, Canaletto, Bellini, Moretto and Michael Angelo, and he intends to apply his process to some further pictures of other leading galleries both here and at Munich. For the purposes of study and exhibition the reproductions may be invaluable.

Der sechzigjährige **Hermann Bahr** wird täglich älter. Er soll mitunter seine Überzeugungen geändert haben; einzig seine katholische Gesinnung hat er sich aus den revolutionären neunziger Jahren erhalten. Sein Bekenntnis zu Haeckel tat er aus dem nämlichen Gefühl der frommen Gottesliebe, wie sein späteres Wirken, das wir vom Amphitheater der Bühne wie vom Forum des »Neuen Wiener Journals« oft bestaunten. Am 14. Oktober notiert er die folgenden Sätze in sein Tagebuch, und da er Gott mehr als die Menschen fürchtet, veröffentlicht er es nicht viel später:

> *Hier* liegt das Problem. Denken wir uns den Altar in der *Mitte* des Kirchenraumes und *um ihn herum, ganz dicht an ihn heran,* Sänger und Orchester, dann aber die *Beter* unmittelbar an die Sänger gereiht, fast *in sie gedrängt,* auch im Kreise rings, so daß der *Priester fast den Sänger streift,* der Sänger den *heißen Atem des Beters im Nacken spürt,* dann erst wären alle *verbunden:* Beter und Sänger und Priester um den *lebendigen Gott* in der Mitte geschart! Und muß es nicht jeden Baumeister *reizen,* sich an der Lösung einer so gewaltigen Aufgabe zu versuchen? Wer ist es unter unseren jungen Künstlern, der den ersten Entwurf wagt?

Die junge Schefflergemeinde in Frauenberg. »Nach jedem Vortrag, der eine halbe Stunde nicht überschreiten darf, findet eine Aussprache statt. . . . Nachmittags geht es nach Frauenberg, wo Haff, Nehrung, Heide, Wald *und Geist der Gotik* uns umgeben. Zwecks Übernachtung . . .« *(Aus einer Wiener Zeitung.)*

Nachdem Paul Cassirer das Hauptfeld seiner Tätigkeit nach Holland, New York und Rom verlegt hat, kann **Dr. Grete Ring** ihrer Liebe zur Kunst frei fröhnen. Sie schwimmt selig mitten im Wasser des Expressionismus und zeigte eine große Ausstellung von E. L. Kirchner, der eine solche von Max Beckmann folgte. Der Erfolg ist selbstverständlich groß, da Grete Ring's Leib und Seele dabei sind.

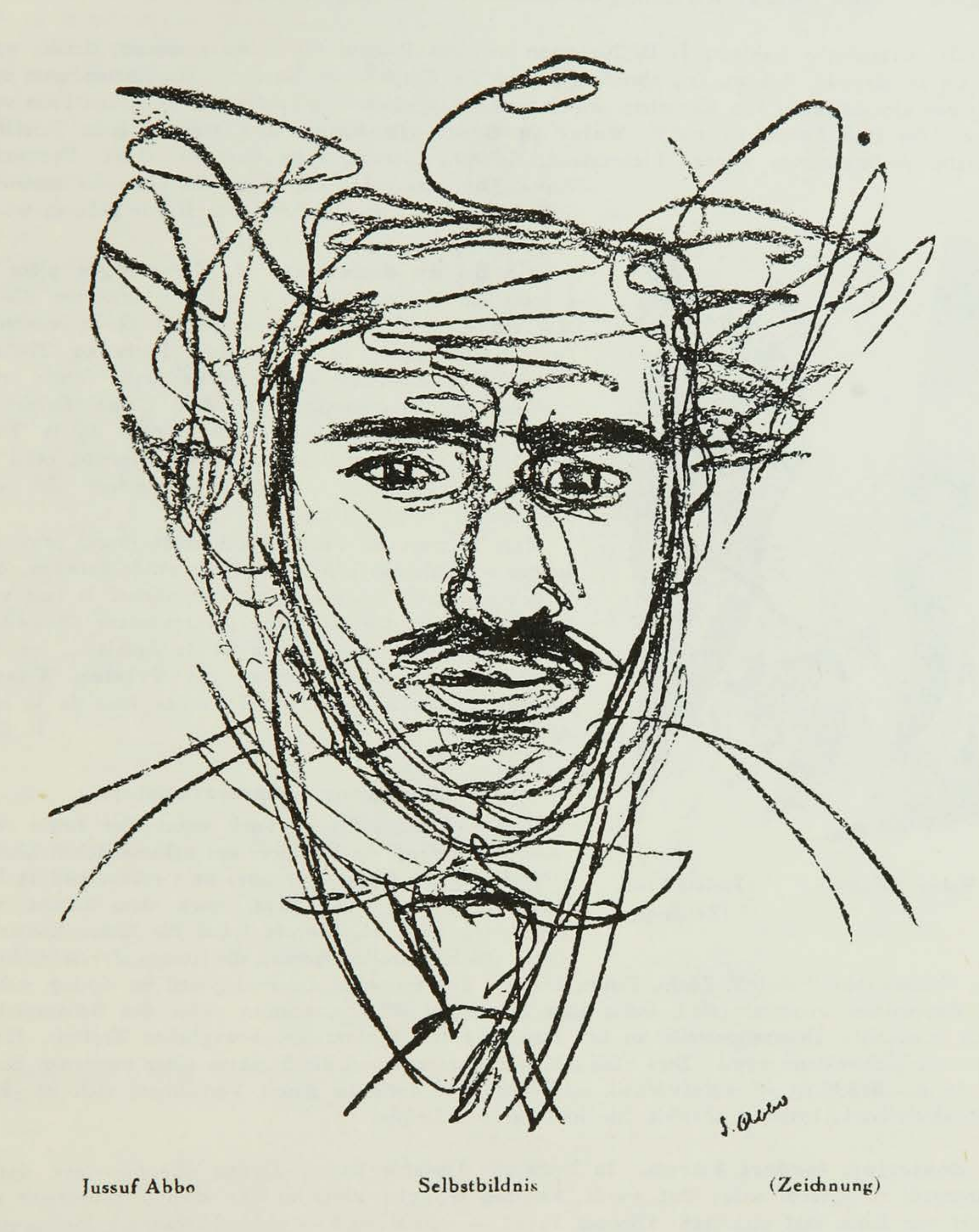
Was aus einem Kornhändler werden kann. Hugo Meyer, deutscher Konsul und Direktor der Getreidekommission A.-G. in Düsseldorf, ist zum Dr. med, h. c. der Universität Frankfurt ernannt worden.

Gerhart Hauptmanns „Blaue Blume". Im Januarheft der »Neuen Rundschau« veröffentlicht Gerhart Hauptmann eine Dichtung »Die blaue Blume«, die den Kommentatoren Arbeit geben wird. In ottave rime edelsten Klanges voll zärtlichem Schmelz und hochschwärmender Kraft führt er den mit ihm träumenden Leser aus Laurins Rosenwundergarten *zu hellenischen Eilanden.* Erinnerungen persönlichster Art, Zweifel und Hoffnungen sind in diesen Kranz der Strophen eingeflochten, aber seine lieblichste Blüte ist die *Sehnsucht nach einer neuen dionysischen Zeit.* Hauptmann ahnt einen neuen Kampf der klassischen Überlieferung mit des »Münsters Höhle«, sieht die Antike in unsere »ausgedörrte Menschenwelt« eindringen, und er selbst will, um des Ikarus Schicksal nicht bekümmert, das fliegende Roß der Poesie besteigen. Wie Vorklang und Prolog eines größeren Werkes mutet diese kleine Schöpfung mit ihrem weichen Saitenklang und ihrer zuchtvollen Schönheit an.

Der Querschnitt in Jerusalem.

Die beste Querschnitt Redaktion! A. G. in Frankfurt.

Der Querschnitt III. Jhrg liegt vor mir und ich lese soeben »Zehn Jahre Kunsthändler« v. Flechtheim. — Alles ist interesant, aber unrichtig ist Kiesling ein Pole. Er ist ein krakauer Jude, er ist mit seine rosige Jahren nach Paris gezogen. Herr Flechtheim sollte sich nicht so gewaltig



Jussuf Abbo Selbstbildnis (Zeichnung)

irren. Aber *Flechtheim ist ein gediegener Mensch,* er hat einen *schönen Still. Alles bewegt sich* in seiner Erzählung, ihm ist auch vieles zu verdanken. Ich bitte die paar Worte dem Flechtheim schenken und dann den Raum im Papierkorb ausfüllen. Kiesling ist mein Jugendfreund.

Erster Teil soll meine Freude und anerkennen aussprechen — dann »Der Querschnitt«. Ich bekomme Querschnitte durch eine meiner Buchhandlung. Es gleicht sich aus!

Meine Hieroglyphen bitte nicht ganz tragisch zu nehmen. Ich fühle mich Euch ganz befreundet, speziel durch die heftige Querschnitte. *Bei uns in Palästina* sind auch manche kräftige Modernisten, aber leider, die werden nicht von allen verstanden. — »Gott gebe den Pfaffen Nonnen und den Menschen Verstand.«

Ich verbleibe Euer treuer Gefühlsabnehmer

Jerusalem, 22. XI. 1923. *Ruben Abramovicz.*

Hoffmann von Fallersleben, wenn er noch lebte . . . Die gesamte linksgerichtete Presse erbost sich schmählich über die neue öffentliche Rede **Geheimrat Roethe's** über Großdeutschland und seine Besten. Allen voran natürlich die »Vossische Zeitung«. Klingt es doch wie ein glänzend zurückgeworfener Fechthieb auf die Inhaftierung Hoffmann von Fallerslebens als eines *demokratischen* Dichters, wenn Roethe erklärt: »Eines aber weiß ich sicher, wenn Hoffmann von Fallersleben heute lebte, er würde dem *alldeutschen Verband* angehören!«

»Das Graphische Kabinett J. B. Neumann und das Institut für Kunstforschung, Berlin, werden am Donnerstag, den 20. cr., abends 7½ Uhr, im Graphischen Kabinett, Kurfürstendamm 232, für einen kleinen Kreis von Künstlern und Interessenten einen vom Institut hergestellten Film vorführen, der eine Anzahl namhafter **Maler in Großaufnahmen der Hände** beim Zeichnen darstellt. Aufgenommen wurden Liebermann, Corinth, Slevogt, Käte Kollwitz, Orlik, Pechstein, Grosz, Dix. Herr Dr. Cürlis spricht über das manuelle Schaffen.« Wenn nun Raffael ohne Hände geboren wäre!



Robert Delaunay Porträt Tzara (Zeichnung)

La fin du dadaïsme. *Le Coeur à gaz,* pièce en 3 actes par *Tristan Tzara,* »digne de l'attention dûe à Macbeth et à Chantecler«, comme dit si modestement l'auteur, fut jouée dernièrement à Paris au Théâtre Michel. Les costumes, exquis dans leur forme surréaliste, ont été conçus par Mme *Sonia Delaunay*-Terck (la charmante épouse du peintre de la Tour Eiffel), qui sait allier à son talent de coloriste, celui de réaliser des costumes d'un monde extérieur plus vif, plus intense et plus frais.

Mais la pièce de *Tzara,* excellement jouée, provoqua un tel scandale suivi de démolitions et de batailles, que la police interdit les autres représentations. Il faut voir la cause de ces troubles dans les tendances classicistes de la pièce qui marquèrent la fin du dadaïsme, les disciples de cette école inventée par **Tristan Tzara,** ne voulant pas admettre de si habiles jeux de la part de leur chef. *V. L.*

Moskauer Kammertheater.

Am 6. Dezember 1923 fand unter der Regie von *Alexander Tairoff* die Premiere des urbanistischen Sketch »*Der Mann der Donnerstag war*« in 3 Akten und 15 Bildern, mit Prolog und Epilog, nach dem Roman von *Chesterton* statt. *A. Wesnin* schuf die Bühnenkonstruktion. Die Hauptrollen spielten die Herren *Zeretelli,* Arkadin, Schtschirsky, Sokoloff, Zenin, Fenin, Lensky, Tichonrawoff. Im Prolog und im Epilog, welche als Pantomimen inszeniert sind, sowie noch in einigen Bildern, nehmen außer den Schauspielern auch bewegliche Dekorationsteile an der Handlung teil (Fahrstühle, bewegliches Trottoir, Hebebrücken, Lichtreklame usw.). Dies alles gibt den Eindruck und die Struktur einer modernen Stadt.

In das Stück ist »Fox-trot«-Musik eingeführt, wie auch die ganze Vorstellung sich im »Foxtrot«-Dreiviertel-Rhythmus abspielt. Sie hatte großen Erfolg.

Schierjott fordert Unruh. In Fritz von Unruh's letztem Drama »*Rosengarten*«, das in Darmstadt erfolgreich aufgeführt wurde, kommen typische Vertreter des alten Preußentums vor. Einer von ihnen sagt mehrfach: »Bonner Preuß — schwarzweiß — siebenundzwanzig Mensuren — zwei Säbelduelle.« Darüber fühlten sich die Bonner Borussen *beleidigt.* Sie schrieben dem Dichter folgenden Brief:

Bonn, den 10. Dezember 1923.

Im Auftrage eines wohllöbl. C. C. der Borussia zu Bonn fordere ich Sie auf, diejenigen Stellen in Ihrem Schauspiel »Der Rosengarten«, die das Corps Borussia betreffen, zu streichen, da dieselben für einen wohllöbl. C. C. der Borussia beleidigend sind. Weiterhin fordere ich Sie auf, eine Aufführung dieses Stückes vor der Streichung dieser Stellen zu verhindern. Als fernere Genugtuung verlange ich eine *Revokation* dieser Stellen mit dem Ausdruck des Bedauerns in der »Kreuzzeitung«, dem »Vorwärts« und der »Vossischen Zeitung«. Sollten Sie auf diese meine gestellten Forderungen nicht eingehen, so erbitte ich umgehend die Adresse *Ihres Herrn Kartellträgers.* Rudolf Schierjott, cand. jur.

Uridils Kindheit.

Uridil wurde am 24. Dezbr. 1895 im zartesten Kindesalter als Sohn eines Schneidermeisters im IX. Gemeindebezirke Wiens geboren. Seine ersten Lebensjahre verliefen ohne besondere Ereignisse; dem Fußballsport wendete er sich in seinem achten Lebensjahre zu, und aus dieser Zeit datieren einige schmerzliche Erinnerungen, die mit jener aufkeimenden Neigung in Verbindung standen. Sein Vater war keinesfalls das, was man unter einem Fußballanhänger gemeinhin versteht. Im Gegenteil: er konnte schon wütend werden, wenn er das Wort »Fußball« hörte, und vollends ging ihm die Galle über, wenn der kleine Josef — das ist der verbürgte Vorname Uridils — nach den üblichen Matches mit zerrissenen Schuhen heimkehrte. Dann pflegte er das gelbe Rohrstaberl aus der Ecke zu nehmen und unseren künftigen Star tüchtig zu verprügeln. Als alle Strafen nichts fruchteten, wurden dem jungen Fußballenthusiasten die Schuhe entzogen — eine geradezu lächerliche Maßnahme, die keinesfalls Uridil zur Einstellung seines Sportbetriebes veranlassen konnte. Er spielte einfach bloßfüßig weiter, unbekümmert um die Tritte, die er im heftigen Kampfe davontrug und die oft sehr schmerzlich waren.

Von Michel Angelo wird behauptet, daß er auch ohne Hände ein großer Maler geworden wäre, er ist uns freilich den Beweis schuldig geblieben. Dagegen hat Uridil bewiesen, daß er auch ohne Schuhe, diesen unentbehrlichen Requisiten für das Fußballspiel, ein großer Spieler geworden ist. Der Satz hat sich immer als richtig erwiesen: Das wirkliche Talent setzt sich unter allen Umständen durch.

Uridils Lehrjahre waren jedenfalls empfindsamer Art; denn er hatte nur die Wahl zwischen heimatlichen Prügeln und rohen Tritten auf den ungeschützten Fuß. Man muß sich den Schauplatz und die besondere Eigenart dieser Wettkämpfe vergegenwärtigen. Gespielt wird mit einem Fetzenball in den Straßen Wien. Uridil gehörte der »Mannschaft« der Hasnerstraße an, die ihre schärfsten Gefechte gegen die Koppstraße ausfocht. Ereignisse, die in dem kindlichen Sportbetrieb ungefähr die Rolle einnahmen, wie die Meisterschaftsspiele Rapids gegen die Amateure.

Gott sei Dank verschwinden diese Großstadtbilder langsam. Tatsache ist aber, daß gerade in diesem Milieu die wilden Talente sich entwickelten und die besten Stützen der großen Klubs wurden.

(Aus der *»Uridil-Biographie«* des Wiener Sportverlags.)



Harta

Modeschau im „Wilhelma", dem wegen seiner gepflegten Biere bekannten Berliner Restaurant.

Und abermals ein Modetee im Restaurant Wilhelma. Auch hier wird die Flagge wohltätigen Zweckes gehißt: eine Weihnachtsbescherung *für arme Kinder.* Unter Else Herzogs origineller Leitung zieht eine bunte und heitere Modekomödie vorüber, begleitet von Orchestermusik und Gesang. Filmdamen als Mannequins geben mit Grazie und Grandezza den Schöpfungen der Häuser Drecoll und Auguste Münzer Leben. Zu Beginn *farbenfrohe Sportkleider;* dann schlichte Vormittags- und elegante Nachmittagskostüme und als Abschluß Gesellschaftsroben, in Brokatcapes und Pelzmäntel gehüllt. Nie war die Abendmode so reich variiert, so köstlich nuanciert. *Man schwankt,* ob man der geraden Linie mit der neuen tiefen Faltenbewegung, ob man der klassischen Drapierung oder dem breiter ausladenden, mehr jugendlichen Schnitt den Vorzug geben soll. Metallisches Gewebe — ein schweres Kleid aus schimmerndem Aluminiumflitter umschließt eine Gestalt von schlankem Wuchs gleich einem Silberpanzer, weiche Seidensammete, orientalisch-bunt bedruckt, phantasievoll gemusterte Goldbrokate, zarte Crêpes de Chine, über und über mit Perlen bestickt, alles mit weichem Pelz beschwert, eignen

sich zunächst für die schmale weibliche Silhouette, der die Mode, trotz aller geschickt angebrachten Fülle, dennoch treu bleibt. Ganz im Hintergrund, bescheiden, eine Ausstellung der Spitzenkunst. Einer Kunst, die vielen Arbeit gibt und fortan geben wird; denn in Paris sind die neuesten Abendroben mit breiten weißen oder schwarzen Spitzen geschmückt. Und natürlich mit Pelz umrandet, denn *Pelz ist keine Kostbarkeit mehr, seit Kaninchen, Ratte und Eichhörnchen so wundervoll* zubereitet und eingefärbt werden. Das beliebteste Fell ist augenblicklich heller Luchs; er faßt schwarze Mäntel in breiten Schwingungen ein. *(B. Tagebl.)*

„Der Querschnitt.“ Die Doppelnummer 3/4 dieser merkwürdigen Zeitschrift (Querschnittverlag, Frankfurt a. M.) ist erschienen und zeigt wieder das besondere, fast belustigende — am Ende doch ergreifende Gesicht. Da steht plötzlich zwischen Kunstartikeln die verblüffend lebendige, bisher unveröffentlichte Dichtung der Versailler Friedensunterzeichnung von René Paresce. *Oder der fast spießige, aber so gut gemeinte und herzliche Bericht über einen Empfang, den Gerhart Hauptmann* reisenden Schülern in Agnetendorf machte. *(Voss. Ztg.)*

Der Maler der Schönsten.

Von *A. Pulvermacher.*

(Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?)

Ernst Linnenkamp,[1]) der die Kultiviertheit Kaulbachs, die Altmeisterlichkeit Lenbachs, Tini Ruprechts Süße, Laszlos Schwermut und Klingers Monumentalität vereint *und dazu* die Deutlichkeit des früheren *deutschen Talers,* ist Dortmunder. Andere mögen sich mit neutralen Hintergründen beruhigen: Linnenkamp holt auch hier Symbolisches heraus. Auf dem Bild »Bundeskanzler Seipel« (reproduziert in der Herbstnummer 1923 des Querschnitt) sieht man deutlich das Pantheon.

In seinem eleganten Atelier in der West 57. Straße, New York, das er sich bereits eingerichtet, lernte ich ihn kennen: den sympathischen Porträtmaler von europäischem Ruf, über den die amerikanische Presse und Bühnenwelt förmlich wie eine Meute hergefallen ist, weil er — ahnungslos — kürzlich bei seiner Ankunft kein Hehl daraus gemacht hat, daß er gekommen sei, die fünfzehn schönsten Frauen Amerikas zu malen. Ernst Linnenkamp, jung, schmuck und schlank aussehend, ein Eindruck, dem die Pikanterie leicht angegrauten Haupthaares keinen Abbruch tut, ist ein Wiener Kind. In der leichtlebigen vormaligen Kaiserstadt an der Donau erblickte er im Jahre 1884[2]), also vor 39 Jahren, das Licht der Welt, und dorthin ist er nach Lehr- und Studien- und Wanderjahren vor einem Jahrzehnt endgültig zurückgekehrt, um sich dort dauernd zu betätigen.[3])

Linnenkamp begann seine Künstlerlaufbahn in Düsseldorf im Atelier des Meisters Eduard von Gebhardt, setzte seine Studien später in München und Paris fort und reiste nach Deutschland, Spanien, Holland und England. Aufsehen erregte er zum ersten Male in Berlin auf der Großen Kunstausstellung von 1908, und zwar merkwürdigerweise mit Porträts von Amerikanerinnen. Seit zehn Jahren ist er ansässiger Wiener, eine Persönlichkeit im Kunstleben jener Stadt, die mehr als je Kunststadt und das Hauptbindeglied der Kulturen von West und Ost und Süd in Europa ist. In Wien[4]) hat er auch seine bildschöne junge Frau kennen gelernt, die Koloratursängerin und Tochter eines Dortmunder Großindustriellen, die elfenhafte »nordische Schönheit«, die unter seinen ausgezeichneten Porträts figuriert. Ich lernte sie ebenfalls kennen: einen wandelnden Beweis dafür, daß Ernst Linnenkamp es im Leben und in der Kunst versteht, Schönheit zu küren . . . .

[1]) Linnenkamp hat Wien verlassen und sich nach New York begeben.
[2]) Erratum. Linnenkamp ist in der Kohlen- und Bierstadt Dortmund geboren.
[3]) Linnenkamp tauchte 1920 erst in Wien auf.
[4]) Frau Linnenkamp ist die Kusine ihres Gatten.

Zwei vornehme, reservierte Menschenkinder, die bloß, weil der Zürich-Leipzig-Wiener Amalthea-Verlag, durch eine Ausstellung Linnenkamp'scher Porträtbilder angeregt, auf die Idee verfiel, diese Bilder von ihrem Schöpfer zu einer Sammelmappe der Schönheiten *aller* Länder ausgestalten zu lassen, in des amerikanischen Reklamewesens tollen Wirbel hineingeraten sind. Ein interessanter Auftrag war für Ernst Linnenkamp diese Amerikafahrt, die Gelegenheit, seine in ganz Europa längst anerkannte künstlerische Betätigung in frischem, von gesehener Schönheit inspiriertem Schaffen zu bereichern. Für Amerika war und ist er — eine Tagessensation.

Um so mehr Veranlassung liegt dazu vor, an dieser Stelle Ernst Linnenkamp als den vornehmen Künstler, den wirklich eine Mission — seine Mission — nach Amerika geführt, richtigstellend zu charakterisieren. Ernst Linnenkamp ist in Europa als ein Maler bekannt, mit welchem die moderne Porträtkunst neue Wege betreten hat. Er ist eine Kunstpersönlichkeit, die ihre eigene Bahn zu den Höhen der Kunst gefunden, er ist aus dem Nebelschwaden der jüngsten Kunstströmungen und ihrer Manieriertheit aufgetaucht zu einer großen Manier, einer Eigenart — er erfaßt in seinen Porträts den Persönlichkeitswert der dargestellten Menschen, zum Typus verklärt, und er läßt die persönliche Note im Hintergrunde in beseelten malerischen Akkorden harmonisch nachklingen. In seiner Komposition und Farbengebung erkennt man die malerische Kultur, die sich in jeden Vorwurf seelisch und künstlerisch hineinfühlt. Linnenkamp hat den Modeschrecken von gestern, den »Expressionismus«, im wesenlosen Scheine hinter sich gelassen und huldigt, wie er sagt, wenn man durchaus für jede Kunstentwicklung einen Namen und ein Schlagwort prägen müsse, einem *»vergeistigten Naturalismus«*.

Damit wußten allerdings die amerikanischen Reporter und Reporterinnen, die ihn auf seinen bisherigen amerikanischen Wegen verfolgt, verzweifelt wenig anzufangen. Aber in kleinen hinterlistigen Streichen, hierzulande als erlaubt angesehen und als »Tricks« bekannt, waren sie ihm über. Fast verlegen zeigte mir der Künstler die Ergüsse der Presse, die sein Erscheinen in Amerika entfesselt. Eine junge Dame, von der er nicht wußte, daß sie eine eingeschmuggelte Berichterstatterin war, hatte ihn bei einem Dinner ersucht, ihr zum Andenken ein paar Skizzen anwesender Amerikanerinnen auf ihre Menukarte hinzuwerfen, und als galanter Mann, der übrigens tadellos Englisch spricht, hatte er ihre Bitte erfüllt. Sein Erstaunen war groß, als er ein paar Tage später diese flüchtigen Skizzen in einem New Yorker Sonntagsblatt reproduziert fand, mitsamt seinem »Interview«, in dem er gesagt haben sollte: »Bisher habe ich in Amerika nur geschminkte Puppen gesehen.«

In Wirklichkeit hatte er kein Interview gegeben, sondern nur gesprächsweise erwähnt, daß er *»hierzulande* viele geschminkte Puppen gesehen habe, die ihn aber reizten, mit seiner Porträtkunst hinter die Schminke bis zum Ausdruck ihrer Seelen zu gelangen.« Die tückische, gerissene Reporterin hatte also gleich zwei kleine Niedertrachten zu gleicher Zeit in ihr Blatt gebracht, und dagegen hilft hierzulande kein noch so energisches Dementi! . . . .

So behandelt die amerikanische Zeitungssensationssucht einen Künstler, dessen Bildnisse zeigen, daß es ihrem Schöpfer um weit mehr als bloße Porträts zu tun ist, der die besten Traditionen der — vorübergehend — sogenannten alten Kunst und gleichzeitig die stürmische Kraft der neuen Kunstströmungen sich zu eigen gemacht. Seine Porträts sind nicht nur ähnlich, sondern sie geben auch die geistigen und seelischen Eigenwerte der Dargestellten wieder, manchmal einen Typus, manchmal sogar den Zeitgeist in einem Porträt festgehalten.

Ein Beispiel dafür ist sein Porträt des österreichischen Kanzlers Dr. Seipel,[3]) des Priester-Staatsmannes, der das Wrack des österreichischen Staates ruhig und unerschütterlich durch den Wirbelsturm der nach dem Kriege entfesselten politischen Nöte und Leidenschaften lenkt. Er sieht aus wie ein Fels in der Brandung, sein Porträt macht das ganze jüngste Kapitel der Geschichte Österreichs verständlich. Im Gegensatz dazu steht ein Porträt eines österreichischen Finanziers, Paul Goldstein, das Linnenkamp gemalt hat — typisch für die zahlungsfähigen »beati possidentes«.

Seine Musikerporträts — der todmüde Artur Nikisch (im letzten Jahre seines Lebenswallens), der Titanenkopf Richard Strauß's, Puccini als Musiker und Weltmann aufgefaßt, Kienzl als kantige leben- und geistsprühende Persönlichkeit — sind Musterbeispiele dieser Charakter und Seele spürenden und kündenden Porträtkunst.

Noch mehr werden unsere Leserinnen die Bildnisse des ewig Weiblichen interessieren, welche Ernst Linnenkamp geschaffen hat. Es hat ihn »hinangezogen« und er hat künstlerisch in der Porträtschöpfung von Frauenschönheiten geschwelgt; sonst hätte nicht gerade ihn der Amalthea-Verlag auserkoren, um — das Urteil des Paris war ein Kinderspiel dagegen — in Amerika, wo die Zahl der Schönheiten Legion ist, die »Fünfzehn Schönsten« zu malen. Unter den modernen Porträtmalern glühen wenige mit solcher Liebe für die Wiedergabe reifer, vornehmer Frauenschönheiten oder die malerische Gestaltung des keuschen Rhythmus der schlanken Körper junger Mädchen. Es sind keine Porträts im gewöhnlichen Sinne, es sind Bildkompositionen mit geistiger

---

[3]) Im Herbstheft 1923 als Probe Linnenkamp'schen Könnens abgebildet.

Vision; ein Hauch aus der Antike umfächelt sie, eine heimliche Sinnlichkeit umspielt sie wie leise Musik. Man hat einst einen Minnesänger »Frauenlob« genannt, hier könnte man einen Maler so nennen. Seine »Tänzerin im Rokokostil« (übrigens eine Dame aus der höchsten Wiener Gesellschaft) atmet Stil. Das Porträt scheint eine Geschichte aus alter, vergessener Zeit zu erzählen. Die bildschöne Gattin ist, wie erwähnt, das Original seines in ein Porträt gebannten nordischen Schönheitsideals. Der Reiz der vornehmen Wienerin tritt uns aus dem Porträt der Gräfin Kitty Schönborn entgegen, das »süße Wiener Mädel« aus dem Bildnis des Fräulein Mimi Winter, die charakteristische Anmut und Pikanterie der Französin aus dem Bilde der Gräfin Saint Chamains, die sonnengebräunte, vornehme Italienerin aus dem Porträt der Signora W. Die Komtessen Marichetto erkennt man auf den ersten Blick als Spanierinnen.

Auf unseren Bildern kann man den »vergeistigten Naturalismus« Ernst Linnenkamps nur in der Zeichnung und Komposition erkennen. Es fehlt das Kolorit, das bei ihm so lebendig ist und selbst Kontrastfarben zu harmonischem Ausdruck zu verschmelzen vermag, wie es die Natur selber tut.

Seine bisherigen amerikanischen Skizzen sind vorläufig nach das Geheimnis des Künstlers. Sie werden profanen Augen nicht zugänglich werden, bis alle Bilder vollendet sind, wofür Herr Linnenkamp einen amerikanischen Aufenthalt von einem halben Jahre angesetzt hat.

Man kann sich unschwer vorstellen, wie sämtliche Professionsschönheiten aus der Halb- und Bühnenwelt und sogar aus der Gesellschaft — mit ihren finanziellen Hintermännern — Ernst Linnenkamp jetzt schon überlaufen und noch überlaufen werden . . . .

Für sie ist er, der

»Zauberspiegel an der Wand,
Sag, wer die Schönste im ganzen Land!«

Und wenn die Bilder erst einmal erscheinen, wird es wahrscheinlich so und so viele eifersüchtige Amerikanerinen geben, welche, wie die schöne Stiefmutter im Märchen, die fünfzehn »Schneewittchen «am liebsten vergiften möchten.

Und vielleicht den Maler »Frauenlob« dazu . . . .

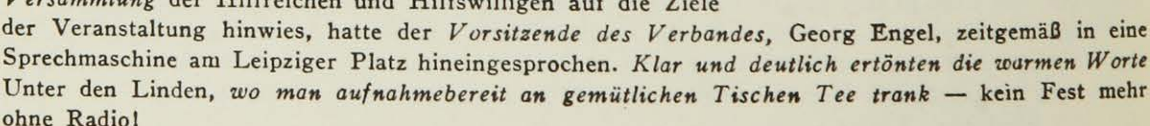
(Aus *»Deutsch-Amerika«* 1923.)



Georg Merkel

Zum Besten notleidender Schriftsteller. Die Kollegen vom *Verband Deutscher Erzähler* veranstalteten in den hellen, warmen, glänzenden Sälen des Hotels Bristol in Berlin eine Nachmittags-Veranstaltung, *die den Dichtern in den kalten, kahlen Stuben ein wenig Erleichterung,* ein bißchen Entlastung verschaffen wird, ein paar sättigende Mahlzeiten, *eine kleine Geldsumme,* warme Kleidung . . . .

Eine Ansprache, die von den *von menschlicher Erfindunskraft hergeleiteten Luftwellen getragen, die elegante Versammlung* der Hilfreichen und Hilfswilligen auf die Ziele der Veranstaltung hinwies, hatte der *Vorsitzende des Verbandes,* Georg Engel, zeitgemäß in eine Sprechmaschine am Leipziger Platz hineingesprochen. *Klar und deutlich ertönten die warmen Worte* Unter den Linden, *wo man aufnahmebereit an gemütlichen Tischen Tee trank* — kein Fest mehr ohne Radio!



Direkter noch und in persönlichem Kontakt mit dem Publikum wurden dann zunächst die künstlerischen Gaben von Josef und Boris Schwarz, dem ausgezeichneten Pianisten und seinem *prächtig geigenden Sohn* dargebracht. Schade wäre es auch gewesen, wenn man Mady Christians nicht gesehen hätte, wie sie temperamentvoll eine Heinesche Ballade rezitierte. Scheidi und Clewing, teils solo, teils gemeinsam, wie in dem wirkungsvollen Duett aus Verdis »Forza del Destino«, zeigten sich so sanges- wie das Publikum beifallsfreudig. Hermann Böttcher sang schelmische Lautenliedlein und sprach ein echtberlinisches Scherzgedicht des *Verbands-Vorstandsmitgliedes* Hans Brennert und zuguterletzt sang Barbara Kemp wunderschön ein paar Brahmslieder.

Als Ansager aller dieser harmonischen Spenden tat sich Hans Philipp Weitz hervor; junge Mädchen, biedermeierisch geschmückt, verkauften, *mit wippenden Reifröcken* einherwandelnd, gute

Weihnachtsbücher, die, von Verlegern und Autoren gestiftet, für die minder glücklichen Kollegen ein weiteres Scherflein einbringen sollten. Und anwesend waren *Spitzen der Reichs-, Staats- und städtischen Behörden* und viele Träger der besten Namen, die von der deutschen Leserwelt *gern auf Bücherrücken gesehen werden.* E. M.

Adolf Hitler soll, falls er zur Regierung gelangt wäre, folgendes beabsichtigt haben:

1. Abschaffung des Zinsfußes.
2. Wiedereinführung der altgermanischen Götterwelt auf Richard Wagner'scher Basis.

Brief aus Amerika.

Von

J. B. Neumann, zur Zeit New York.

— — — — wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen heute schreibe. Sie stehen nämlich in meinem Adreßbuch und dieses enthält weniger die geschäftlichen als die mir sympathischen Verbindungen. Nun, ich bin fast zwei Monate hier und muß sagen, daß es *bei uns drüben keine wahre Meinung* über New York gibt. Ich reise jetzt weiter nach dem Westen *der U. S. o. A.* Ich halte es für



Stephansdom von Adolph Dehn (New York)

meine Pflicht, Sie vor einer geschäftlichen Amerikareise zu warnen. Hier hat nur der Erfolg, der sich aufs lange Warten versteht. Und dieses Warten kostet mehr, als es dann einbringt, wenn man nicht Amerika - Ware hat. Im Januar bin ich dort, dann erzähl' ich Ihnen mehr. Heute will ich Sie nur warnen, weil ich von allen Seiten höre, daß man *hierherfahren will, die großen* Erfolge holen. Für mich persönlich könnte New York schon ein Arbeitsplatz sein — — aber soll ich ohne Wald, Wiese, Gärten — *ohne Luft leben? Wozu? Warum? Hier kann man nicht tändeln,* hier wird sehr schwer geschuftet — bekanntlich wie nirgends in der Welt.

Auf einem winzigen Fleckchen Erde sind Millionen Menschen zusammengepfropft und die Hälfte von diesen will möglichst schnell recht viel Geld verdienen — das allein sagt Ihnen, wie's hier aussehen mag. Und für die sehr wenigen Reichen wird das Beste der ganzen Welt *hergebracht. Ein solcher Bringer* überbietet den anderen. Es ist nicht leicht für einen Kunsthändler, hier etwas zu bieten, was nicht schon längst besser gezeigt wurde. Also ich warne Neugierige.

Ich habe viel erlebt — das ist klar. Aber nun wollen wir erst Amerika sehen.

Grüßen Sie bitte unsere gemeinsamen Bekannten. Herzlichst Ihr

J. B. Neumann.

Unterhaltung im Café Museum in Wien. Der Maler X.: »Du, ich habe ein museales Bild gemacht. Darauf sein Kollege: »Und ich eine albertineske Zeichnung.«

Das esoterische Kabarett. *Erster Abend der »Kassette« im Metropoltheater.* Es fängt an mit Flechtheim und hört auf beim »Querschnitt«: zwischen diesen Polen ist die »Kassette« eingespannt. Nur wer die Pole Fl. und Qu. nicht kennt, wird behaupten, die »Kassette« sei himmelstürmend original. Hätte man im bunten Programm noch einen Boxkampf geboten, dann wäre der Querschnitt durch die physische und metaphysische Sehnsucht unserer Zeit vollkommen gewesen. Dieses Kabarett ist, wie man wissen muß, ein esoterisches. Nur für Eingeweihte. Die Weihe besitzt man von Anfang an, kraft seines Blutes, oder erwirbt sie durch money. Money ist im Überfluß da; ich habe nie so viele elegante Autos vor dem Metropoltheater auffahren sehen, das ansonsten mit der Jobsiade oder mit Eiertänzen um die Gnade des »Volkes« zur Theaterkultur dieser gesegneten Stadt beiträgt. Aber jetzt wollen sie das Kabarett reformieren, so daß auch der Mensch oberhalb des Nabels dort ein wenig Genießerfreude empfindet. Dazu ward die »Kassette« aufgetan, die ein dankenswertes Ziel, auch ohne Programm eine annehmbare Tendenz verfolgt. Wollen sehen, wie sie zurecht kommen.

Zuerst fängt es . . . nein: es fängt erst eine halbe Stunde zu spät an und zieht sich, mit köstlich langweiligen Umbau- und Gesellschaftspausen, bis nach Mitternacht hin. Es ist ein Nachwesen der echten, kölnischen Gemütlichkeit. . . . Zuerst fängt es ganz harmlos an: mit Klaviermusk, von Karl Pillney brillant gespielt. Busoni, Debussy, Casella und die »Promenaden« von Poulenc, franziskanische Meditationen über Auto, Reitpferd, Eisenbahn, Flugzeug, Fahrrad und verwandte Vehikel, alles Sachen, die man ungestraft auch in jedem Bürgerkabarett hören dürfte. . . . Die Tänzerin Valeska Gert hat unbestritten eine Begabung zur Groteske (ob das aber Tanz ist, bleibt die Frage). . . Es folgt Pause: mit Gesellschaftstanz und Cercle im »Japanischen Raum«. Die »Kulissen der Seele« des Russen N. N. Evreinoff sind ein Lehrgedicht, das nur zu dünn ist, um viel Amüsement zu bieten. Das wird mit einem Ernst und einer Vehemenz gespielt, vor einem Prospekt des Hans Hansen, das man Ehrfurcht empfinden sollte. Imponieren kann einem das Unterbewußtsein, das in dem ganzen Stück nur zu schlafen hat. . . . Auch Conférence gibt's im esoterischen Kabarett: spät kommt sie, aber sie kommt. Johann Thaddäus Kuhlemann vollführt sie. Entsprechend seinem Embonpoint scheint sein Esprit etwas kurzatmig geworden zu sein; er rettet sich mit einer Reminiszenz an 1908, mit seinen klassischen Versen:

> Schön ist's, intensiv
> nach Schnaps zu
> riechen,
> In Gesellschaft, wo
> man das nicht darf«,

und *mit ein paar Saftnudeln* des Jakobus von Hoddis über die prekäre Situation hinweg. Monomanisch kreist eine Mordgeschichte, von J. Th. Kuhlemann und Frau Samblowsky stilvoll geleiert, um das Kriegs-, Leichen- und Marmeladenbild des Otto Dix, das als Bürgerschreck bei Wallraf-Richartz hinter einer Gardine lauert. *Ich finde, es wird zu viel Reklame für einen Schinken gemacht,* der letzten Endes Dokument nur für den raffinierten Trick eines Kunsthändlers ist, der die »Nieren« auf dem rechten Fleck hat.

Das Urteil des sehr distinguierten Publikums schwankt: »Scheußlich, eine Frechheit, so was!« Oder: »Ich finde es reizend, endlich mal was anderes!« Welches von diesen Urteilen definitiv sein wird, dürfte sich am zweiten Abend erst erweisen. Ich betrachte die »Kassette« einstweilen als eine diätetische Angelegenheit für die Kölner Bürgerschaft: Die Katholiken haben die Bürgergesellschaft, die Nationalliberalen den Bismarck resp. Hindenburg, die Israeliten haben jetzt ihre »Kassette«. Für jede Rasse und jedes Temperament ist hinlänglich gesorgt . . . .

In jedem Casus aber: Snob ist Trumpf!

(Köln. Volksztg.)

Völkische Bücher
für das Julfest!

Soeben erschien zum ersten Male

Hakenkreuz-Merkbuch 1924

Taschenbuch für die völkische Bewegung.
Grundpreis: Mk. 1.50

Tagesnotizkalender, jeder Tag 1/2 Seite. Aufsätze führender Männer und Frauen. Bildbeigaben Spruchweisheit, Gedichte. **Germanischer Jahrweiser,** Gedenktage und deutsche Taufnamen. Schön gebunden und gedruckt.

Soeben erschien der neue

Hakenkreuz-Jahrweiser 1924

Abreißkalender
für das erwachende Deutschtum.

Herausgeber: Bruno und Ilse Tanzmann.
Grundpreis: Mk. 3.—

Eine Fülle von Kunstwerken, Wiedergaben, Erstdrucke von Hans Thoma, Siegele, Einkwitz, Fuchs, Heinsdorf u a.
Geistvolle Aufsätze, Spruchweisheiten, Rat und Tat zu Fragen der Gegenwart. Titelbild ist eine Originalradierung vom 83jährigen Altmeister Hans Thoma.
Der auf gutem Papier gedruckte Jahrweiser ist der beste Hausgeist der Deutschen in der ganzen Welt.

Ferner empfehlen wir das vorzügliche Reisewerk von

Dr. Heinrich Pudor: Nordlandfahrten

Wie ein deutscher Forscher und Streiter für den germanischen **Hochgedanken,** das Land seiner Sehnsucht, die Urheimat seiner Ahnen, die Wiege einer schöneren Zukunft, den Norden bis Finnland hinauf aufsuchte und dadurch sein Herz beglückte.
Preis Mk. 4.50

Hakenkreuz-Verlag, Hellerau b. Dresden

(D. Ztg.)

Querschnittabende. Der erste Querschnittabend fand am 29. Februar in der Galerie Flechtheim zu Frankfurt a. M. statt. *Carl Sternheim* las seine unveröffentlichte, psychologisch wie darstellerisch glänzende Erzählung »Gauguin und van Gogh« vor. Am zweiten Querschnittabend in Frankfurt wird George Grosz sprechen.

Anzeigen aus dem »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel«.

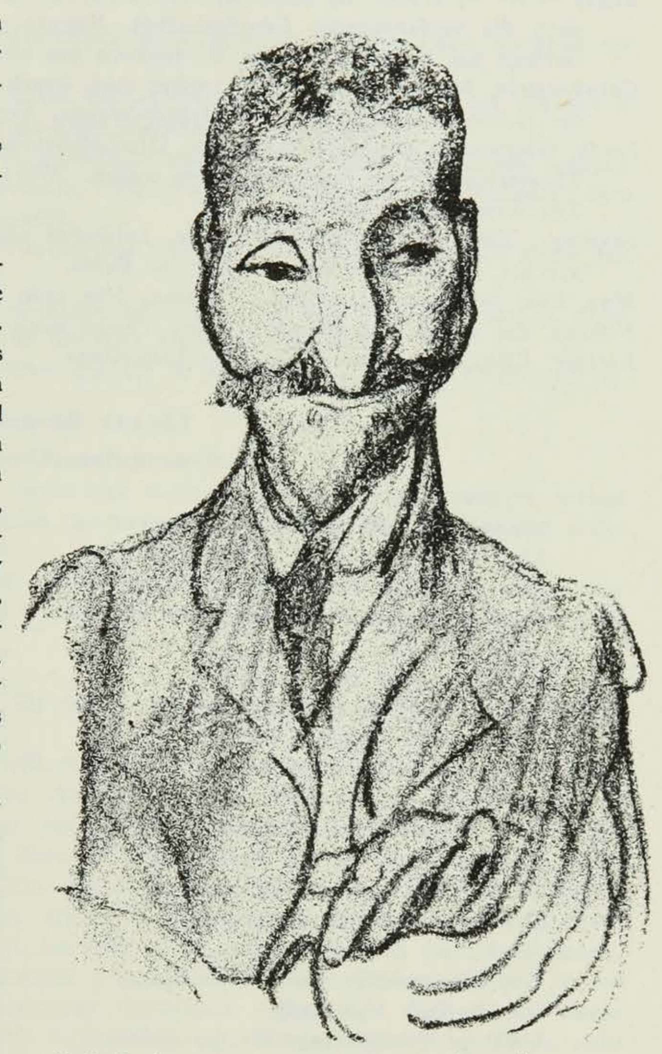
1. Der *Otto Mieth Verlag*, Berlin, zeigt an: »Sonnenkinder. **Ist Nacktheit Sünde?** Ein Kulturroman aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts von Egbert Falk. Zweite, bedeutend verbesserte und vermehrte Auflage. Trotz der höchsten Lockung die Schönheit des anderen Geschlechts unerotisch zu genießen, wird hier von einem Wissenden wahrheitsgemäß geschildert.«

2. *»Die Gartenlaube«:* **Das deutsche Familienleben** erwacht wieder! Die Auflage der »Gartenlaube« steigt ständig.

Deutsche Kunstkritik. *»Der Nassauische Kunstverein«* bringt diesmal etliche Delikatessen. Lithographien von Otto Dix. Höhepunkte des satirischen Porträts, wo das Nachgehen einer Linie zum unausschöpflichen Genuß wird. Das ist doch wieder einmal einer, der uns *befreit aufatmen* läßt! Dann Gleichmann, gleich bewunderungswürdig in der Farbenroutine eines weiblichen Bildnisses, wie in den von der *Dämonie der Macbethhexen* erfüllten Meerkatzen. Dann Kandinsky mit seinen strengen Formenabsraktionen, Nolde, diesmal maurische Architektur zeigend, groß und *voll gehaltenem Pathos,* Heckel, sehr einfach und schön, Feininger voll *zart nervösem Reiz,* Pechstein *drastisch real.«* (Aus dem *»Cicerone«*, Novbr. 1923.)

Mops Sternheim hat die Bühnenbilder für ihres Vaters »Nebbich« (Rosen's Kammerspiele) geschaffen.

John Heartfield, der Herausgeber des satirischen Kampfblattes „**Die Pleite**", wurde wegen des Artikels »Rettet die Republik« in Nr. 7 dieser Zeitschrift vom Landgericht I Berlin wegen Verächtlichmachung der Republik und Aufreizung zum Klassenkampf angeklagt.



Rud. Großmann — Artaval kehrte in den Dôme zurück

Anläßlch der Eröffnung der **Galerie Matiesen** im Hause Friedmann & Weber wurde ein Tee veranstaltet, bei dem die ausgestellten Werke von Tizian, Velasquez, Manet usw. so schnell ausverkauft wurden, daß diesen Künstlern neue Aufträge, die sie auf Jahre hinaus beschäftigen, übermittelt wurden.

Max Vautier, der Enkel Benjamin Vautier's, hat im *Weinrestaurant Türnagel* in Düsseldorf eine Kunsthandlung eröffnet. Max Vautier hat mit soviel Grazie seine Flegeljahre verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner Jugend freuen. Sein von Rudolf Levy gemaltes Bildnis, das im »Querschnitt« und »Cicerone« abgebildet war, hängt jetzt als Attraktion in seinem Schaufenster.

Aus dem Film-Brockhaus.

Berber, Anita, siehe auch unter »Tausend und eine Nacht«.

Blumenthal, Ben, stammt, wie die meisten Amerikaner, aus Österreich. Inhaber der goldenen Ehrenkette mit der Inschrift: »Gold gab ich für Schmonzes«.

Buchowetzki, Dimitri, Kosmopolit, bekannt durch Religionsdisputationen und Filme. Ehrenmitglied der E.F.A. Hinterläßt überall teuere Erinnerungen, siehe auch unter »Blumenthal«.

Czerepy, Arzen von, während des Krieges: Konrad von Wieder. Hofbiograf Friedrichs des Großen. Macht aus alter Kriegsgeschichte moderne Valuta. Bedeutendste Werke: »Das Mädchen aus der Ackerstraße«, »Rauschgold« (Alba), »Die Rose von Dschiandur« (Zelnik).

Davidson, Paul, Erfinder der deutschen Filmindustrie, führte die Filmaktie ein. Handelsrichter, Sachverständiger, Ritter hoher Orden. Stammt aus Lötzen.

Drache, Held im mittelhochdeutschen Epos. Später von Richard Wagner für die Opernbühne entdeckt. Für den Film entdeckt von Thea von Harbou. Kostüme Modellhaus Becker, Augen von Ruhnke; bekanntes Reklamebild für Hautana.

Engel — — —, früher im Himmel, verkehrt jetzt auf Erden nur mit Bankdirektoren. Finanziert auch die verfahrensten Gesellschaften. Kommt auf Rohrpostkarte. Wahlspruch: Wenn die Geldnot am höchsten, ist die Börsennotiz am nächsten.«

Galitzenstein, Maxim. Vorname garantiert echt, durch Geburtsregister belegt. Erster Preisträger in der Schönheitskonkurrenz der Meßter-Woche. Verließ. dann diese Firma.

Jacob, Siegmund, Generaldirektor der Ufa-Leihbetriebe, der erste Filmmann, dem die deutschen Theaterbesitzer ein Denkmal setzen wollen. Wird im »Reichsfilmblatt« der Freund des kleinen Theatermannes genannt.

Jannings, Emil, bekannter Ornithologe, entdeckte eine neue Vogelart: »Pincus oder der Valutaspecht«. Siehe auch unter »Alles für Geld«.

May, Eva, siehe unter Liebenau, Mendes, Noa usw.

Nobody, der Mann, den niemand sieht. (Siehe auch unter de Rosa.)

Richter, Ellen, siehe unter »Kakadu—Lebertran«. *(Film-Echo.)*

Lieber Struck . . . .

Gedicht von *Alfred Kerr.*

I.

Niederwärts das Haupt gewendet
Sitzt der Künstler hochbegabt,
Und das Licht ist abgeblendet,
Weil er an der Platte schabt.

Eingerahmt an der Tapete
Hängt der Werke stolze Zier — — —
Aber welche holde Kröte
Tritt erstrahlend in die Tür?

Nach den stillen Künstlerstätten
Kommt die Dame zu Besuch —
In dem Kleid mit den Pailletten —
Und sie redet wie ein Buch.

Und sie sprudelt wie ein Bronnen,
Urteilt ohne Unterlaß;
Und am Schluß fragt sie (versonnen):
»Ist es schwer?! Wie macht man das?«

II.

Mild-gefaßt und ohne Tadel
Hört er ihren Worten zu:
»Was bedeutet ‚kalte Nadel'? . .?
Und was ist ein ‚vernis mou'? . . ?

Wie erfolgt die Stichelführung? . . ?
Und wie schürft man solchen Strich? . . ?
Ist denn . . . eigentlich . . . Radierung
Nicht so wie ein Kupferstich? . . ?«

III.

Endlos fragt die Frauenseele,
Bohrend, ohne daß ihr bangt . . . .
Doch auch wir sind oft Kamele,
Was die Technik anbelangt.

Dunkel war uns viel geblieben,
Bis du mit dem Licht erschienst.
Und das Buch, das du geschrieben,
Ist ein wirkliches Verdienst.

Las es in den Aushang-Bogen;
Wann erscheint das Werk im Druck?
Hab' es still-entzückt durchflogen,
Lieber Struck . . . lieber Struck . . .

(aus Hermann Struck, »*Die Kunst des Radierens*«, Paul Cassirer Verlag).

Streit bei den Indépendants.

Die Indépendants: Matisse, der Zöllner Rousseau, die Kubisten, die marchands de frites, die nur Sonntags malten, waren eine große Famllie, solange sie elastisch in selbstgefertigen Baracken am Seineufer oder auf dem Marsfeld ausstellten. Seit dem Kriege haben sie das Grand Palais als Ausstellungslokal erhalten, und da ist der Teufel los. Welchen Malern oder Gruppen sollen die wenigen Plätze zufallen, an denen man im Winter nicht wie in einem Kellerloch totgehängt ist? Eine (gerade nicht strikte eingehaltene) alphabetische Ordnung wurde statuiert und die Säle wurden ausgelost. In diesem Jahr aber sollen die Künstler nach Nationen ausstellen, ein dem Geist der Indépendants wenig angemessenes Prinzip.

Léger erklärte seinen Austritt aus dem Vorstand:

A Monsieur le Président du Salon des Indépendants.

Cher Monsieur Signac,

Démissionnaire du Comité des Indépendants, je tiens publiquement à préciser les raison de cette démission. Je considère que la volonté d'organisation intérieure du Salon qui est du ressort du Comité a faussé en deux points importants l'esprit même du Salon des Indépendants.

1° Le groupement par lettre alphabétique est une atteinte volue à l'avènement des »valeurs vives«.

2° Le placement des étrangers par groupe de nationalité aggrave et accentue encore cette volonté et cette mesure.

C'est la politique de l'étouffement des »collectivités plastiques« au bénéfice d'une majorité qui doit se défendre elle-même.

C'est le morcellement à l'infini, la pulvérisation des »groupements de tendance« qui ont fait la raison d'être du Salon des Indépendants, sa renommée mondiale et son histoire.

Si comme vous me l'avez dit avec un certain orgueil, la plupart des artistes renommées, français et étrangers, sont passés et sortis des Indépendants, c'est grâce »au groupement de tendance« dont vous avez personnellement bénéficié à votre époque.

Les Impressionistes, les Pointillistes, les Fauves, les Cubistes, etc., ont tous à leur heure fait acte de »valeurs vives« à ce Salon.

Volontairement depuis deux ans, le Comité s'efforce de détruire cet état de choses par un caporalisme égalitaire avec lequel personnellement je ne veux plus avoir à faire.

»La réparation d'intérêt dans toutes les salles«, qui est le programme actuel du Comité est indéfendable pour deux raisons:

1° Il y a public pour tout le monde.

2° Les achats annuels sont faits dans les salles dites sacrifiées.

Je n'admets pas personnellement qu'on se serve des »valeurs vives« et des étrangers comme d'attractions et qu'on les sème à travers le Salon, au hasard de l'alphabet pour vivifier des salles qui n'ont qu'à se défendre par elles-mêmes.

C'est la politique lamentable d'une majorité qui avoue qu'elle n'a pas les moyens d'accrocher le public et qui intentionnellement, sous forme d'égalitisme majoritaire, utilise une minorité qui ne peut se défendre.

Fernand Léger.

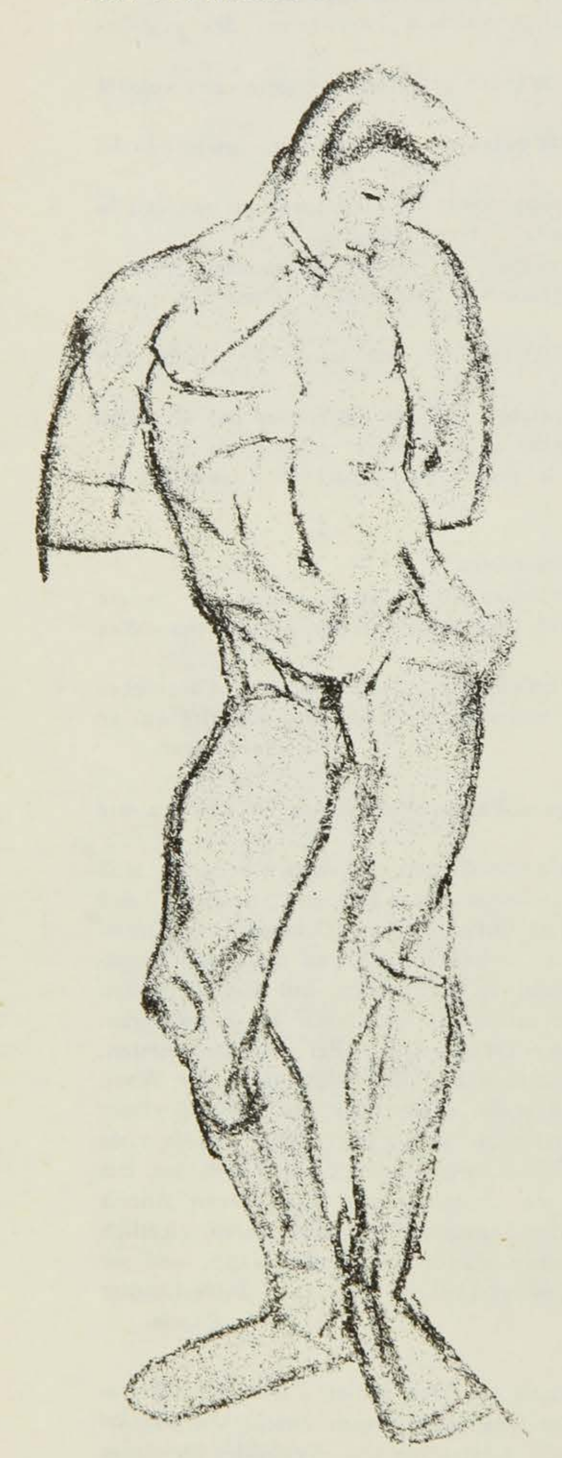
Auch **Pascin** äußerte sich zu dem Fall. Da der Bulgare Pascin Amerikaner ist, bringen wir seinen französischen Brief auf Deutsch:

Wenn man die ganze Bestürzung begreifen will, in der wir uns die letzten Wochen befinden, muß man die seltsamen Gerüchte kennen, die in den Ateliers umliefen. Man gab uns zu wissen, daß am Eröffnungstage die ausländischen Künstler alle in den unterirdischen Gelassen des Grand Palais eingesperrt werden und gleichzeitig ihre Nationalhymne singen sollten, und zwar nach feindlichen Nationen eingeteilt: Türken und Griechen, Serben und Bulgaren etc.; daß Feierlichkeiten stattfinden sollten, während deren die jüdischen Maler, die mit dem Buchstaben M—Z anfangen, getauft, und die christlichen Bildhauer von A—L beschnitten werden sollten. Bei einer bestimmten, durch das Los ausgeschiedenen Anzahl von fremden Künstlern sollten die Bilder nach der Wand gekehrt aufgehängt werden etc. Diese vexatorischen Maßregeln sollten der Auftakt zu einem alsbaldigen Einfall der französischen Maler in die Stadt Paris sein. Es ist begreiflich, daß da viele unter uns an den Austritt aus den Indépendants dachten. Was mich anlangt, so würde ich mit Vergnügen jede Änderung begrüßen, die der Ausstellung der Indépendants einen neuen Anreiz gäbe, da doch heute die Prinzipien, die bei der Gründung des Salons im Schwang waren, ziemlich in Vergessenheit geraten sind, heute, wo alle Welt ein wenig allerorts ausstellen kann, und wo selbst Sonntagsmaler, die letzte Attraktion, die dem Salon verblieben war, ihre Bilderhändler haben.

Pascin.

Paris Gütersloh. *Der Schriftsteller in der Katholizität.* — Der Maler Paris (v.) Gütersloh trägt mit ähnlicher Inbrunst, *wie sein Landsmann Oskar Kokoschka, einen zwiefachen Stachel* schöpferischer Passion im Blut. Beider schmerzliche Lust will Gestaltung des Weltbildes zu einem Ethos der Reinheit. Das Bildgestalten mit literarischen, das Erlebnis zum Gedicht mit Mitteln der Farbe. Bei beiden Malern ist jedoch das Bild schärfer als das Wort, die Schwingung von Farbe und Linie erlebnisreicher als die Ballung von Wort und Melodie, wo nicht so sehr das Eindeutige Gestalt, sondern ganz bewußt ein Doppelsinn in orphische Tiefen transponiert wird. — — —
Seine Prosa baut sich symphonisch auf; schwere leuchtende Farben fließen musikalisch aus und überladen das Wort, das eigentlich ganz schlicht und primitiv gemeint war, mit einem trägen Lyrismus. Dazwischen freilich blühen Oasen auf von einer Zartheit und Abgesondertheit des Wortes und der Gedanken, daß man fast an eine zweite schreibende Hand glauben könnte. Aber diese Inselchen zerfallen in dem großen Sandmeer absichtlicher Simplizität. Und man ist gemüßigt

zu fragen: gibt es wirklich eine Leserschar, die sich um solche raffiniert zubereiteten, aber dünnflüssigen Bücher als Gemeinde baut? Diese Gemeinde gibt es wirklich, wenn sie auch Gütersloh nicht zu ihren erhabensten Göttern zählt. Und ich spreche kein Geheimnis aus, wenn ich den *Dr. Franz Blei als Hohepriester* dieses Zirkels anerkenne, dem Gütersloh eine umfangreiche Rede: *»Der Schriftsteller in der Katholizität«* (bei Jakob Hegner in Hellerau verlegt) widmet.



Anton Kolig

Seit Rudolf Borchardts berühmter Rede über Hofmannsthal ist kein literarisches Porträt mehr erschienen, das Anspruch auf absolute Radierkunst machen kann. *Gütersloh jedoch erreicht Borchardt* und setzt mit tiefen und sicheren Strichen, mit einem dunkelfarbenen Ton und mit einer kräftigen Ballung der psychischen Absonderheiten eine Studie von Franz Blei hin, die noch dem skeptischsten Betrachter ein Staunen abringt. In der Tat, wer das innere und äußere Wesen von *Franz Blei* erfahren und den *wahrhaftig nicht leichten Eingang zu ihm auffinden will,* dem wird die Rede von Gütersloh ein guter Weiserarm sein. Aber auch ein Führer durch Labyrinthe, ein Dolmetscher, der sich nicht aufdrängt, der sich vielmehr befleißigt, eine gerechte Aufzählung des Seienden und Bleibenden in Franz Blei zu geben.

(Paul Zech im *»Berl. Tagebl.«)*

Notre ami **Florent Fels**, a été dans la necessité d'interrompre la publication de la revue internationale »Action«, il s'en excuse auprès de ses lecteurs et nous prie de faire savoir qu'il dirige actuellement aux éditions de la:

L I B R A I R I E S T O C K
Delamain Boutelleau et Co. Editeurs
7 Rue du Vieux Colombier, Paris
les collections à 1 franc cinquante
L E S C O N T E M P O R A I N S
Derniers parus:

André Salmon . . Le manuscrit trouvé dans un chapeau
Jean Cocteau . . . . Le Secret Professionnel
Francis Carco . . . . Panam
Alfred Jarry . . . . Le docteur Faustroll
Florent Fels . . . . Van Gogh (20 reproductions)
Jean Cocteau . . . . Picasso (16 reproductions)

et

L A C U L T U R E M O D E R N E
Derniers parus:

Salabert . . . . . . La Sculpture Romane (40 illustrations)
Vinchon . . . . L'Art et la Folie (40 illustrations)
Laporte . . . . Le Radium
Logre . . . . Toxicomanies

et qu'il prepau actuellement le lancement de la
R E V U E D E S A R T S A S I A T I Q U E S
et les éditions
A R T S E T V O Y A G E S
(ouvrages sur les grands voyages, l'art exotique, les primitifs, les indigènes, etc.)

E. R. Weiss, der ein halbes Jahr in Spanien verbracht hat, wird in der nächsten Zeit mit zwei Werken herauskommen: »Spanische Landschaften«, 33 Landschaften, die er nach der Natur lithographiert hat, und im Herbst das erste Buch in der neuen Weiss-Antiqua gedruckt, in Großquart, mit etwa 150 nach der Natur lithographierten Skizzen.

In Paris gibt **Léonce Rosenberg**, einer der Vorkämpfer für Picasso, Braque, Léger, Gris, denen er Severini, Survage, Herbin angliedert, eine neue Kunstzeitschrift heraus: *»Le Bulletin de* l'Effort moderne«. Ihr Wahlspruch: »Merci les morts, vivent les vivants!«

Presseball 1924.

Die schönsten Perlen aus dem Almanach des Vereins Berliner Presse.

Sprüche.

von *Ludwig Fulda.*

Zur köstlichen Gelegenheit
Bedarf's ein Stück Verwegenheit.
Sonst wird sie auch dem Tüchtigen
Sich ungenutzt verflüchtigen.

*

Mancher Lebejüngling steigt ins Eh'bett,
Nur um sich zu retten aus dem Debet.

Unsere Berliner Shakespeare - Regisseure müßten einmal den Presseball inszeniren!

Von *Paul Oskar Höcker.*

Erinnert ihr euch, wie *herrlich ausgelassen* Jürgen Fehling im Staatstheater *Bachs* Courante tanzen ließ, in »Viel Lärm um nichts«?

Oder wie Barnowsky das Finale von »Was ihr wollt« in einen *Mozartjubel sondergleichen* trieb?

Hei, die würden mit dem vorsichtigen Lackschuhgeschiebe, dem müden Schulterzucken aufräumen! »*Stimmung,* meine Herrschaften, Tempo, Tempo!«

Und dann schmetterten sie Fanfaren in den Marmorsaal, *man badete* in Kaskaden aller Regenbogenfarben, es gäbe Händeklatschen und Röckeschwenken und in den halbdunklen Logengängen *irrlichternde Fackeln . . .*

Man tanzte auch nicht mehr stumm und verdrossen, sondern sagte sich in diesem Wirbel *die frechsten* Liebenswürdigkeiten, ganz wie Benedikt und Beatrice; jeder Walzer ein Aperçu.

Das ganze Zeitungsbild würde dabei angenehm durcheinandergeworfen, Leitartikel und Handelsteil alles vertauscht.

Und auch die seßhaftesten Minister würden bei solcher Regie auf den Trab gebracht. Linksherum oder rechtsherum . . . Es wäre *uns allen so gesund . . .*

Kleine Ursache.

Von *Georg Kaiser.*

Der Vorgang: trister Mittag des Abschieds von den Negern. *Vor neuer* langer *Seereise* graut mir (und auch sonst), — ich bitte für enormen Spaß an Bord um das Äffchen in der Hütte. (So liebt man mich . . . bei den Negern . . . daß ich darum bitten konnte.) Lange Familienkonferenz im Kochverschlag. Dann die Urgroßmutter mit einem Kind auf dem Arm zurück: das gern — *aber nie den Affen* — Affen zu sehen auf der Insel.

Die Nachdenklichkeit (später, als der wacklige Steamer ins (Gibraltar-)Tor zur Hölle Europa bog): wenn der Mensch etwas seltener würde —?

. . . große Wirkung: mein Schauspiel vom Menschenabbau »Gas«, das ich gegenwärtig betoniere.

An eine junge Ballschöne.

Von *Arno Holz.*

Ich bin aufs höchste beglückt,
daß es
Paramaribo gibt!

Denn
gäbe es *Paramaribo* nicht,
so
gäbe es,
wenigstens in ihrem gegenwärtigen Aggregatzustand,
die Welt nicht.

Und
gäbe es,
wenigstens in ihrem gegenwärtigen Aggregatzustand,
die Welt nicht,
so
gäbe es,
wenigstens möglicherweise, allem Vermuten nach,
oder vielmehr,
ja,
sogar geradezu höchstwahrscheinlich,
auch
dein kleines, entzückendes, süßes, berückendes, schwellend rundes Erdbeerschnäuzchen
nicht,
das immer so nackt aussieht!

Flugfeuer.

Von *Heinz Tovote.*

Die Heide brennt.

Schwarzgelber Qualm streicht über die rotblühenden Heidekräuter, über die lichtgrünen Birken, die ihre silberhellen Stämme in die stille Luft des schwülen Nachmittags strecken.

Ein grauer Rauchschwaden steigt auf, der sich vor die Sonne legt, daß sie rostrot am Himmel steht, eine glanzlose Scheibe, die wie tot im Dunste hängt.

Das Feuer kriecht über die Moorfläche ganz langsam daher. Zuweilen schießen lange blutige Feuerzungen hervor, die sich gierig in das Moor einfressen.

Ein Wind tut sich auf, und nun wirbelt eine Feuerflocke hoch, fliegt durch die Luft — — —

*

So geht es mit den Gedanken, die ein Mensch oft achtlos in die Masse wirft, wie ein Wanderer den Funken eines Streichholzes oder einer Zigarre in das dürre Kraut wirft.

Ehe er es sich versieht, lodert es hell auf, breitet sich aus, springt der Gedanke von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, über die trennenden Wälder und die breitesten Wasser hin. Überall zündet er, überall flammt es wie von selbst auf. — Flugfeuer . . . .

Wo aber ist das Flugfeuer, das *durch unsere Lande fliegt?* . . . der Gedanke, der den Brand weiter trägt in alle Herzen? — — —
Flugfeuer, wo bis du? . . .

Harte Zeit.

Von *Frida Schanz.*

Dies Zwitschern in den kalten Tagen
Voll Trauer und voll Traulichkeit!
Ob Spatz und Meise sich wohl fragen:
Wie kommst du durch die harte Zeit?

Belehrung.

Von *H. C. von Zobeltitz.*

Liebe, vielgeliebte Liebste,
Wenn wir heut *zum* Balle fahren,
Lehne nicht den wohlfrisierten
Blondkopf mit den Wuschelhaaren
An mich — reich mir nicht zum Küssen,
Wie gewohnt, das kleine Mündchen,
Weil in einem Viertelstündchen
Andere dich bewundern müssen,
Andere sollen dich dann loben — — —
Drum: kein Löckchen sei verschoben . . .

Denn das lieb' ich: Du in Seide
Übersprüht von edlen Spitzen,
Stolz hebt sich aus schwarzem Kleide
Weiß der Hals und weiß der Rücken.
Um dich hundert Männer sitzen,
Hingerissen vor Entzücken,
Nur ein Streben: Dir zu dienen.

Du stehst lächelnd stolz im Saale
Kühl, gelassen, flirt-umfunkt:
Der bringt Wein und jener Kuchen,
Der bringt Tee und Zuckerschale,
Der bringt Äpfel, Mandarinen,
Der will wandeln, der will tanzen . . .
Überstürzung an Versuchen,
Dich zu lösen aus dem Ganzen:

Doch du bleibst der Mittelpunkt!

Ja, das lieb ich: Wenn von hundert-
Tausend du am meist bewundert — —

Liebe, vielgeliebte Liebste,
Wenn wir heut *vom* Balle fahren,
Lehn den kleinen, süßen, müden
Blondkopf mit den Wuschelhaaren
Fest an mich — reich mir zum Küssen
Deinen Mund, den vielbegehrten,
Auf den die, die sich verzehrten,
Alle doch verzichten müssen.

Spruchhaftes.

Von *Ernst Lissauer.*

Warum ich dichte? —
Mich zu erkennen im Gesichte.

BAL BANAL

Vendredi, 14 Mars 1924, à la Salle Bullier, (31, Avenue de l'Observatoire) aura lieu, de 10 h. du soir à 7 h. du matin.

Im Comité: *Brancusi, Braque, Cocteau, Cendrars, Delaunay, Fels, les Fratellini, Gris, Pascin, Picasso, Satie etc.*

Nous voulons contribuer à la profusion de l'art Pompier en organisant le *BAL BANAL* et nous sommes sûrs de battre le record de la *BANALITE* de 1924.

Nous vous promettons les surprises les plus *BANALES*, les attractions les plus traditionelles, le cotillon ordinaire, la vieille poste d'amour, les Clowns vulgaires, les concours triviaux et le Pierrot sentimental.

Nous vous promettons des décors *BANAUX*, des consommations *BANALES*, de la musique *BANALE*, un vestiaire *BANAL*, une gaî é *BANALE* mais sincère.

Nous vous invitons *BANALEMENT* à mettre les travestis les plus *BANAUX*, à éviter toute recherche d'art, d'originalité, toute complication psychologique. Ne mettez pas vos costumes de tous les jours, vous les avez choisis avec trop de goût, vous les portez avec trop d'élégance, ce serait du *BANAL* choisi.

Vos travestis doivent être pris dans la vie, le plus *BANAL* aura le premier prix, celui qui serait le meilleur à un autre bal sera classé dernier chez nous.

Surtout n'oubliez pas de prendre les b llets d'avance, l'année dernière des centaines de personnes furent, par BANALITE restées sur les pavés, refusées au contrôle.

Vous verrez au milieu des décors *BANAUX*, dans des masques *BANAUX*, l'élite la plus *BANALE de Paris.*

1000 Kugeln-Kegeln. Dieser Tage ging im Britzer Keglerklubhaus ein spannender Kampf auf 1000 Kugeln zwischen sechs bekannten Keglern des Freien Kegler-Bundes vor sich. Als Sieger ging der Leiter der Bezirks Westen, Paul Matthos, mit 2773 Holz hervor. Zweiter wurde Meckel (Freie Bahn) mit 7198 Holz, dritter Schwarz (Kalte Ratte) mit 7156 Holz, vierter Thiesler (Fidele Ratte) mit 7070 Holz, fünfter Bombel (Freie Bahn) mit 6970 Holz. Als letzter endete der junge Dreske (Lust. Brüder-West) mit 6937 Holz, der nach 300 Kugeln infolge Sehnenzerrung behindert war. Der Herausforderungskampf zwischen dem vorjährigen Figurenmeister Thiesler und dem vorjährigen Bundesmeister W. Schwarz endete mit dem Siege des letzteren. *(B. Z.)*

In Wien wird in einigen Wochen ein Buch über den Maler **Viktor Tischler** erscheinen. Außer einer Würdigung des Menschen und Künstlers aus der Feder von Arthur Roessler enthält der Band etwa 40 Wiedergaben nach Gemälden und Zeichnungen des Künstlers.

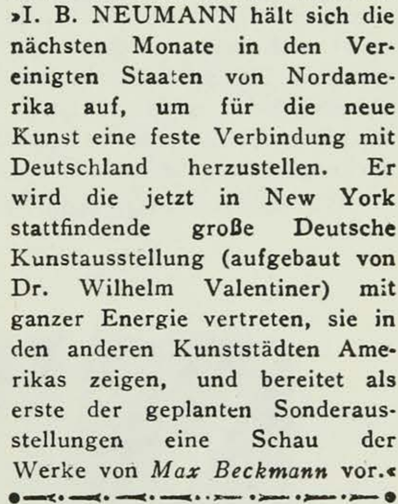


Viktor Tischler — Der Musikhistoriker Specht (Zeichn.) Wien, Albertina

Dem Hofrat **Alexander Koch** ist durch Beschluß der Technischen Hochschule Hannover der »Doktor Ingenieur ehrenhalber« verliehen worden.

Deutsche Kunst in Amerika.

J. B. Neumann annociert im »Neuen Merkur« wie folgt:



»I. B. NEUMANN hält sich die nächsten Monate in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf, um für die neue Kunst eine feste Verbindung mit Deutschland herzustellen. Er wird die jetzt in New York stattfindende große Deutsche Kunstausstellung (aufgebaut von Dr. Wilhelm Valentiner) mit ganzer Energie vertreten, sie in den anderen Kunststädten Amerikas zeigen, und bereitet als erste der geplanten Sonderausstellungen eine Schau der Werke von *Max Beckmann* vor.«

Die Bilder dieser deutschen Ausstellung sind fast restlos verkauft; nicht, weil die Amerikaner sie goutierten, sondern weil das teuerste Bild 420 Mark kostete. — *Tilla Durieux* und *Irene Triesch* haben mangels Interesse ihre Gastspiele abbrechen müssen und *Reinhardt's »Mirakel«* war, trotz Carmi und Herzogin, am zweiten Tage leer. Dagegen hat sich *Graf Ludwig Salm von Hoogstraaten,* ein bekannter Filmschauspieler und Tennisspieler, den Renée Sintenis, als er in Berlin lebte, porträtierte, mit Fräulein Millicent Rogers, der Enkelin des Gründers der Standard Oil Company, vermählen können.

Die deutsche Ansichtspostkarte. Albert Z., Inhaber der seligen Witwe Z., an Hede M. (aus St. Moritz):

»Liebe Hede! Es ist fabelahft hier. Sonne, Hitze, *alles tadellos,* das andere ist dummes Gerede und *blasser Neid.* Sie sind *schön dumm,* daß Sie nicht mitgekommen sind, so etwas sehen Sie weder in Paris noch in Monte Carlo.

Ihnen und Carl herzl. Grüße! Ihr *Albert Z.*«

Wie aus der »Köln. Zeitung« hervorgeht, ist kürzlich bei einem *sonderbündlerischen Überfall* auf Rheinbreitbach auch der »Dichter« **Rudolf Herzog** heimgesucht worden. Das Klagelied in der Kölnischen, allem Anschein nach von Herzog in seiner markigen Art und attributiven Verschnörkelung selbst verfaßt, gibt beweglich Kunde von dem respektlosen Treiben edr separatistischen Elemente, die ziemlich heftig in der oberen Burg gehaust und es vor allen Dingen auf die süßen Weine des süßen Dichters und *»bekannten Rheinländers«* abgesehen hatten. Der Vorfall ist für Herrn Herzog sicherlich peinlich gewesen und auch nicht angebracht, denn solch ein Los verdient der Mann wirklich immer noch nicht. Die Gelegenheit aber scheint günstig zu sein, für den beim geschmackvollen Publikum schon längst in die Vergessenheit gesunkenen Publizisten die Werbetrommel zu rühren. Es wird zwar kühn behauptet, daß die »Werke« dieses Mannes in »fast alle Kulturspachen übersetzt worden seien; welche »Kulturländer« mögen das wohl sein. *J. P.*

Else Lasker - Schüler.

»Else Lasker - Schüler las kürzlich in der Berliner *»Tribüne«* ihre dichterische Broschüre *»Ich räume auf«*. Ein Werk, zu einem bestimmten Zweck, zur Abrechnung mit ihren Verlegern, geschrieben und seinen Wert doch jenseits alles Polemischen findend. Es gibt wenige Künstler, die heute noch den Mut haben, ihr eigenes Leben zu leben. Ein Leben fern vom Betrieb, einsam, ihren Phantasien hingegeben. Zu diesen wenigen, die sich nicht industrialisiert haben, gehört Else Lasker-Schüler (und Ludwig Meidner). Diesen Mut zu sich selbst, diese Versunkenheit in sich selbst geben dem Aufschrei: »Ich räume auf« das Erschütternde. Das Erschütternde, wo Else Lasker-Schüler aus Jugenderinnerungen und Phantasien, aus Kämpfen und Hymnen ihr Leben aufbaute. Else Lasker-Schüler findet Worte — tiefere Sinnbilder, als sie tagesberühmte »Dichterfürsten« gefunden haben. Else Lasker-Schüler findet Worte voll reinerem Humor, als sie Humoristen jemals finden können. Darum wäre die Wirkung schon eingetreten, wenn Else Lasker-Schüler von allzu persönlichem, privat gebliebenen und deshalb störendem Detail abgesehen und nur die große Linie des Kampfes gestaltet hätte; des Kampfes zwischen dem schaffenden Menschen, der in seiner Schöpfung zwecklos bleibt, und dem Verleger, der diese Schöpfung vertreibt und damit zu einem Zweckgegenstande, zum Geschäftsobjekt macht. Das Erlebnis blieb trotzdem. Das Erlebnis des Werkes und des Vortrages (Else Lasker-Schüler hat eine faszinierende Sprechmelodie, wenn sie liest). Und es wäre ein Erfolg, wenn Else Lasker-Schülers Verleger (Cassirer, Flechtheim, Oesterheld, Axel Juncker) durch diesen Vormittag zu einer einsichtigen Stellungnahme gebracht würden.« *(H. Ih.* im *»B. B. C.«)*

Wir sind neugierig, wann Else Lasker-Schüler mit dem Verleger dieser Broschüre aufräumt.



Hermine David (Originalholzschnitt)



M. Gerstel
Elegante Damenmoden
BERLIN W 9
BUDAPESTERSTR 9
BRESLAU
SCHWEIDNITZERSTR 10/11
FRANKFURT A/M
KAISER STR. 3
KÖLN A/RHEIN
STOLLWERCKHAUS
Ecke Hohestrasse
BADEN - BADEN
PALAIS STOURDZA
neben Stefanie Hotel

Galerie

AM BRANDENBURGER TOR / BERLIN

ERSTRANGIGE / MODERNE

Gemälde



Mohr & Speyer / Frankfurt a. M.

gegründet 1844

Roßmarkt 10

Alte Rothofstraße 8

*

Uniform-, Livree- und Zivil-Maßschneiderei

* Gabardine-Regenmäntel *



Buch- und Kunsthandlung
JULIUS BAEDEKER / DÜSSELDORF
Königsallee 68
empfiehlt ihr großes Lager in Bibliophilie, Mappen,
Kunstliteratur, Belletristik, Sammlergraphik,
ostasiat. Kunst, Besorgung von Seltenheiten aller Art
Kataloge und Offerten unverbindlich

GALERIE MATTHIESEN

★

Impressionisten
Alte Kunst

★

BERLIN W 9
BUDAPESTERSTRASSE 8
IM HAUSE FRIEDMANN & WEBER

BRUNO CASSIRER / BERLIN

Fertig liegt vor

LEO N. TOLSTOI AUSGABE

Band I/II

ANNA KARENINA

Ein Roman in 8 Teilen. 1181 Seiten
In zwei Bänden gebunden.
Preis beider Bände Mk. 12.–

Band III

DIE KOSAKEN

Im Schneesturm. Familienglück
3 Erzählungen in einem Bande. 366 Seiten.
Preis Mk. 4.50

Band IV

AUFERSTEHUNG

Ein Roman in 3 Teilen. 580 Seiten
Preis Mk. 6.–

Tolstois Werke, von denen die vier ersten Bände vorliegen, werden in schneller Folge erscheinen. Die neuen Übertragungen stammen von August Scholz, dem Senior und Meister russischer Übersetzungskunst. Die Ausstattung, holzfreies Papier, Ganzleinenbände mit reicher Rückenverzierung in echt Gold, ist sehr sorgfältig, die Preise niedrig. Die Bände werden einzeln abgegeben, die Werke, die mehrbändig sind, nur als ganze Werke.

BRUNO CASSIRER / BERLIN



W. MASJUTIN, der russische Graphiker, illustrierte bei mir „Gogol, Das Bildnis“ und „Turgenjew, Das Lied der triumphierenden Liebe“. Gogols „Nase“ folgt im Sommer. Dieses Probebild ist der Turgenjew'schen Novelle entnommen, die in der Niklas-Type gedruckt ist. Preis geheftet je 4 Mk., Halbleinen je 5 Mk., Vorzugsausgabe in Halbleder je 10 Mk.

JULIUS HOFFMANN · STUTTGART

Anläßlich des *Ecce-homo-Prozesses* erlassen wir folgendes

PREISAUSSCHREIBEN

WAS IST UNSITTLICHE KUNST?

Für die sechs besten Beantwortungen dieser Frage setzen wir folgende Preise aus:

1. PREIS:	*George Grosz:* »Die Räuber«, 9 sign. Lithographien in Mappe,
Wert Mk. 800	*George Grosz:* 3 sign. Einzel-Lithographien nach Wahl,
	und Bücher aus der Malik-Buchhandlung im Werte von Mk. 500.— nach Wahl.
2. PREIS:	*George Grosz:* »Die Räuber«, 9 sign. Lithographien in Mappe,
Wert Mk. 500	*George Grosz:* 3 sign. Einzel-Lithographien nach Wahl,
	und Bücher aus der Malik-Buchhandlung im Werte von Mk. 200.— nach Wahl.
3. PREIS:	*George Grosz:* »Die Räuber«, 9 sign. Lithographien in Mappe,
Wert Mk. 300	*George Grosz:* »Abrechnung folgt«, sign. Vorzugsausgabe,
	Upton Sinclair: »Gesammelte Romane«, Bd. 1—6, Halbleder.
4. PREIS:	*George Grosz:* »Abrechnung folgt«, sign. Vorzugsausgabe,
Wert Mk. 150	*George Grosz:* 2 sign. Einzel-Lithographien nach Wahl,
	Upton Sinclair: »Gesammelte Romane«, Bd. 1—6, Halbleder.
5. PREIS:	*George Grosz:* »Abrechnung folgt«, sign. Vorzugsausgabe,
Wert Mk. 100	*Upton Sinclair:* »Gesammelte Romane«, Bd. 1—6, Halbleder
6. PREIS:	*George Grosz:* 1 sign. Original-Lithographie,
Wert Mk. 60	*Upton Sinclair:* »Gesammelte Romane«, Bd. 1—6, Halbleinen.

Außerdem 10 Trostpreise im Werte von je Mk. 16.—:

Leonhard Frank: »Der Bürger«, Halbleder. :: *George Grosz:* »Abrechnung folgt«, gebunden.
George Grosz: »Das Gesicht der herrschenden Klasse«, gebunden.



Als Preisrichter stellten sich freundlicher Weise zur Verfügung:

Dr. Arthur Eloesser, Direktor des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller; Rechtsanwalt *Dr. Fritz Grünspach; Dr. Norbert Jacques; Bernhard Kellermann;* Pfarrer *Nithack-Stahn; Dr. Max Osborn; Professor Max Pechstein; Dr. Kurt Pinthus; Dr. Helene Stöcker, Agnes Straub.*



Die Einsendungen sind an den *Malik-Verlag,* Berlin W. 9, Köthenerstraße 38, bis *spätestens 1. April 1924, abends 6 Uhr,* zu richten und mit dem Wort »*Preisausschreiben*« neben der Adresse zu versehen. Den Einsendungen muß ein verschlossenes Kuvert mit Kennwort beiliegen, in dem Name und Adresse des Verfassers enthalten ist. Die Antwort selbst darf mit keinem Namen, sondern nur mit dem Kennwort gezeichnet sein.

Die *Prämiierung* erfolgt bis *spätestens 1. Juni 1924* und wird öffentlich bekanntgegeben. Sie ist endgültig und gerichtlich nicht anfechtbar.

Mit der Prämiierung erwirbt der Verlag das Veröffentlichungsrecht. Das Ankaufsrecht für nicht prämiierte Einsendungen bleibt dem Verlag vorbehalten.

DER MALIK-VERLAG, BERLIN W. 9

Köthenerstraße 38.


Pluto-Auto
PLUTO
Pluto-Auto-Vertriebs-A.G.
Berlin W. Potsdamer Str. 13
TELEFON:
LÜTZOW 1128 KURFÜRST 9897 NOLLENDORF 7757-58-59

DER SIEGESZUG DES „QUERSCHNITT".

In *weniger als einem halben Jahr* ist es dem »Querschnitt« gelungen, sich aus kleinen Anfängen, wie eine große Berliner Tageszeitung schrieb, zu dem Range *der einzigen deutschen Zeitschrift wahrhaft europäischen Gepräges* heraufzuarbeiten. Tatsächlich wird heute der »Querschnitt« nicht nur in Deutschland, sondern ebenso in Wien, Prag, Moskau, Paris, in der Schweiz, Holland und in den skandinavischen Ländern gelesen, und selbst in dem zeitschriftüberfütterten und äußerst verwöhnten Amerika hat sein Erscheinen in den Kreisen, die mit europäischem Leben und europäischer Kultur Fühlung haben, Sensation hervorgerufen. Aus einer nicht nur ehemals, sondern gegen alles, was mit Kunst zusammenhängt, ständig feindlichen und argwöhnischen Hauptstadt unseres Nachbarlandes kommen kritische Stimmen, die vorbehaltlos zugeben, daß es eine Zeitschrift von ähnlichem *Reichtum des Aufsatz- und Abbildungsmaterials,* von ähnlicher Vorurteilslosigkeit und Höhe der Kritik dort nicht gäbe.

Dieser für eine Zeitschrift unter den jetzigen Umständen beispiellose Erfolg ist zu danken in der Hauptsache der Breite ihrer Basis sowie der Lebendigkeit ihrer Anschauung. Für kein Thema, sei es noch so bedeutend oder unbedeutend, ist an sich der »Querschnitt« verschlossen. Voraussetzung ist lediglich die Stärke seiner Beziehungen zur heutigen Zeit.

Rolf von Hörschelmann

Wir wollen nichts »um jeden Preis«, weder sensationell noch radikal sein. In diesem Sinne sind wir untendenziös. Wir sehen uns vielmehr Dinge und Menschen auf das Genaueste an. Wir haben nur *eine Tendenz,* die *der Lebendigkeit,* indem wir davon ausgehen, das zu betonen, was andere bequem zu unterschlagen geneigt sind, daß diese Zeit ihr eigenes Gesicht hat, ihr Leben hat wie jede andere, sodaß sie nur von ihren Historiographen zu entdecken wäre.

In diesem Sinne suchen wir unsere Mitarbeiter aus. Wir wollen aufräumen mit der »*Nichts-als-Literatur*«, einer Gattung »Geistigkeit«, der das ganze interessierte

Deutschland in erster Linie Verworrenheit und Hilflosigkeit verdankt. Wir werden unter keinen Umständen mehr der Kritik und ihrem säuerlichen Intellektualismus, der alle dazu inklinierenden Gehirne mit Tausenden von feststehenden Begriffen vollgepfropft hat, weiter Vorschub leisten.

Aus dem *Gerede,* das nunmehr länger als ein Jahrzehnt angedauert hat, wünschen wir endlich wieder zu den Tatsachen zurückzukommen. Wir werden uns daher, soweit es sich für uns um wissenschaftlich feststellbare Dinge handelt, *an die Gelehrten halten, die nach den alten Methoden der Sachlichkeit und Exaktheit verfahren.* Wir möchten statt Ansichten *Wissen und Tatsachen,* indem wir auf die Sensation des heute üblichen spekulativen Gelehrtentums mit Vergnügen verzichten. Die höchstgebildeten Oberlehrer, deren Zug Herr Spengler anführt, perhorreszieren wir als geistiges Eunuchentum — mag im übrigen der Weg von Spengler bis zum Ende dieses Zuges auch lang sein und Unterschiede ergeben.

Imagination schätzen wir bei Künstlern, aber wir stehen auf dem Standpunkt, daß *der deutsche Geist,* ohne sich dessen immer bewußt zu sein, *von den Tatsachen des heutigen Lebens sich weit entfernt hat,* daß er, der sich *an Exotismus berauscht,* ohne jemals die deutschen oder die europäischen Grenzen verlassen zu haben, zweckdienlich handelt, wenn er sich zunächst einmal mit den Dingen selbst bekannt macht.

Wir haben aus diesem Grunde eine Vorliebe für die *Literatur des Lebens,* d. h. für *Auslassungen der im Leben Stehenden* über das ihnen gewohnte Gebiet und die ihnen eigenen Erfahrungen. Wir bitten hier vor allem, an diese Dinge *nicht mit dem Hochgefühl des Gebildeten* heranzugehen und nicht Einfachheit mit Armut zu verwechseln.

Wir wissen, daß der Deutsche gewissen Dingen gegenüber, die ihm sacro-sanct erscheinen, den Spott nicht verträgt. Er verlangt zum mindesten die Milde des Humors. Wir sind dessen eingedenk.

Unsere ausgedehnten *internationalen Beziehungen* sind *nicht zunft- oder geschäftsmäßiger, sondern freundschaftlich-persönlicher Natur.* Das ermöglicht uns, wie keine andere Zeitschrift unsere Leser über die wirklichen Vorgänge, nicht nur über die Allerweltsvorgänge der Tageszeitungen und der großen illustrierten Blätter, auf dem Laufenden zu halten. Die gesamte *geistige Elite des Auslandes,* alle führenden *Literaten, Künstler, Musiker,* stehen mit uns in ständiger Verbindung.

Spezialität des »Querschnitt« ist sein *reiches Abbildungsmaterial.* Neben regelmäßigen Illustrationen aus dem Gebiete der *alten und neuen Kunst* bringen wir ein *reiches aktuelles Material,* das *die Zeit und ihren augenblicklichen Gehalt schlagend illustriert.* Die letzten Nummern brachten jedesmal an *hundert und mehr Illustrationen.*

Der »Querschnitt« bringt regelmäßig *die neueste Lyrik,* eventuell alte Lyrik in Form einer neuen Übersetzung. Hier ist es hauptsächlich das reiche Gebiet der russischen Lyrik, das, zur Zeit mangels Übersetzung noch nicht zugänglich gemacht, vom »Querschnitt« besonders gepflegt wird.

Ein ausgedehnter *Bücherquerschnitt,* der nicht nur zu den neuesten und prägnantesten Erscheinungen auf dem *deutschen* Büchermarkt, sondern insbesondere *auch zu der ausländischen,* vor allem der *amerikanischen, russischen, französischen Literatur,* kurz nach Gehalt und Inhalt Stellung nimmt, ist jeder Nummer beigefügt.



Rudolf Großmann H. v. Wedderkop

Das Nichtsalonfähige erscheint in den »*Marginalien*«, die nicht, wie manche Leser meinen, Hauptsache, aber mit ebenso viel Liebe wie wachsamen Auges zusammengestellt sind.

Der Leser des »Querschnitt« erhält somit ein Organ, das ihn, wie kein anderes zur Zeit, über Kunst, Leben, Wissenschaft, Musik auf dem Laufenden halten wird, *ohne ihn anzustrengen oder zu ermüden.* Denn wir wollen *den Charakter der Zeitschrift wahren,* d. h. wir beschränken uns naturgemäß auf eine anregende Wirkung; wir halten uns von den beiden für jede Zeitschrift gefährlichen Polen, dem Buch und der Tageszeitung, gleich weit entfernt.

Der »Querschnitt« wird 1924 noch in drei Doppelheften erscheinen zum Preise von je Mark 3.—. Bei Einsendung von Mark 9.— an den Verlag oder auf Postscheckkonto Frankfurt a. Main 56918 erhalten Sie die drei Doppelhefte portofrei zugesandt.

Der »Querschnitt« ist durch jede gutgeleitete Buchhandlung zu beziehen.

DER HERAUSGEBER.

Alle Manuskripte sind zu senden an den Herausgeber *H. v. Wedderkop, Köln, Lütticher Straße 40, 2. Stock.* Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt.
Alle Bücher, Zeitschriften usw., deren Besprechung gewünscht wird, sind zu richten an den *Querschnitt-Verlag, Frankfurt a. M., Schillerstraße 15.*

ABONNIEREN SIE AUF DEN QUERSCHNITT!



Henri Matisse

BOILEAU UND DER EXPRESSIONISMUS

Von

MAGNUS v. WEDDERKOP

Boileau war als Dichter total verschieden von seinen asthetischen Theorien. Wäre er nicht mit ihnen und dem Makel des Hofpoeten und litterarischen Berathers des größten Banausen seiner Zeit behaftet gewesen, so würde er vielleicht nächst Lafontaine der gelesenste der celebren Autoren des großen Säculum sein. Seine Satiren sind voll von pariser Leben und sein Poëme héroi-comique »Le Lutrin« ist zwar etwas verstaubt, aber doch noch immer reizvoll und die Wirkung nie verfehlend, die auf dem uralten Kunstmittel des Gegensatzes eines lächerlichen und verächtlichen Gegenstandes mit dem Pomp eines traditionellen, großen Stils beruht. Dieser ist bei Boileau ganz auf der Höhe der Zeit, ausgewogen und ciselirt bis ins Kleinste, jedes Verspaar ein Epigramm von comprimirtester Kraft.

An einem Dutzend Verse arbeitete er oft bis zur Erschöpfung und mußte sich dann 14 Tage auf dem Lande erholen. Aber die Mühe lohnte sich. Als der zweite Gesang seines »Lutrin« erschienen war, gingen die Wogen der Begeisterung so hoch, daß eines Sonntags, als Anne d'Angleterre, eine

der obersten Göttinnen von Versailles und Schwägerin des Königs, Boileau in der Hofcapelle vor der Messe entdeckte, sie ihn heranwinkte und keine schönere Huldigung für ihn wußte, als ihm des Gedichtes Schlußvers, dessen unbeschreiblicher Schmelz Alle bezauberte, ins Ohr zu flüstern: »Soupire, étend les bras, ferme l'oeil et s'endort.« Weiter nichts. Die Zeit aber sah staunend und applaudirend dieser Huldigung der Götter vor dem staubgeborenen Dichter zu.

So etwas wird ja nun bei uns nicht passiren. Die Musik des Verses hat nicht die absolute Macht über uns wie über die Romanen, und ein Talent wie etwa Ariost würde bei uns nie ein großer Dichter und Boileau nicht einmal ein kleiner geworden sein. Wenn es auch Zeiten bei uns gegeben hat, wo die äußere Form ein stark hervortretendes Element in unserer Litteratur war, gegenwärtig besteht sicher kein Bedürfnis danach. Formlosigkeit ist dieser Gegenwart hoher Ruhm und Anne d'Angleterre erscheint uns als ein großes Baby.

Boileaus Ansehen war schließlich so gewachsen, daß er sich zum litterarischen Dictator aufwerfen konnte und eine Aesthetik in Versen verfaßte, den »Art poëtique«, der in Frankreich bis ins XIX. Jahrhundert hinein die Geltung eines Kunstgrundgesetzes hatte. Es war Geist der Akademie mit erstaunlicher Pedanterie und Einseitigkeit auf die Spitze getrieben; ein System, das uns als Ganzes und in jeder Einzelheit unausgesetzt vor den Kopf stößt und unsere heiligsten Grundüberzeugungen in Frage stellt.

Als oberster Satz gilt: Dichtung ist Nachahmung. Ihre Muster sind die göttlich inspirirten Poeten des classischen Alterthums, insbesondere des augusteischen Zeitalters. Dichtkunst ist also eine Sache der Gelehrsamkeit, der Bildung, des Fleißes, allenfalls des Geschmacks. Genies gibt's nicht. Ebenso bedeutet für Boileau der Begriff der Persönlichkeit wenig. Mit Abscheu und Grauen spricht er von sogenannten Originalen. Sie hätten die französische Litteratur in älteren Phasen unsicher gemacht. Er hofft, ihre Zeit sei vorbei. Ein geordneter Betrieb soll Poesie sein, Raison und Bon Sens sie beherrschen. Also das Ziel beste, solide, dauerhafte Arbeit, der Vers praecis, knapp, ohne Ballast von Flickwörtern und gebaut nach den altbewährten Regeln, die den Wohlklang verbürgen. Dieß gilt für alle Völker und Zeiten. Homer unterliegt genau denselben kritischen Maßstäben wie Tasso oder Corneille. Denn auch Ilias und Odyssee sind Werke des Fleißes und danken ihre Vorzüglichkeit der Befolgung der Regeln, die nun einmal für alles Kunstwerk gelten. Denn sie gründen sich auf die Vernunft, die ewig, sich selber gleich alle Zeiten und Völker beherrscht: Eine rein rationalistische, internationale, interepochale, total unhistorische Aesthetik.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, so absurd, wahnsinnig und vollkommen indiscutabel solche Ansichten für uns sind, die modernen Ideen es genau so für Boileau sein würden, und ebenso wie wir an einer Menschheit verzweifeln, die generationenlang sich solchen Unsinn hat aufreden lassen, würde Boileau den Expressionismus überhaupt als litterarische Bewegung nicht anerkennen. Er würde Casimir Edschmid willig das Scepter über seine Leute überlassen: »Casimir divague« würde er achselzuckend



Derain

sagen und »délire« und »fou rire« auf ihn reimen. Er würde von Barbarenkünsten sprechen, die höchstens für Ethnologen Interesse hätten. Den lateinischen Culturvölkern könne so etwas Gott sei Dank nicht mehr passiren, darüber seien sie hinaus, ebenso wie über die Kunst des Kindes, das Gilgameschepos, unbewußt dichtende Volksseele und dergleichen.

Boileau war keine künstliche, sondern eine gewachsene Macht. Er war es geworden, weil sein Talent dem Publicum das gab, was es verlangte und bedurfte. Er war ohne Commentar sofort einem Jeden verständlich, ebenso wie die anderen Großen seiner Zeit, Corneille, Racine, Lafontaine.

Die Expressionisten dagegen sind Leute, die wohl geboomt werden und eine Heerde gläubiger Snobs zusammentreiben können, aber Dichter im

socialen Sinne sind es nicht. Es muß immer erst ein Studienrath zu einer Serie erläuternder Vorträge mobil gemacht werden, wenn Unruh oder Hasenclever in der Provinz aufgeführt werden sollen. Zum Dichter aber gehört unmittelbare Wirkung. Er setzt seine ganze Nation in Bewegung. So etwas haben die Engländer an Ch. Dickens, die Italiener an Tasso erlebt. Diese sind auch wahrhaft demokratische Kräfte. Jeder im Volke kennt sie auswendig und folgt ihnen willig. Die Expressionisten dagegen sind kleine Tyrannen. Ihre Persönlichkeit ist das Gesetz der Kunst, das sie uns aufzwängen. Sie vertreten einen Aristokratismus schlimmster Sorte und gehören vor den Staatsgerichtshof zum Schutz der Republik. Diese Vergewaltigung durch eine kleine Oligarchie ist heutzutage in unseren Freistaaten unerträglich. Wir wollen unterhalten, entzückt, ergriffen, wenn es sein muß auch zerschmettert sein, aber auf unsere Façon. Statt dessen haben sich die Meisten von uns bereits die perverse Auffassung suggeriren lassen, daß es kein Verdienst ist, das schön zu finden, was einem gefällt, sondern das, was einem eklig ist.

Zu Boileaus Zeiten empfand man so nicht, vielmehr herrschte dort ganz unbefangen ein crasses Philisterthum. Man störte die Schriftsteller und Poeten zwar durchaus nicht darin, Genies zu sein, aber sie waren verpflichtet, jede gebotene Rücksicht auf die Neigungen des Publicums zu nehmen. Trotz diesem System versumpfte die Welt keineswegs. Denn natürlich änderten sich mit der Zeit die Anschauungen, und es bestand eine Wechselwirkung zwischen neuen Genies und altem Geschmack. Die Franzosen nach Boileau und Corneille waren anders als vor Ronsard und Rabelais. Intensiver und dauernder war jedenfalls die Herrschaft der alten Poeten, aufgebaut auf den wahren Bedürfnissen des Volkes, getragen von seiner Zustimmung, eine echte, solide, wohlgegründete Demokratie.

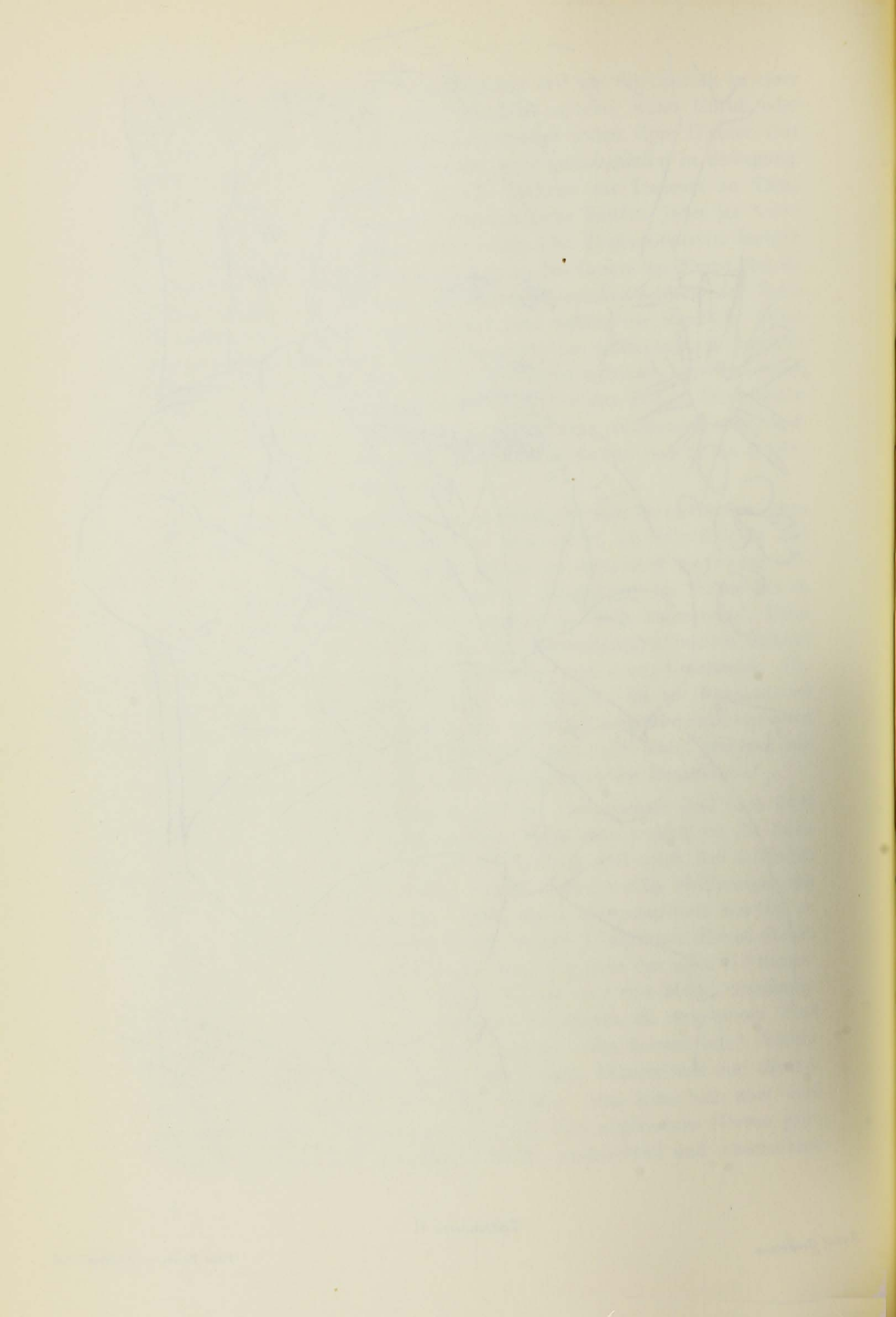
Die Genies der Expressionisten und ihre Gefolgschaft sind nach ihrer Meinung keine Philister, sondern Elite. Aber eben deshalb ist die Basis ihrer Herrschaft zu schmal. Schon jetzt sieht man deutlich, daß es bergab mit ihr geht, zurück in die ewige Nacht — und welche Hoffnungen mit ihr! Die Kunst der neuen Zeit sollte der Expressionismus werden, so in der Art wie die Sonnenkunst des jungen königlichen Revolutionärs Amenophis IV. Echnaton, der einen neuen Tag über den alten Nil heraufführte. Nun ist es doch nichts damit. Es war nur eine Mode, zusammengeschustert von ein paar litterarischen marchands de nouveautés. Und die bange Frage schwebt auf allen Lippen: Was kommt nun? Welche Mode wird für die nächste Saison beschlossen: Humpelrock und Symbolismus oder Schlupfform und Neuromantik. Man kann sich aber wohl beruhigen. Sicher wird es etwas sein, das zum allgemeinen Niveau paßt, etwas, das der heutige europäische Kaffer producirend und consumirend

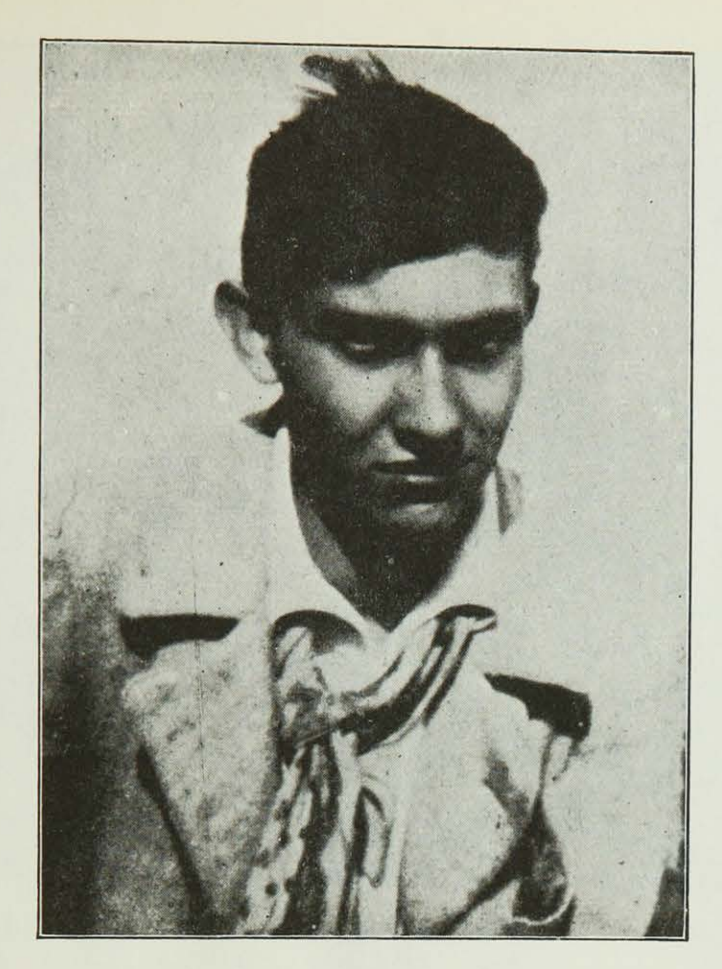


Zeitgenossen II

Rudolf Großmann

Hans Purrmann (Originallitho)





Raymond Radiguet †

Henri Rousseau

La bohémienne endormie
Foto Gal. Simon, (Cliché Sélection, Antwerpen)



Renoir Am Meer (Oelg.) Barnes Foundation Philadelphia
(Cliché Paul Guillaume)

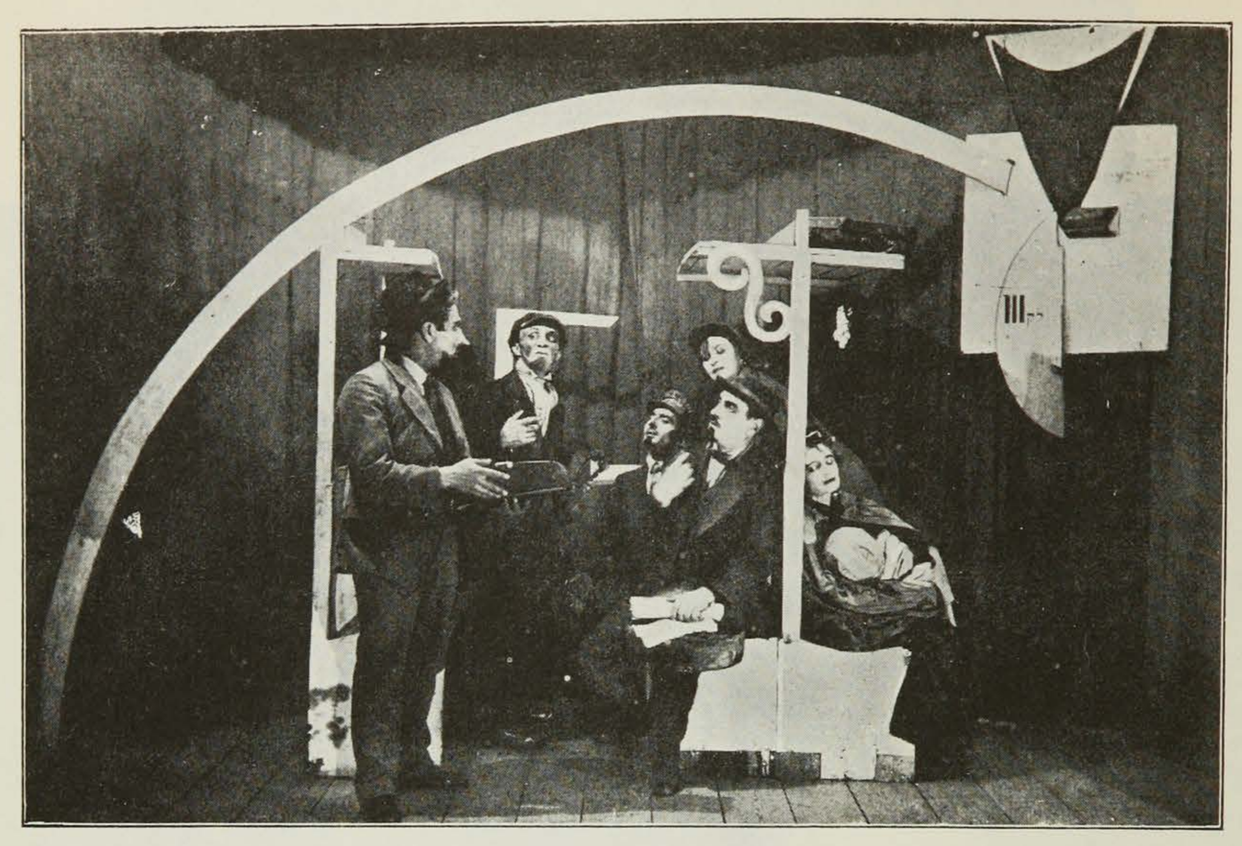


Kleine Louis XV. Kommode
sign. P. Roussel (Paris 1723—1782)
Ausgestellt bei *Flatow & Priemer*, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 29



Wandbild in der Villa Item bei Pompei (hellenistisch)

Aus: Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen,
F. Bruckmann A. G., München



Marc Chagall

Bühnenbild zu „Agenten“ im jüd. Kammertheater „Scholom Aleichum“ in Moskau

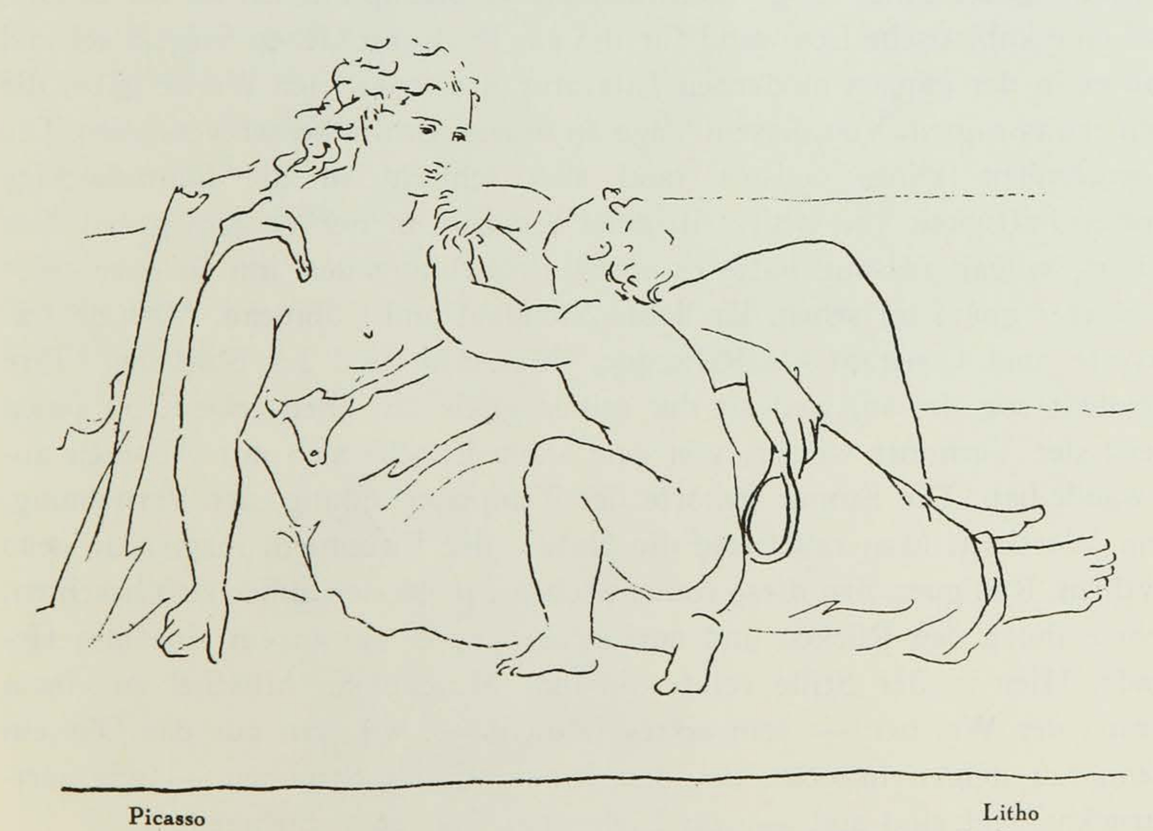


Thea Sternheim d. J.
(genannt Mops)

Bühnenbild zu Carl Sternheims „Nebbich“
Kammerspiele Rosen, Berlin
Foto Zander & Labisch

mitmachen kann. Die paar Menschen, die in diesem öden Occident noch eine Ahnung von Kunst als Form hatten, sind längst verelendet. Eine Reaction ist von ihnen nicht mehr zu befürchten. Weder der Geist Boileaus noch irgend einer wirklichen Kunstepoche wird für die kommende Mode beschworen werden. Auch sie, wie immer sie aussehen wird, wird wie alle zuerst bestaunt, belacht, beschimpft, dann allgemein getragen und gewechselt werden. Jedes Jahr ein neues Stilrezept, ein neuer Farbenklang, un nouveau frisson und so weiter in infinitum.

Mit Boileau und dem Cult der Form wird diese Linie sich nie schneiden. Es gehört mehr dazu, einen wohlorganisierten Vers zu machen als die Hochziele des Expressionismus zu erreichen, wie z. B. »Herausstülpungen der seelischen Eingeweide, Zersetzung der Knochen und des Knochenleims, Auflösung des Ich.« Da nützt auch eine »wüststrotzende Begabung« nichts, wenn nicht auch eine alte Tradition formaler Kunst, eine lange Schulung des Gefühls und ein altgewordener Geschmack vorhanden ist, kurz das, was man mit dem jetzt leider durch den tiefsten Schmutz gezogenen Worte Cultur bezeichnet.



Picasso — Litho (Galerie Simon und Flechtheim-Verlag)

RAYMOND RADIGUET

Von

MARCEL RAVAL

Welch hohes Maß der Weisheit, seine Kurve, wenn man zwanzig Jahre zu leben hat, so zu ziehen, daß sie am letzten Lebenstage in sich selbst zurückläuft und einen reinen und geschlossenen Kreis ergibt! Der Tod, der alles vereitelt und zerstört, wenn er Jugend überrascht, hat diesmal einen Geist, der schneller war als das Leben, nicht verhindern können, sich selbst zu vollenden. Er hat seine Phasen mit der Geschwindigkeit eines Kometen durcheilt. Ausgangs-und Endpunkt treffen sich. Alles ist geordnet und Radiguet hinterläßt ein Werk, ebenso leicht, wie es stark und gedrängt ist — vollendet, wie jedes Werk von Geltung.

Was uns Radiguet richtig sehen und einordnen läßt, ist der Zwiespalt zwischen ihm und seiner Epoche, den er nie verleugnet hat. Außergewöhnlich empfindlich für alles Extreme läßt er trotzdem niemals einen nur spielerischen Einfluß auf sich zu. Abgestoßen durch die allzu billigen Kühnheiten, die die Literatur in das Chaos trieben, greift er zurück und knüpft spontan wieder an bei einer verlassenen Tradition.

Ich erinnere mich eines Abends, an dem Radiguet sich in vertraulichen Mitteilungen erging. Er gestand mir, daß er unempfänglich sei für Musik, daß eine kubistische Leinwand für ihn ein Buch mit sieben Siegeln sei und daß es in der ganzen modernen Literatur drei oder vier Werke gäbe, die ihm etwas sagten. Von diesem Tage an lernte ich ihn besser verstehen. Die Vornehmheit seines Geistes fand sich schlecht in die buntscheckige Fratzenhaftigkeit von heute. In einer Epoche, in der es zum guten Ton gehört, vulgär zu sein, hatte es etwas Beunruhigendes, ihn so ganz ohne »mauvais goût« zu sehen. Er liebte Stendhal und Gobineau, Mme de Lafayette und Constant de Rebecque, Malherbe und La Fontaine. Ihre Reinheit zog ihn an, weil sie der seinen glich. In ihnen erkennt er jenen Geist der Vernunft wieder, von dem seine Epoche sich mit Abscheu abgewandt hat. Die Stunde gehörte der Tempelschändung, der Verneinung, dem Wortkult. Man sabotierte die Natur; der Eiffelturm inspirierte neue Pythien. Radiguet, den diese romantischen Spielereien außer sich brachten, kehrte ihnen den Rücken und entführte seine Muse an ein einsames Gestade. Hier in der Stille reihte sie ihm Muschel an Muschel zu einem Kranz der Weisheit — sein erstes Gedicht —, wo man nur das Ohr ein wenig zu neigen braucht, um den Einklang der Stimmen — wie zartzurückhaltend sind sie! — von Liebe und Tod zu vernehmen.

Dann entstand »Le Diable au Corps«. Ich sehe noch das Hotelzimmer, in dem er mir sein Buch vorlas, obgleich es schon mehr als zwei Jahre

her ist. Das Zimmer war ein Hundeloch. In einem Koffer Wäsche und Manuskripte ineinandergewühlt. Radiguet bemerkte es gar nicht. Vertieft in das Leben seiner Personen, vernachlässigte er das der eigenen Person und gewahrte nicht, daß sich dies in eine unentwirrbare Unordnung verstrickte. Daß er darunter gelitten hat, glaube ich nicht: eine immaterielle Ordnung herrschte in ihm, die ihm genügte. Das Dasein war ihm ohne Zweifel wertvoller wegen der Dokumente, die es seinem Ich bot, als um seiner Reize willen. Er hat es übrigens durchschritten mit jenem gegenstandslosen Lächeln, dem vagen Blick derer, die nichts ansehen und alles sehen. Seine Anwesenheit wirkte übrigens irreal wie sein Leben. Wer weiß eigentlich, daß Radiguet vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Jahre mehrere Leben durchlebt, das Milieu immer wieder gewechselt und immer *eine Art* Bohème verlassen hat, um gleich wieder in eine *andere* zu geraten. Seltsam und wunderbar: Sein Universum kreiste um einen Bartisch oder ein Hotelbett. Zwischen diesen beiden Polen ward es ihm möglich, ungeheure Reichtümer anzuhäufen. Dieses Leben ergab die Qualitäten seines »Diable au Corps«. »Le Bal du Comte d'Orgel« — der binnen kurzem erscheinen soll, wird ein noch größerer Erfolg sein. Das Buch ist keusch, fast ohne Geschichte, mit einer Engelsfeder geschrieben. Die Gefühlskurve verläuft in ihm leicht und weich wie der Zirkel einer Paraphe. Eleganz und Tiefe verlassen sich hier niemals. Ich würde sagen, dies Buch sei eine Art Wunder, wenn man diesem Wort in literarischen Dingen noch einen menschlichen Sinn geben könnte.

Radiguet hat seine Zeitgenossen beeinflußt und sogar die an Jahren reiferen; dies in einem Alter, wo man sonst allzu leicht dem Prestige der kleinen Augenblicksberühmtheiten unterliegt. Seine Rolle ist noch nicht ausgespielt. Der Ton seiner drei Werke, die Lektion über Maß und Einfachheit, die sie geben, werden alle jene Geister anziehen, die sich endlich von dem Irrtum der Anarchie befreit haben werden.

Radiguet hat sich niemals und nirgends fixiert. Auch im Tode nicht.

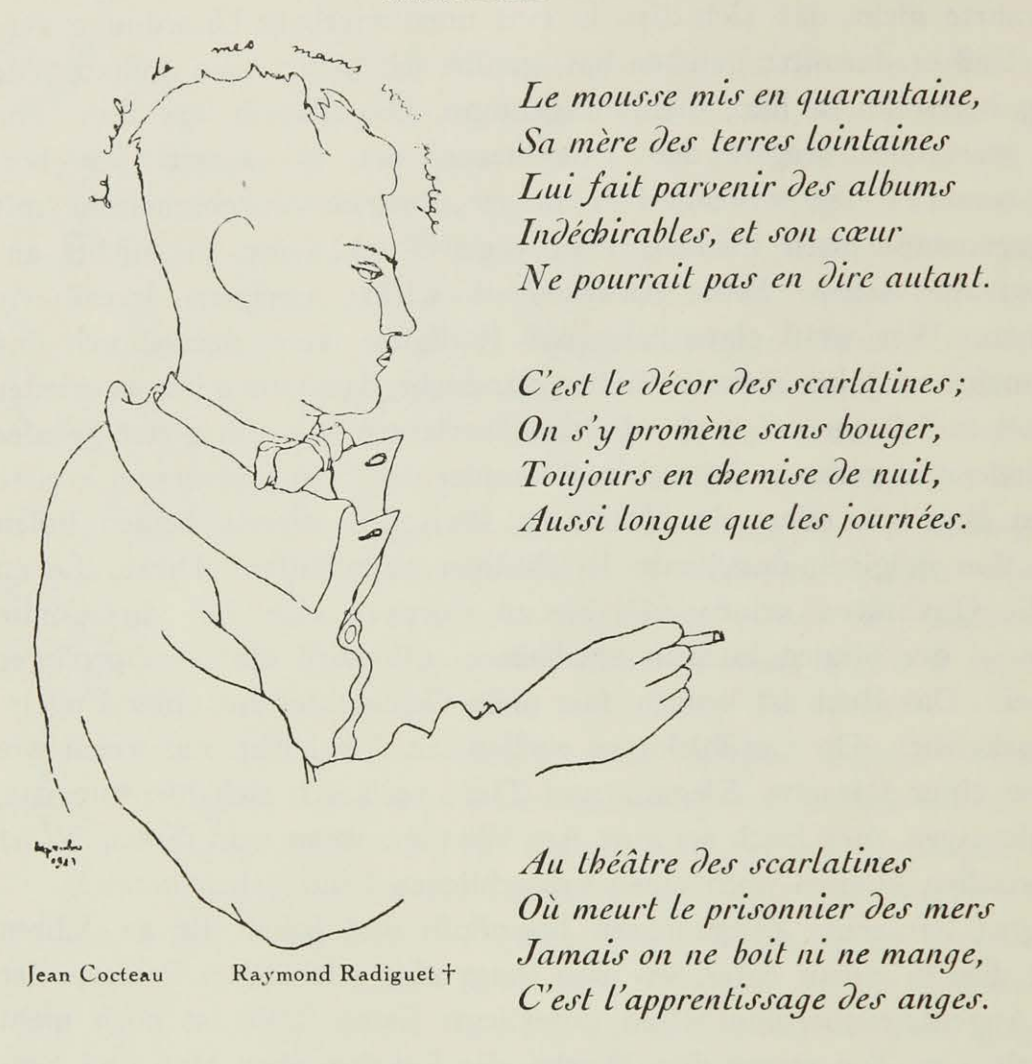


Artur Grunenberg

LE PRISONNIER DES MERS

par

RAYMOND RADIGUET



Jean Cocteau   Raymond Radiguet †

Le mousse mis en quarantaine,
Sa mère des terres lointaines
Lui fait parvenir des albums
Indéchirables, et son cœur
Ne pourrait pas en dire autant.

C'est le décor des scarlatines;
On s'y promène sans bouger,
Toujours en chemise de nuit,
Aussi longue que les journées.

Au théâtre des scarlatines
Où meurt le prisonnier des mers
Jamais on ne boit ni ne mange,
C'est l'apprentissage des anges.

Son apprentissage fini,
Le prisonnier des mers s'évade,
Il grimpe tout en haut du mât.

Mais les marins ont des fusils,
Oiseau de mer, ange lourdaud,
Une âme retombe dans l'eau.

Parmi, vagues, vos blancs soucis
De pigeons avant le voyage.

Moi je tire à la courte paille,
Pour savoir laquelle de vous
S'en ira prévenir la mère.

QUERSCHNITT DURCH MEINEN THEATERWINTER

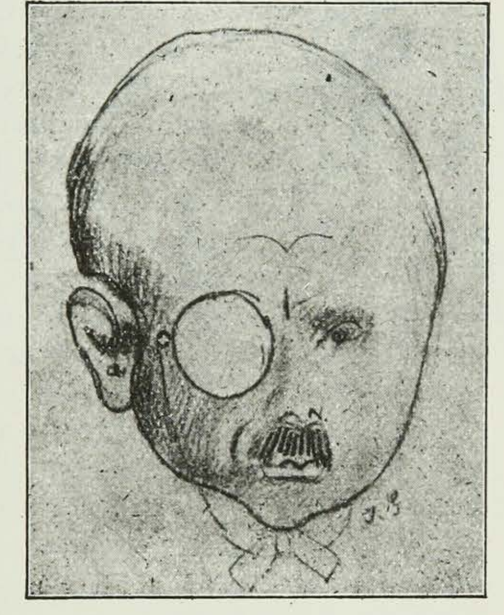
Von

CARL STERNHEIM

Die Tatsache der zweihundertmal in der Berliner Tribüne bis zum Herbst 1923 gespielten »Hose«, ein Los, das keinem neuzeitlichen literarischen Stück widerfahren war, hatte mein Interesse der Bühne wieder zugeführt, der ich, Schikanen der Zensurbehörde, Teilnahmslosigkeit der Direktoren und der Kritik wegen, den Rücken gekehrt hatte.

Eines Oktoberabends rief mich Hasenclever in Dresden an, bat, ich möchte das neugegründete Schauspieltheater, das vor dem Zusammenbruch stand, dadurch retten, daß ich als Sensation selbst die »Hose« inszenierte.

Da Proben am nächsten Morgen beginnen sollten, gab es kein Besinnen, und ich betrat anderntags in neuer Eigenschaft die Bühne eines Saaltheaters, auf der einige junge Leute mich neugierig erwarteten.



Ilma Graf-Dreyfus Carl Sternheim liest in Frankfurt „Gauguin und van Gogh" vor

Der präkoxen, nicht zu schildernden Veralberung gegenüber, in der ich das gesamte deutsche Theater wußte, hatte ich das Bewußtsein, wie geringe Kräfte in den mir unbekannten Spielern schlummerten; meine vollkommene Kenntnis des mit dem Stück Gewollten mußte ich ihnen einflößen, sollten sie das störrische Publikum bezwingen. Strikt verstandener Text, herausgetriebenes Wesentliches mußte mit Ton und begleitender Gebärde dem Zuschauer als selbstverständlich Außerordentliches wuchtig versetzt werden. Kein Loch, keine Pause durfte klaffen, kein Zweifel sein:

Fanfare mußte schmettern.

Die Herrschaften, ohne Schulung durch einen bedeutenden Regisseur, aus Gagenlosigkeit unterernährt, saft- und kraftslos, waren willig. Denn sie vertrauten, da sie spürten, kein Dilettant vergriff sich, doch der Mann des Metiers stand da, ein Motor knatterte. So schraubten sie sich an den Kontakt, stürmten angekurbelt über Hindernisse. Begeisterten, füllten sich, nahmen tüchtige Schlucke aus der Pulle schauspielerischen Begreifens, legten geschmeidige Körper, gespitzte Worte, straffe Gesten hin, daß es von Probe zu Probe lustiger wurde.

Da ich wußte, keine ästhetische Lust mehr, doch politisches Ressentiment entlädt in Deutschland heute das Publikum und die Presse im Theater, sah ich in einer amusischen Stadt wie Dresden, deren Bühnen ein vermodertes Programm von »Hasemanns Töchtern« bis zur »Versunkenen Glocke« spielen, und in der ein vorsintflutliches, schlechtgewaschenes Bürgertum die Vorhand auf alles hat, trotz des Stückes Ruf einen munteren Theaterskandal voraus, den ich, da die beginnende Volkstümlichkeit meiner Komödien mich ängstlich macht, ersehnte.

Aber Beifallskatarakte meiner jungen und jüngsten Anhänger siegten zum Schluß über alternder Zischer, und die Rezensenten der an Stinnes verkauften Zeitungen

stellten süßsauer fest, das Stück sei noch immer ein Schmarren, in der Regie sei der für Dresden neue Ton, der auch hochgespannte Erwartungen übertroffen habe, gewesen. Womit das junge Theater, von der Bourgeoisie als Hoffnung begrüßt, über den Winter gerettet war.

Robert hatte von meinem Erfolg gehört, lud mich, »Die Kassette« im Dezember in Berlin zu inszenieren, ein.

Da gab's ein Bedenken: Bassermann, der die Rolle 1911 im Deutschen Theater kreiert hatte, nur zu gleichen, würde keinem Schauspieler gelingen. Dagegen sollte Felix Hollaenders damalige Einstudierung zu übertreffen, nicht schwer sein. Als ich aber die ersten Proben hinter mir hatte, wußte ich: in Adele Sandrocks »Tante Elsbeth« stand eine Bassermann ebenbürtige Bombe auf den Brettern. Hier aber mußte meine Arbeit eine andere sein. Neben zwei jüngeren Künstlern waren mir in der Sandrock und in E. von Winterstein Künstler gegenüber, die aus anderen Zeiten, durch andere Regisseure ihren strengen, nicht verrückbaren Stil hatten. Hier war auf naturalistischer, psychologischer Grundlage, die möglichst vermittelnd mosaikartig eins zum anderen setzte, das von mir gewollte krasse Herausschlagen des wesentlich Dramatischen kaum erreichbar. Ich mußte auf großen schauspielerischen Besitz der beiden Prominenten Rücksicht nehmen, um so mehr, als die klotzige Sandrock gleich auf der ersten Probe mit Stentorstimme posaunte, expressionistische Granaten wie das Wort »Urin« in ihrer Rolle nehme sie als Dame von Welt, ehemalige Hofburgschauspielerin, um keinen Preis in den guterzogenen Mund.



Rouveyre Zeichnung aus „Le Gynécée"

Doch war es im Verlauf der Arbeit erstaunlich und von künstlerischem Wert, zu sehen, wie viel auch diese beiden großen Schauspieler von mir annahmen, und ich wurde erfreut, als alle fünf Beteiligten erklärten, wie auch der Arbeit Erfolg sein würde, die Proben hätten ihrer Lebensarbeit genützt, unser Miteinanderschaffen sei ihnen angenehm gewesen. Adele murrte zwar noch, als ich das durch sie verpönte Wort »Urin« in Wintersteins Mund legte, dann aber holte sie wuchtiger zu der die Zuschauer später ergötzenden Szene, den Schlußworten des dritten Aktes, aus: »Verwandte, mein lieber Herr Notar, sind zu Lebzeiten etwas so Widerwärtiges, daß der Verkehr mit ihnen durch den Tod ein- für allemal zu Ende sein muß!«

Wozu sie verschmitzt lächelte und mich bat, ihr für den kommenden Winter eine Rolle auf den mächtigen Leib zu schreiben.

Da diesmal meine Spieler gut genährt waren und nicht, wie bei meiner ersten Truppe, die Hungergage von fünf Mark pro Tag hatten, und ich selbst in Willys Weinstuben, Marburger Straße, mit Haut Sauternes und einer Ananaseisbombe anständig gepflegt wurde, gelang es unseren vereinten Kräften, das knorrige Stück, vor dem ein Teil des miesen Publikums sich in innerem Abscheu bog, trotz einer mir glacial gegenübersitzenden Presse zu einem Erfolg von über vierzig Vorstellungen zu führen. Wiederum fanden die Zeitungen außer dem Regisseur der Uraufführung meine Einstudierung gut, und nur Felix Hollaender stellte als Reporter des »Achtuhr-Abendblatts« fest: »Es war, Gott strafe mich, eine niederträchtige Vorstellung!«

Aber Gott strafte ihn nicht, weil er von den deutschen Blättern bekanntlich nur den »*Querschnitt*« liest, nichts von *Hollaenders Blasphemie* erfuhr.

Hier hatte ich die zwei stärksten Hemmungen, die das zeitgenössische Theater an der Entfaltung seiner Kräfte hinderten, schon festgestellt: die absurde Urteilsunfähigkeit einer gealterten, verkalkten Kritik, die in einem Atem die Direktoren, gute junge deutsche Literatur zu spielen, treibt und zugleich jeden Versuch begabter Autoren durch Gift und Hohn im Keim erstickt. Vor allem aber den Sadismus der prominenten Schauspieler, die, auf ihre angebliche Unersetzlichkeit pochend, die ihnen nachjagenden Direktoren mit Füßen treten, geschlossene Verträge und feierlich gegebene Versprechungen wie sonst nur deutsche Verleger brechen und die mit ihnen gedachten Aufführungen dadurch, daß sie ihre Mitwirkung im letzten Augenblick unter Vorwänden versagen, unmöglich machen. So konnte Robert sein Januar- und Februarprogramm, das den engagierten Paul Wegener vorsah, nicht erfüllen, mußte mein »Kandidat«, für den Bassermann schon lange vorher verpflichtet war, ausfallen.

Dafür bat mich die Direktion des Deutschen Theaters, im März den »Nebbich« in den Kammerspielen zu starten und stellte mir für die Hauptrollen Paul Grätz und Mady Christians, und als die sich für die Rolle der liebestollen Primadonna Marchetti durch Erfahrung nicht genügend vorgebildet hielt, die schöne Maria Fein zur Verfügung. Auch diese dritte Inszenierung führte ich zu einem Erfolg, bei dem mich Bühnenbilder und Kostüme meiner Tochter Mops unterstützt hatten, und in der ich begriff, wie weit des heutigen Theaters Anarchie durch die gleichzeitige Beschäftigung der gesuchten Schauspieler beim Film gediehen war. Durch Zuspät- oder Garnichtkommen selbst geringer Künstler zu den Proben herrschte Chaos, dem allmählich auch das technische Personal verfiel, und aus dem heraus nur meine verzweifelte Energie die Vorstellung zum bestimmten Tag ermöglichte; bei der das Publikum sehr zufrieden war, die Presse nach ihrem politischen Standpunkt mich Molière oder Kotzebue, aber zum erstenmal nicht mehr das Vorbild Georg Kaisers nannte. (Was ich mir seit der Existenz von dessen »Volksstück« »Kolportage« ernstlich verbitte.)

In Frankfurt am Main, wo mir gleich darauf das Neue Theater wieder eine Aufführung der »Hose« anvertraute, war ich schon müde; mochte auch die schlechte Ernährung der Provinzschauspieler nicht mehr mit ansehen. So hielt ich nach nur fünf blutarmen Proben die Bestie Publikum weniger fest als bisher in Zügeln, so daß am Schluß der Vorstellung Zischer und Klatscher sich die Wage hielten, der Stumpfsinn des Kritikers L. M. der Stinnes'schen »D.A.Z.« ein wenig Stütze an Wirklichkeit hatte.



A. Arnstam Der Trompeter (Zchn.)

Den Winter meines Theaters durch schriftlichen Ausdruck nach außen zu schließen und zu fixieren, schrieb ich, was ich nie getan hatte, der Frankfurter Redaktion dieses Blatts am 1 März 1924 diese Zeilen:

»Ich hätte gelegentlich der Aufführung der ‚Hose' mehr von Ihrem Blatt und Ihrem Kritiker erwartet. Wer Ihre Absichten und Ihren Brotherrn in einer Stadt wie Frankfurt auf die Dauer mit Erfolg vertreten will, muß seinen Standpunkt nicht so drastisch, unpolitisch zarter, indirekter ausdrücken.

L. M. talentvoll und in Ihrem Konzern beförderungsfähig; ich würde ihn Ihrer Chefredaktion zum Avancement vorschlagen. Sehr nett: ‚Sternheims Kunst in ihrer unschöpferischen, ja zerstörerischen Tendenz keineswegs geeignet, zu der in weiten Kreisen der Nation (von Stinnes) angestrebten Gesundung unseres Volkes beizutragen.' Aber schon sehr nett! Ich lasse L. M. grüßen.«



Georg Ehrlich — Elisabeth Bergner (Rad.)*)
(Galerie Flechtheim und Würthle Verlag, Wien)

Und da ich den ganzen Winter hindurch kein meine geringen Erwartungen erfüllendes Stück, keine außergewöhnliche Vorstellung in Deutschland gesehen hatte (hübsch war eine Grabbe-Aufführung unter Engel am Deutschen Theater, hervorragend ein Tanzduett des jungen Kurt de Bois und der M. Schlegel in der Operette des Künstlertheaters »Sennora« gewesen), wollte ich, wie man nach zehn Jahren, in denen ich die Stadt nicht gesehen hatte, in Paris Theater spielte, feststellen: fuhr Mitte März dorthin.

Verblüffend die Erkenntnis: Krieg, Sieg, Revolutionen, Zusammenbruch vieler Mentalitäten und Staatsformen in anderen Ländern war in Paris so gut wie ohne geistigen Einfluß geblieben. Das offizielle Frankreich lebte auch mental komfortabel aus buntem Überfluß eines entzückten Daseinsbewußtseins weiter; ohne den Wunsch, am eigenen Leib, Geist, Seele, einem Weg, Ziel zu ändern. Ein wenig älter gegen den Horizont Louis XIV. hin war im Gegenteil die Noblesse seiner Haltung geworden; die Frau legte mehr Schminke auf, der Mann schien noch formaler. Doch nirgends erhellte im Bewußtsein, Leben, Politik, Wirtschaft, den schönen Künsten, daß zwischen 1914 und 1924 in der Welt blutiger Zweifel an allem Bisherigen aufgestiegen war.

Der Läden und Frauen protzige Auslagen strotzten klotzigen Glanz; ein Brillant »King Edward« strahlte aus einem Fenster der Place Vendôme so, daß man den Atem vor ihm anhielt. Die Parfümerien Coty, Lubin dufteten Pracht, in den an Saft sich übertreffenden Restaurants gab es eine Côte flamande, Gervais mit frischen Erdbeeren und eine Tisane, daß man hinschlug. Doch über das Glücksgefühl verschwenderischen Lebens, bei himmlischer Sonne in den Tuileriengärten, ragte ins Bewußt-

*) Diese hervorragende Schauspielerin begeisterte Berlin letzten Winter in Shakespeare.

sein, in Frankreich fehlte die helle süße Gewißheit, die den besseren östlichen Europäern nicht mehr zu entreißen ist: es gab einen Halt in der Menschheit und Aufblick zu neuen Zielen! Die unerhörte Fertigkeit, mit der die Lenker 30 000 kleine flinke Autos durch das Menschengewühl der Pariser Straßen führten, war wie die Geschicklichkeit der Führer Frankreichs Kunst in alten Geleisen. Aber die deutsche augenblickliche Schwerfälligkeit schon Ungeschick und frischer Blödsinn in neuen.

Diese Erkenntnis bestätigte das Theater. Göttliche Sicherheit in Gewißheiten gesellschaftlicher und erotischer Entgleisungen! Fabelhaft, liest in der ersten Szene von »Embrassez moi« ein Lebegreis mit purpurnen Bäckchen anscheinend Zeitung und guckt einem Zöfchen, das Staub wischt, dabei von unten bis oben alle Reize ab. Reize des Ewigweiblichen wohlverstanden, keine besonderen der Frau der Zeit. Oder schmeißt Baumer im Palais Royal als wüster Heraufkömmling immer noch mit *männlichen,* nicht proletarischen Reizen die adelsstolze, sich sträubende Komtesse wie im alten Ehebruchschwank ins bäumende Sofa. Oder stellt Madame Cocéa durch ihr bloßes blendendes Auftreten auf der Bühne der Bouffes Parisiennes fest, daß schöne Frau noch immer Mittelpunkt der Welt ist.

Eine einzige Abschweifung, Vorstoß in Zukünftiges gab es in der Comédie des Champs Elysées, wo der armenische Spielmeister Pitoëff Pirandellos »Six personnages en quête d'auteur« brachte. Hier war eine allen deutschen Versuchen überlegene Kraft des Regisseurs, die deutsche und französische Schauspielerinnen ausstechende Ludmilla Pitoëff, eines Italieners brillante Komöde mit Begriffen der Zeit.

Haupttrick der Regie: Auf einem durch vier Stockwerke des Bühnenhauses zur Verfügung stehenden Lastaufzug gleiten in Trauerkleidung mit kreidigen Antlitzen fünf Personen, die von einem Dichter in höheres Leben gesetzt werden wollen, vom Himmel in eine probende Schauspielergesellschaft und fahren zum Schluß, da die Tragödie mit Mitteln des modernen Theaters nicht gelingen will, auf gleichem Wege in den Himmel ab.

Das war der Gipfel meines Theaterwinters. Ich fuhr zur Erholung in mein Uttwil am Bodensee, bewußt, mein nächstjähriger Theaterquerschnitt wird voraussichtlich noch resignierter lauten.



Max Slevogt — Einladungskarte zum Ball des romanischen Cafés



Otto v. Wätjen Der Deserteur (Federzeichn.)

DER DESERTEUR

von

OSKAR KANEHL

Ich will nun nicht mehr länger das Gemeine tun.
Ich will nicht mehr für meine Feinde kämpfen.
Die Kompagnie schläft todbestimmt in ihren Höhlen.
Es ist stockdunkel.
Nur wenn in trostlosen Abständen
Leuchtkugeln aufgehen,
ist das Stück Erde zwischen mir
und dem französischen Genossen mir gegenüber klar.
Das Stückchen Erde.
Unterm Drahtverhau bin ich schnell durchgekrochen.
Dann sind nur noch drei Sprünge.
Mir ist so heimatbange heut.
So haßgeladen gegen Gott, König und Vaterland.
So lebenswillig auf einmal.
In einer Stunde muß es Morgen sein.
Ob ich . . .
Der Grabenoffizier kommt — letzte Runde —
„Auf Posten nichts Neues“ und torkelt weiter.
Saudumme Fratze. —
Ich tu's.
Noch einmal leuchtet solche Kugel — Stern von Bethlehem.
Wenn nur der Leidensfreund dort von der andern Seite
mir keine Handgranate in die Beine schmeißt,
wenn ich jetzt überlaufe.



Der Profos

Menzel (aus dem Armeewerk) mit Gen. der Herren Gebrüder Stollwerck in Köln (Cliché Seemann)

DER DESERTEUR

Das beklagenswerte Geschick des Soldaten, der, von Heimweh und Freiheitsdurst getrieben, seinen Fahnen entfloh, bot in Großvaters Tagen einen beliebten Stoff rührseliger Schöpfungen der Volkspoesie, und manche dieser Lieder haben sich bis in unsere Tage hinein erhalten. Doch der heutigen, unter dem Eindruck gewaltigsten Geschehens gegen jede Sentimentalität empfindungslos gewordenen Generationen wissen die einst viel gesungenen Deserteurslieder, wie »Das Heidegrab«, »Zu Straßburg auf der Schanz« usw. nichts mehr zu sagen. Die in der Ära der allgemeinen Wehrpflicht herangewachsene Menschheit sah in dem Fahnenflüchtling nicht mehr ein dem Tode geweihtes, des Mitleids fühlender Menschen wertes Opfer des erbarmungslosen Militärgesetzes. Denn in den Volksheeren war die Strafe für solche Vergehen nicht allzu hart. Das Interesse, das die Öffentlichkeit dem jeder Romantik

entkleideten modernen Deserteur entgegenbrachte, war ein geringes. In den Zeiten der geworbenen Heere, insbesondere im 18. Jahrhundert, wo in den meisten deutschen Staaten das Soldatenmaterial aus landfremden, zum Teile sittlich verkommenen Elementen bestand, die nur eine bis zur Brutalität harte Disziplin zügeln konnte, war die mit den schwersten Freiheits- und Leibesstrafen, selbst mit dem Tode gepönte Desertion ein das Gemüt der Mitmenschen tief berührendes Ereignis.

Hart war damals das Soldatenlos. Der Angeworbene wußte oft gar nicht, wie er zu den Fahnen kam. Als Handwerksbursche war er irgendwo verkleideten Werbern in die Hände gefallen; trunken gemacht oder durch irgendeine andere List verführt, hatte er sich das Handgeld aufschwatzen und die Patronentasche umhängen lassen. Und als der nüchterne Morgen kam, war er Soldat. Besonders die preußischen Werber, die für ihre zum großen Teile aus Ausländern bestehende Armee Rekruten schaffen mußten, waren durch ihre Geschicklichkeit berüchtigt. Die Österreicher trieben es milder. Strenge Befehle verboten zwar die Anwendung unlauterer Mittel bei der Anwerbung, doch blieben sie gar oft unbefolgt. Wenn es dem Rekruten nicht gelang, auf dem Transport in die Garnison zu entweichen, so war er wohl nach menschlicher Voraussicht für den größten Teil seines Lebens dem bunten Rock verfallen. Strenge Strafen bedrohten die Begleitmannschaft, die einen der um teueres Geld mühevoll erworbenen jungen Krieger entkommen ließ. Einem Berliner Gouvernementsbefehl vom Jahre 1804 ist ein solcher Fall zu entnehmen: »Da bei dem letzten Rekrutentransport von hier nach Müncheberg zwei Rekruten entsprungen und man derselben nicht wieder hat habhaft werden können, so sollen beide Unteroffiziers, weil sie nicht die gehörige Attention beobachtet, mit sechstägigem Arrest und jeder mit dreißig Fuchteln (Züchtigung mit der Degenklinge), die beiden Gemeinen aber, welche bei dem Wagen kommandiert waren, von welchem der sich als malade angegebene Rekrut entsprungen ist, sollen mit viertägigem Arrest und jeder mit fünfundzwanzig Stockprügel bestraft werden.« — Glücklich bei seiner Kompagnie angelangt, wurde dem jungen Soldaten in anstrengender Drillarbeit die komplizierte Technik des damaligen Gamaschendienstes mit seinen zahllosen Feinheiten — gab es doch zur Zeit des siebenjährigen Krieges über hundert Gewehrgriffe — beigebracht. Bei der Ausbildung der vier oder fünf Rekruten, die bei einer Kompagnie alljährlich eingestellt wurden, mußten nebst den abrichtenden Unteroffizieren sämtliche Offiziere der Kompagnie anwesend sein, so daß in der Regel mehr Lehrer als Schüler den Exerzierplatz bevölkerten. Da die Kasernen noch selten waren, kam der Soldat zumeist in Bürgerhäuser ins Quartier; Rekruten und unverläßliche Leute wurden über Nacht unter Aufsicht von im Dienst ergrauten sicheren »Gemeinen« gestellt. Außerhalb der Stadtmauern durfte sich der Soldat nur mit einem Paß blicken lassen, und einen solchen erhielten nur wenige. Ein Entfliehen vom Posten war durch besondere Vorsichtsmaßregeln erschwert. So standen in geschlossenen Orten und Festungen die Schildwachen in Ruf- und Sehweite voneinander entfernt und mußten sich während der Dunkelheit durch ein fortwährendes: »Halt, wer da? Patrouille vorbei!« munter erhalten. Desertierte ein Posten, so wurden die Zunächststehenden bestraft. Wachthabende, die einen Mann ohne Kontrolle durchs Tor gehen ließen, erhielten zwölfmaliges Spießrutenlaufen zudiktiert. Die Fluchtmöglichkeiten waren demnach sehr gering, wenn nicht aussichtslos. Und doch fanden die des stockschwingenden Gamaschendienstes überdrüssigen oder einen anderen Fahnendienst anstrebenden, handgeldlüsternen »Kerls« oft Mittel und Wege zur Desertion. Insbesondere krankte an diesem chronischen Übel das preußische Heer, das nach Urteil eines Zeitgenossen in seinen Reihen zum großen Teile Menschen führte, die »von Durst nach Freiheit und Rache erfüllt waren«. Spricht doch selbst Scharnhorst, der

Held der Befreiungskriege, von den Ausländersoldaten der preußischen Armee der nachfriderizianischen Zeit als von »Vagabunden, Trunkenbolden, Dieben, Taugenichtsen und anderen Verbrechern aus ganz Deutschland«. Im Jahre 1715 hatte das preußische Militär 680 Soldaten vor dem Feinde, 2497 hingegen durch Desertion eingebüßt. Von neunzehn Bataillonen, die einst den Marsch vom Kriegsschauplatz nach Berlin antraten, desertierten binnen drei Wochen 283 Mann, das sind ungefähr vierzehn Mann täglich. Um seine Söldner an die neue Heimat zu fesseln und die Fahnenflucht hierdurch einzudämmen, erleichterte und förderte Friedrich der Große die Heiraten in der Armee. 1776 zählte die Berliner Garnison 10 000 Mann, 5500 Frauen und 6600 Kinder. Jeder dritte Ausländer war verheiratet.



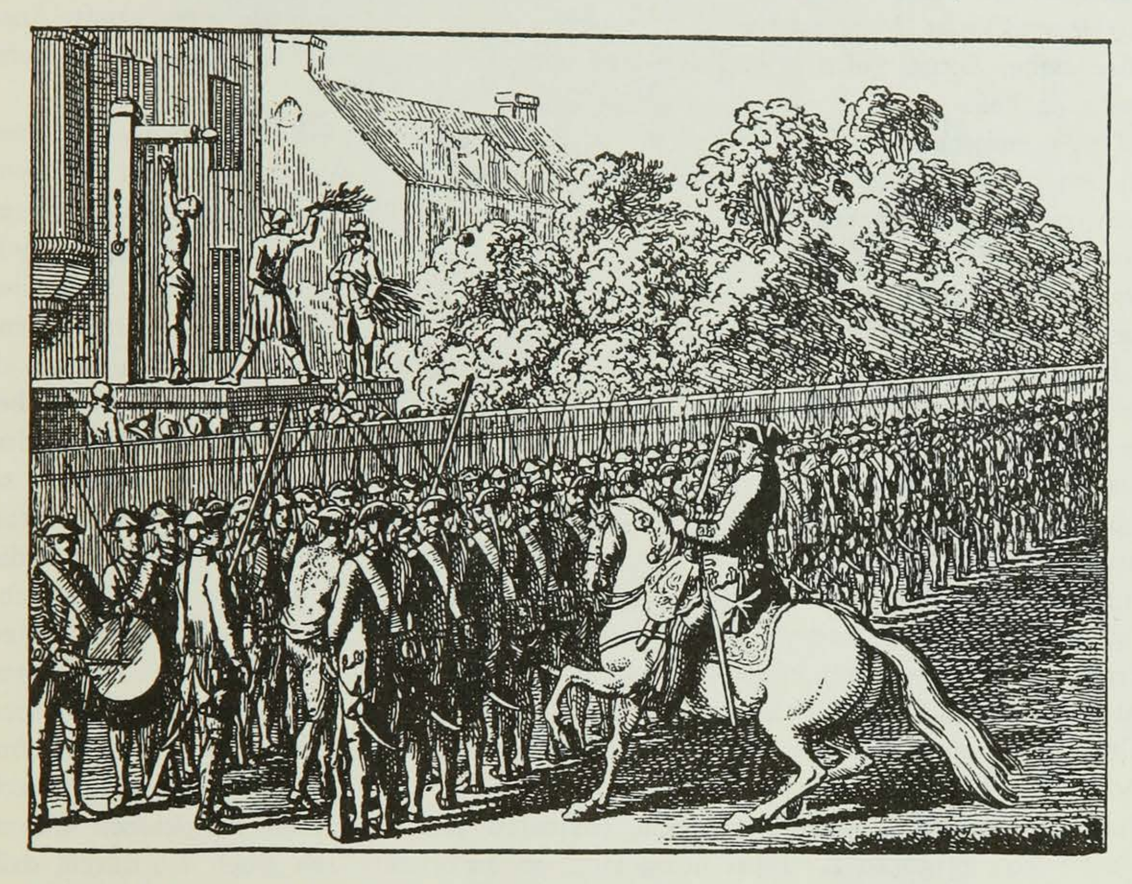
Chodowiecki — Kriegsgericht. (Rd. aus Elementarbuch für die Jugend, ihre Eltern und Freunde in gesitteten Ständen, 1778)

Sobald das Entweichen eines Soldaten bekannt wurde, ertönte die Alarmkanone. Hierauf mußten — wie das preußische Edikt zur Anhaltung von Deserteuren befahl — die Gemeinden der Nachbarschaft Leute, womöglich Reiter, entsenden, die alle Wege, Brücken und sonstige Übergänge drei Tage und drei Nächte hindurch besetzt zu halten hatten. Offiziere ritten von Dorf zu Dorf, um die Vorkehrungen zu kontrollieren. Empfindliche Strafen bedrohten Bürger und Bauer, der einem Deserteur zum Fortkommen verhalf oder Unterschlupf gewährte. Sechs bis zwölf Thaler Fanglohn hingegen belohnten denjenigen, der einen solchen Ausreißer einbrachte. Der Flüchtling kam daher, wenn er auch den Mauern der Garnison glücklich entronnen war, meist nicht weit; die Furcht vor Strafe und die hohe Ergreiferprämie machte aus den Landleuten eifrige Helfer bei solchen Menschenjagden. Man mag nicht denken, daß lediglich die Absicht, sich dem schweren Soldatendienst zu entziehen, die Triebfeder zur Desertion war; viele wußten nach gelungener Flucht über die Grenze nichts Eiligeres zu tun, als sich im Nachbarlande wieder frisch anwerben

zu lassen und das Handgeld in die Tasche zu stecken. In den Grenzorten hielten sich daher mit Vorliebe Werbekommandos auf, die den entlaufenen Krieger mit offenen Armen aufnahmen und für die eigene Armee anwarben. In der Regel hatten sie es mit gerissenen Kunden zu tun, die ihren Vorteil zu wahren wußten und sich nicht ohne günstige Kapitulationsbedingungen werben ließen. In Preußen gestattete eine Verordnung aus dem Jahre 1788 jedermann, einen auf der Landstraße angetroffenen Soldaten oder Unteroffizier anzuhalten und nach seinem Paß zu fragen. Wenn er, des Lesens unkundig, das Dokument nicht enträtseln konnte, so mußte der Soldat sogar ins nächste Dorf mitgehen, wo der Schulze die Sache näher untersuchte. Wie tief derartige Zugeständnisse das ohnehin geringe Ansehen des damaligen gemeinen Soldaten herabdrückten, läßt sich begreifen; doch nahm man lieber diesen Nachteil mit in den Kauf, als durch Fahnenflucht die halbe Armee zu verlieren. War doch der ganze militärische Dienstbetrieb, der verschwenderische Aufwand an Wachen und Patrouillen im täglichen Garnisonsleben in erster Linie von der Sorge um diese unheilbare Krankheit der damaligen Armeen beeinflußt. Man mag die verschiedenen Befehle und Verordnungen aus welch immer für einer Periode dieser Zeit durchblättern, man findet sie erfüllt von Klagen über die Desertionen und Maßnahmen zur Bekämpfung dieses Übels. So liest man in einem Befehl des Gouverneurs von Berlin vom Jahre 1803: »Die wachthabenden Offiziere und Unteroffiziere sollen sehr genau acht haben, daß sie, da die Desertion jetzt mehr als zu viel überhandnimmt, keine Leute von der Größe eines Soldaten aus dem Tor lassen. Sollte der eine oder der andere ohne Paß zum Tor herauszugehen verlangen, so müssen die Offiziere hin und wieder fragen, und falls er sich nicht gehörig legitimieren, seinen Herrn und Meister richtig anzugeben weiß, sogleich nach der Hauptwache Neumarkt schicken.« — Aus einem Akt vom Juli desselben Jahres kennzeichnet folgende Stelle die Not der Zeit: »Da sich hier und in den umliegenden Dörfern vermuten läßt, daß sich dänische Werbeoffiziere und Unteroffiziere in Zivilkleidung aufhalten, so soll scharf darauf gesehen werden, um solcher habhaft werden zu können, denn durch diese geschieht die meiste Desertion, weil sie die Leute auf den ihnen bekannten Schleichwegen fortbringen. Derjenig, welcher davon gewisse Nachricht bringen kann, unter dem Prätext, sich von solchen anwerben und entführen zu lassen, erhält von der königlichen Werbekasse ein Douceur von vier Friedrichsdor.«

Schwere Strafen trafen den wieder eingebrachten Flüchtling. Fürs erstemal kam er mit Arrest und ausgiebigen Stockstreichen davon; die zweite und dritte Desertion jedoch wurde mit Spießrutenlaufen und Festung, häufig auch mit dem Tode gebüßt. Unverbesserliche Ausreißer wurden in Preußen enthauptet. In allen Fällen wurde die Vermögenskonfiskation ausgesprochen; in Österreich sah man von dieser erst im Jahre 1842 ab. Die barbarische Strafe des Gassenlaufens allein war geeignet, die Lust am Entweichen zu verleiden; geschah es doch nicht selten, daß der Delinquent nach der Exekution tot vom Platze getragen werden mußte. Der Trommelklang, unter dem der Deserteur die gewöhnlich aus zweihundert Männern gebildete Gasse in langsamem Marschtempo durchschreiten mußte und dessen Rhythmus man die Worte des Kehrreimes des alten Landsknechtsliedes: »Warum bist du fortgelaufen, darum mußt du Gassenlaufen, darum bist du hier!« unterlegte, war oft seine Grabmusik. Das sechsunddreißigmalige Laufen nannte man »auf Leben und Tod«. Doch ebenso wenig, wie die mit ausgesuchter Grausamkeit arbeitende Justiz der alten Zeit von Raub und Mord abhielt, schreckte auch die Aussicht auf Spießruten und Festung den Fahnenflüchtling ab. Ein hartnäckiger Deserteur war bekanntlich der Dichter *Seume*, der, als Leipziger Student auf einer Fußwanderung begriffen, in einem hessischen Orte Werbern in die Hände fiel und mit vielen anderen Kindern dieses

Landes nach Amerika verhandelt wurde, um dort unter Englands Fahnen zu kämpfen. Bei seiner Rückkehr nach Europa entwich er ins Oldenburgische, kam aber vom Regen in die Traufe, indem er dort das Gefallen preußischer Werber erregte und mit Gewalt in den bunten Rock gesteckt wurde. Aus seiner Garnison Emden gelang es ihm jedoch, ein zweites Mal zu entfliehen; er kam aber nicht weit und saß alsbald im Arrest. General Courbière, der auf die ungewöhnliche Bildung des gemeinen Soldaten aufmerksam gemacht wurde, nahm sich seiner an und verwendete ihn als Erzieher seiner Kinder. Doch der nach Freiheit lechzende Dichter wurde zum dritten Male fahnenflüchtig. Schon winkte ihm die erlösende Grenze, als ihn Land-



Chodowiecki*) Spießrutenlaufen. (Rd. aus Elementarbuch für die Jugend, ihre Eltern und Freunde in gesitteten Ständen, 1778)

leute festnahmen und wieder zurückbrachten. Hinter Schloß und Riegel erwartete Seume die unausbleiblichen Spießruten. Die Bürgerschaft des Ortes und die Kinder

*) Dort auf dem zweiten Viertel muß ein Soldat Gassenlaufen und wird durch die Spießruten einiger Hundert seiner Kameraden sechsmal oder zwölfmal gejagt, vielleicht drei Tage hintereinander. Diese Strafe der Soldaten ist zwar mehrenteils nicht unehrlich, aber dennoch entsetzlich. Fast alle Adern seines entblößten Rückens werden entzwei gehauen. Und wenn er die traurige Gasse vielmal durchlaufen muß, so geht auch das Fleisch bis auf die Knochen herunter. Etwas minder schmerzhaft, aber auch allzeit unehrlich ist die Strafe der öffentlichen *Stäupung am Pranger.* Seht Ihr den Lasterhaften, den Elenden, wie er mit ausgedehntem Leibe da hängt, damit die lange, biegsame Rute desto mehr schmerze? Seht, wie der Scharfrichter ausholt. Er zählt die Streiche zu nach dem Urteile der Obrigkeit und nimmt oft frische Ruten, die ihm der hinter ihm stehende Junge reicht. Welcher Schmerz! welche Schande vor einer so großen Menge Zuschauer! Nach dieser Strafe wird er entweder des Landes verwiesen oder auf einige Jahre oder auf seine Lebenszeit in unehrliche Gefangenschaft gebracht. Denn in demselben Lande, wo man ihn kennt, und kurz nach seiner Tat und Strafe kann er weder Gesellschaft noch Vertrauen finden, weil ihn ein jeder verabscheut. *Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn* (anderer Ursachen zu geschweigen) *ihre Strafen sind furchtbar.*

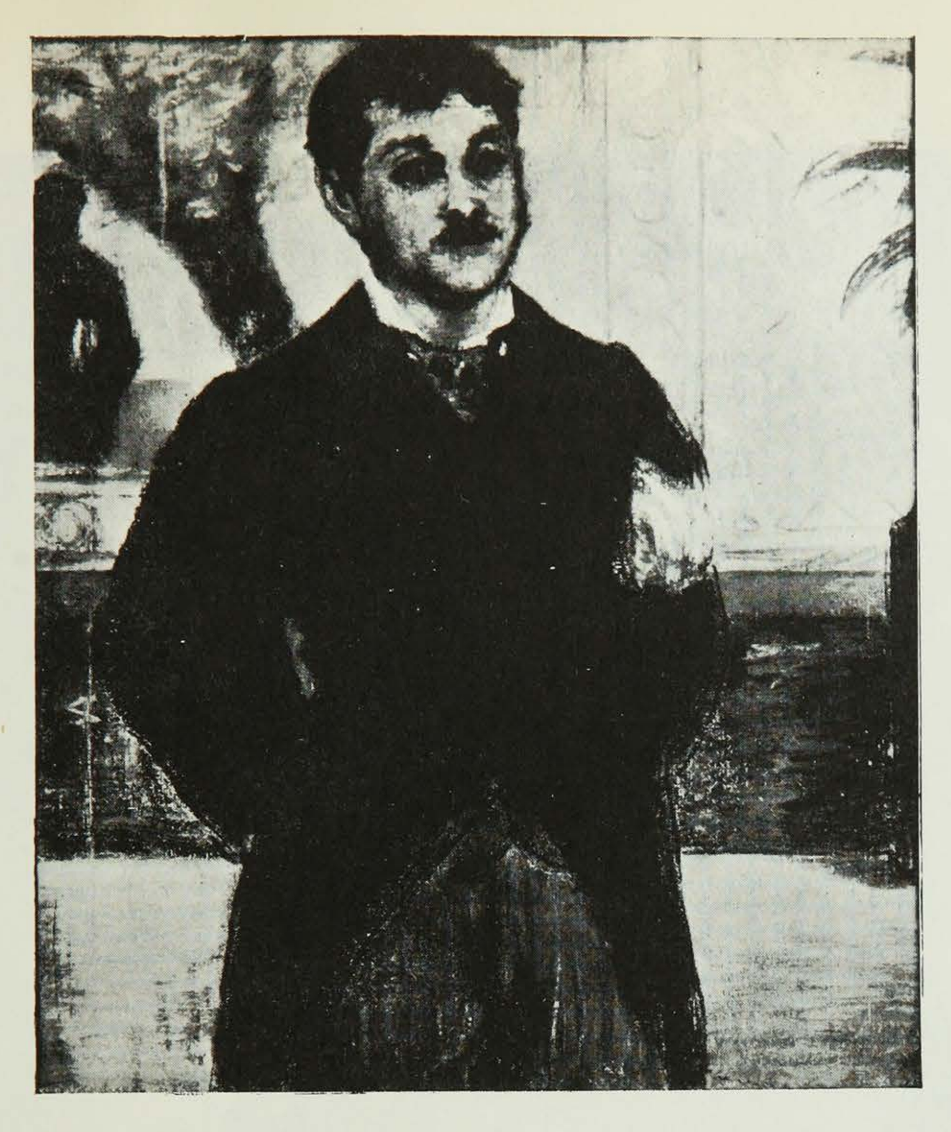
(Aus J. B. Basedows Elementarwerk, 1768.)

des Generals vermochten jedoch durch ihre Bitten die harte Strafe abzuwenden, und der vom Mißgeschick Verfolgte erhielt schließlich, nachdem ihn ein reicher Gönner losgekauft hatte, die ersehnte Freiheit. Auch einer der Heroen der deutschen Literatur, *Schiller,* ließ einst den Militärdienst im Stiche, als er, der Medikus ohne Portepee des württembergischen Grenadierregiments Augé, dem Schreibverbote seines Landesherrn trotzend, nach Mannheim floh.

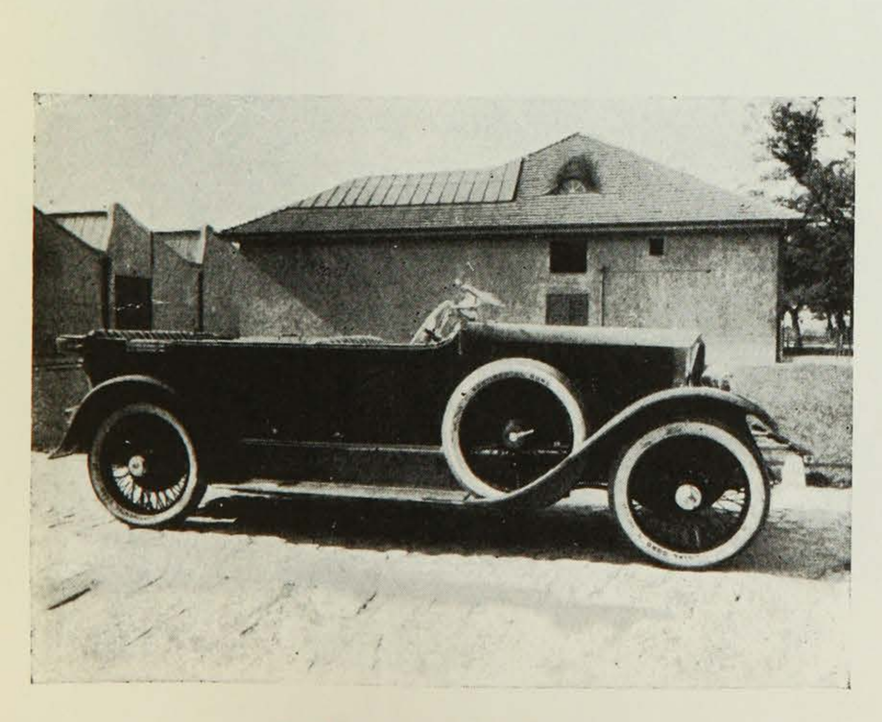
Die goldenen Zeiten für die Deserteure kamen aber, wenn es ins Feld ging. Außerhalb der Mauern der Garnison, auf Märschen durch Wald und Gebirge, im Nachtquartier, selbst während der Schlacht bot sich so manche Gelegenheit zur erfolgreichen Flucht. Mancher Kompagniechef schützte sich gegen das massenhafte Ausreißen seiner Leute dadurch, daß er ihnen nach Einbruch der Dunkelheit die Schuhe abnehmen ließ.

Das preußische Heer mit seinen vielen Ausländern, wo die Strenge des Dienstes und der nimmermüde, disziplinerhaltende Korporalstock die Neigung zur Fahnenflucht mehr förderte als anderswo, hatte im siebenjährigen Kriege unter dieser Epidemie beständig zu leiden. Die Sorge ob dieser bedenklichen Erscheinung spiegelt sich in zahlreichen Befehlen und Handschreiben Friedrichs des Großen, wie dies eine Auslese aus Briefen, die von österreichischen Truppen erbeutet wurden, andeuten mag: »Mein lieber Obrister von Fouquet! Ich habe Euer Schreiben vom 6. d. erhalten und daraus ungern ersehen, wie seit dem 1. Dezember bis jetzo sowohl bei den dortigen sieben Eskadrons Husaren, als dem Mutschefallschen Bataillon eine ganz ungewöhnliche Desertion gewesen. Da Ihr keine Ursachen derselben meldet, so muß dahin gestellt werden, ob nicht der Mangel gehöriger Ordre und Aufsicht daran Schuld ist, oder ob sich nicht gar Emissaires und Verräter darein melieren und die Leute unter der Hand debauchieren, wohinter zu kommen Ihr Euch alle menschenmögliche Mühe geben, und wenn Ihr dergleichen, es sei von Pfaffen oder übelgesinnten Bürgern, oder von wem es wolle, mit Grund herausbringen könntet, solche ohne Unterschied des Standes, davor nach denen Edikten auf das rigoureuseste ansehen solltet. Was den desertierten und wiederbekommenen Husaren, desgleichen auch den desertierten Unteroffizier von Mutschefall anlanget, so sollet Ihr solche sofort nach Inhalt des Spruches vom Kriegsrecht abstrafen lassen, und da dergleichen Unheil vorzubeugen, prompte Exempel nötig sind, so autorisiere Ich Euch hierdurch, daß, solange die jetzigen dortigen Zustände dauern und Ihr dort das Kommando haben werdet, Ihr in Desertionsfällen durch ein Kriegs- oder Standrecht es, aber sofort und sonder vorher Meine Approbation darüber einzuholen, zur Exekution bringen lassen, Mir aber nachher solches melden sollet. Euer wohlaffektionierter Friedrich.« — Aus weiteren Schreiben an den General von Fouqué seien nachfolgende Stellen angeführt: »Da Mir der Oberstleutnant von Brüsewitz, Einsiedelschen Bataillons, gemeldet, daß von den Rekruten, so für ermeldetes Bataillon von Berlin geschickt worden, 22 Mann unterwegs, und zwar bei Glatz herum, desertiert, so sollet Ihr genau examinieren und Mir hernachmals berichten, durch wessen Schuld es geschehen sei, daß so viele Leute haben desertieren können und warum auf solche so sehr schlecht Acht gegeben worden.« — »Ich habe aus Eurem Rapport vom 6. Juli 1745 ersehen, wie ein zu Glatz von den Bauern wieder eingebrachter Deserteur vom Mutschefallschen Regiment, namens Freude, durch ein über ihn gehaltenes Kriegsrecht zum Tode verurteilt, die Exekution auch an demselben vollzogen worden, welches ich approbiere.«

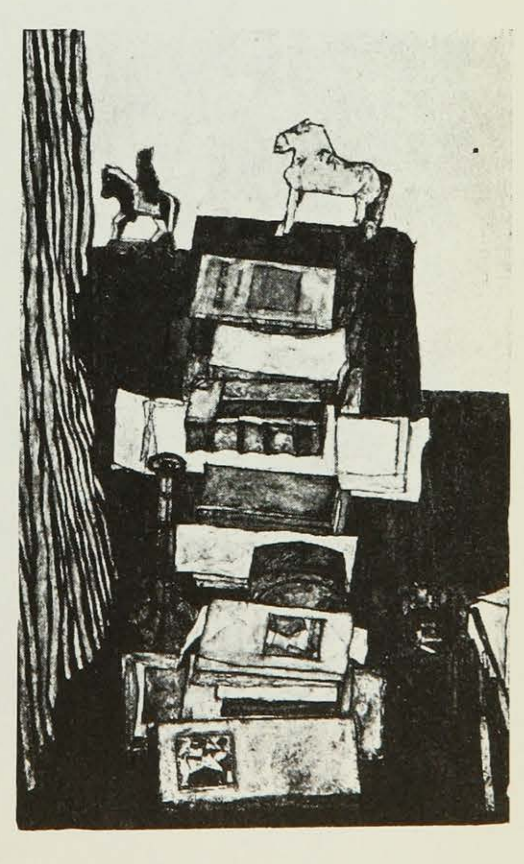
Desertionen von Offizieren gehörten naturgemäß zu den Seltenheiten. Der Pflichtvergessene konnte dann aber auf keine Gnade zählen, weder im Kriege noch im Frieden. Die wenigen Worte des nachfolgenden Schreibens des Preußenkönigs ent-



Edouard Manet Le père Lathuile (Pastell)
(Galerie Flechtheim)



Sechssitziger Reise Phaëton (Cliché Szawe)



Egon Schiele Stilleben
Farbiger Lichtdruck (Aq.)
der Würthle Verlagsgesellschaft Wien



Prinz Wilhelm von Schweden auf der Nilpferdjagd

Scene aus dem Svenska Film „Auf afrikanischen Jagdpfaden

Helmuth Stockmann

Der Siegeszug des Emitenten (farb. Zeichnung)
Berlin Slg. des Banquiers Jean L.

Die deutschen Meister im Schwergewicht



Hans Breitensträter, als er 1921
die Meisterschaft über Flint gewann



Paul Samson-Körner nach seinem Sieg
über Breitensträter 1924
(inzwischen besiegte er auch Goddard, England)

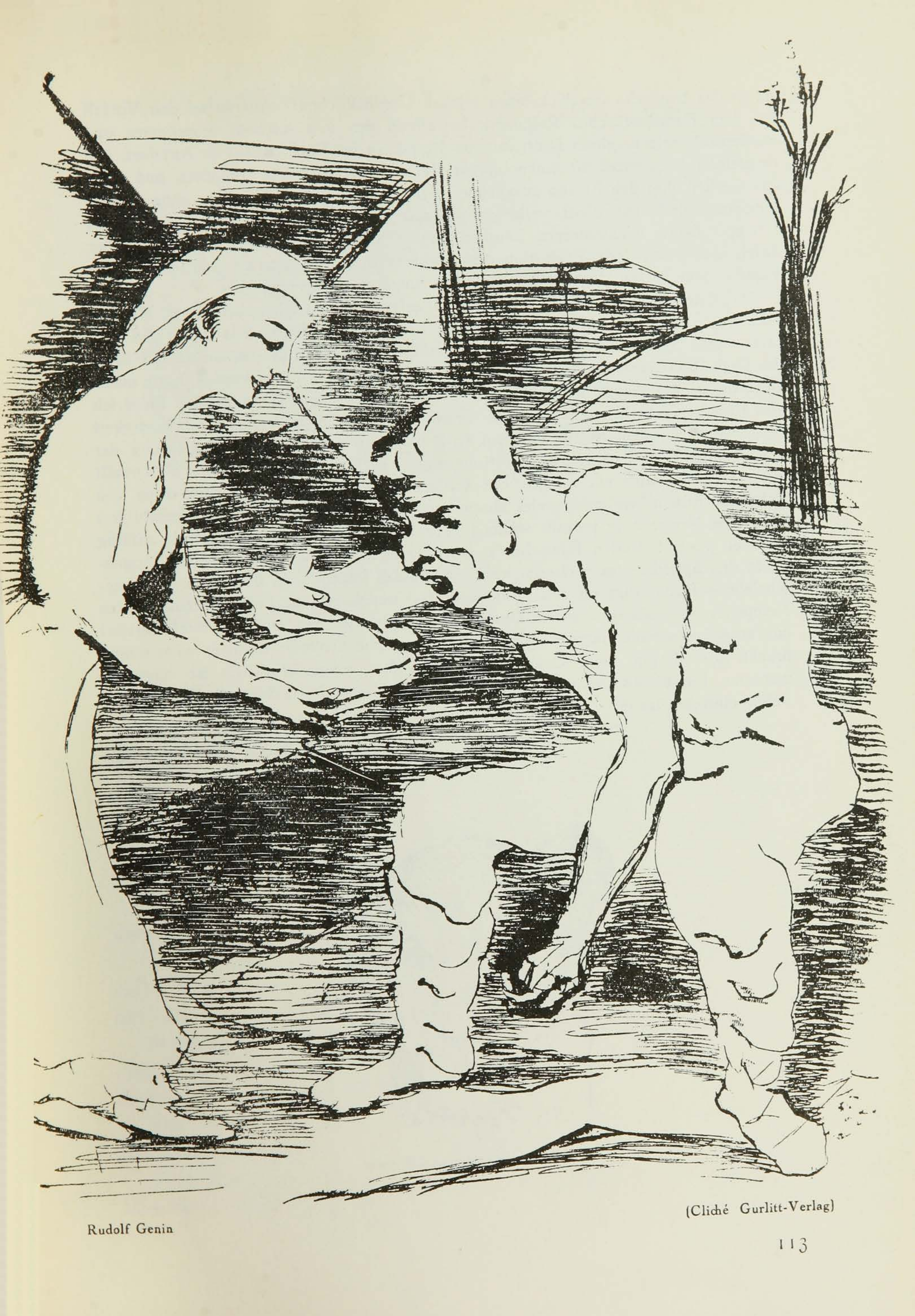
Aus: L'Inhumaine, Film von Marcel L'Herbier



Jaque-Catelain in der Rolle des Einar Mörsen
Das Laboratorium (bewegliche Dekoration)
von Fernand Léger



Georgette Leblanc
in der Rolle der Claire Lescot



Rudolf Genin

(Cliché Gurlitt-Verlag)

wollen das tragische Geschick eines solchen Unglücklichen: »Anlangend den Vorfall bei dem Nettelbeckschen Regiment, betreffend den von solchem desertierten und wiederumb eingebrachten Leutnant von Brand, so ist Euch darauf in Antwort, daß demselben der Prozeß als einem meyneidigen Deserteur kurtz gemachet, und wenn das Gericht ihm den Strang zuerkennen wird, solche Sentenz an ihm, ohne weitere Umstände und Aufenthalt vollzogen werden soll, damit einentheils ein nöthiges Exempel denen leichtsinnigen Leuthen zum Schrecken statuieret, andernteils aber durch eine geschwinde Exekution dem Ueberlauff, so ich sonsten deshalb von der Familie oder dessen Verwandten exponiert bin, vorgebeuget werde.«

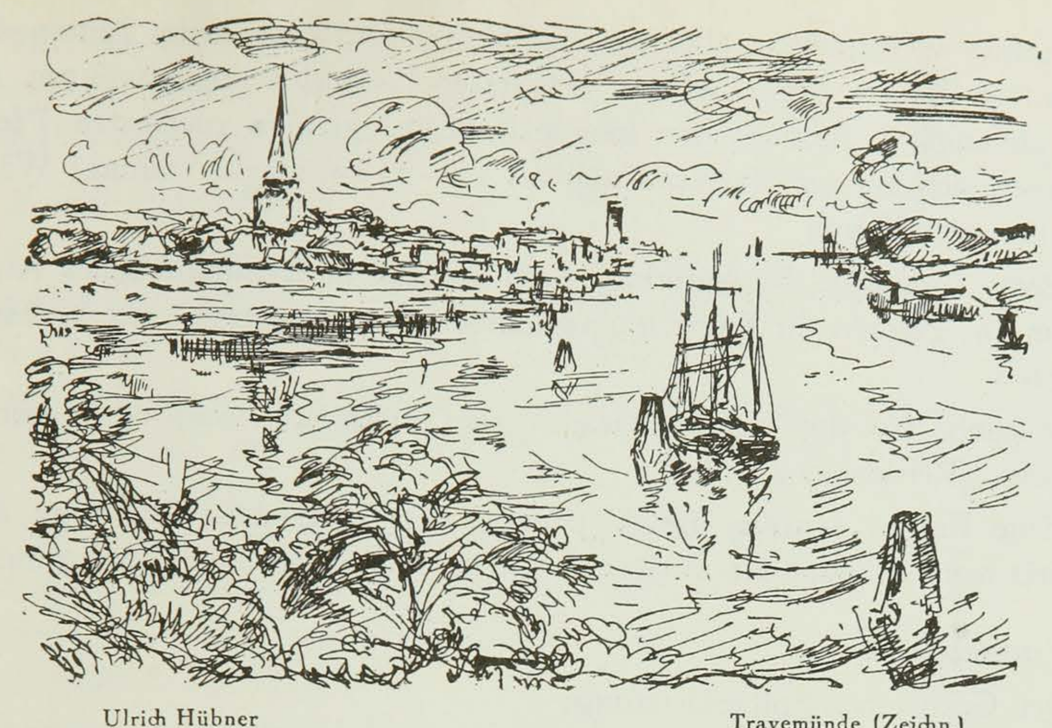
Das österreichische Heer, in welchem die landfremden Elemente in der Minderzahl waren und wo, teils durch nationale Eigentümlichkeiten, teils durch das hier herrschende System der Werbung und Ausbildung bedingt, die persönlichen Härten des Drill- und Gamaschendienstes weniger drückend empfunden wurden, hatte durch Desertionen weniger zu leiden als die Armeen seines Gegners, des großen Friedrich von Preußen. Das frauenhaft weiche Gemüt der sonst mit so männlicher Festigkeit regierenden Kaiserin Maria Theresia trug wohl auch zur milderen Auslegung der überstrengen militärgesetzlichen Bestimmungen bei. Das Wiener Kriegsarchiv enthält unter anderem auch ein solches, die Auffassung der Kaiserin bei Bestrafung von Fahnenflüchtigen kennzeichnendes Dokument, dessen Entstehen wie folgt geschildert wird: Im Kreise ihrer Familie weilend, erfuhr eines Abends Maria Theresia zufällig von der bevorstehenden Hinrichtung eines Deserteurs. Sie zögerte keinen Augenblick, den Spieltisch zu verlassen, und sendete das folgende, in flüchtigen Zeilen geschriebene Handbillett an den Hofkriegsrats-Vizepräsidenten Feldmarschall Grafen Neipperg: »Es solle morgen ein Deserteur exekutiert werden; wann er nur desertiert hat, so wäre es wider meinem Befehl, daß man ihme henkete; wenn er wem umgebracht, so will ihm keine Gnad geben, wohl aber, wenn kein Blut ist vergossen worden.« Für bloßes Desertieren wollte also die Monarchin keinesfalls den Tod als Sühne eintreten lassen.

E. ALEXANDER.

(Aus dem »Neuen Wiener Tagblatt«)



Christa von Hatvány-Winsloe



Ulrich Hübner Travemünde (Zeichn.)

ARCHITEKTUR ZUR ZEIT: „FEHLANZEIGE“

Von

H. H. LÜTTGEN

Es gilt einiges über die schöne Gemächlichkeit der heutigen Architekturbewegung in Deutschland zu sagen. Die Bewegung in den anderen europäischen sowie den außereuropäischen Staaten ist dem Verfasser nur in den sogenannten Spitzenleistungen (modernen) bekannt. Spanien, England, Holland, Amerika, Rußland, Finnland. Österreich ist auszuschließen: Belletristik.

Erkenntnis: *Der Architekt nur noch Verzierer des Ingenieurs.* Smoking anstelle des alten Sammetjacketts.

Der Endzweck des Schaffens: Aufnahme in den soundsovielten Band einer Architekturzeitung imaginärer Zeiten. Entschuldigung hierfür nur der »*Unbewußte Drang*«.

Momentane Manifestation: Die individuell gestaltete Erkerlösung oder Anpassung an den auf Barock eingestellten Geschmack eines Kultur suchenden Großindustriellen.

Der Querschnitt durch die augenblicklich übliche Unterteilung der einzelnen Disziplinen der Architektur:

Fabrikbau usw.: Die architektonische Umhüllung einer Turbinen-, Maschinen-, Holz- oder W.C.-Sitzfabrik, ein gigantischer Hefeteig, voll

und schön aufgegangen, aber mit unerahnten Lufträumen im Innern. Der Ingenieur kriecht darin als ein verdutzter Bäckerlehrling spazieren. Die den ahnungslos Besuchenden geradezu bespringenden rustikalen Pfeiler erweisen sich bei der Nachmessung als 12—25 cm starke (dünne) Wände mit Eisenarmierung.

Beste Leistung: Inszenierung einer Fabrik in Reinhardt'scher Architektur mit Plätzen für Lagerung von unbekanntem Material mit Maßstablosigkeit.

Vorliebe für die »schiefe Grade« (ägyptisch-maurisch) oder »gerade Schiefe« (Renaissance usw.).

Eine Frage: Warum die Ablehnung des Shetdaches: Unnötige Animosität vom Standpunkt moderner (nicht modernster) Gestaltung aus.

Profanbauten:

Der Gestus der Spitzenleistung:

Die Attitüde des *Magdeburger Weltenbaumeisters* mit philosophischer Verkleisterung und leitfadengemäßem Ausdruck (Beleuchtung im »Früh-licht«schein eigener Anlage). Rechnen mit Unverstandensein. Frauenhaft süße Architektursentimentalität, von wegen Eierstocklosigkeit mit der Folgerung der Fruchtlosigkeit.

Das Gegenbeispiel: der zehnprozentige Architekt des Deutschen Architektenringes. Harmlos liebenswürdig-heitere Problemlosigkeit (Gott sei Dank!), Häuschen und Villenbau mit dem Behagen von Erker, Balkon, Aussicht, Blick ins Grüne pp.

Kultbauten:

Aufgeblasene Bemühung zur Umrahmung vorhandenen Nichts. Gläsernes Spiel mit Betonfundierung für die Fehlanzeige.

Oder: Pflichtverbeugung der Nachempfindenden (Stimmvieh) vor der durch Draufsetzen zunächst deformierten, dann im Salzburger Regen zur völligen Formlosigkeit aufgeweichten Architektur in Gestalt eines Damenhutes Modell 1890. Im Innern architektonischer Bewegungsfluß in umräumelnden Wurstgarnituren für die ungeheure Ansammlung musikalisch vorgebildeter Unverständiger. Endlich Erstarrung in Tellerstufung und Bogenkarussell. (Kommt hoffentlich zur Ausführung.)

Städtebau (ältere Bearbeitungsart):

Einstellung: Was du ererbt von deinen Vätern — — — usw. Gesunde Anregung: Die schöne deutsche Stadt. Feste Dome und renovierte Burgen, geistige (»geistige«) Umspannung des Komplexes von Palladio bis Schinkel (sieh Langewiesche's Blaue Bücher).

Tat: Die neue Heimatkunst und Beschaffung eines genauen Paragrafenstatuts der Gemeindeverwaltung für die ortsverzierende Gestaltung von Umformerstationen der Überlandleitungen.

Neuere Bearbeitung:

Graphische Darstellung kürzester Fassung im Telegrammstil. Programmatische Erklärung: Soziale Einstellung mit dem Kennwort: Licht, Luft und Bäumchen (Feld, Wald, Wiesengürtel).

Durchdringung und Erfassung sämtlicher Unterlagen, als da sind: Eisenbahn- und Schiffahrtswege, Be- und Entwässerung, Bevölkerungsdichte, prozentuale Verteilung von Grünflächen, sozialer Fürsorgeanstalten und zukünftiger Handelsaufschwünge. Die Ausfallstraßen und last not least der Bauwich in den verschiedenen Bauklassen.

Beruhigung für den Bürger: Schaffung der neuen City mit Kulthäusern für die neue Religion (siehe u. a. Dresdner Gemeinschaft für den schönen Akt), Theater, Turm des geistigen Mittelstandes. Beliebter Scherz: Das Hochhaus mit Radio-Empfangsapparaten und Empfangsstation für radio - gesteuerte Flugzeuge.

Stärkste Gestaltungsvorschläge: Dynamische Hochbaustudie (Kohledarstellung, Blattgröße 2,50 mil 0,80 Breite).

Tausch: Pyritz — Berlin.

Die Innenarchitektur:

Umstellende »Seelen-Kulissen« mit der taktvollen gesellschaftsfähigen Hinweisung: »Betrachte dich als beschenkt«, oder: »In Wohltätigkeit mache ich nur zu Hause«.

de Togores

Stil aller Zeiten und Kommis in graziler Raumfolge. Hinter dem ehern - deutschen Renaissance - Speisezimmer der Salon Louis XVI. und das Schlafzimmer nach der letzten Anregung des »Junggesellen«. Intime Bordellstimmung Endzweck.

Das höhere Niveau: Chipendale-Möbel und letzter Chagall, Archipenko-Plastik. Es liegt der »Styl, Zeitschrift für Mode und die angenehmen Dinge des Lebens« auf. Bücher kreuzweis geschichtet.

Rat an die Kollegen: Fein perverser Einschlag, japaneske oder Behandlung à la Java oder Tutankamen sichern immer noch ungeahnten Erfolg. (Hans Heinz Ewers als Architekt.)

Erahnte Möglichkeit: Das Glasbüffet (mit schattenhaft sich andeutenden deutschen Edellikören).

Letzte Folgerung: Überkosmische Radiomusik in Anpassung des Farbenrausches. Infolge der so geschaffenen allgemeinen Harmonie: Pleite aller Verdauungsmittelfabriken.

Kunstgewerbe: Fehlanzeige im Stil Tutankamens (zur Zeit).

Neuester Weg: Vertausch der alten Mätzchen mit den neuen Jongleurkünsten des Weltenbaumeisters in Glas, Beton und Eisen. Schaffung von gläsernen Abkühlungsflächen an sämtlich zu errichtenden Gebäudefronten, um (in nördlichen Gegenden) Mammutheizungen mit architektonisch einwandfrei verdeckten Rohrleitungen einbauen zu können.

In südlichen Ländern wären kilometerlange Berieselungsanlagen notwendig. Architektonische Verbrämung derselben Selbstverständlichkeit. Filialbau: Pumpstation.

*

Bekenntnis:

Der gewähnte Zeitgeist, die Basis allen Schaffens, wirklich nur gewähnt und nicht vorhanden.

Also: Weiterwursteln!!

Der Ingenieur: der Architekt der Zukunft. Der Architekt nur Verzierung.

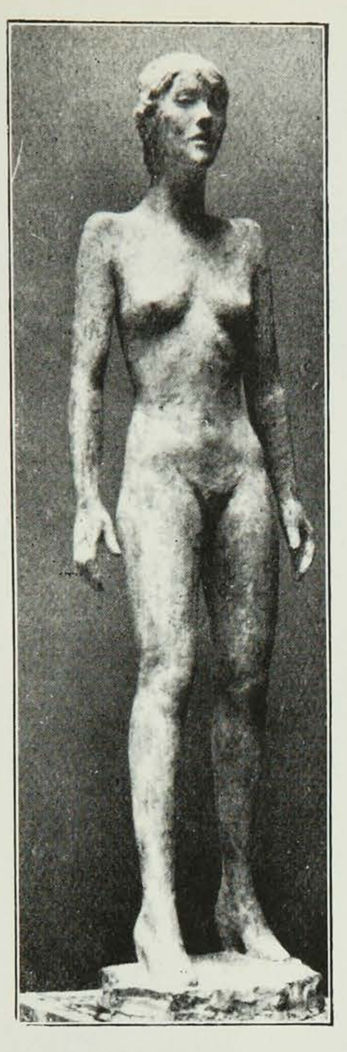
Abschwenkung des letzten Architekten in das Lager romantischer Philosophien zwecks heiteren Lebensabends mit beschaulicher Rückerinnerung. (Nebenbei: Schicksalsgemeinschaft der Architekten, Kunstkritiker, Philosophen und Nationalökonomen.)

Ästhetische Empfindungslosigkeit des Beton-, Glas- und Drahtingenieurs: nicht immer eine Lüge. Durch den neuen Architekten-Ingenieur Beleidigung des Materials unmöglich. Zum Beispiel: Ummantelung eines Betongerippes zwecks Schutz gegen Witterungseinfluß wird vom alten Architekten zu architektonischem Ausdrucksmittel umgefälscht.

Infolgedessen erweist sich der Architekt der älteren Bearbeitungsmethode als Schädling und ist auszumerzen, wenn banaler Zweck der Anlaß wird für bombastischen Architekturschrei.

Formel des Anpackens:

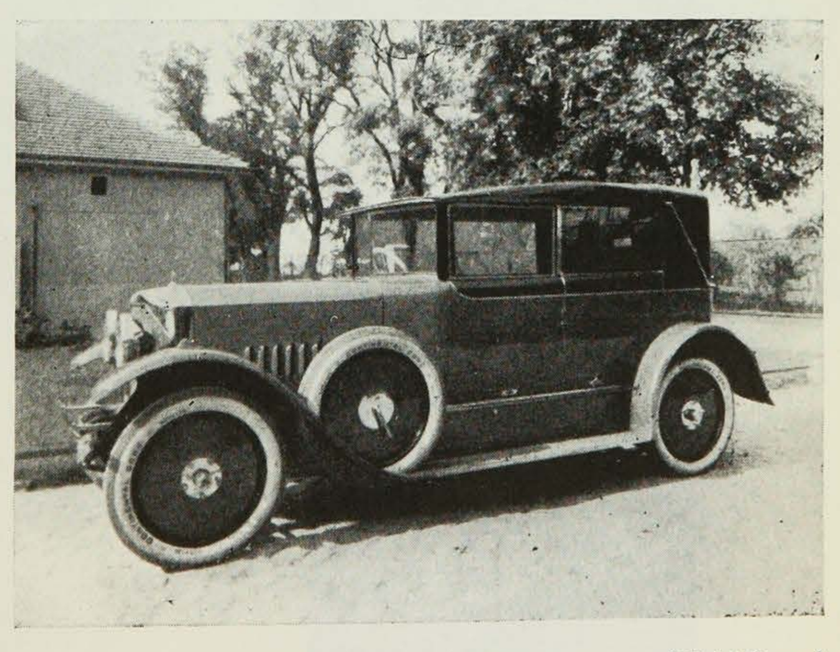
Klarscharfe brutale Wahrhaftigkeit; Sentimentalität in jeder Form und Verbrämung verbeten.



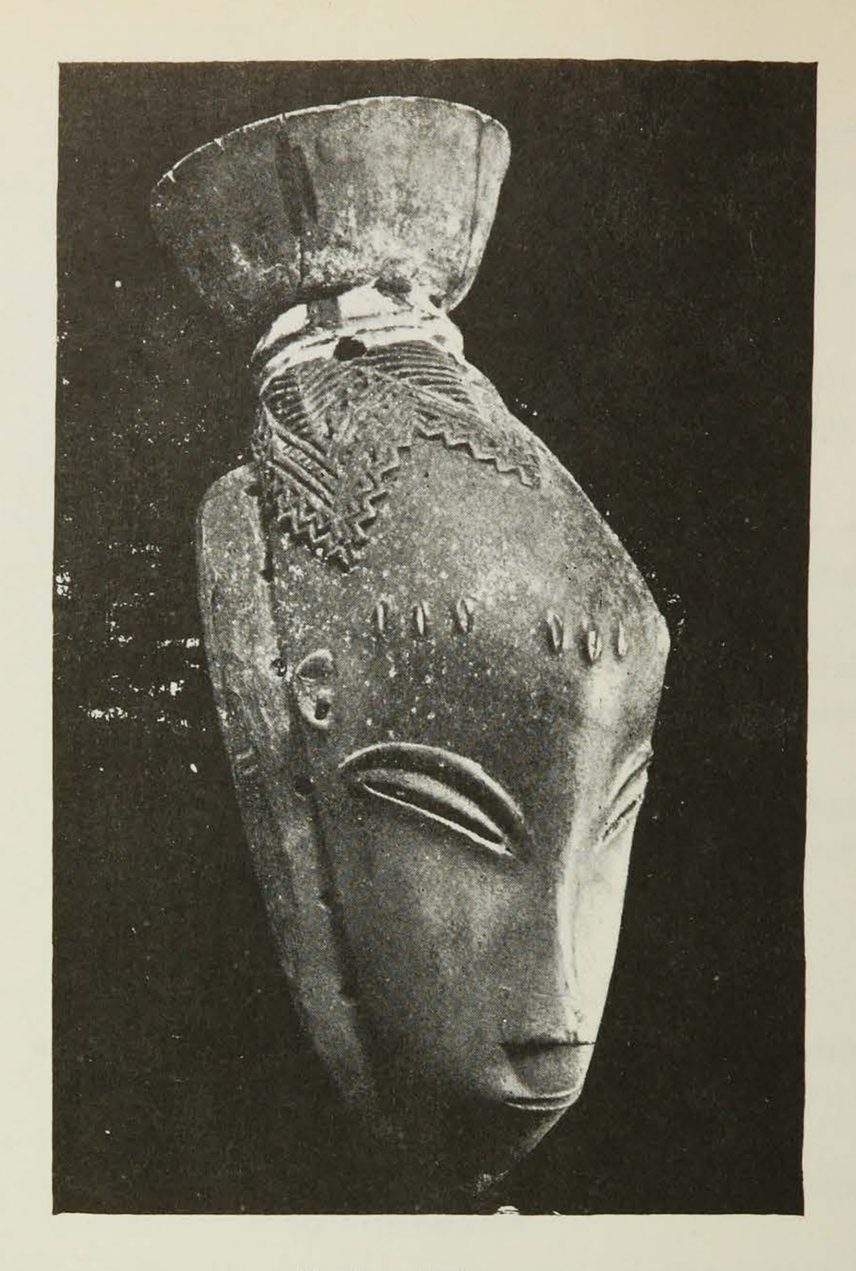
Ernesto de Fiori's neuestes Werk „Die Engländerin"
Ausgestellt in der Ausstellung neuer deutscher Kunst in Stuttgart
(Photo nach dem Abguß)



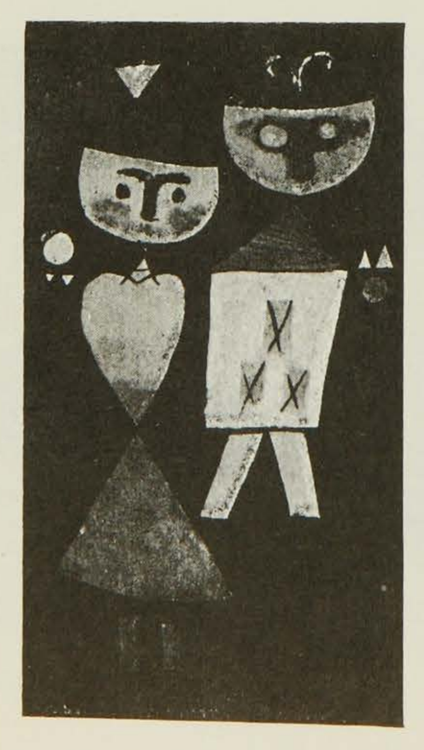
Kleine flache Kommode
Potsdam, Zeit Friedrich II.
Ausgestellt bei *Flatow & Priemer,* Berlin W 10
Viktoriastrasse 29



Allwetter geschlossen (Cliché Szawe)



Kopf aus Gabon
(Sammlung Paul Guillaume)

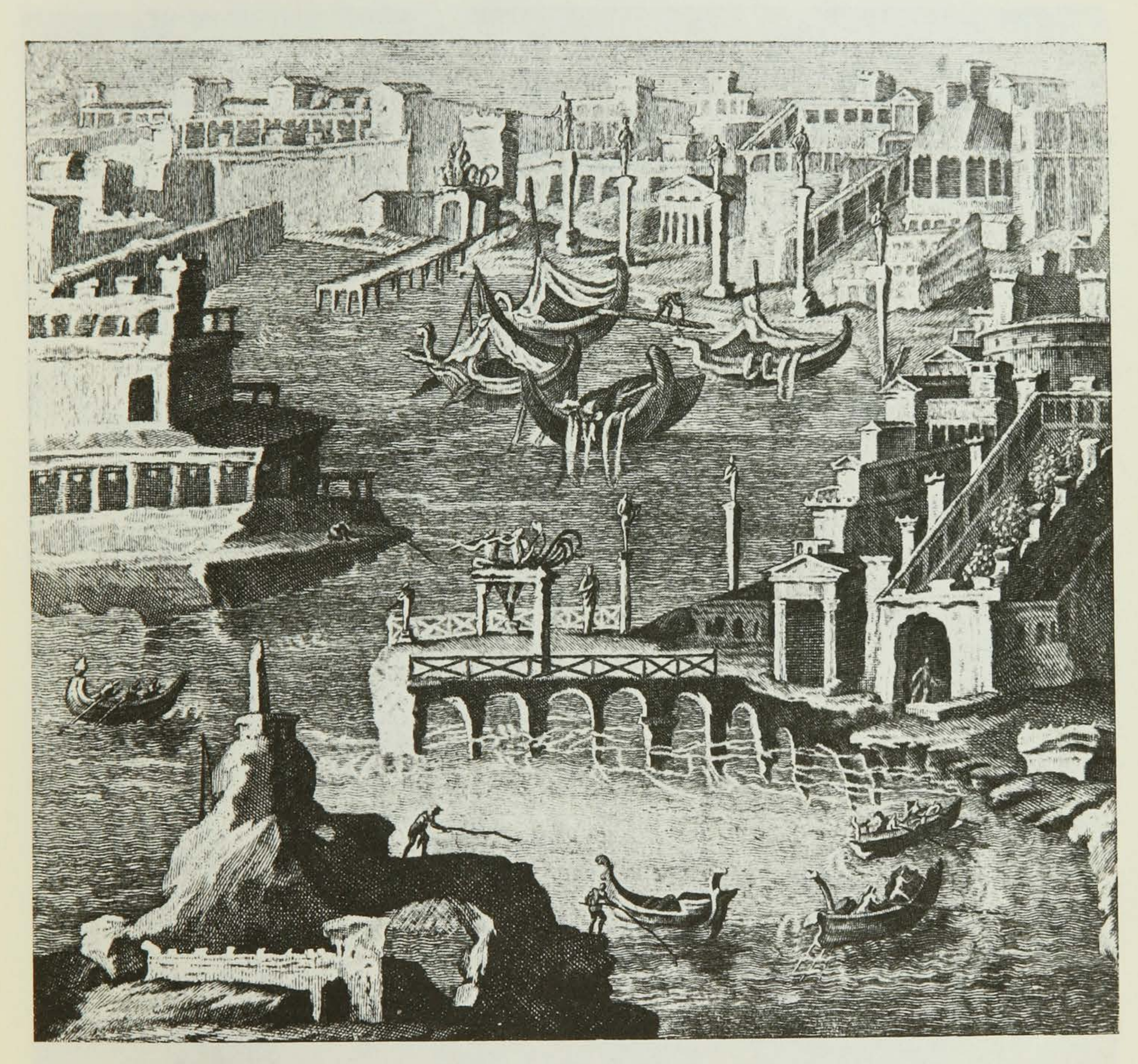


Paul Klee Kostümiertes Paar (Oelg).
(Cliché Hans Goltz)



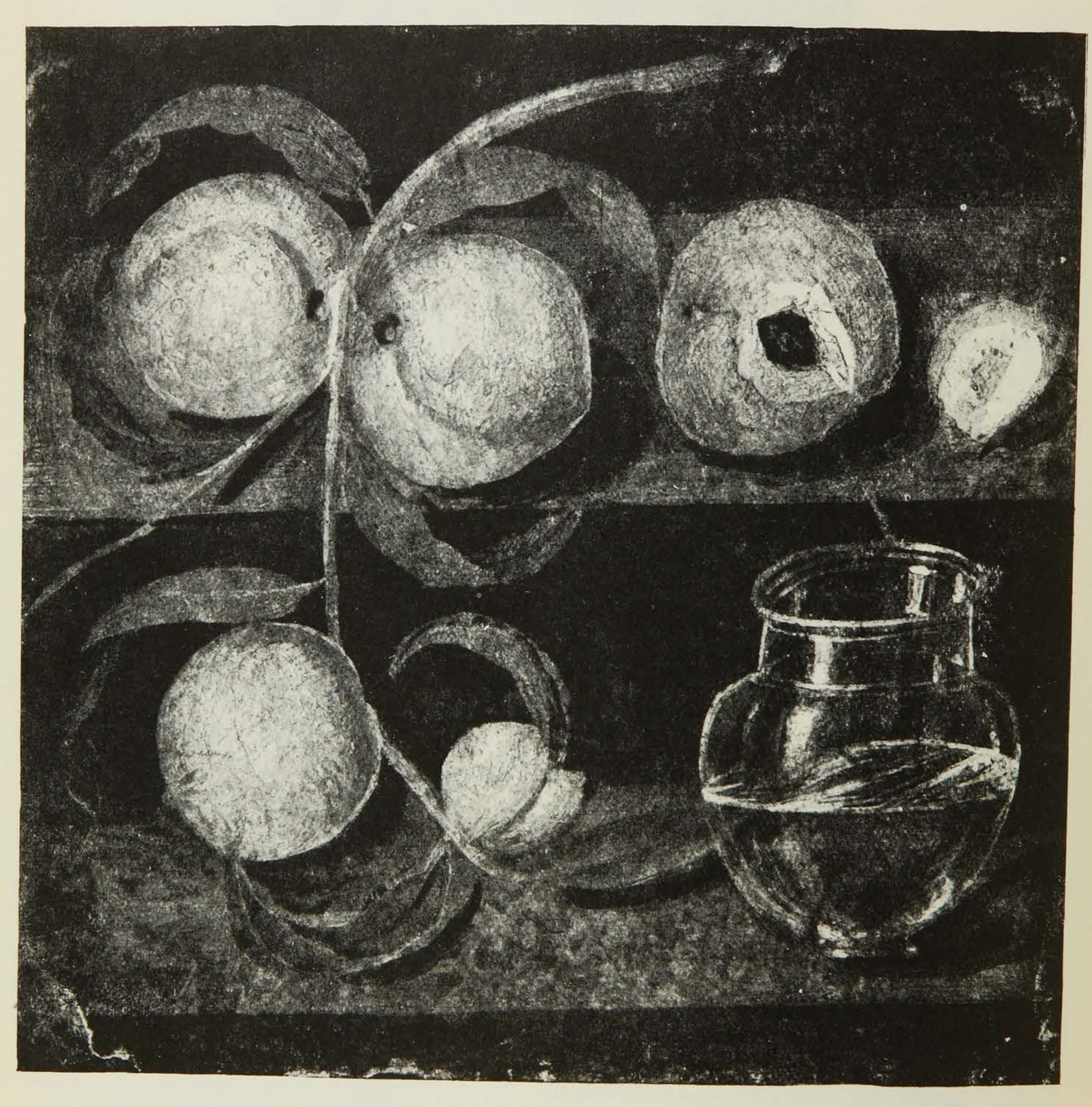
Moramassa
(Schüler des Moronobu)

Junge Frau, Kakemono
Slg. Hayashi
[illegible] Museum



Seestadt (hellenistisch-italisch), sogenanntes Villenbild

Aus: Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen,
F. Bruckmann A.-G., München



Pfirsichstilleben (hellenistisch)

Aus: Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen
F. Bruckmann A.-G., München

DIE MALKUNST DER GRIECHEN

Von

AUG. KÖSTER

zu den Abbildungen aus: PFUHL, Malerei und Zeichnung der Griechen, Verlag F. Bruckmann, München 1923.)

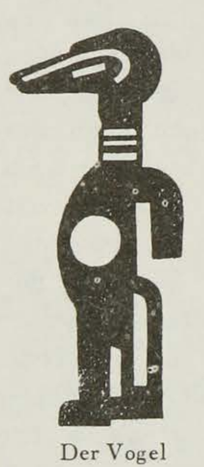
Es ist eine bekannte Tatsache, daß Werke der Malerei im allgemeinen das Interesse des Publikums in größerem Maße in Anspruch nehmen, als Skulpturen, Bauwerke und andere Erzeugnisse der bildenden Künste, schon weil sie ihres Inhaltes wegen — erzählend oder schildernd — dem Beschauer meist etwas Gegenständliches zu sagen haben und deshalb seinem Empfinden näher stehen. Trotz dieser in die Augen springenden Bevorzugung der Malerei im allgemeinen tritt das Interesse für die Malerei der Antike bei uns durchaus zurück, und nur den wenigen. die das Kulturleben des Altertums in seinem ganzen Umfange durchdrungen und erfaßt hatten, war es klar, daß auch die griechische Malerei in ihrer Art das Höchste gegeben hat, was eine Kunst zu geben vermag, wenn auch nur wenige und trümmerhafte Reste auf uns gekommen sind. Seit Jahrzehnten war auch die Erforschung der antiken Malkunst trotz einzelner Spezialuntersuchungen etwas zurückgeblieben. Eine großangelegte, zusammenfassende Darstellung der gesamten Malerei des Altertums schenkt uns jetzt *Ernst Pfuhl,* »Malerei und Zeichung der Griechen«, 2 Textbände, 1 Tafelband (F. Bruckmann, München 1923), ein monumentales Werk an Umfang und Inhalt. Mit profunder Gelehrsamkeit wird hier zum ersten Male die Entwicklung der griechischen Zeichenkunst vor Augen gestellt, die Vorliebe für Farbigkeit schon in frühester Zeit, der Übergang von der flächenhaft kolorierten Zeichnung zur Malerei, und diese selbst bis zu höchster Vollendung. Eine Fülle von Tafelbildern — mehr als 800 — führt den Leser durch alle Jahrhunderte antiken Kunstschaffens. Sind es auch nur dekorative Wandgemälde, die uns erhalten geblieben sind, sie lassen trotz ihrer handwerksmäßigen Art immer den künstlerischen Geist ahnen, der die große Kunst beseelte. Abb. 3 zeigt ein einfaches Stilleben, auf dem ein Pfirsichzweig vorgeführt wird mit reifen Früchten, daneben ein durchsichtiges helles Glasgefäß mit einer klaren Flüssigkeit. Solche Stilleben, die Eßwaren zeigen, nannte man *Xenia* — Gastgeschenke. Es war nämlich Sitte, den Gastfreund, den man bei sich aufgenommen, nur am ersten Tage zu Tisch zu bitten; an den folgenden Tagen wurden ihm Früchte, Gemüse, Fleisch, Fische usw. geschickt, die er sich dann selbst zubereitete. Von diesen Gastgaben wurden auch die darauf hindeutenden Gemälde »Xenia« genannt. Einem Zyklus von mehreren Bildern aus dem Speisesaal der Villa Item bei Pompei sind Abb. 1 und 4 entnommen. Es sind Szenen der dionysischen Weihen. Das hochheilige Symbol, das Liknon, wird enthüllt und der Anblick des enthüllten Phallos erregt den Schrecken der Mädchen, von denen die eine (Abb. 4), lebhaft erregt nach links sich bewegend, mit der Gebärde des Entsetzens die Rechte mit dem segelartig gebauschten Mantel erhebt. Hinter ihr sitzen zwei Mädchen, die von dem Vorgang noch nichts gemerkt haben, in idyllischer Ruhe. Die eine reicht einem Rehkalb die Brust, die andere bläst die Syrinx, vor ihnen steht eine Ziege. An der anderen Seite der Enthüllungsszene ist ein jugendliches Mädchen entsetzt in den Schoß der Freundin geflüchtet (Abb. 1), davor bewegt sich, die Enthüllung nicht beachtend, eine tanzende unbekleidete Beckenschlägerin vor einer Gefährtin mit dem Tyrsos, von derem dunklen Gewande sich der schlanke, nackte Mädchenkörper um so leuchtender abhebt. Gerade diese Bilder dieser Art lassen uns etwas von dem inneren Reichtum und der monumentalen Größe erkennen, die der antiken Malerei innewohnt.

Nicht bis zu gleicher Höhe der Entwicklung ist das Landschaftsbild bei den Griechen gelangt, das nicht selten, wie bei Hafenbildern (Abb. 2), zum Architekturbild wird. Prächtige, villenartige Bauten, die mit ihren Brücken, Bögen, Treppen, Pavillons usw. bis ans Meer reichen, umkränzen die von Barken belebte Wasserfläche. Sie zeigen im allgemeinen mehr architektonische Phantasie als malerische Qualität, sind in ihrer Art aber doch wieder ein Ausdruck der Gewalt des antiken Kunstschaffens.

LA CRÉATION DU MONDE

Ballet

Erstaufführung im Théâtre des Champs Elysées in Paris (Herbst 1923).



Der Vogel

1. Lever du rideau très lent lur la scène noire. On aperçoit au milieu de la scène un tas confus de corps entremêlés; tohu-bohu avant la création. Trois déites géantes évoluent lentement autour. Ce sont NZAME, MEDERE et N'KVA, les maîtres de la création. Ils tiennent conseil, tournent autour de la masse informe, font des incantations magiques.

2. La masse centrale s'agite, a des soubresauts. Un arbre pousse petit à petit, grandit, grandit encore, se dresse, et quand une de ses graines tombe à terre, un nouvel arbre surgit. Quand une des feuilles de l'arbre touche le sol, elle grandit, se gonfle, se gonfle, oscille, se met à marcher, et c'est un animal. Un éléphant qui reste suspendu en l'air, une tortue lente, un crabe malhabile, des singes qui glissent du plafond. La scène s'est éclairée petit à petit pendant la création et à chaque animal nouveau elle s'illumine violemment.

3. Chaque créature est un danseur ou une danseuse jaillissant du centre, évolue individuellement, fait quelques pas, puis entre doucement dans une ronde qui peu à peu se met en branle autour des trois déités du début. La ronde s'ouvre, les trois déités font de nouvelles incantations et l'on voit la masse informe bouillonner. Tout s'agite, une jambe monstrueuse apparaît, des dos tressaillent, une tête hirsute se montre, des bras se tendent. Deux bustes se dressent tout à coup, se collent: c'est l'homme, c'est la femme soudainement debout. Ils se reconnaissent; ils se dressent l'un en face de l'autre.



Der Mann

4. Et pendant que le couple éxécute la danse du désir, puis de l'accouplement, ce qui restait par terre d'êtres informes apparaît sournoisement et se mêle à la ronde et l'entraîne frénétiquement, jusqu'au vertige. Ce sont les N'Guils, les imprécateurs mâles et femelles, les sorciers, les féticheurs.

Die Frau

5. La ronde se calme, freine et ralentit et vient mourir très calme alentour. La ronde se disperse par petits groupes. Le couple s'isole dans un baiser qui le porte comme une onde. C'est le printemps.

BLAISE CENDRARS.

Die Ballettfiguren sind von Fernand Léger.

DAS MODERNE LUXUSAUTO

Von

PAUL GRÄTZ

Man sagt eigentlich mit Unrecht, daß die Modegöttin launisch sei und auch Unbequemes zur Mode erhebe. Daß dies nicht der Fall ist, beweisen die modernen Erzeugnisse der Karosseriefabriken. Man bemüht sich jetzt hauptsächlich darum, in der Karosserie das Elegante mit dem Praktischen zu verbinden und nicht nur auf das Elegante allein Wert zu legen. Aus diesen Gesichtspunkten heraus sind das heutige Cabriolet und das Cabriolet-Coupé entstanden. Es sind dies Wagen, die sowohl offen als auch ganz geschlossen gefahren werden können.

Es gibt zweierlei Arten von Automobilbesitzern: Solche, die selbst fahren, und solche, die das Lenkrad nicht berühren, sondern diese Arbeit dem Chauffeur überlassen. Der Wagenbesitzer, der selbst fährt, wird selbstverständlich das Cabriolet wählen, einen Wagen, der leicht in einen offenen vier- oder fünfsitzigen Wagen verwandelt werden kann.

Anders das Cabriolet-Coupé. Ein Wagen, der zum erstenmal im richtigen Aufbau den offenen Reisewagen mit dem geschlossenen Stadtwagen verbindet. Man kann den Wagen vollkommen offen als Tourenwagen fahren, aber auch durch Aufstellen der Seitenscheiben, der Türen sowie der Mittelscheibe zwischen Chauffeur- und Fondsitz erreichen, daß man im Wagen auch bei allergrößter und schärfster Fahrt Schutz gegen die Belästigung des Windes hat. Es ist nicht mehr nötig, daß unsere Damen mit um den Kopf gewickelten Schleiern ins Theater fahren müssen, denn einige leichte Handgriffe genügen, den offenen Wagen sofort in ein komfortables, vollständig geschlossenes Coupé zu verwandeln. Es ist selbstverständlich, daß diese Wagen sämtliche Bequemlichkeiten, die zum angenehmen Fahren gehören, aufweisen. Die Notsitze sind in elegante Schränke versenkt, die äußerlich überhaupt nicht erkennen lassen, daß ein Notsitz vorhanden ist. Das Material dieser Schränke besteht aus den schönsten, mit den feinsten Intarsien eingelegten Edelhölzern. Die Sitzbezüge sind weichstes, feinstes Leder oder Tuch nach dem persönlichen Geschmack des Besitzers oder der Besitzerin.

Es werden heute Wagen fabriziert, die, in Verkennung des Gebrauches, innen oft überladen und vollkommen zwecklos ausgestattet sind. Es ist sehr schwer für den Fabrikanten, hier den Mittelweg zu finden, denn nicht selten kommt es vor, daß der Käufer, an Luxus und seine reiche Umgebung gewöhnt, auch das Übertriebene seiner Wohnstätte in seinem Wagen zum Ausdruck bringen will. Da heißt es dann mit mildernder Hand einzugreifen und das Überladene vom Feinen und Wertvollen zu scheiden. Es ist selbstverständlich, daß Menschen mit ausgeprägtem Geschmack auch ihren Wagen nach ihren Angaben und gerade ihrer Eigenart entsprechend bauen lassen wollen. Das Verstehen dieser Wünsche ihrer Kunden hat sich schon seit Jahren die bei uns jetzt schon sehr eingeführte und so rühmlich bekannte Automobil- und Karosseriefabrik »SZAWE« zum Grundsatz gemacht. Wir bringen eine Anzahl der eben beschriebenen Typen dieser Firma zur Schau und hoffen, daß unsere Leser mit Verständnis den Fortschritt in unseren deutschen Fabrikaten erkennen werden, die den Ausländer nicht um ein Jota vorkommen lassen, ihm im Gegenteil durch ihre Neuerungen, ihre geschmackvolle, künstlerisch auf hoher Stufe stehende Arbeit manche Nuß in der Kunst des Kopierens aufgeben.

DIE ENTWICKLUNG DER JAZZ-BAND UND DIE MUSIK DER NEGER NORD-AMERIKAS

Von

DARIUS MILHAUD

1918 wurde uns die Jazz-Band durch Gaby Deslys und Pilcer vom Casino de Paris aus New York herübergebracht. Fast wie ein Erschrecken, ein plötzliches Erwachen kam dieser erschütternde Rhythmensturm über uns, diese vorher niemals gruppierten und nun mit einem Schlag uns vermittelten Klangelemente. Plötzlich erkannten wir ihre Bedeutung: die Anwendung der *Synkope* in Rhythmen und Melodien, die auf dem Hintergrund einer stumpfen Regelmäßigkeit ebenso wesentlich ist wie die Blutzirkulation, wie Herz- oder Pulsschlag; die Einführung des *Schlagzeugs,* d. h. alle Schlaginstrumente einer vereinfachten Orchestrierung gruppiert und zu einem einzigen kombinierten und so vollkommenen Instrumente vereinigt, daß, wenn Buddy, der »Drummer« des Syncopated Orchestra ein Schlagzeug-Solo ausführt, wir eine rhythmisch abgewogene Komposition von der unerhörtesten Ausdrucksvarietät zu hören glauben, was durch die Verschiedenartigkeit der Klangfarben der einzelnen Schlaginstrumente, die er gleichzeitig spielt, zu erklären ist; die *neue Instrumentaltechnik:* Behandlung des Piano mit der Trockenheit und der Präzision, wie Trommel und Banjo behandelt wird, die Auferstehung des *Saxophons;* die *Posaune,* deren Glissandos einer der beliebtesten Effekte werden, und der man ebenso wie der Trompete mit Vorliebe gerade die weichesten Melodien anvertraut; die häufige Anwendung des *Dämpfers* für diese beiden Instrumente, des *Portamento,* des *Vibrato* der Züge und Klappen, der *Flatterzunge;* die *Clarinette* ist von so schriller Heftigkeit des Einsatzes, von einer Tonstärke, hat Läufe und Tonschwankungen zu geben, daß sie unsere besten Spieler aus der Fassung bringt. Dazu kommt die Einführung des Banjo, das härter, aufreizender und sonorer klingt als die Harfe oder die Pizzicati eines Quartetts und dann die ganz besondere Technik der schneidend-feinen *Geige,* die die breitesten Vibratos und ganz langsames Glissando in Anwendung bringt.



Rouveyre Zeichn. (aus „Le Gynecée)

Die Stärke der Jazz-Band liegt in der Neuartigkeit ihrer Technik auf allen Gebieten. Was die Rhythmik anbetrifft, so hat die aus der ständigen Anwendung der Synkope gewonnene Kenntnis der Möglichkeiten dahin geführt, daß diese Musik mit den einfachsten Mitteln und ohne die Anwendung einer reichen und variierten Instrumentation ausgeführt werden kann. 1920—21 brauchte man nur in der Gaya Bar, Rue Duphot, Jean Wiéner am Klavier und Vance Lowry auf dem Saxophon oder dem Banjo zu hören, um einen Begriff vollkommenster Jazz-Musik zu erhalten, die rein und unverfälscht bei einem Minimum angewandter Mittel gespielt wurde.

Was die Orchestrierung anbetrifft, so hat die Anwendung der oben aufgeführten

Instrumente und äußerste Verfeinerung ihrer speziellen Technik eine ganz außerordentliche Variierung des Ausdrucks ermöglicht. Man muß natürlich, um das beurteilen zu können, eine ernste Jazz-Band aus tüchtigen Musikern vor sich haben, die regelmäßig zusammen üben, wie es unsere guten Streich-Quartette tun, die es wie das Irving Berlins zu einer absoluten Vollkommenheit der Orchestrierung bringen. Es gab aber minderwertige Jazz-Bands, bei denen die Tonstärken verkehrt dosiert waren, die Technik dürftig und das Schlagzeug ungebildeten Spielern ohne Geschmack anvertraut war, die dasselbe zu bereichern glaubten, indem sie »falsche« Elemente, wie Autohupen, Sirenen, Klappern etc. mit anwandten, und es ist erstaunlich, wie schnell diese nicht üblichen Instrumente wieder aus der Mode und in die Rumpelkammer wanderten, selbst die »Waterwhistle« die ein immerhin wohlklingendes Instrument — Zwischending zwischen menschlicher Stimme und Pfeife — ist. Man muß eben eine seriöse Jazz-Band hören, wie die von Billy Arnold oder Paul Whiteman. Da ist nichts dem Zufall überlassen, alles ist gut gegeneinander abgestimmt, maßvoll, von einer Ausgeglichenheit, die den sicheren Musiker, der die Möglichkeiten jedes Instruments vollkommen beherrscht, verrät. Man muß eine der Soiréen der Billy Arnold-Band im Casino de Cannes oder im Casino de Deauville gehört haben: bald führen vier Saxophone, bald eine Geige, eine Clarinette, eine Trompete oder eine Posaune, schließlich kann es eine unendlich variierte Kombination von Instrumenten sein, die sich nach einander mit dem Klavier und dem Schlagzeug vereinigen und deren jedes seinen eigenen Sinn, seine eigene Logik, seine eigene Klangfarbe, — jedes den nur ihm eigenen Ausdruck hat.

Seitdem wir die ersten Jazz hier gehört haben, hat sich eine beträchtliche Entwicklung vollzogen. Anfangs gab es einen wahren Tönekatarakt; erst allmählich kam man wieder zur Wertschätzung des melodischen Elements. Damit kam die Periode der »Blues«: die Melodie ganz einfach, nackt sozusagen, getragen von sehr klaren und knappen Rhythmen, das Schlagzeug kaum bemerkbar, fast intim angewandt. Es kommt der Uebergang von den fast maschinenmäßigen Effekten, wie den Stahlschlägen Paul Whitemans vom Palais Royal in New York, zu den fast unmerkbaren, feinen, kaum noch zu erfassenden Klangreizen der Jazz des Hotel Brunswick in Boston.

Im Jazz haben die Nordamerikaner tatsächlich den Ausdruck für eine ihnen durchaus gemäße Kunstform gefunden, und ihre großen Jazz-Bands erreichen eine Vollkommenheit des Vortrags, der sie neben unsere berühmtesten symphonischen Orchester wie die Konservatoriums-Konzerte oder unsere modernen Blasinstrument-Orchester und Quartette z. B. unser hervorragendstes, das Capet-Quartett stellt.

Sie haben uns absolut neue Klang- und rhythmische Elemente gebracht, die sie vollkommen beherrschen. Aber man hat diese Jazz-Bands bisher nur zu Tänzen verwandt, und die für sie geschriebene Musik ist über Rag-times, Fox-trots und Shimmies nicht hinausgekommen. Es war ein Fehler, daß man berühmte Musikstücke — vom Gebet der Toska bis Peer Gynt über die Berceuse von Gretschaninow — für die Jazz-Orchester bearbeitet hat, indem man sich ihrer Melodienelemente als Tanzthemen bediente. Diese Geschmacksverirrung ist von der gleichen Art wie die Anwendung von Autohupen neben dem Schlagzeug.

Diesen herrlichen Orchestern fehlt ein Konzert-Repertoir. Durch Jean Wiéner haben wir am 6. Dezember 1921 in der »salle des Agriculteurs« die Jazz-Bands von Billy Arnold zu hören bekommen. Es war sehr richtig, diese wundervollen Musiker im Konzert hören zu lassen, aber sie sollten nicht nur ein Jazz-Repertoir,

sondern auch Kammermusik für diese Orchester schreiben, um so deren Möglichkeiten voll auszunutzen. Der Einfluß dieser amerikanischen Tänze hat uns hier den Paquebot-Ragtime in der »Parade« von Erik Satie und in »Adieu New York« von Georges Auric gebracht. Hier vermittelt uns ein symphonisches Orchester Rag-time und Fox-trott. In der »Piano Rag Music« von Igor Strawinsky haben wir ein Klavierstück, das die rhythmischen Elemente des Rag in der Form eines Konzertstückes verwertet. Jean Wiéner bietet in seiner »Sonatine Syncopée« ein Kammermusikstück, das seinen Ursprung in den verschiedenen Elementen des Jazz hat, aber in Sonatenform gehalten ist. Das ist eine weitere Etappe. Was jetzt noch für die Jazz-Bands zu schreiben bliebe, wären instrumentale Kammermusikstücke, Konzertsonaten, und zwar für die Instrumente, aus denen sich die üblichen Jazz's zusammensetzen.



Kars

Was die Harmonie betrifft, so ist deren Entwicklung, da man den Jazzband-Repertoirs den ausschließlichen Charakter von Tanzmusik gegeben hatte, langsamer fortgeschritten, verfolgt aber die gleiche Kurve wie die zeitgenössische Harmonie überhaupt. Die Akkordfolgen von Dominantseptimen und -Nonen, die 1900 so sehr überraschten, sind in den letzten Modetänzen das durchaus Uebliche (z. B. in »Ivy« von Jones und »Jimmy Johnson«). Es ist nicht zu bezweifeln, daß in einigen Jahren die polytonalen und atonalen Harmonien in den Tänzen die den Shimmies von 1920 folgen, vorherrschen werden. Schon jetzt finden wir Moll- und Durakkorde gleichzeitig (wie in »Kitten on the Keys« von Zex Confrey).

In den Vereinigten Staaten gibt es eine ganze Reihe von theoretisch-technischen Werken über den Jazz, die Posaunenblas-Methoden (mit Angabe der wichtigsten Glissandos und der besten Art und Weise, sie anzuwenden), das Saxophon, die Clarinette (mit allen neuen technischen Möglichkeiten für den Jazz). Es gibt in New York eine Schule, die Winn School of Popular Music, die drei Methoden: wie Volksmusik, wie Ragtim's und wie Jazz's und Blues's zu spielen sind — theoretisch von hervorragendem Interesse — veröffentlicht hat, wobei alle speziellen Elemente dieses Musik-Genres logisch und vollkommen durchdacht sind. Diese Studien sind außerordentlich wertvoll, nicht nur in Bezug auf die Technik der Ausführung, sondern auch für das Studium der Improvisations- und Kompositions-Elemente, die dieser Musik ihren besonderen Charakter verleihen, wie z. B. die Harpeggien, die Triller, die Passagen, die gebrochenen Akkorde, die Auslassungen, die Dissonanzen, die Verzierungen, die Ornamente, die Variationen, die Cadenzen, die ad libitum in den Ablauf der verschiedenen Instrumentalpartien so eingefügt werden, daß die rhythmische Regelmäßigkeit dadurch nicht leidet.

Neben dieser mechanisierten, dank ihrer sauberen Komposition, sowie der Ausführung durch absolut einheitliche Ensembles, mit der Präzision einer Maschine sich gebenden Musik, gibt es eine andere, die, obgleich aus derselben Quelle stammend, sich in ganz anderer Art entwickelt hat, — ich meine die Musik der *nordamerikanischen Neger.*

Zweifellos ist der Ursprung dieser Musik bei den Negern zu suchen. Das primitive afrikanische Wesen ist tief verankert geblieben im Naturell der Schwarzen der Vereinigten Staaten, und eben darin hat man auch die Quelle dieser furchtbaren rhythmischen Gewalt, sowie der so ausdrucksvollen, aus Enthusiasmus geborenen Melodien zu sehen, die zu erfinden nur unterdrückte Rassen fähig sind. Die ersten veröffentlichten Negermusikstücke waren die »Negro Spirituals«, religiöse Sklavengesänge, sehr alte, volkstümliche Weisen. Sie wurden von Burleigh gesammelt und aufgeschrieben. Diese Lieder sind nicht viel anders erfühlt als die Melodien in den Blues, deren Form das Werk Handys ist. Ich erinnere an den »Saint Louis Blues«, den »Aunt Hagard Children Blues«. Es ist die gleiche Zärtlichkeit, die gleiche Trauer, der gleiche Glaube, der die Sklàven erfüllte, die in ihren Liedern ihr Leben mit dem der in ägyptischer Gefangenschaft lebenden Juden verglichen und mit ihrer ganzen Seele einen Mose erflehten, der sie erretten möge (»Go down, Moses!«).

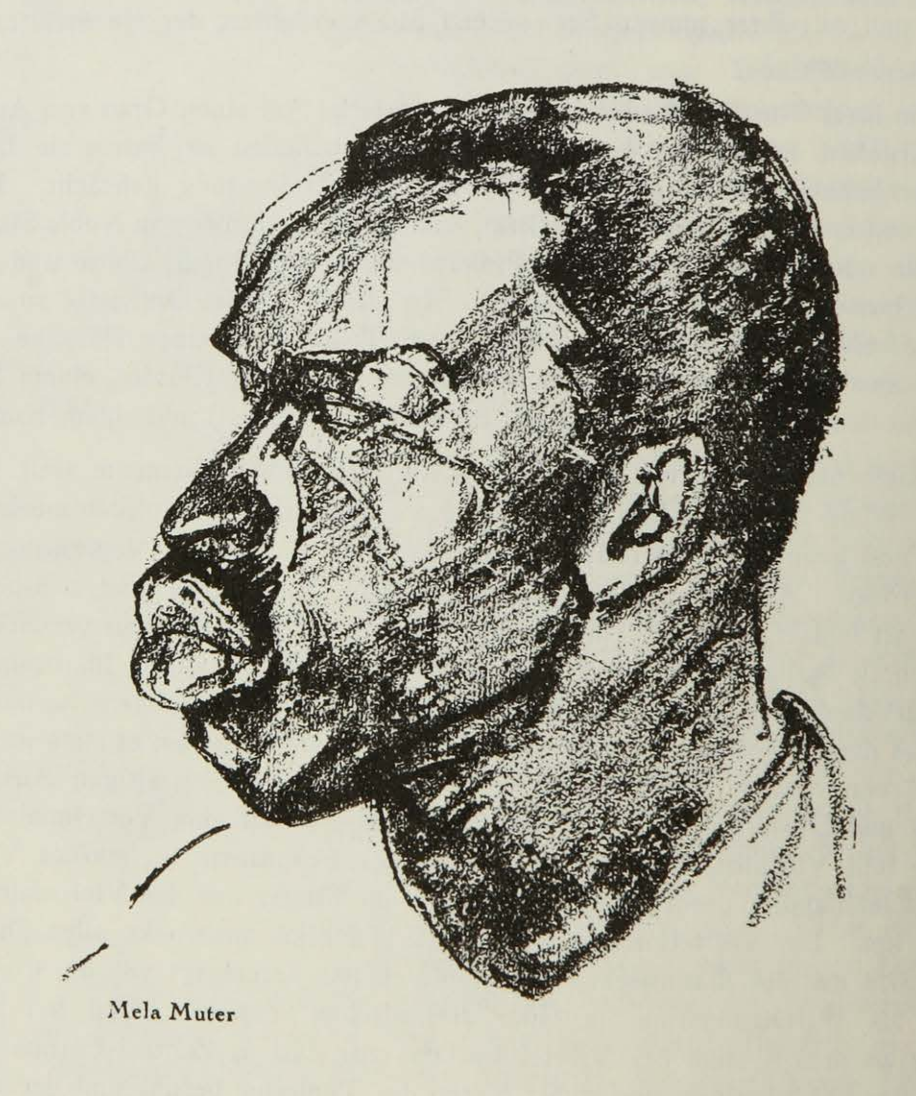
Außer in ihrer Tanzmusik, deren improvisatorische Art einen Grad von Ausdruck und Leben geben, wie er nur bei den Schwarzen zu finden ist, haben sie den Jazz in der glücklichsten Weise auf dem Theater zur Anwendung gebracht. Es gibt Operetten von einer köstlichen Musikalität, wie »Lhuffle Along« von Noble Sissle und Eubie Blake oder »Liza« von Maceo Pinkard, in denen Sänger, Chöre und Tänzer von einem Jazz-Orchester begleitet werden. In »Liza« ist das Orchester zusammengesetzt aus: einer Flöte, einer Clarinette, zwei Trompeten, einer Posaune — dem von einem einzigen Spieler bedienten Schlagzeug — einem Klavier, einem Streichquartett (bei dem die Bratsche durch ein Saxophon ersetzt ist) und einem Kontrabaß.

Tatsächlich haben sich bei den Negern die technischen Elemente weit weniger geändert. Wenn bei den amerikanischen Jazz's alles bis zur Vollkommenheit ausgearbeitet und gründlichst durchstudiert ist, so ist dafür bei den Negern die Improvisation größer. Aber welch mächtiger musikalischer Mittel und welcher Vorstellungskraft bedarf es, um Derartiges in solcher Vollkommenheit zu verwirklichen! In der Technik besitzen sie größere Freiheit und Leichtigkeit: jedes Instrument folgt seiner natürlichen melodischen Linie und improvisiert, indem es dem harmonischen Gerippe, das das vorgetragene Stück stützt, nachgeht. Wir haben es stets mit einem Linienspiel von häufig verwirrender Verwobenheit, der gleichzeitigen Anwendung von Moll- und Durakkorden und Vierteltönen, die durch eine Verschmelzung der Glissando- und Vibratotechnik (Verlängerung der Posaunenzüge, starkes Vibrieren der Trompetenklappen, unmerkliches Versetzen der Finger auf den Violinsaiten) entstehen, zu tun. Der Viertelton hat einen unvergleichlich ausdrucksvollen Charakter, verbindet sich mit der diatonischen Harmonie ebenso berechtigt wie die Chromatik, aufgefaßt als Durchgangstöne in einer diatonischen Tonleiter, und hat keinerlei Beziehung zu dem System der Vierteltöne, das zur Zeit in Zentral-Europa studiert wird, auf der Verdoppelung der zwölf Noten der Tonleiter beruht und der atonalen Harmonie angehört.

Uebrigens verlassen wir bei den Negern den rein »mondänen« Charakter der Musik, den er zu allgemein bei den Jazz's der Amerikaner besitzt. Bei den Negern

hat sich der Tanz seinen afrikanischen, wilden Charakter bewahrt; die Eindringlichkeit und Intensität der Rhythmen und Melodien machen sie tragisch und verzweifelt. In einem kleinen Tanzlokal (wie dem Capitol, am Ende der Lennox Avenue, in der Nähe der 140. Straße) kann man häufig genug eine Negerin länger als eine Stunde anhaltend eine und dieselbe Melodie singen hören, eine oft schrillende Melodie, doch von so reiner Führung, wie bei irgend einem schönen klassischen Rezitativ, gestützt von einem Jazz, der einen Hintergrund ständig wechselnder Melodien dazu bildet. Die Varitionen sind so zahlreich, daß sie die Fülle und die Breite einer Symphonie haben. Hier sind wir weit entfernt von den eleganten Tänzen des Broadway, die wir im Hotel Claridge zu hören bekommen. Hier treffen wir auf die ursprünglichen Quellen dieser Musik mit ihrem tiefmenschlichen Inhalt, die imstande ist, ebenso vollkommen zu erschüttern, wie nur irgend eines der universell anerkannten Meisterwerke der Musik.

»Intentions«.



Mela Muter



Die „Six“ auf dem Eiffelturm: Mme Germaine Taillefer, Francis Poulenc, Honegger, Darius Milhaud, Jean Cocteau, Georges Auric



Erik Satie und Mme Jean Victor-Hugo



Florent Fels und Maurice de Vlaminck



Kopf einer Buddhastatue, Siam, XII. Jahrhundert ausgestellt bei Erich Cassirer G. m. b. H., Berlin W., Nettelbeckstrasse 23



Siegfried badet im Drachenblut

Aus dem Decla-Film „Die Nibelungen"



Siegfried und Kriemhild
in der Laube

Aus dem Decla-Film
„Die Nibelungen"



Siegfried Wagner seine Hunde dirigierend

Ein Siegfriedsohn



Sigurd Jacobsohn auf seines Vaters Siegfried Jacobsohn's englischem Vollbluthengst Grane, Sieger im Syiter Memorial 1922 (Kampen 1923)

Mistinguett



mit ihren zweihundert Paar Schuhen vor ihrer Abreise nach Amerika

(Cliché Hébertot)

Der Clou der letzten Revue des Casino de Paris „Die kleinen Holzsoldaten (Cliché Hébertot)

Bühnenbild von Desha s, Kostüme von Jean Le Seyeux



J. B. Corot

Le secret de l'amour, Oelg.
(Galerie Flechtheim)

Deutsche Lichtkämpfer

Schnitzeljagd

aus Hans Surén: Der Mensch und die Sonne
Franckhs Sportverlag, Dieck & Co., Stuttgart
Photo-G. Riebicke, Charlottenburg

SIEGFRIED WAGNER IM DOLLARLANDE

Von

HENRY F. URBAN

Im *musikalischen Leben* Amerikas ist die Anwesenheit *Siegfried Wagners* sicherlich *das bedeutendste Ereignis*. Sein erstes Auftreten erfolgte *im Dollarköniglichen* Opernhause in einem Nachmittags-Konzert. In dem dichtgefüllten Riesenhaus herrschte eine Spannung, die *man förmlich fühlen konnte* und wie ich sie in diesen Räumen *nie zuvor* so unmittelbar, *so persönlich* empfunden hatte. Die Stille war *fast unheimlich*. *Aber* sie war *begreiflich*. *Denn hier* sollte nun der *Sohn des Größten* unter den neuzeitlichen Komponisten erscheinen, *des Mannes*, der nach wie vor die *Kaiserkrone im Reiche der Musik*, *zumal* der Opernmusik, trägt, der Erbe von Bayreuth, *selber Musiker* von Bedeutung, *wiewohl* er keinen Anspruch darauf erhebt, *mit dem Maßstabe des Vaters* gemessen zu werden. *Wie sah er aus?* War er äußerlich dem Vater ähnlich? Endlich löste sich die Spannung. Auf dem Podium erschien *ein Mann von mittlerer Figur*, etwas behäbig, mit einem Kopf, der *unverkennbar die so charakteristischen Merkmale* Richard Wagners trug, zumal dessen Nase, Mund und Kinn, die *Stirn mehr vom Großvater Liszt*, *das graue Haar kurzgeschnitten*. Ein Begrüßungsapplaus brach los von einer beispiellosen Stärke. Er dauerte an, *als Siegfried* sich bereits auf dem Dirigentenstand befand und wollte *schier nicht aufhören*. Immer wieder mußte er sich umwenden und verbeugen. *Im Sohne ehrte man den Vater*. *Endlich durfte er* den Taktstock heben und beginnen. Er dirigierte *anders als die andern:* mit einer auffallenden Ruhe, die *dennoch* dem Orchester (es war das ausgezeichnete Orchester des Opernhauses) die Absichten des Dirigenten *vermittelte* und manchem Zuhörer gewiß verwunderlich erschien. Der durchschnittliche Amerikaner verlangt vom Dirigenten, daß er »arbeitet«, mit Händen und Füßen, mit dem Kopf, mit den Haaren darauf, falls sie lang genug sind, mit Oberleib *und Unterleib*. Sonst glaubt er, er sei nichts. Ich war mal dabei, wie ein deutscher Dirigent dermaßen »arbeitete«, daß ihm eine Manschette (das berühmte Röllchen) abflog und über das ganze Orchester sauste. Da sagte mein Nachbar bewundernd zu mir: »He certainly works damned hard.« (Der arbeitet sicherlich verflucht schwer.) Dieser Dirigent Wagner »arbeitet« gar nicht. *Aber* — er war *Wagner II*. *Der kann sich das leisten*. Und man fand sein Dirigieren»*vornehm*«. So dirigierte er die Ouvertüre zu »Rienzi«, »Wotans Abschied« aus »Walküre«, mit dem glänzenden Baritonisten und Wagnersänger der



Joachim Ringelnatz (Zeichn.)

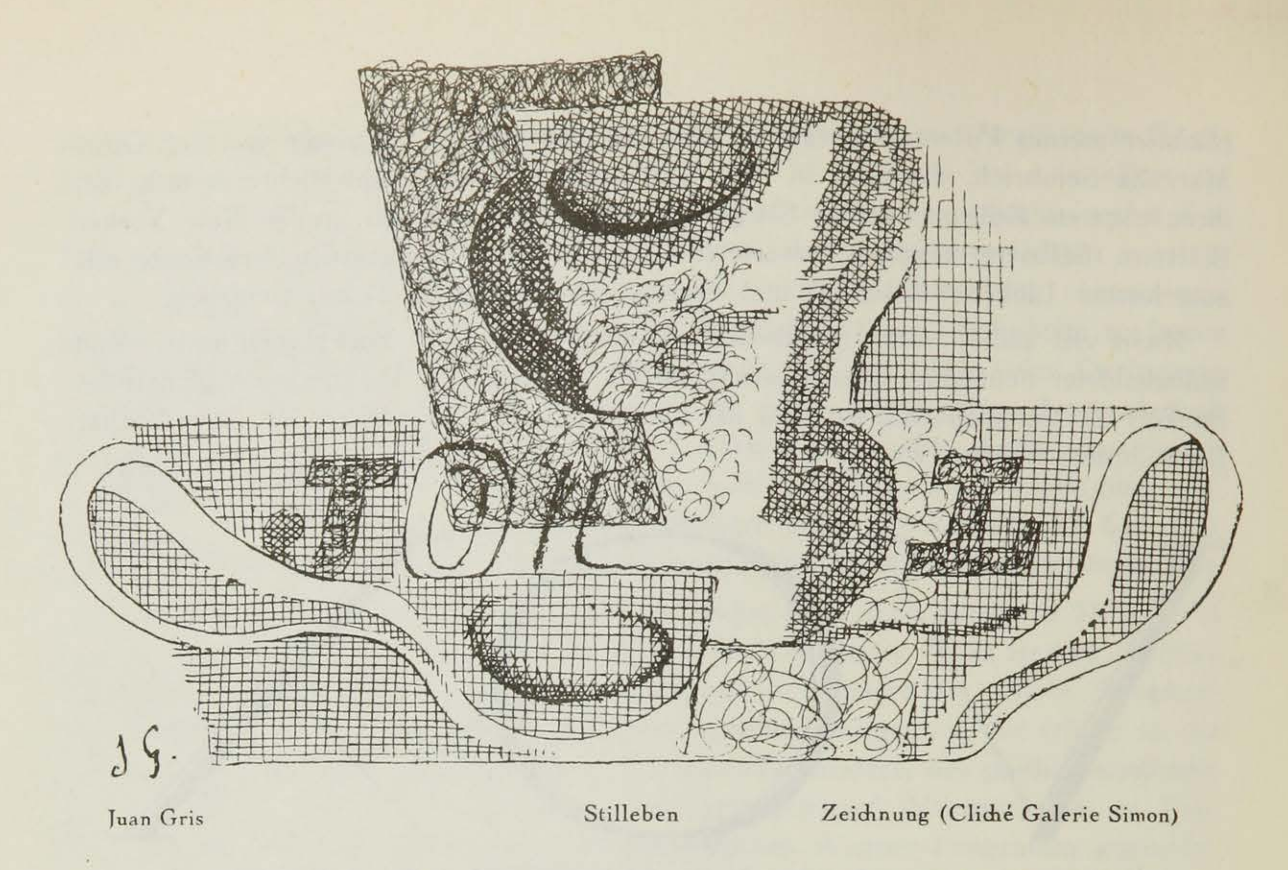
Oper, Clarence Whitehill, als Solisten, Vorspiel »Meistersinger«, *ferner vom Großvater Liszt* »Les Préludes« und von sich selbst das Vorspiel zu »*An allem ist Hütchen schuld*« und das Vorspiel zu »Sonnenflammen« — *beides unfraglich* Arbeiten eines begabten und gebildeten Musikers, der *Eigenes* zu bieten vermag. M. Halperson, der hervorragende Musikkritiker der Staatszeitung, *betont mit Recht, es sei an der Zeit,* den Vater dem Sohn gegenüber endlich beiseite zu lassen und *Siegfried* Wagner *als Musiker für sich* zu beurteilen. Nach jeder Darbietung wurde ihm rauschender Beifall zuteil, für den er mit sympathischer Bescheidenheit dankte, auch dem vortrefflichen Orchester *pantomimisch* seinen Anteil am Beifall zuerteilend. Und zum Schluß gab es eine wahrhaft begeisterte Huldigung mit zahllosen Hervorrufen. Der Amerikaner verfügt über ein *besonderes Geschick,* hervorragende Gäste mit ausgesuchter Zuvorkommenheit und Artigkeit zu behandeln.

Das zweite Konzert zu Ehren Siegfried Wagners fand kurz darauf in New Yorks größtem und vornehmstem Konzertsaal »Carnegie Hall« statt. Hier freilich erschien er lediglich als Solist-Dirigent, sozusagen, in einem Konzert des »State Symphoni Orchestra« unter Josef Stransky, dem hervorragenden Dirigenten, der früher an der Spitze des ältesten und angesehensten New Yorker Orchesters, des philharmonischen, gestanden hatte. Da dieses Konzert am Todestage Richard Wagners, dem 13. Februar, stattfand, so hatte Stransky ein ausschließliches Wagner-Programm angesetzt. Alle Nummern, bis auf das »Siegfried-Idyll«, brachte Stransky zu Gehör mit einem Schwung und einer *künstlerischen Tadellosigkeit,* die man bei ihm gewohnt ist, die aber *ohne Zweifel durch die Anwesenheit* des Sohnes Richard Wagners noch eine *Steigerung* erfahren hatte. Den Höhepunkt bildete freilich das »Siegfried-Idyll«, *denn die Nummer* sollte Siegfried Wagner dirigieren. Das hatte seine besondere Bedeutung, weil Richard Wagner *dieses Idyll zum Geburtstag und zugleich als Weihnachtsgeschenk* für seine Frau Cosima, die am 25. Dezember 1837 geboren war, *sowie zu Ehren des neugeborenen Siegfried* im November 1870 in seiner Villa *in Triebschen* in der Schweiz komponiert hatte — *auf der Treppe des Hauses. Wagner brachte* seiner Frau am Weihnachtstage 1870, ihrem Geburtstage, mit diesem Werk *ein Ständchen. Welche Gefühle* mögen den Sohn beseelt haben, der diese entzückende Schöpfung des Vaters, geschrieben für ihn, *am 41.* Todestage des Vaters *in New York* dirigierte, *und zwar wunderbar dirigierte.*

Auch hier war Siegfried der Empfänger der *schmeichelhaftesten* und nachhaltigsten Ehrungen des vollen Hauses. *Und auch hier,* wie im Opernhause, wurden ihm *die Einnahmen* zum Besten der Weiterführung der Festspiele in Bayreuth zur Verfügung gestellt. Nach dem Konzert hatte Stransky eine größere Anzahl bekannter New Yorker aus den Kreisen der Kunst, *des Geschäfts* und der Wissenschaft in sein elegantes Heim geladen, zu einem Empfang für Siegfried Wagner. *Hier konnte ich* die persönliche Bekanntschaft des Bayreuther *Thronfolgers* sowie seiner liebenswürdigen Gemahlin machen. Wir sprachen *von* Bayreuth, von Berlin und unserem gemeinsamen Bekannten *Franz Stassen,* dem trefflichen *Maler,* von dem ich den von ihm *wundervoll illustrierten* »*Faust*« besitze, von seinen weiteren Reiseplänen, die sich *auf den ganzen Westen* erstrecken. Er ist von dem Empfang, der ihm, zumal in musikalischen Kreisen, hier zuteil wurde, geradezu überwältigt und *verspricht sich viel* für Bayreuth. Es war sehr festlich — die *Herren alle in Schwarz,* die Damen in kostbarsten Ballkostümen, diamantenfunkelnd und *duftumflossen, wie das* der vornehmen New Yorker Gesellschaft *eigentümlich ist.* Ich sah, um nur einige zu nennen, Walter Damrosch, den Dirigenten, Dr. E. *Baruch,* den *bekannten Arzt und Schöngeist,* der im Hilfswerk *so rege* tätig ist, Alexander Lambert, den Pianisten

(Schüler meines Vaters), George Meader, den glänzenden Tenoristen von der Oper, Marcella Sembrich, die jetzt in New York als gesuchte Gesangslehrerin tätig ist, ihren engeren Kollegen Oskar Sänger, Musikkritiker von den großen New Yorker Blättern. Selbstverständlich bewirteten Stransky und seine Gattin ihre Gäste mit auserlesener Liebenswürdigkeit und ebenso auserlesenen leiblichen Genüssen.

Nicht viel später veranstaltete der »*Liederkranz*«, New Yorks vornehmster und bedeutendster deutscher Gesangverein, zu Ehren Siegfried Wagners ein glänzendes Bankett im Vereinshause, bei dem die hervorragendsten Vertreter des New Yorker Deutschtums zugegen waren. *(Berliner Lok.-Anz.)*



Juan Gris　Stilleben　Zeichnung (Cliché Galerie Simon)

SAMPLE OF AMERICAN

Answer of an American musician in Europe writing back to America in the American language so as not to be misunderstood, to a lady whose patriotism is unquestioned (who has archly doubted his motives, his European criticism, and his ability to write a certain Jazz-opera she wants.)

12 rue de l'Odeon, Paris, France.

Dear Muriel,

Well here I am again, to the face of your warning.

Only I aint come after no money. Living up to all of the high ideals that America has implanted in me I am working for my living and not being no parasite upon society by going around borrowing money and trying to hood-wink people into believing all the things I think of myself.

But they put it into me. Them, . . . them Europeans. They think all of them things and even go so far as to print them in the papers and make me swell-headed, I mean them lies that I sent you as newspaper clippings like the bum I must have been then. Excuse me.

Well, what I want to know now is how the lands lays for me to send a score over to you. Words by James Joyce, music by George Antheil. Sounds like musical comedy.

Just shoot the word across and you get the score. I warn you it aint no nigger-music and maybe you wont be intersted. It aint even American, only the music in a cockeyed way.

In dont believe in no art music, but I dont believe in no fashionable nigger-music either. I've been down to Africa to get a line on them. Wild music awfully interesting, but its nothing like jazz like all them guys in the Musical Courier who been down there once said. God! American jazz must be the influence of America on the niggers, dont you think. The thing got my goat and I went down to Africa to see about it. Been back now about five months.

The trouble with you birds over in America is that youre all getting too all-fired European with your ten-cents stores, etc., which was a Russian idea in the first place gotten out by Strawinsky as long ago as Petroushka.

Coming back to the niggers, any American can catch the hang of their rhythms. Seems to belong to us more'en them.

Geniuses, Bawls yes! but so were the gypsies of Russia and Hungaria. But whoever heard of a great gypsy composer in the long run. These people are to damn full of improvised music to compose it. They aint got the right temperaments to be composers. They get paralyzed with paper and pencil. They're improvisors and not composers . . . and dont forget it, these gypsies and later the niggers. Jane told me youre now holding your hand under them awaiting them to lay the egg. Muriel take the advice of an expert. Its no go. The niggers will turn out the same as the gypsies . . . as composers.

You ought to waste your time doing something better than that.

Today a man must be a funny temperament to be an organizer, a composer. I got it. I aint no improvisor, at best I'm a sharper, but I know whats what.

Do you know what Leo Ornstein is, and why he is a cuck-coo? Because he is a sprawler . . . an improvisor. Y'get tired of 'im quick. Strawinsky was no improvisor, nor Debussy. Them's composers!!! But dead on the field of honor. Take 'im out.

Leo Ornstein is all fulla talent, like a kid spews its milk. Hes all fulla tradgedy and weeps. Slams his stuff around with his eyes shut. Take 'em out! I dont want to see no mad house. I dont want to see his soul. Dont wanna, dont wanna. Improvisor, gue-musher, get the hell out.

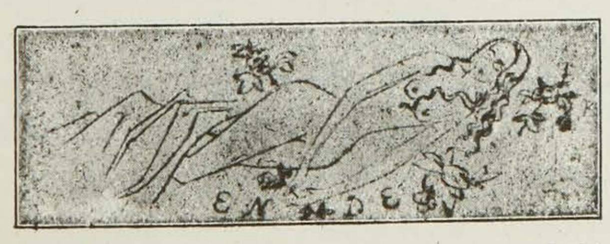
You birds in America take improvisation too often for something worth while. Funny . . . (?).

Now if you aint mad, Muriel, lets bury the hatchet. I used to have the greatest respect for you, but I didnt expect you to schoolmarm me. I aint got no time to reform. My god, things are bad enough here let alone America where everything is so expensive . . . I cant rely on no help over there . . . I guess you see that. Why should I come back and starve worst'en I do here. Who the hell knows anything about music over there, and who the hell would help me if they did. All Id gett'be knocks. Dont be ridiculous. Always try to be sensible when writing letters to drownding people. They wont see the joke. Only I could see such a joke.

Dont get amd that a score dont accompany this . . . as per direction. How could I send you a score not knowing your present condition of morals. Would you try to place it if you could . . . thats all.

I cant stay long amd, can you, Muriel. Love to you,

GEORGE ANTHEIL.



G. A. Mathéy (Rad.)



J. Annenkow Die Dichterin Anna Achmatowa (Zeichn.)

AM MEER

von

ANNA ACHMATOWA

Buchten durchfurchten die flache Küste;
Fort flogen die Segel hinaus in das Meer.
Ich trockne derweil' meine salzigen Zöpfe
Weit fort vom Lande auf einem Stein.
Ein grüner Fisch kam zu mir geschwommen,
Eine weiße Möwe kam zu mir geflogen,
Und ich war frech, war böse und lustig
Und wußte es nicht: dies war das Glück.
Im Sande verscharrt' ich mein gelbes Kleidchen,
Daß der Wind es nicht nehme, kein Strolch es mir stehle,
Und schwamm dann weit hinaus in die See,
Von den dunklen, warmen Wellen getragen.
Wenn ich dann heimging, blinkte im Osten

Bereits das rollende Auge des Leuchtturms.
Und vor der Pforte am Chersones
Sagte der Mönch: „Was irrst du hier nächtens umher?"

Die Nachbarn wußten's: ich spüre das Wasser, —
Und gruben sie nun einen neuen Brunnen
So riefen sie mich, die Stelle zu weisen,
Und haben auch nie vergebens gegraben.
Ich sammelte auch Franzosenkugeln
Wie man nach Pilz oder Beeren sucht
Und trug sie dann heim in der Schürze:
Rostige Splitter von wuchtigen Bomben.
Und zu der Schwester sagte ich streng:
„Wenn ich erst Zarin bin,
So bau' ich sechs Panzerschiffe
Und sechs Kanonenboote,
Um meine Buchten zu schützen
Bis nach Fiolenta hinauf!"
Doch abends kniet ich am Bette
Und betete vor der Ikone,
Daß die Kirschen uns nicht verhageln,
Daß wir große Fische nur fangen,
Und daß der listige Strolch
Mein gelbes Kleidchen nicht fände.

Mit den Fischern war ich gut Freund.
Unter den umgestülpten Booten
Saß ich bei ihnen, wenn Sturzregen kamen.
Sie sprachen vom Meer. Ich behielt was sie sagten
Und im Geheimen glaubte ich jedem Worte.
Die Fischer gewöhnten sich sehr an mich.
War ich nicht da am Anlegeplatz,
So schickte der Älteste sein Tochter nach mir
Und sie schrie: „Sie sind wieder da!
Heuer werden Butten gebraten."

Da war ein grauäugiger, schlanker Knabe,
Wohl ein Halbjahr jünger als ich.
Der kam mit weißen Rosen zu mir —
Es waren weiße, muskatene Rosen —
Und fragte mich sanft: „Erlaubst du,
Daß ich neben Dir sitz' auf dem Stein?"
Ich lachte: „Was soll ich mit Rosen!

Sie stechen ja nur." „Und ich —
So sagt' er — „was mach' ich denn dann?
Wenn ich doch so verliebt bin in dich!"
Das kränkte mich sehr: „Du Dummer! —
Wer bist du?" fragt' ich, — „Etwa ein Prinz?"
Das war ein grauäugiger, schlanker Junge
Wohl ein Halbjahr jünger als ich.
„Ich will dich heiraten, hör!" —
So er, — „bald bin ich erwachsen
Und fahre mit dir gen Norden! . ."
Der schlanke Junge weinte so sehr,
Weil ich die Rosen nicht wollte,
Auch nicht gen Norden wollte mit ihm.
Recht kümmerlich war mein Trost:
„Aber bedenk,' ich bin Zarin dereinst
Da brauch ich kein' Mann wie dich!"
„Ach, nun! Dann werde ich Mönch", —
Sagt er, — „im Chersonesos bei Euch."
„Nein, laß das nur bleiben! Die Mönche
Tun nichts als nur sterben.
Wenn man kommt, wird allweg einer begraben
Und weißt! die andern weinen nichtmal!"
Ohne Abschied ist der Knabe gegangen
Und trug seine Rosen mit fort.
Ich ließ ihn auch gehn,
Sagte nicht: „Du — bleib noch bei mir!"
Doch im Geheimen stöhnte der Schmerz
Und war wie ein Möwengeschrei
In der Wermut-ergrauten Steppe
Ueber dem öden, toten Korssunj.

(Übersetzt von *Reinbold von Walter*)

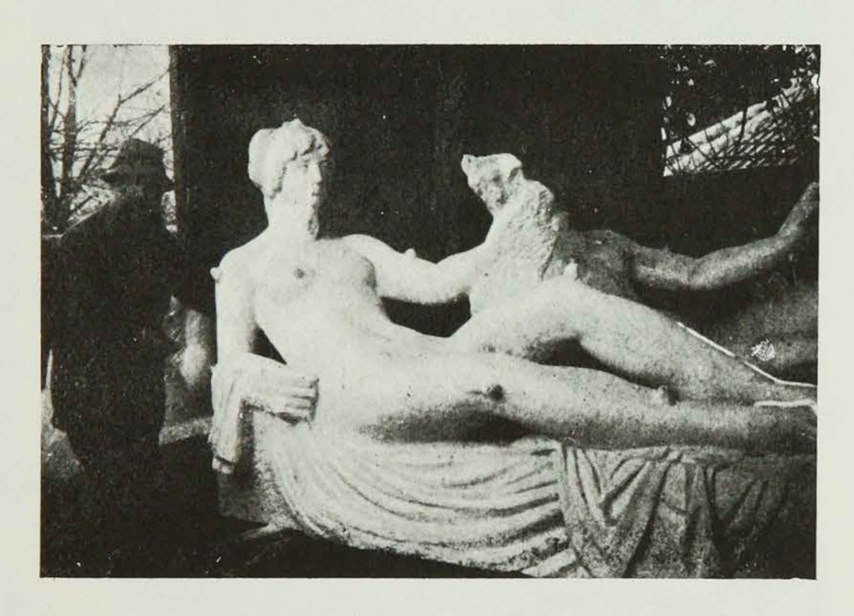


Bela Czobel

Cézanne vor dem „Motiv" auf dem Lande bei Aix 1906







Aristide Maillol
bei der Arbeit an seinem Cézanne-Denkmal für Aix

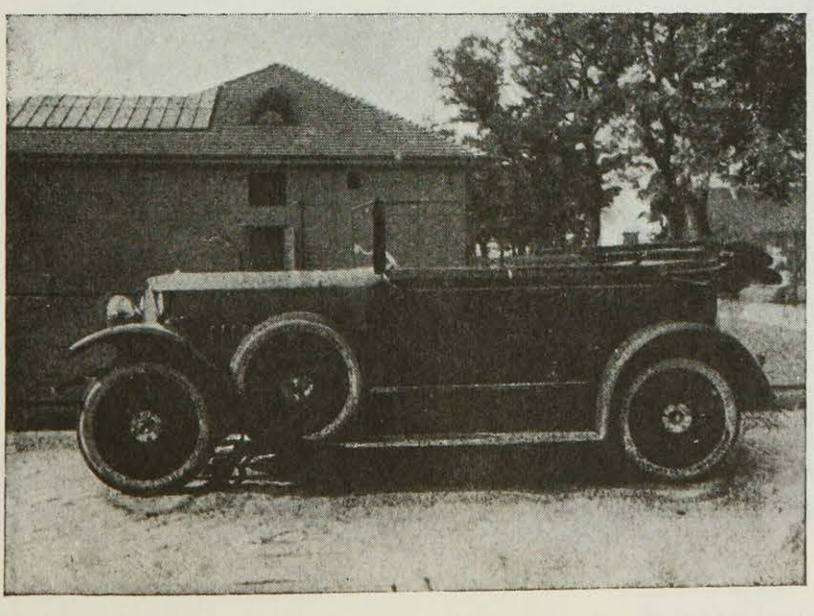




(Clichés des „Bulletin de la Vie Artistique")

Maske

Französisch Congo
Sammlung Paul Guillaume Paris



Allwetter halb offen (Cliché Szawe)



James Joyce



Der Prinz von Wales begrüßt Fußballspieler
(Kölner ill. Woche)



Der Bergmann Heinr. Bohnenkamp
von der Zeche Langenbrahm (1917)



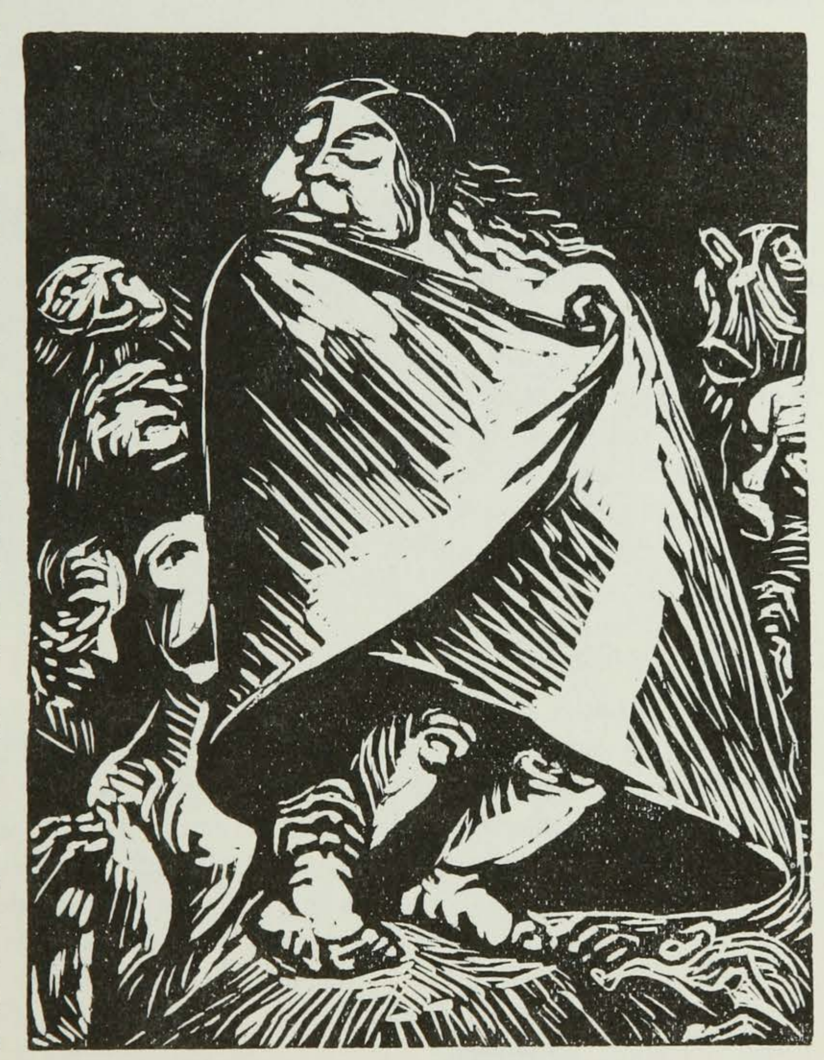
Madame de Noailles im Schützengraben (1917)

JAMES JOYCE'S „ULYSSES“

Von

EZRA POUND

Alle Welt sollte zum Lobe des »Ulysses« sich vereinen; die nicht mitmachen wollen, mögen sich mit einem Platz auf einer niedrigeren Stufe des Geisteslebens begnügen. Womit ich nicht sagen will, daß Alle dieses Werk vom gleichen Gesichtspunkte aus loben müßten. Aber jeder ernsthafte Schriftsteller, gleichviel ob er eine Kritik darüber schreibt oder nicht, wird irgendwie Stellung dazu nehmen müssen. Um mit etwas zu beginnen, was nicht zur Diskussion steht, möchte ich sagen, daß Joyce da begonnen hat, wo Flaubert stehen geblieben ist: In "Dubliners" und "Portrait of the Artist as a young Man" hatte er die »Trois Contes« oder »L'Education Sentimentale« nicht übertroffen; in »*Ulysses*« dagegen wird das von Flaubert in »Bouvard et Pécuchet« eingeleitete stilistische Verfahren weiterentwickelt, und zwar hat er es bei Vereinfachung der Mittel wirksamer gestaltet; »La Tentation de St. Antoine« war für ihn leicht abgetan. Das Werk kann nur mit einer einzelnen Episode aus »Ulysses« verglichen werden. »Ulysses« hat mehr Form als irgend einer der Flaubert'schen Romane. Cervantes hatte seine Vorgänger parodiert und könnte als Vergleichsbasis für ein anderes der Joyce'schen Reduktionsverfahren dienen, aber wo Cervantes *eine* Art Tollheit, eine Art Sprachschwulst veralbert, macht Joyce deren mindestens *siebzig* lächerlich und gibt nebenbei noch eine Darstellung der gesamten englischen Prosa.



Ernst Barlach — Holzschnitt zu Goethes Walpurgisnacht
Paul Cassirer-Verlag

Die Bouvard und Pécuchet sind die Basis der Demokratie; Bloom ist im gleichen Sinne Basis der Demokratie; er ist der Mann der Straße, ist »jeder Dritte«, das Publikum, nicht unser, aber Wells' Publikum; denn Wells selbst ist Hocking's Publikum, er ist »l'homme moyen sensuel«; er ist sowohl Shakespeare, wie Ulysses, wie der ewige Jude, der »Daily-Mail«-Leser, der Mann, der das glaubt, was er in den Zeitungen liest, Jedermann und der »Geneppte« . . .

Flaubert hatte in »Madame Bovary« ländliche Sitten und in »L'Education Sentimentale« das Getriebe städtischen Lebens dargestellt und daraus die weitere Fixierung der Daseinsformen des neunzehnten Jahrhunderts in Angriff genommen, indem er alle möglichen Dinge aufzeigte, die dem Durchschnittsmenschen dieser Periode etwa in den Sinn kommen könnten; Joyce hat eine viel bessere Methode der Summierung und Analyse gefunden. Nachdem Bouvard und sein Freund sich aufs Land zurückgezogen haben, gerät Flaubert's unvollendet gebliebene Erzählung ins Schleppen; in »Ulysses« kann *Jegliches* sich *in jedem beliebigen Moment* ereignen; Bloom leidet *kata thymon;* »ein armer Teufel, der sich für einen mageren Knochen zu schinden hat«: er ist jedoch *polymetis* und auf alles gefaßt.

Joyce's Charaktere *sprechen* nicht nur — sie *denken* sogar *in ihrer eigenen Sprache:* »So stand der kleine Dignam vor der Litfassäule und sah: zwei Boxer, splitternackt, auf dem Sprung . . .«

»Donnerwetter, den Boxmatch möcht ich sehn; Myler Keogh, das ist der Kerl mit der grünen Binde, der auf den andern losgeht. Zwei M. Eintritt, zwei M., Soldaten halber Preis. Kleinigkeit, meiner Ollen auszureißen. Wann? Zweiundzwanzigsten Mai. Natürlich, das verdammte Zeug ist ja längst vorbei.«

Die Dialekte sind nicht alle lokal: auf Seite 406 lesen wir:

»Elija ist nahe. Gewaschen im Blute des Lammes. Come on, you winefizzling, ginsizzling, booseguzzling existences! Vorwärts, ihr auf den Hund gekommenen, stiernackigen, finsterglotzenden, schweinsrüssligen, haselnußhirnigen, wieseläugigen Quadratschieber, Falsch-Alarmschläger und Schmuggelhamster! Du dreimal abgebrühte Niedertracht! Alexander J. Christ Dowie steht vor euch! Diesen halben Erdball — von Frisco Beach bis Wladiwostok — hat er an den Haaren zum Heil geschleift. Die Gottheit ist nicht in einer Sechserschaubude. Das laßt euch gesagt sein! Er meint es ehrlich, ein wirklich großartiges Geschäft, das er euch da offeriert; das laßt euch gesagt sein. Laßt Salven krachen zu König Christus' Heil! Da müßt ihr früh aufstehen, ihr Sünder, ihr, wenn ihr mit Gott dem Allmächtigen anbinden wollt . . . Daraus wird nichts! Einen Hustentrank hat er für euch in seiner Tasche, der euch die Kehle kitzelt. Machen Sie einen Versuch!«

Mit der bunten Häufung der Dialekte gelingt es Joyce, einen Gegenstand, eine Sinnesfärbung schnell zu verdeutlichen. Bei ihm ist nichts gedrängter als z. B. bei Flaubert die Aufdeckung der Beziehungen zwischen Emma und ihrer Schwiegermutter oder des Charakters des Père Rouault, wie er sich in seinem letzten Brief an Emma darstellt; aber bei Joyce werden die Alltagsgedanken — »les idées reçues« — schneller bloßgelegt als in »Bouvard et Pécuchet«.

»Ulysses« ist vermutlich so unnachahmbar wie »Tristram Shandy«, das heißt, er läßt sich nicht ein zweites Mal machen; man könnte ihn nicht, wie etwa »Madame Bovary«, als Modell benutzen. Er ist wesentlicher Bestandteil internationaler Literaturtechnik geworden.

Die herkömmlichen Romane, sogar die ausgezeichnetsten derartigen Romane erscheinen unendlich gedehnt, unendlich überlastet, nachdem man gesehen hat, wie Joyce aus einer Situation, einer Wissenschaft, einem Geisteszustand auf einer halben Seite in katechisiertem Frage- und Antwortspiel, in einer Tirade à la Rabelais, das Letzte herausholt.

Rabelais hält seine Position, besteht, ist zu stark, um von irgend einem Nachfolger beseitigt zu werden; er ist ein Fels gegen die Narrheiten seiner Zeit; gegen die ecclesiastische Theologie und, was noch mehr ins Gewicht fällt, *gegen die blinde Vergötterung der damals in Mode kommenden Klassiker. Er* schlägt das gesamte

aufgefahrene Geschütz mit noch größerer Kraft zurück, als Joyce es bisher getan hat; aber ich kann mir fernerhin keinen Prosaschriftsteller vorstellen, dessen Stellung in der Weltliteratur durch das Erscheinen des »Ulysses« nicht beeinflußt wird.

Henry James spricht seine eigene wundervolle Sprache selbst da, wo er seine Geschöpfe nur deren Sprache sollte sprechen lassen; Joyce redet, wenn nicht mit Menschen- und Engelszungen, doch eine vielzüngige, eine vielfältige Sprache: die Sprache von kleinen Jungens, Straßenpredigern, Vornehmen und Geringen, Trödlern und Unternehmern, die Sprache der Gertie McDowell und des M. Deasey.



George Grosz — Bürgerliche Welt (Rad.) (Cliché Hans Goltz)

Man liest Proust und glaubt ihn sehr vollendet; man liest Henry James und weiß, er *ist* sehr vollendet; man beginnt »Ulysses« zu lesen und denkt, vielleicht mit Recht, daß Joyce es in geringerem Maß ist, daß er jedenfalls weniger elegant ist; und man erwägt, wie ausgezeichnet sowohl James als auch Proust »ihre Atmosphäre zu vermitteln« vermögen; doch die Atmosphäre der Gertie-Nausikaa-Stimmung mit ihren Echos des Vesper-Gottesdienstes ist unzweifelhaft »vermittelt«, und dies mit einer Überzeugungskraft und Stärke, daß sie weder von James noch von Proust übertroffen wird.

Dann, auf der Heimfahrt, wenn unser Autor mehr oder weniger erleichtert das Gewicht des Buches von seinen Schultern gleiten fühlt, finden wir bei Joyce, wenn nicht elegante Fertigkeit, so doch solche Akrobatenkünste, solch seiltänzerische Technik, daß es vergebliches Bemühen wäre, ihn durch die Fixierung seiner Grenzen festlegen zu wollen. Seine gesamte Künstlerpersönlichkeit, seine ganze literarische Ausstattung liegen ebenso völlig außerhalb von James' Gesichtskreis und Weltbild, wie sie außerhalb von Proust's Horizont und Blickfeld liegen.

Wirft man ihm vor, daß er »jenen Provinzialismus bringt, der immer an den Haaren herbeigezogen, in Anspielungen auf irgend ein Werk oder lokale Sitten stecken bleibt«, so muß man andererseits zugeben, daß kein zweiter Autor die Dinge klarer und schärfer darzustellen weiß, in einer Art, daß irgend ein Chinese oder

sonstiges Wesen des einundvierzigsten Jahrhunderts beim Lesen dieses Werkes ohne jedes Quellenstudium eine ausgezeichnete Vorstellung vom Schauplatze und seinen Sitten gewinnen könnte.

In seinem Über-Roman hat unser Autor sich auch das Epos nutzbar gemacht und zum ersten Male seit 1320 wieder infernalische Gestalten auferstehen lassen: seine Furien sind keine Bühnenfiguren, es sind die modernen »Flagellant Castle-ladies«. Telemachos, Circe und der ganze Rest der odysseischen Gesellschaft, die laute Höhle des Aeolos, erstehen nacheinander im Geiste des Lesers, schneller oder weniger schnell, je nach seiner größeren oder geringeren Bekanntschaft mit Homer. Dieses Hereinbeziehen macht einen Teil von Joyce's mittelalterlicher Manier aus und ist ganz seine eigene Erfindung; ein Gerüst, eine Art Konstruktion, die durch den Erfolg gerechtfertigt wird und nur durch diesen zu rechtfertigen ist.

»Ulysses«*) umfaßt 732 Doppelseiten, d. h. er hat den Umfang von ungefähr vier normalen Romanen; und auch nur eine Aufzählung der behandelten verschiedenen Interessengebiete würde wahrscheinlich den mir bewilligten Raum überschreiten. In der Cyclopen-Episode hat man einen Maßstab für den Unterschied zwischen der Wirklichkeit der Tatsachen und einer durch verschiedene geschickte Ausdrucksformen nur vorgespiegelten Wirklichkeit; der Spott über die verschiedenen sich totlaufenden Sprachenbildungen kulminiert in der Gerichtsszene — Blut und Zucker zu Stanze und Rhetorik kondensiert —; gerade das, was das Publikum verdient, und gerade das, was es jeden Morgen zum Kaffee in der »Daily Mail« und in sentimental-rhetorischem Journalismus serviert bekommt; hier haben wir vielleicht die wildeste Verhöhnung seit Swift's Vorschlag zu Beseitigung der Hungersnot in Irland. Henry James klagte über Baudelaire: »Le Mal, Sie tun sich selbst zu viel Ehre an . . . wir lehnen Ihr Werk mit dem gleichen Unwillen ab, als ob man uns für ‚Die Blumen des Guten' eine Rhapsodie über Rosinenpudding und Eau de Cologne geboten hätte.« Joyce wollte ein Inferno gestalten und er *hat* eines gestaltet.

Er entwirft ein so wahrheitsgetreues Bild von Irland unter der Herrschaft Englands, daß ein neunfacher Feigling wie Shaw nicht einmal wagen darf, es anzuschauen. Seine Darstellung greift weiter über den ganzen Okzident unter der Herrschaft des Kapitals. Die Details des Straßenplanes sind lokal, aber Leopold Bloom (geborener Virag) ist allgegenwärtig. Seine Ehegattin, Rhea - Tellus, das Symbol der Erde, ist der Ackerboden, aus dem der Geist entsprungen ist und auf den er in saeculum saeculorum sich wieder herabsenkt. Seine Molly ist ein in allen Wassern gewaschenes Frauenzimmer, keine Dirne, aber eine Ehebrecherin — es gibt solche! Ihre innersten Gedankengänge sind zensurlos wiedergegeben (hier Hut ab vor der Psychoanalyse!). Der Zensor im Freud'schen Sinne ist außer Aktion gesetzt. Molly's Nacht-Gedanken — die anders sind als die berühmten, einst von Young in Verse gebrachten — sind bloßgelegt; sie erklärt ein für alle Mal, daß ihr Körper eine Blume ist; ihr letztes Wort ist Bejahung. Die Manieren der wohlerzogenen Gesellschaft, in der sie lebt, haben nicht in ihr dickes Fell dringen können; sie existiert vermutlich in Patagonien, wie sie in Jersey City oder in Camden existiert.

Und dieses Buch hat man in Amerika verboten, wo jedes siebenjährige Kind reichlich Gelegenheit hat, die Details des Arbucle-Falls oder zweihundert anderer, gleich anrüchiger Geschichten aus 270 000 000 Exemplaren der 300 000 Tageszeitungen, die uns erleuchten, in sich aufzunehmen. Man kommt auf die Goncourtsche Frage zurück: »Soll das Volk unter einem Literatur-Edikt belassen werden?

---

*) Librairie Shakespeare, Paris 12, rue de l'Odéon.

Gibt es Klassen, die würdelos sind, gibt es Unglücksfälle *zu* niedriger Art, zu schlecht inszenierte Lebensdramen, Katastrophen, Schrecken, allzu weit von wirklicher Vornehmheit entfernt? Jetzt, wo der Roman in eine höhere literarische Rangordnung gestiegen, wo er die große literarische Form geworden ist . . . die Sozialforschung, die psychologische Ergründung und Analyse, die dem Autor gleiche Studien und Pflichten auferlegen wie der Wissenschaft . . . die Konstatierung von Tatsachen . . . Die Frage, ob der Romandichter verpflichtet ist, mit der gleichen Exaktheit zu schreiben und daher auch mit derselben Freiheit zu arbeiten wie der Wissenschaftler, der Historiker, der Physiker?«

Ein Milchmarkt-Bericht ist für den Gesetzgeber von geringerem Nutzen als die Erfahrungen, die in »L'Education Sentimentale« oder »Madame Bovary« enthalten sind. Vom Gesetzgeber erwartet man die Regelung menschlicher Angelegenheiten, die Organisierung der Komödie menschlichen Zusammenlebens. Die Herrschaft hat »le beau monde«, oder hatte sie doch, weil sie die Möglichkeit besaß, sich zu bilden. Das Mittelalter stand unter der Herrschaft derer, die lesen konnten, und die Aristokratie wurde früher als die große Masse mit Macchiavelli's Abhandlung bekannt. In unserer Zeit erhält nur eine ganz kleine Plutokratie die wirklichen Nachrichten, von denen alsdann nur ein geringer Bruchteil (so wenig, daß die umliegenden Dörfer überhaupt nur noch einen ganz schwachen Lichtschimmer sehen) in den Zeitungen veröffentlicht wird. Jefferson war vielleicht der letzte amerikanische Präsident, der ein etwas allgemeineres Verständnis für Zivilisation hatte. Molly Bloom urteilt verächtlich über Griffith wegen »der Treuherzigkeit seiner Hosen«, und durch die Pariser Ausgabe der »Tribune« erfahren wir, daß der Schneiderkongreß Präsident Harding als das bestgekleidete Staatsoberhaupt erklärt hat.

Es liegt mir fern, den Vorzug eines Präsidenten zu unterschätzen, der einem Modevorbild wie Mr. Balfour oder Lord (ehemals Mr.) Lee of Fareham (and Chequers) an Hosen ebenbürtig ist; aber es liegt mir nicht weniger fern, den allgemeinen Wert exakter Sprache zu verkleinern, die nur durch die Literatur erreicht werden kann und die der kurzgefaßte Julius Caesar oder der klare Macchiavelli oder der Autor des Code Napoléon oder Thomas Jefferson (um ein lokales Beispiel zu nennen) keineswegs verachtet hätten. Ob unser gegenwärtiger Herrscher an diesen Fragen interessiert ist, läßt sich schwer sagen; wir wissen nur, daß es der verstorbene pseudo-intellektuelle Wilson nicht war und der verstorbene Phrasenheld Teddy auch nicht und Taft, McKinley, Cleveland ebenso wenig, und daß, soweit unser Gedächtnis reicht, kein einziger amerikanischer Präsident je ein einziges Wort geäußert hätte, das auch nur das leiseste Interesse an diesen Fragen oder nur das geringste Gefühl für die Notwendigkeit eines intellektuellen Lebens in Amerika angedeutet hätte. *Sinn und Stil hätte Amerika und Europa vor Wilson bewahren* können. Es wäre unseren Diplomaten von Wert gewesen. Das »rechte Wort« ist von öffentlicher Bedeutung; das ist nun mal so. Ich konstatiere diese Tatsache nicht zur Beruhigung der Ästheten, die alle Autoren im wesentlichen ohne Nutzeffekt wünschen. Wir werden regiert durch Worte, die Gesetze sind, in Worten niedergeschrieben, und nur durch die Literatur können diese Worte lebendig und treffend erhalten werden. Die verschiedenen sprachlichen Alterserscheinungen zeigen, was aus einer Sprache wird, wenn sie in die Hände unliterarischer Spezialisten gerät.

»Ulysses« bietet im übrigen eher den Stoff für ein Symposion als für einen einzelnen Brief, einen Essay oder eine Zeitschrift.

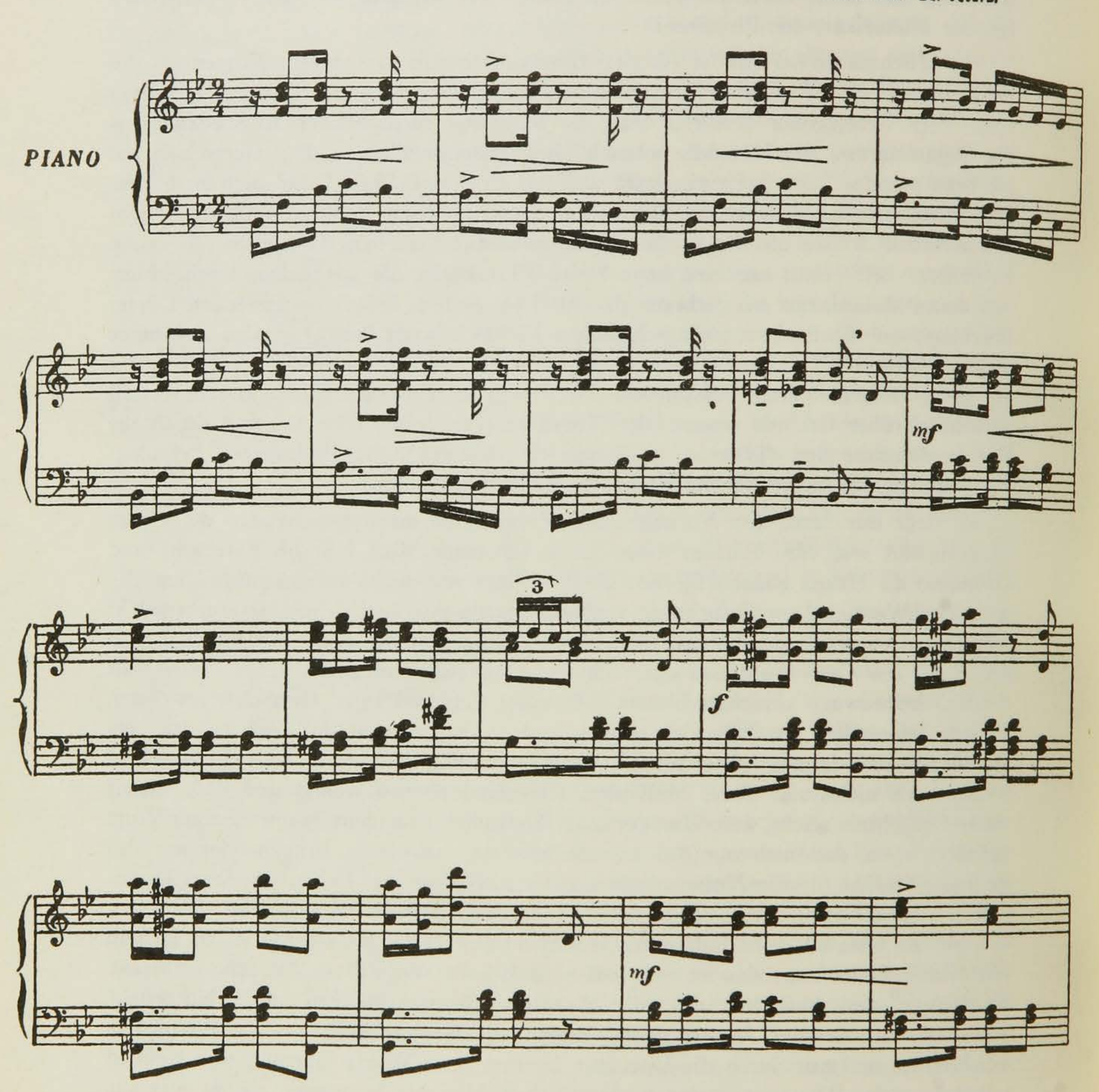
(Übersetzung von B. Schiratzki.)

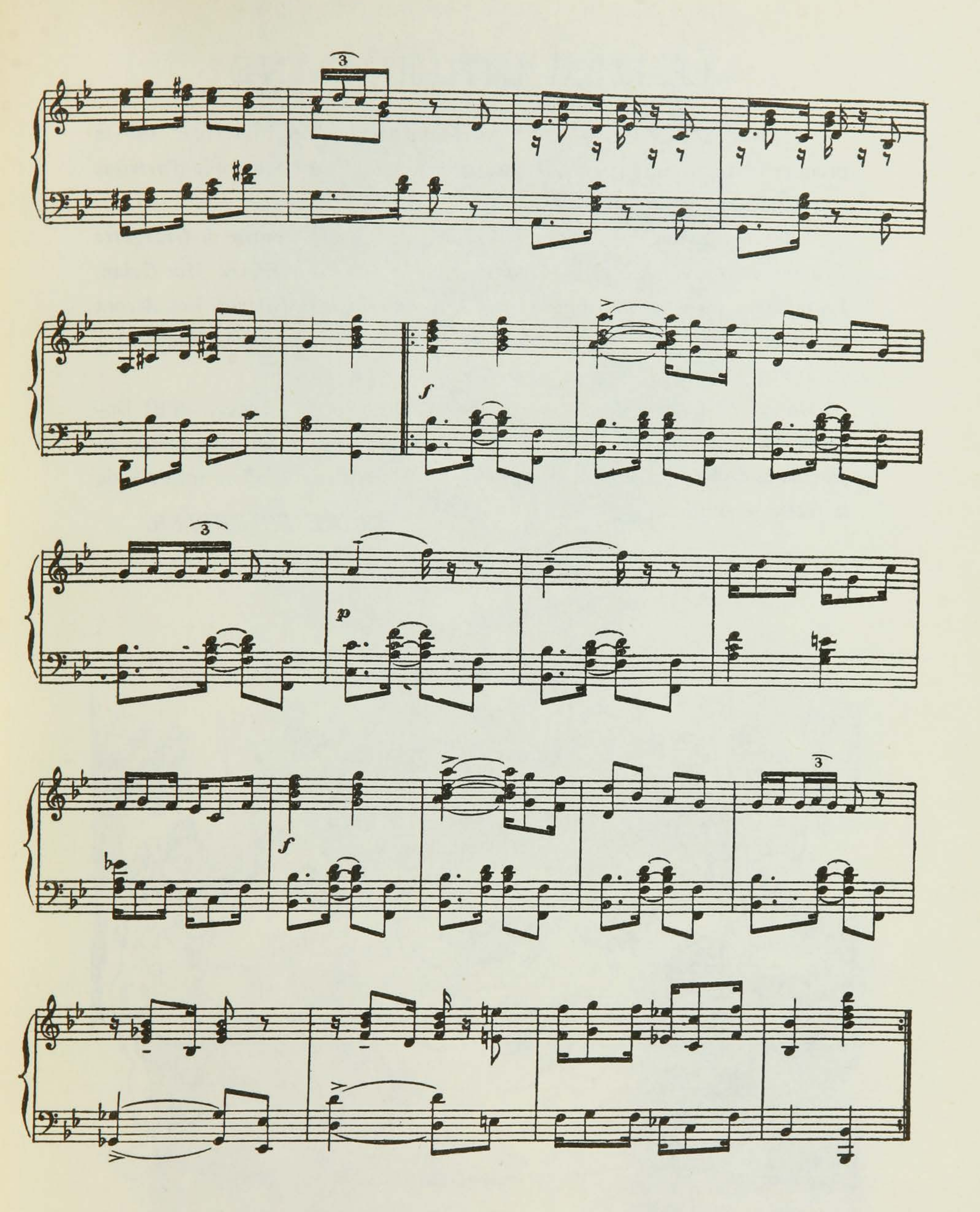
LA SAMBA D'AMOUR

sur les Paroles de LOUIS AERTS

JOSE MARCOS LUCCHESI

Pianiste au "Bal Tabarin"





L.A 1389

LE FILM L'INHUMAINE

»L'INHUMAINE«, *histoire féerique* par Marcel L'Herbier est le premier film qui réunit une collaboration exclusivement composée *d'artistes aux tendances avancées.*

L'interprêtation des deux *rôles* principaux a été confiée à *Georgette Leblanc* et à *Jaque-Catelain. L'adaptation littéraire à Pierre Mac Orlan.* La *musique* pour accompagner la projection à *Darius Milhaud.* Les *décors* mécaniques (laboratoires) à *Fernand Léger.* Les *architectures* (façades) à *R. Mallet Stevens.* Les *meubles* à *Pierre Chareau.*

Marcel L'Herbier, le réalisateur de »L'Homme du Large«, «d'El Dorado« et de »Don Juan et Faust« a été amené par sa conception même du cinématographe à créer une atmoshère de *modernisme réaliste* mêlée à de la *féerie scientifique.*

MARCEL L'HERBIER.



Pascin — Der verlorene Sohn (Rad.)

Renée Sintenis

Joachim Ringelnatz (Stucco)
Wien Staatsgalerie (aus dem Cicerone)



Fritz Krupkat,
Sieger im Berliner Sechstagerennen 1924

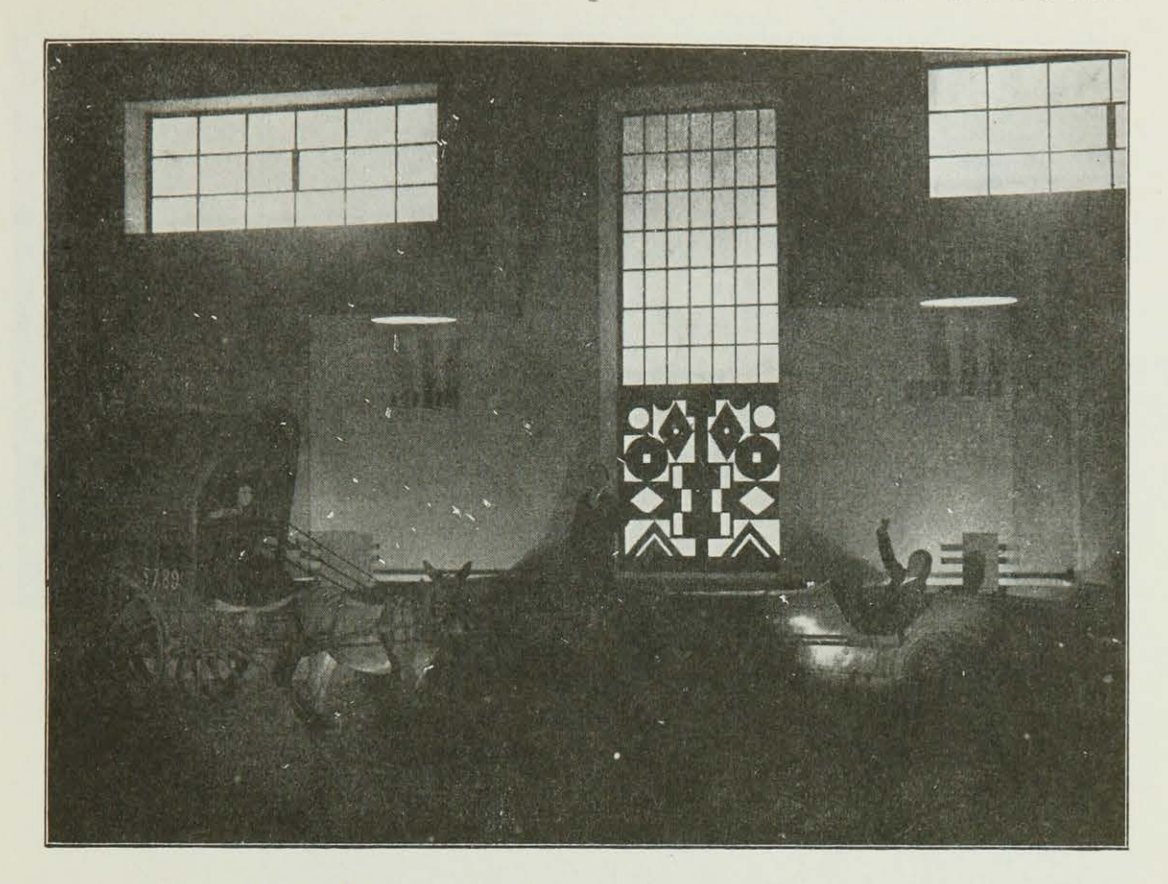


Don-Kosaken
(Photo, Skythen-Verlag Berlin)

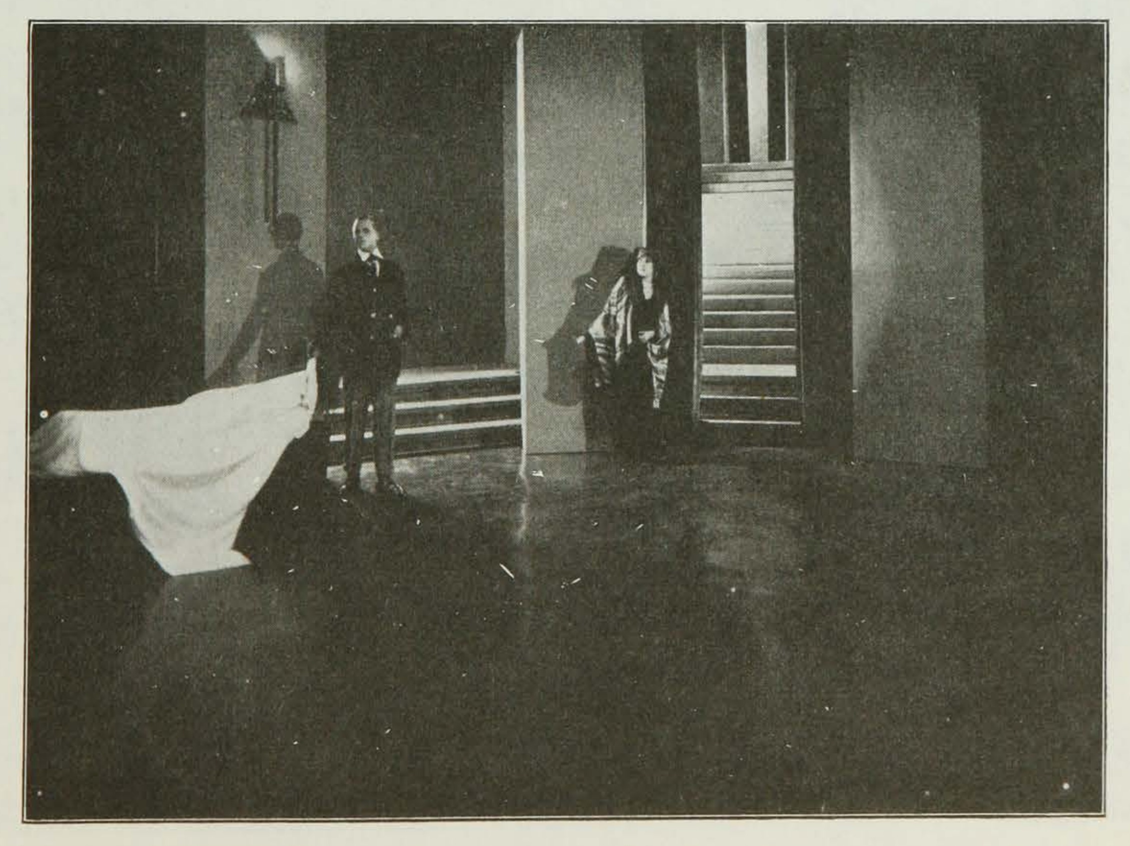


Anton Kolig

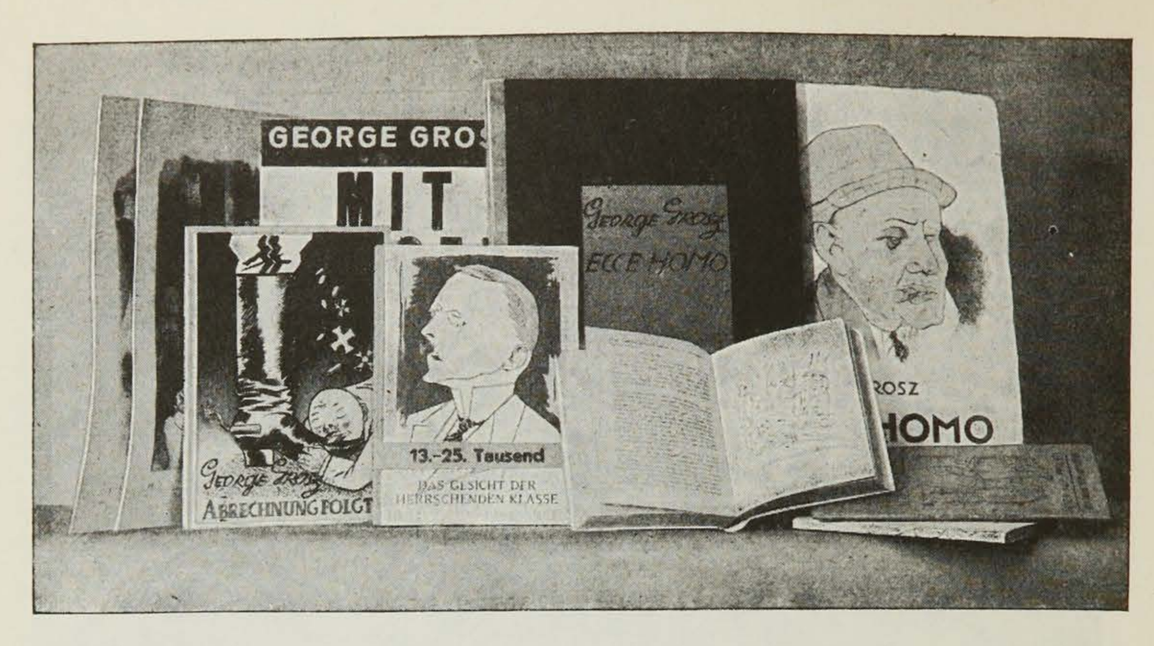
Die Hofrätin Zuckerkandl
Wien Sammlung Moll (Oelg.
(Cliché Schroll, mit Gen. von Würthle, Wien)



Einar Mörsen (Jaque Catelain) und die Unschuldige (Marcelle Pradot)
Architektur von Mallet-Stevens



Claire Lescot (Georgette Leblanc) und Einar Mörsen (Jaque Catelain)
Architektur von A. Calvacanti



John Heartfield George Grosz-Bücher des Malik-Verlags

Der Kubismus in Prag

Emil Filla Stilleben (Oelg.)
(Sammlung Kramár, Prag)

Nachahmer, Epigonen fremder Literaturen. Viele kamen, aber sie wurden vergessen, verlacht, in die literarischen Untergründe gedrängt, und schwach, wie sie waren, ergaben sie sich. Die Kulturgesamtheit überführte das russische Drama auf andere Orte, wo dann ohne jeden Dünger, ohne jede westliche Technik, ohne jede Maschinerie und »schlaue« Anpassung das »echte« russische Drama erwuchs: satt, fett, provinzial und szenisch analphabetisch. Nur ein »niedriges« Vaudeville, zu dem sich die Kulturgesamtheit nicht herabließ, konnte sich systematisch entwickeln. Und so ist das russische Vaudeville das Einzige, dessen sich unsere Szene rühmen kann.

★

Aber ein russischer *Roman* existiert. Er hat sein eigenes Gesicht. Unter Puschkin und Gogolj, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, erwuchs das großartige System des russischen Romans: Turgenjeff, Gontscharoff, Dostojewskij, Tolstoj. Und die ausgezeichnete russische Novelle der Pisemskij, Turgenjeff, Lesskoff, Tschechoff. Es entstand eine Tradition. Allerdings nur eine einseitige. Von den beiden Feldern, die mit unzähligen Vorläufern gedüngt waren, hat die große Literatur nur einem ihre Liebe zugewandt: dem *realistischen*. Der traditionelle ausgezeichnete russische historische Roman ging in die Kinderliteratur über (A. Tolstoj, Danilewskij, Wsjew. Solowjeff, Salias, Sologub). Die Tradition des aventuristischen Romans verkroch sich in die Untergründe. Der glänzende Versuch Dostojewskijs, die Boulevard-Erzählung von dort hervorzuziehen, blieb vereinzelt. Nachdem Tschechoff sein »Drama auf der Jagd« geschrieben hatte, kehrte er nicht wieder zur Detektivgeschichte zurück. Und Rußland hat nicht einen einzigen erstklassigen historischen Roman (von »Krieg und Frieden«, analog dem Stendhal'schen »La Chartereuse de Parme« abgesehen). Und keinen einzigen outen Abenteuerroman.

Bei uns ist der Roman hingesiecht, weil wir vergessen haben, was eine Fabel, was Komposition ist, weil die bei uns an und für sich schwache Fabel-Tradition gänzlich verkommen ist. Wer hat sich bis zur allerletzten Zeit mit der Kompostion bei Dostojewskij oder Tolstoj befaßt? Die Kritiker interessierten sich für die Probleme Teufel und Gott, Böse und Gut, der Schirftstellernachwuchs für die gleichen philosophischen und sozialen Probleme oder bestenfalls für die Technik des Schreibens, für stilistische Verfahren. Aber daß die russischen Romandichter, insbesondere Tolstoj, unendlich viel weitsichtiger und weiser als Dobroljubow und Michailowskij, an der Fabel gearbeitet, an der Verwicklung und Entwirrung, daß sie die Komposition bei den Schriftstellern des Westens erlernt haben, — das hat keiner beobachtet. Was war die Folge? Die gesamte zeitgenössische Prosa leitet traditionell ihre stilistische Herkunft von dem russischen Prosasystem ab, tradionell in allem — außer in der Fabel. Wodurch glänzt die Novelle unserer Tage? Durch eine erlesene Sprache, einen hervorragenden, raffinierten Stil. Oder: durch feine Psychologie, erstaunliche Typen, reiche Ideologie. Aber — die Spannung fehlt, das Unterhaltende. Alles *öde! öde!*

Wer herrscht heute in der ernst zu nehmenden Literatur?

Remisow: Station auf volkstümlicher Sprache, volkstümlicher Art. Lesskoff'sche Schule ohne die Lesskoff'sche Fabel.

Bunin, Saizew — feiner, vornehmer Lyrismus, »stehende« Novellen. Tschechoff'sche Schule ohne Tschechoff'sche Fabel.

Al. N. Tolstoj — prachtvolle Typen, prachtvolle Einzelheiten, prachtvolle einzelne Motive ohne Zusammenhang und Komposition — Gogolj'sche Fratzen ohne Gogolj'sche Fabel.

Und selbst die Schriftsteller, die mit dem Westen gehen, was haben die bei ihm gewonnen?

M. Kusmin — ausgezeichnete Stilisierung mit einer schwindsüchtigen Intrige.

Jewg. Samiatin — der zweiten Periode (Insulanertum) — ein unvergleichlicher Filigranstil auf einem Strohkern. Aus Kanonen nach Spatzen schießen!

Und alles das, weil wir die Fabel verachten. Weil wir sogar das vergessen haben, was wir schon wußten. Weil wir von Dostojewskij und Tolstoj alles genommen haben — außer der Fabel. Keine Intrige. Bestenfalls ein Anekdötchen, ein zusammenhangloses Motiv. Zwei Motive mit einander verknüpfen, das können wir schon nicht. Wir haben es verlernt. Wurden zu Analphabeten.

Die Prosa unserer Tage ist herrlich. Stark und eigenartig. Wer wird es bestreiten wollen?! Aber sie gleicht der Kunst von Negern oder Indianern. Interessante, originelle Kunst, aber analphabetisch. Wir sind Analphabeten.

Résumé: Die Abneigung gegen die Fabel hat die russische Tragödie, den russischen romantischen Roman — im Keime erstickt. Herrscht doch in der russischen Literatur die Gesellschaft, die Gesellschaftskritik. Und diese muß, ihrem eigentlichsten Wesen entsprechend, die komplizierte, starke Fabel hassen.

Wäre das wirklich so? Wo, wenn nicht in der Tragödie oder in dem großen Roman lassen sich am besten soziale Ideen darstellen? Das eben geschieht im Westen. Balzac, Zola, kämpfende literarische Soziologen konstruierten scharfsinnige Intrigen. Mit dieser Intrige tritt eine andere in Konflikt, etwas, was in besonderer Üppigkeit auf russischem Boden erwachsen ist. Unsere Kritik fordert eine Widerspiegelung der Realitäten, der Lebensbeziehungen. Aber das ist noch nicht alles. Diese Widerspiegelung muß Zentrum, muß das Ganze, muß *Alles* sein. Alles Künstliche ist unzulässig. Die komplizierte Fabel aber ist stets künstlich, ist *erdacht*. Deshalb — fort mit ihr!

Aber wissen denn die russischen Volkstümler nicht, daß in der Kunst eine genaue Widerspiegelung der Epoche, der Realitäten unmöglich ist? Die Kunst bietet eine umgeformte, nicht eine nachgezeichnete Welt. Die Kritik der Gesellschaft wollte dies lange Zeit nicht zugestehen. Dann gab sie nach. Was aber tun? Mag die photographische Wiedergabe der Geschehnisse, der Psychologie unmöglich sein, aber — je näher dem Leben, je »wahrer«, je »wahrhaftiger« — um so besser.

Anders: Leidenschaften gibt es nicht — Gefühle. Helden gibt es nicht — Leute. Große Katastrophen sind Fälschungen, heil den kleinen Dingen und den kleinen »lebendigen« Leuten!

Die große Fabel aber, welcher Art immer sie sei, selbst die Fabel bei Tolstoj oder Zola verlangt Helden, Leidenschaften und Katastrophen. Aber die sind gefälscht. Und so ist der russische Roman verschwunden.

Anders: Nicht Salvini, sondern Katschalow, nicht Pathos, sondern psychologisches Verstehen, nicht tragische Diktion, sondern »natürliche« Rede.

Die Tragödie verlangt doch aber Pathos, pathetische Diktion. Salvini. Daher also keine russische Tragödie.

Ein letztes Beispiel: Hugo und Stendhal haben ihre Schlacht bei Waterloo. Bei den großen Romantikern ist alles reich, pathetisch, leuchtend und — vom Gesichtspunkte der Realität — gefälscht. Bei dem großen Psychologen ist alles sinnlos, einfältig trocken und grau — »wahr«; wenn nicht einfache Photographie, bestenfalls künstlerische Photographie. Bei Hugo ist jede Bewegung — Pose, jedes Wort — tragischer Aufschrei. Alles erdacht. Bei Stendhal wird die Schlacht mit der Psychologie eines Beteiligten gesehen, welcher nichts begreift — nur einen langweiligen

Kampf sieht. Einfach ausgedrückt: eine Gegenüberstellung des Realismus und aller übrigen (romantische, klassizistische, symbolische) Schulen im gröbsten Sinne des Wortes.

Aber der Westen hat doch sein herrliches Waterloo Hugos und sein herrliches Waterloo Stendhals. Wir haben nur das Tolstoj'sche Borodino. Bei uns gibt es keinen reichen romantischen Roman. Der Westen hat einen Balzac und einen Dumas, wir nur Turgenjew. Der Westen kennt gleichzeitig sowohl Rolland als auch Farrère, wir nur Gorkij oder Remisow. Darüber hinaus: im Westen sind auch heute noch Realisten und Psychologisten der Fabel treu, wie ihr Tolstoj und Dostojewskij treu waren. Wir haben sie aus unserer Literatur verdrängt. Im Westen gibt es kämpfende Realisten und kämpfende Romantiker, bei uns nur unerträgliche Volkstümler.

Diese volkstümliche Kunst — das ist die typische Mißgeburt unserer antifabulistischen Kritik, und wahrlich, sie ist eigenartig, originell — aber langweilig, und eben diese volkstümliche Kunst gewann den stärksten Einfluß auf unsere ganze zeitgenössische Prosa. Die Rechnung ist einfach: Fabel, Intrige, ihre Technik — sind all-menschlich. Originalität geben die besonderen Lebensgewohnheiten, die Psychologie dieses oder jenes Volkes. Vergessen wir daher an die Fabel und werden wir mit einem Schlage große volkstümliche Schriftsteller. Als ob es lohnte, einem künstlichen Sujet nachzujagen! — Zum Teufel. Ist nicht nötig! Lernen wir *bei unseren* Schriftstellern nicht die Fabel — die ist im Westen besser als bei uns —, lernen wir hier, was der Westen nicht hat. Davon, daß man beim Westen unmittelbar lernen könnte, ist natürlich keine Rede.

Wir brauchen nicht bei den Hellenen zu lernen, sind wir doch Skythen und wollen belehren, wen danach gelüstet. Dies die Losung der zeitgenössischen russischen Kritik. Und mit dem Ausruf dieser stolzen Losung kehrte die russische Literatur dem Westen den Rücken.

*

Alles, wovon ich oben gesprochen habe, ist systemlos, zusammenhangslos und bestreitbar. Jetzt aber zu der Hauptsache — dem *praktischen Teil* — zu Euch, Serapionsbrüder!

Als vor zwei Jahren unsere Brüderschaft sich organisierte, war sie von uns — zwei, drei Begründern — als ausgesprochen fabulistische, sogar anti-realistische Brüderschaft gedacht. Was aber ist daraus geworden? Damals, im Jahre 1921, hat keiner von uns gehofft, daß wir solch brüderliche Gemeinschaft erreichten, doch es wäre andererseits auch keinem in den Sinn gekommen, sich die Physiognomie dieser Schule der Fabel vorzustellen, wie sie jetzt aussieht.

Es wurde überhaupt keine Schule der Fabel. Das wäre kein Unglück. Das Unglück besteht darin, daß die meisten unserer Prosaiker dahin zurückkehrten, wovon sie sich losgerissen hatten. Zu dem Volkstümlichen. Ihr seid Volkstümler, typische russische provinziale und *langweilige, erzlangweilige* Schriftsteller!

Wir haben gesagt, wir brauchen die Fabel. Wir haben gesagt, wir wollen beim Westen lernen. Wir haben es gesagt und dabei ist es geblieben.

Noch bis jetzt reiht man uns ein in die Zahl der »Sujet-Schriftsteller«. Ich empfinde das jetzt als Spott. Wsjewolod Iwanow, Nikitin, Fedin — wenn diese guten Volkstümler sich Fabelprosaiker nennen, wo — o heilige Vernunft — ist denn dann die sujetlose Literatur?

Nein, ihr habt die Fabel weggeworfen, verkauft um ein Linsengericht — um schreienden literarischen Erfolg! Die Fabel hätte man erlernen müssen, lange und

mühsam, ohne an Geld und Lorbeeren zu denken. Wir erwiesen uns schwach, ergaben uns und schwenkten auf den leichten, ausgetretenen Weg. Nikitin, du hast, glaube es mir, als du deinen »Engel Abbadon« und »Daisy« schriebst, in diesen schwachen Versuchen mehr Möglichkeiten gezeigt, als in den vollendeten »Hunde« und »Wagen«. Und du, Slonimskij, hast die Fabel verraten und an Stelle des »Wilden« und »Warschau« schreibst du deine von allen geachtete »Schießscheibe«. Und ich selbst — möge meine Hand verdorren! — habe mich ein ganzes Jahr damit herumgeplagt, unsere Epoche wiederzugeben und Anekdoten zusammenzuschreiben. Langweilig sind wir geworden bis zur Widerlichkeit, zum Gähnen langweilig, richtige russische Volkstümler.

Was sollen wir tun?

Ich will es euch sagen:

Tut, was ihr früher tatet. Seid revolutionäre oder contre-revolutionäre Schriftsteller, Mystiker oder Gotteskämpfer, aber seid nicht langweilig!

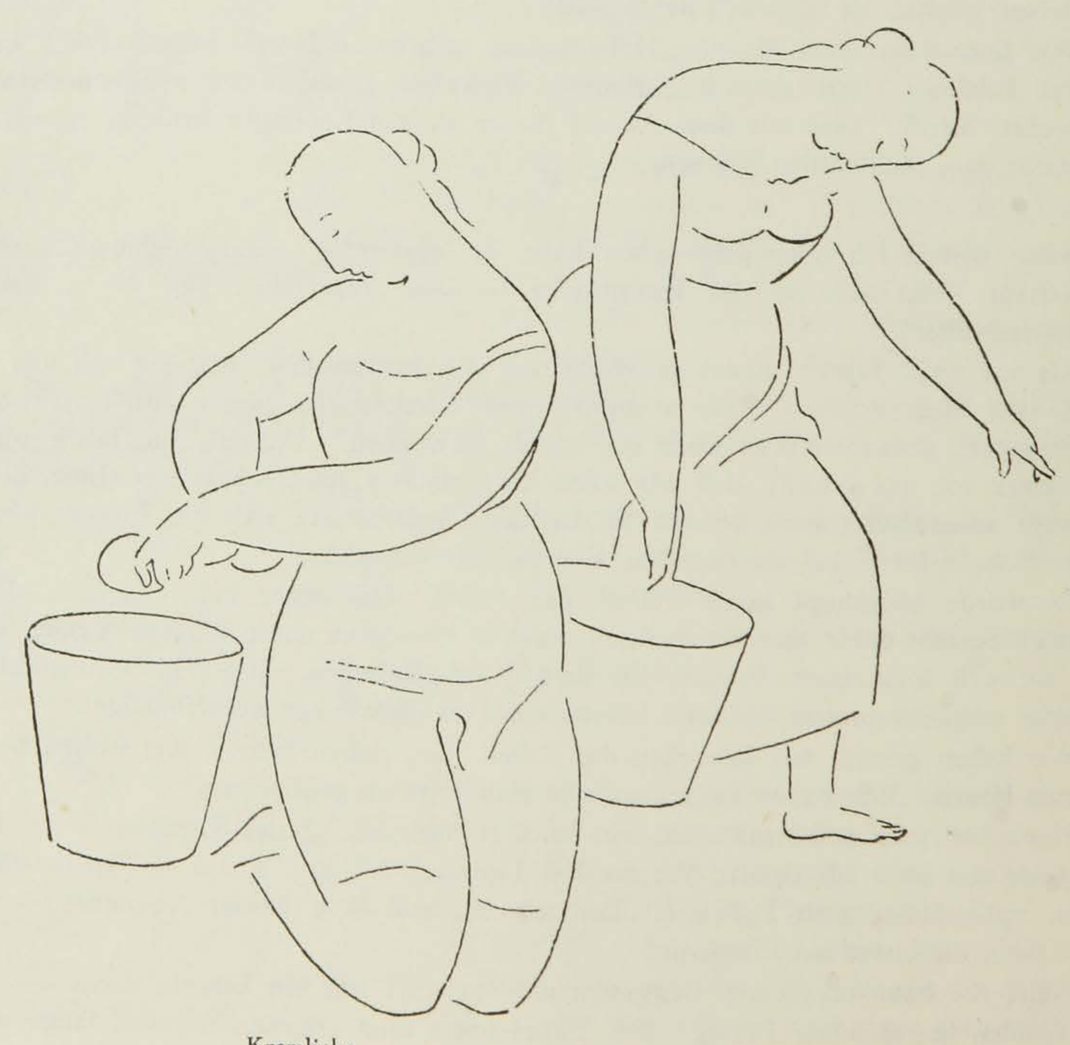
Darum, blickt nach Westen!

Darum, in die Schule! in die Klippschule!

Beginnt von neuem!

(Aus der Zeitschrift »Bjesjeda«, 3. Heft, mit Genehmigung des Epoche-Verlags, Berlin.)

(Übertragen aus dem Russischen von *B. Schiratzki.)*



Kremlicka

PARISER VOKSBÄLLE

Von

FERNAND LÉGER

Frankreich hat Tänzer und Tänzerinnen, es hätte — wollte man sich der Mühe unterziehen — eine französische Choreographie, doch die holt man sich weder bei Monsieur Rouché noch im Claridge. —

Der Tanz ist, wie alle nationalen Werte, ausschließlich Domäne des Volkes.

Diese Bälle, in ihrer ursprünglichen Reinheit sind in Paris wie in der Provinz zu finden, aber man muß es verstehen. Es ist nicht leicht. Da sie über alle vier Enden Frankreichs und die Pariser Dudelsackbälle zerstreut sind, bedarf es der Beharrlichkeit und eines gewissen Geschmacks für diese Dinge. Alle diese Orte sind sehr unzugänglich, oft gefahrvoll, man ist feindselig gegen Fremde und Zuschauer. Und man hat vollkommen recht, man schützt sich, ist empfindlich für Fragen des Milieus, der Atmosphäre und der Erziehung. Man hat seine eigene Erziehung, eine sehr einfache, menschlich instinktsichere Erziehung. —

Die meisten Männer, die man hier trifft, sind jung und haben die Haltung eines gepflegten Arbeiters. Das weiße Hemd ohne Hemdkragen begrenzt die Maske in Schulterhöhe. Das schafft Reliefwirkung. Hier allein habe ich Männerprofile zu sehen bekommen; die Mädchen betonen dasselbe durch die Trockenheit der umbundenen Haare und scharf gezeichnete Augen. Beim Tanzen heben sie sich hart von dem grell-weißen Hintergrunde des Ballsaales ab; ihre Silhouette ist von stark plastischer Wirkung. Sie sehen gut aus, ob sie stehen, an die Wand gelehnt sind oder mit beiden Armen aufgestützt am Tische sitzen, wie Arbeiter, die ihren Oberkörper ausruhen.

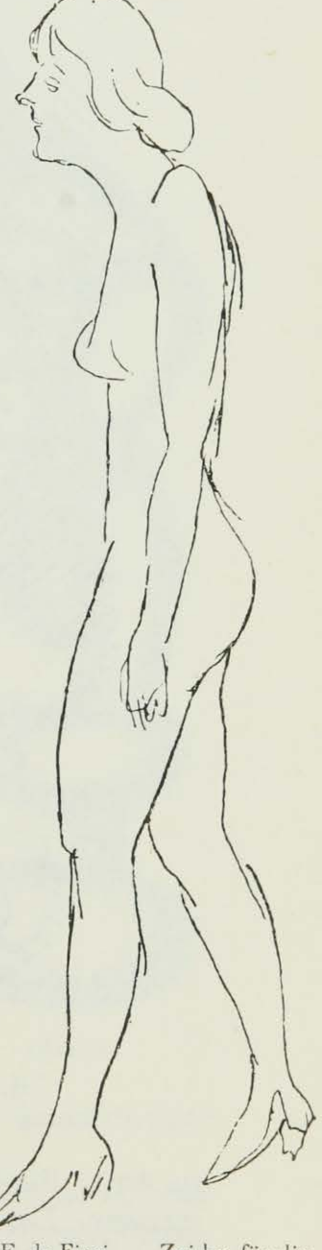
Die Männertänze sind am sehenswertesten.

Sie tanzen Kopf gegen Kopf, in sehr gerader Haltung, die Hände flach dem Partner an die Seite gelegt, mit angedrückten Ellenbogen.

Großen Wert legen sie auf ihre Eleganz, die sie pflegen; im Winter klappern sie mit den Zähnen, aber ihre Koketterie erlaubt ihnen nicht, eine Weste oder einen Ueberzieher zu tragen.

Ihre Haltung ist bestimmt, herb, wodurch die tragische und harte Atmosphäre des Ortes entsteht.

Sie haben ihre eigene Mode und ihren eigenen Geschmack, sie sind wählerisch in ihrem Schuhwerk und ihren Mützen, ihre Frisur ist gesucht und gepflegt wie die der Frauen. Sie haben einen sehr bestimmten schlichten Geschmack, sie sind kalt und skeptisch mit fünfzehn Jahren.



E. de Fiori Zeichn. für die „Engländerin"

Ihre Frühreife verdanken sie ihrem Milieu, es ist ganz natürlich, daß sie mit sechzehn Jahren beginnen, die Villen der banlieue zu »bearbeiten«, im gleichen Alter gehen sie zur Fabrik. Sie sind in einer Umgebung aufgewachsen, in der nichts verborgen wird, in Strenge, vor der nackten Wahrheit, sie sind Männer vor den Jahren, und dies erklärt ihre Bestimmtheit und Zielsicherheit. Ihre Augen sehen von frühester Jugend alles mit an. In dieser Schule ist man nicht lange jung.

Sie haben ein sicheres und schnelles Urteil, Sympathien und Antipathien werden vom Instinkt in wenigen Minuten entschieden. Dies ist eine in sich vollendete und ganze Welt, die so zu nehmen, wie sie ist, eine schlechte Literatur uns verhindert. Ich kannte vor dem Kriege eine Bande, die den Schaufenster-Diebstahl praktizierte. Ich bewunderte ihren Operationsplan. Ihr Chef, ein kleiner, brünetter Bursche von sechzehn Jahren, mit strengem Blick, hatte zu urteilen und zu entscheiden; sie waren



H. F. Bieling, Bennekom — Boxer und Trainer (Zeichn.)

zu dritt. Einer hatte den Krämer »einzuschläfern«, die anderen die Ware wegzutragen. Das war ein homogenes Trio mit einer intelligenten und zuverlässigen Disziplin. Einer »unsichtbaren« Taktik! Sie urteilten vollkommen richtig, daß alles an der Entschlossenheit und der Verschwiegenheit lag. Sie arbeiteten »im Rhythmus der Straße«, am hellen Tage; ihre Politik bestand darin, zu vermeiden, durch ungewöhnliche Bewegungen den Blick der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, der diese veranlaßt hätte, sich umzudrehen und nach ihnen zu sehen. Ihre Bewunderung für einen von ihnen drückten sie durch die Redensart aus: »Das ist ein Aß, er ist durchsichtig.«

Diese ganze Welt ist von einer erstaunlichen Lebendigkeit, Unbefangenheit, von Charme und Geist. Ein Geist, dem das rechte Wort gegeben ist. Der einzig wahre, unübertragbare, nicht aus Büchern geschöpfte. Hundert Pferdelängen unseren »berufsmäßigen« jämmerlichen Salons voraus, die mit Vorgefaßtem kommen und so die Menschheit langweilen. Ihre Stärke liegt in ihrer Reinheit, ihrem Wirklichkeitssinn — sie machen sehr gut, was sie machen — es ist fertig — gut ausgeführt.

Ich habe ihrer manche im Kriege getroffen, die meisten schlecht verstanden von ihren Offizieren und stumpfsinnig hingeopfert; an den richtigen Platz gestellt, hätten sie Erstaunliches geleistet.

Man tritt in einen ihrer Ballsäle ein: Die Tür öffnet sich, sofort ist man das Ziel aller Blicke. Der Eintretende wird besehen und mit unendlicher Genauigkeit abgeschätzt.



Fernand Léger (Zeichn.)

Vom Augenblick des Eintritts an kann man beurteilen, ob die Situation möglich ist oder nicht.

Trotz meiner guten Bekanntschaft mit diesen Orten bin ich schon manchmal »falsch angekommen« und mußte wieder gehen. Es hat kein Wort gegeben, keine Bewegung, aber an den Blicken, an der stockenden Unterhaltung muß man merken, daß es nicht «klappt« und hat sich fortzumachen; nicht, daß die Situation gefährlich wäre (sie kann es sein), aber das Ziel ist verfehlt, die Vorstellung ist zu Ende oder verwandelt sich, man zerstört die empfindliche Atmosphäre, die kennen zu lernen die Mühe lohnt.

Ist man aber einmal ungeschoren hineingekommen, so hat man die durchaus bestimmte Empfindung, unter reinen Franzosen, ohne jede Mischung zu sein —, bei denen alle Traditionen sich erhalten haben.

Die Tänze sind sauber, lebhaft —, gesteigert durch vollkommen gerechtfertigte Phantasien.

Die Paare berühren sich wenig, langsam oder schnell tanzen sie stets leicht, ohne jede Sexualität. Die amerikanischen Tänze und die modischen Entstellungen haben sie wenig berührt (zum mindesten in den weit vom Zentrum entfernten Sälen).

Der Eindruck, den diese Orte schaffen, ist schön und tragisch, geladen mit leidenschaftlichen Intrigen, die verschleiert sind oder mit unglaublicher Schnelligkeit zum Ausbruch kommen.

Das Orchester ist einfach: eine Ziehharmonika und Schellen, die an den Fußknöcheln des Musikers befestigt sind. Das Einmann-Orchester steht in Hemd-

ärmeln an die Wand gelehnt. Er beherrscht die Tänzer, spielt die populären Melodien des Tages, die seine persönliche Phantasie oft neu bearbeitet. Er ist ein unerschöpflicher Erfinder, der seinen Beruf liebt.

Nicht zwei gibt es, die das Gleiche spielen, aber alle haben sie Sinn für Rhythmus, und ihre Musik ist wesentlich Tanzmusik.

Ich habe mehrere Male folgendes gesehen: ein Paar wird häufig von zwei Männern gebildet. Das Orchester hat sie erblickt und spielt für sie. Diese Männer müssen die Runde um die Welt gemacht haben, entweder als Matrosen oder »außerhalb des Gesetzes«, sie haben alle Tänze des Erdballs vor sich tanzen sehen. Maß und Instinkt des Franzosen schaffen daraus eine vollkommen ausgeglichene, regelmäßige Komposition, ohne Exotik.

Vor zwei Jahren machte ich die Bekanntschaft des Erfinders des »Wirbel-Tanzes«. Er beginnt mit einem langsamen Walzer, dann folgt eine fortgesetzte Beschleunigung und langsames Niederkauern bis zum Berühren des Fußbodens mit den Knien, ein Wiedererheben und Wiederanfangen mit schnellem Rhythmus und das Ganze durchsetzt mit akrobatischen Phantasien, so daß der Tanz nie monoton werden kann. Dieser Tanz stand in den Ballsälen der »Convention« in besonderer Gunst.

Das sind diese Männer. In diesem Milieu hat man die Vorbilder für eine neue und französische Choreographie zu suchen. — Sie ist nur hier, nirgends sonst zu finden.



Max Liebermann — Litho zu Goethe's „Braut von Corinth"
Paul Cassirer-Verlag

DAS PFERD UND WIR

von

WLADIMIR MAJAKOWSKIJ

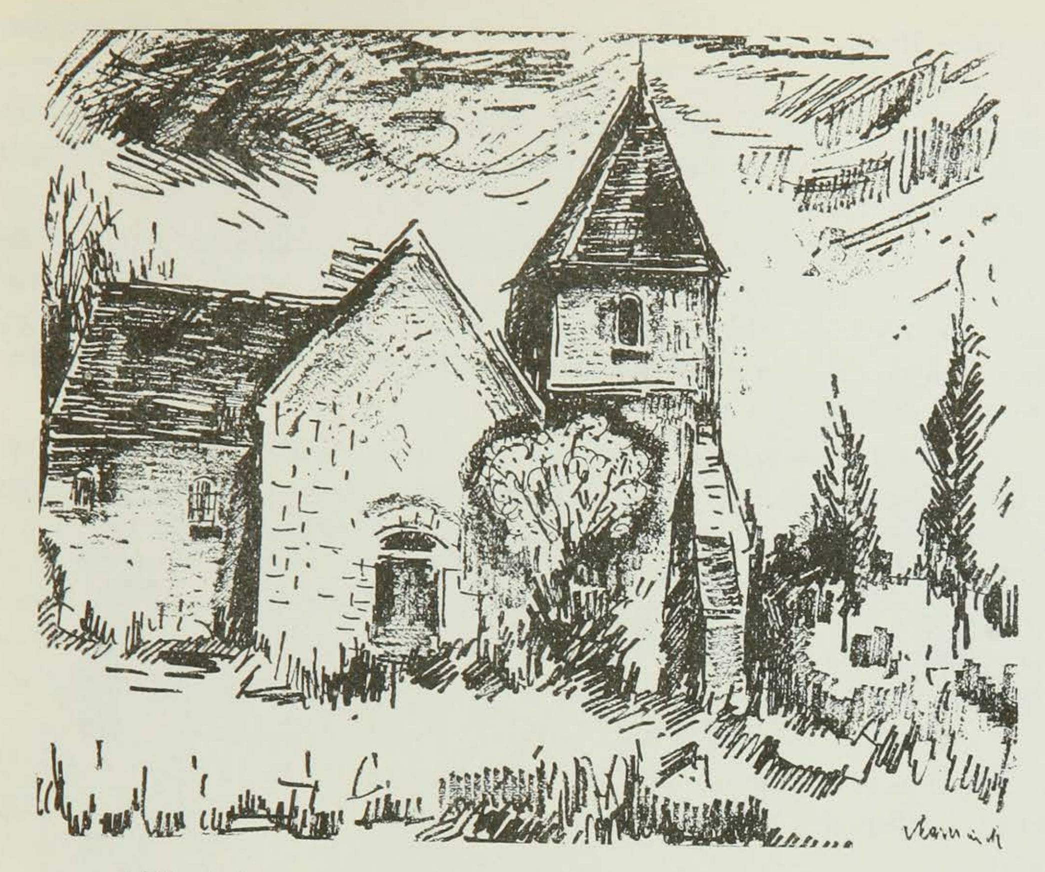
Die Hufe trabten
Ihr Lied im Kreis:
Grib
Grob
Grub
Grab. —
Vom Winde trunken —
Behuft mit Eis —
Die Straße — glitt ab . . .
Polternd stürzte
Ein Pferd ins Kreuz
Und allsogleich
Füllten
Gaffer, hochmutgeblähte Laffen —
Mit Lachen die Straße.
Lachen klirrte, klang:
„Ein Pferd ist gestürzt, ein Pferd!"
Vor Lachen die Straße schwang. —
Nur ich allein
Vereinte nicht meine Stimme ihrem Geheul. —
Trat näher und sah;
In Pferdeaugen . . .
Die umgestülpte Straße
Unbeirrt laufen . . .
Trat näher und sah:
Ein um ein mächtiger Tropfen
Rinnt ihm vom Maul,
Versickert im Haar. —
Und irgend eine unbestimmte
Schwere tierische Trauer
Ergoß sich aus mir zum Gaul,
Zerstäubte im Wörteschauer:
„Pferd, wozu denn!
Pferd, hören Sie,
Warum halten Sie sich für schlechter als die? . . .
Väterchen, alle sind wir ein wenig Pferde —
Jeder ist Pferd auf seine Art!"
Mag sein,

Es war bejahrt —
Bedurfte nicht der Kinderfrau —
Mag auch sein, mein Gedanke deuchte ihm
Nicht fein, nur schlau . . .
Kurz,
Das Pferd
Riß sich hoch,
Sprang auf die Beine,
Wieherte
Und ging los,
Den Schweif schwingend —
Rothaarig Kindlein —
Kam lustig springend —
Stellte sich in den Stall
Und dünkte sich
Noch ein Füllen und klein
Und war froh zu leben,
War froh, ein Pferd zu sein.

Aus dem Russischen von *B. Schiratzki*



Segonzac — Landschaft (Zeichn.)



de Vlaminck

KLOSTER NEUBURG

Anno 1925

Von

KARL SCHMIDT

Unser erstes Heiligtum im Lande, heute uralte Weihestätte der germanischen Göttin der Fruchtbarkeit, auf den Trümmern des römischen Astura erstandene Klosterneuburg mit seiner sagenumwobenen Geschichte, seinem herrlichen Stift, hat heute gastlich seine Pforten geöffnet!

26. September! Just ein herrlicher Spätsommertag, der mit seinem goldenen Sonnenglanz jenes bezaubernde Bild umrahmt, die Klosterburg mit ihren schlanken altersgrauen Türmen, die gleich steinernen Lettern schier unvergänglich Zeugnis gibt von der höchsten Kulturmission, getragen von dem hohen Geiste des »heiligen Babenbergers« und jener weltlichen Chorherren, die anno 1108 an jener Weihestätte den Grund zu dem herrlichen Stifte legten.

Gleich der Gralsburg erfüllt heilige Weihe jene Prunkräume und der herrliche Marmorsaal, der uns gastlich seine Tore öffnet, führt unsere Gedanken weit hinein ins Land der Märchen und Sagen! — —

Alte Sinnbilder und Gestalten ziehen an uns vorüber, dieweil wir uns da rüsten zu einer Tat für die Wirklichkeit des Alltages.

Der Markgräfin Schleier, das »Schwanenhemd« der fruchtbaren Germanengöttin Frigga, entführt von rauhen Herbstwinden, wird vom Holunderstrauch, dem Sinnbild der Fruchtbarkeit, später festgehalten.

Und jener Hunde Gebell scheint man noch zu vernehmen, jener Meute, die den Schleier fand.

Was mag auch wohl jenes Riesenfaß im tiefen Klosterkeller bedeuten, zu dem die Menschlein in Scharen pilgern, wenn der Morgen des Landes-Schutzpatron, St. Leopold, zum Feste ruft?

So raunen uns die Geister aus alten Zeiten im rosig leuchtenden Marmorsaale zu, dieweil der Prälat des Stiftes alle herzlichst begrüßt, die »gastlich hier zusammen kommen«, ein Werk zu schaffen im Bannkreis jener heiligen Stätte der Kultur, des Aufbaues, von der Sage und Wirklichkeit Zeugnis gibt, von freudigem Hoffen und fruchtbringender Tat! —

Der Marmorsaal ist heute Zeuge einer großen Vereinigung von Festgästen, die über Einladung des Verbandes der Kleintierzüchter erschienen sind zur Eröffnung der ersten österreichischen Leistungsprüfungsstation für Hühner auf dem Stiftsgut »Kreindlhof«. Durch die weitgehendste Förderung seitens des Herrn Prälaten Dr. Kluger und des Kämmereramtes war es möglich, auf Grund der Intervention des Verbandspräsidenten Kaiser am »Kreindlhof« den Wettlegehof zu realisieren. Schöpfer des Gedankens ist Regierungsrat Wieninger, der Vorkämpfer für Rasse- und Leistungszucht beim Geflügel.

Im Schoße des Verbandes der Kleintierzüchter wurde das Projekt, einen Wettlegehof zu schaffen, der Verwirklichung mit großen physischen und geldlichen Opfern zugeführt.

Vizepräsident des Verbandes, Herr Oberinspektor Hawelka, ein unermüdlicher und sturmbewährter Pionier der Kleintierzucht, hat in hingebungsvoller Weise seine Familie und sein ganzes Ich durch Monate bescheiden und opferfreudig, wie er immer ist, in den Hintergrund gestellt, um diese Großtat unseres Verbandes ehestens zu verwirklichen. Wenn jener Mann, der bescheiden am Tage der Schlußsteinlegung dieses Werkes still und ungenannt abseits vom großen Fluß der großen Reden stand, so sei ihm eine Genugtuung, daß der Verband und sämtliche Züchter seine Verdienste voll anerkennen und zu schätzen wissen.

Hawelka, Wieninger, die vielen edlen Spender und nicht zuletzt jene Leistungszüchter, welche in selbstlosester Weise das wertvolle Geflügel beistellten, haben sich wahrlich ein herrliches Denkmal gesetzt im Wettlegehof und im Herzen der Kämpfer für die Leistungszucht in Österreich.

Und so konnte dieses Werk unter dem Schutze der höchsten behördlichen Spitzen und der Unterstützung aller Verbandsvereine seine öffentliche Anerkennung in spontaner Weise erfahren.

Programmäßig wurde am 26. September um punkt 10 Uhr durch den Bundespräsidenten Dr. Hainisch der Wettlegehof eröffnet. Zur Feier waren an 200 Festgäste erschienen. Im besondern seien genannt:

Bundesminister Buchinger, Vizepräsident der niederösterreichischen Landwirtekammer, Dr. Barsch, Professor Dr. Wirth und Dozent Pühringer von der Tierärztlichen Hochschule, Prälat Dr. Kluger, Vet.-Dr. Juritsch, Oberinspektor Dr. Harabath (Wien), Bürgermeister Schömer von Klosterneuburg, Vizebürgermeister von Kierling Bauer, Vizepräsident Zickler des deutschösterreichischen Tierschutzvereines, Regierungsrat Wieninger, das Präsidium des Verbandes der Kleintierzüchter, die Preisrichter-Vereinigung, die Obmänner von 65 Kleintierzuchtvereinen und viele andere Festgäste. Den Vertretern der Presse sei für ihr Erscheinen und die Förderung dieser

neuen, bedeutungsvollen, volkswirtschaftlichen Einrichtung gegenüber der Allgemeinheit, bestens gedankt.

Die gemeinsame Besichtigung des Wettlegehofes hat alle Erwartungen glänzend erfüllt. Beim perlenden »Klosterneuburger« im Klosterkeller zum »rinnenden Zapfen« wurde hernach »manch Krüglein leer gemacht« im Zeichen des großen Ehrentages des Schöpfers des ersten Wettlegehofes in Klosterneuburg, an der alten Völkerstraße, am Nibelungenstrom.

(Aus: »Zentralblatt für Kleintierzucht und Gartenbau«, Wien.)



H. F. Bieling, Bennekom — Ball (Zeichn.)

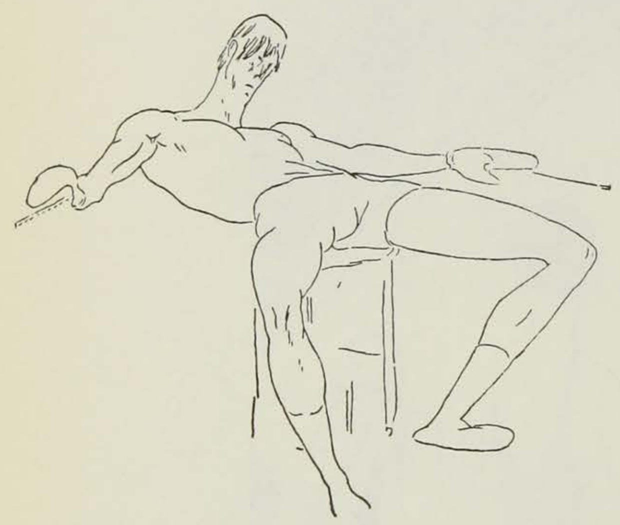
BÜCHER-QUERSCHNITT

I.

Sehr geehrter Herr v. Wedderkop!

Ich möchte in der Länge des Bücherquerschnitts nicht mit den sämtlichen Ausführungen über die Bedeutung der spanischen Reitschule wetteifern, die endlich den »Querschnitt« auf das historische Gebiet bringen. Um für dieses heute so beliebte Gebiet den nötigen Raum zu lassen, will ich mich erheblich einschränken.

Sollte ich ehrlich sein bei meinen Bücherbesprechungen und nur das wirklich ganz Hochwertige auswählen, so hätte ich selten Grund zu schreiben; doch es macht sich in mir immer wieder jener elende Händlertrieb geltend, der auch mindere Ware preist. Aber im Vertrauen gesagt: die Ware geht zur Zeit schlecht. Das merken wir an der Grenze am besten. Hier läßt es sich am wenigsten verheimlichen, daß alle ausländischen Bücher *viel* billiger sind, nicht nur die französischen.



André D. de Segonzac

Französischen! Dabei fällt mir folgendes Geschichtchen ein, das mir ein englischer Offizier erzählt hat. Auf seiner Urlaubsreise traf er, ein ausgemachter Büchernarr, eine auffallend große Anzahl französischer Antiquare in London, die alle sehr große Einkäufe machten. Erstaunt fragte er solch einen Händler: »Was tun Sie in London? Warum kaufen Sie so unglaublich viel? Ausgerechnet jetzt, da der Franken so schlecht steht?« Als Antwort erhielt er: »O, es ist ja hier alles so billig, so unglaublich billig! Und bei uns wird ja jetzt so viel gekauft! Wir haben Hochkonjunktur!« — »Ja, warum kaufen denn die Franzosen gerade jetzt so viel Bücher, daß sie diese in solchen Mengen hier fortschleppen?« — »O, die Franzosen kaufen doch nicht, die *Deutschen!* Zu uns kommen täglich Dutzende von Deutschen!« — Der Pariser sprachs und ging weiter, Bücher zu hamstern, die er in Paris zu dreifachem Preis an Deutsche absetzen wollte.

Trotz der Krise im Buchhandel gibt es immer noch mutige Verleger genug in Deutschland, die weiter Bücher herausgeben. Außer den üblichen »Erfolgbüchern« von *Heer, Herzog, Courts-Mahler, Spengler, Ford* usw. hat dank der enormen Propaganda in der ganzen Welt *H. Carter's und A. C. Mace's* »*Tut-Ench-Amun*« als interessantes, aber allzu brav geschriebenes Ausgrabungsbuch einen buchhändlerischen Rekord aufgestellt. Außer den Buchhändlern, denen die Exemplare im wahrsten Sinne des Wortes aus der Hand gerissen wurden, hat wohl jeder Mensch das Buch gelesen. Warum also noch darüber schreiben?

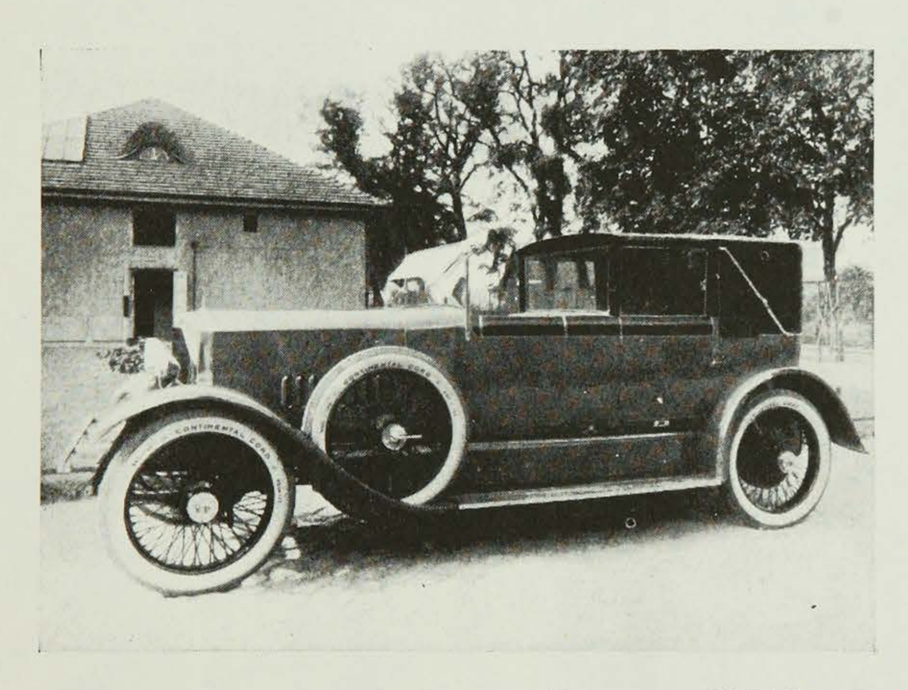
Solche Bucherfolge sind selten. Aber es gibt heutigen Tages außer Politik und Detektivgeschichten (die übrigens gar nicht zu verachten sind, sondern manchmal ganz im Gegenteil sogar —) noch andere Gebiete, auf denen mit einer ständig wachsenden Leserzahl zu rechnen ist. Hier eines, das heute besonders aktuell geworden ist: *Okkultismus.* Natürlich mußte auch *Thomas Mann* hierüber schreiben. Leider erzählt er allzu feuilletonistisch über einen Besuch bei dem *Baron von Schrenk-Notzing* allerlei, was wir aus dessen Büchern auch erfahren können. Natürlich hat auch der *Graf Keyserling* ein Buch: »*Das Okkulte*« geschrieben, was den



Marie Laurencin
in ihrem Pariser Heim (1924)



J. Billiet, Masereel, Sternheim
vor der Galerie Billiet in Paris



Cabriolet-Coupé geschlossen (Cliché Szawe)

Bal Musette



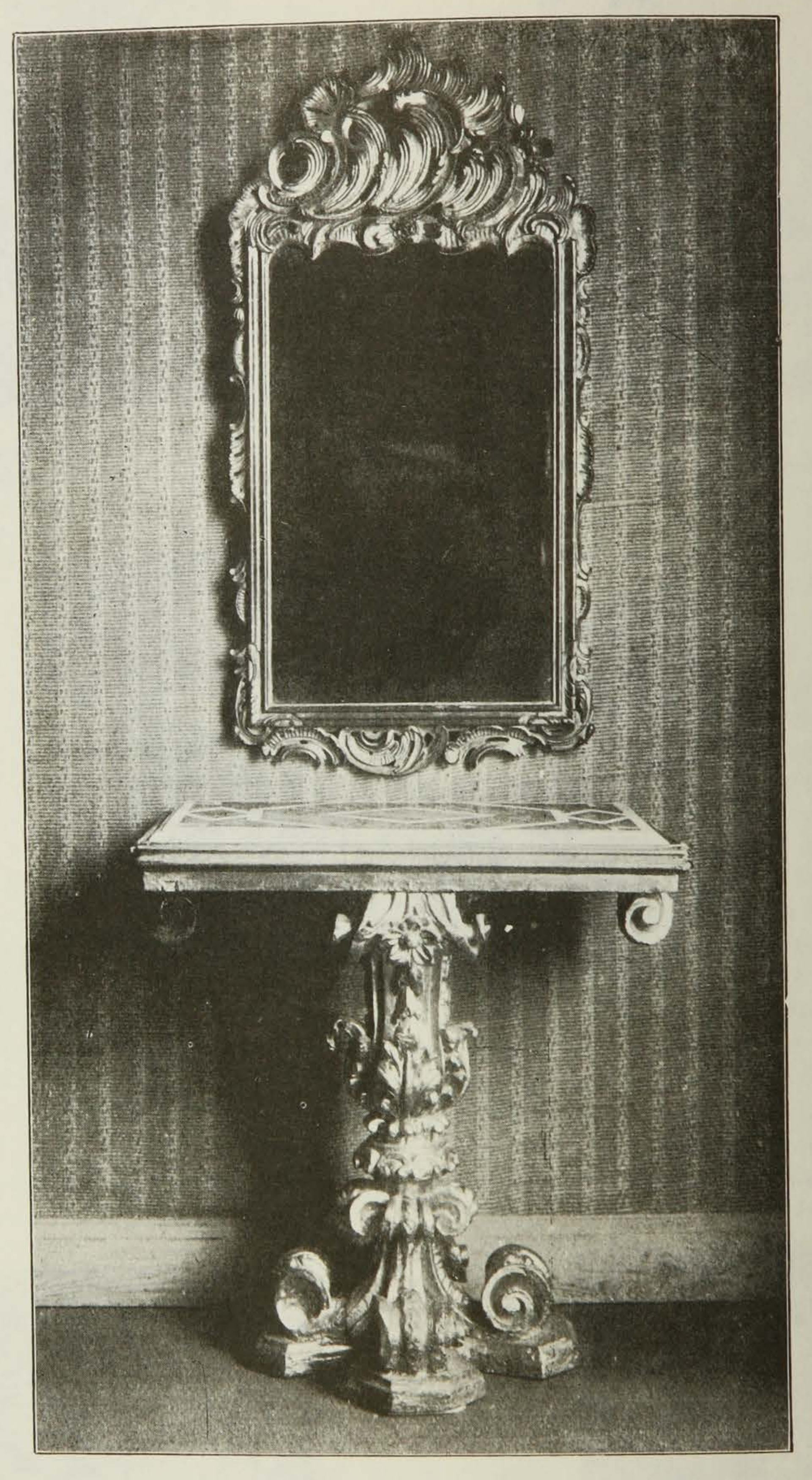
F. Léger, de Maré, Börlin und Ball

Kölnisches



Der Hannoverische
Sammler
Herbert von Garvens
zieht nach Köln

Dr. jur. Andreas Becker, bisher Direktor des Mieteinigungamtes der Stadt Köln, übernimmt die Leitung der Kölner Galerie Flechtheim



Antiker Barockkonsoltisch
Platte mit farbigem Marmor eingelegt; darüber ein Spiegel
in antikem vergoldeten und geschnitzten Holzrahmen.



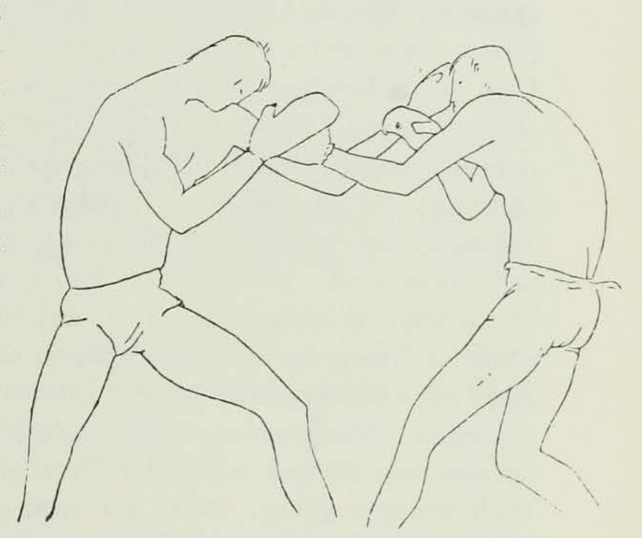
Wandbild in der Villa Item bei Pompei (hellenistisch)

Aus: Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen. F. Bruckmann A.-G., München

Einar Mörsen (Jaque Catelain)

Das Laboratorium. Bewegliche Kulissen von Fernand Léger

Vorzug hat, sachlich zu tun und wie ein Roman zu wirken, Selbst die Seelenwanderungen ihres Mediums konnten die Herren in Darmstadt bis ins Mittelalter mitverfolgen. Ebenso interessant sind die Bücher des *Barons von Schrenk-Notzing,* trotz ihrer oft allzu umständlichen Protokolle, besonders da sie mit allerlei mehr oder weniger wahrscheinlichen Bildern geschmückt sind, so auch sein neuestes Buch über *Fernphänomene.* Bei allen diesen Büchern bemerkt man immer wieder mit Freude, wie den Menschen, die sich mit dieser Materie befassen, einmal alle Möglichkeiten fehlen, mit wissenschaftlichen Mitteln der Sache zu Leibe zu gehen. Einen guten Überblick über das gesamte Gebiet der okkulten Forschungen gibt außer *Maeterlinck's* »*Das große Rätsel*« *Büchner's* Buch: »*Von den übersinnlichen Dingen*«. Sein Fehler ist vielleicht sein allzu großer Drang, zu belehren. Über den großen Geisterseher *Swedenborg,* den ausgerechnet Herr *Hasenclever* ins Deutsche übersetzt hat, erschien neuerdings ein Buch von *K. Lamm.* Alle diese Bücher müssen letzten Endes unbefriedigt lassen. Das liegt an der Materie. »Die okkulte Mode« ist natürlich die Grundlage zu den mannigfachsten Sorten der modernen Mystik. Eine der amüsantesten Erscheinungen dieser Art ist *Bo-Yin-Ra,* der jetzt ein Buch: »*Welten*« mit bunten Bildern herausgegeben hat. Das darin bemerkbare Eindringen des Expressionismus in die Mystik ist entschieden der Sieg der neuen Zeit. Von hier aus führt der Weg in Unermeßlichkeiten des halben Sinnes und des halben Unsinnes von *Meyrink* zu *Steiner* (ihre Bücher mehren sich!) bis zu den Schriften des Vaters — aber auf diesem Gebiete kann nicht mehr quergeschnitten werden, da die Materie noch flüssig oder luftförmig ist. Flüchten wir zu Kiepenheuer, dem in seiner Regsamkeit und Modernität geradezu vorbildlichen Verlag. Sein neuestes Buch: »*Das Kinderspielbuch*« von *Ringelnatz.* Die Gedichte beginnen schon allenthalben die Runde zu machen. Ferner erschien von ihm neu — *liner roma* — mit eigenen Bildern, gefühlvolles Hackfleisch, seelisches Erbrechen, romantisches Delirium — in summa Ringelgenatztes. — Wir haben wieder Boden unter uns und befinden uns in dem immer dichter werdenden Walde der unterhaltenden Literatur und ihrer Verwandtschaft. Hier einige Wachstumproben dieses Jahrgangs: *Döblin's* Roman »*Berge, Meere und Giganten*« ist ein Roman im Überformat, ein dichterisches Chaos, eine Fantasielawine, ein Mammut, der seinen eigenen Stall zertrampelt, ein mißratenes und doch sehr großes Werk. Es ist die Geschichte des Überkapitalismus und seiner Nachkommenschaften. Ein Buch vom Überkapitalismus ist auch *U. Sinclair's* »*Parademarsch*«, in dem er das Wesen der amerikanischen Universitäten und die Ursache der geschilderten Zustände freilegt. Unser Kapitalismus ist zur Zeit tüchtiger als der amerikanische. Was wird wohl aus unseren Universitäten werden? U. Sinclair ist eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen der amerikanischen Literatur; es ist ein Verdienst des Malik-Verlages, seine Schriften uns Deutschen zu erschließen.



André D. de Segonzac

In deutscher Übersetzung erschien jetzt auch *R. Rolland's* »*Ghandi*«, das Buch von dem großen indischen Revolutionär dieser Tage, der immer noch trotz aller Schicksalsschläge weiter experimentiert an der Befreiung seiner indischen Mit-

menschen. Weit weniger kann uns *Rolland's* ebenfalls neu erschienener Roman »*Annette und Sylvia*« interessieren, dessen Probleme nicht groß genug sind, Erregungen hervorzurufen. Dafür ist es ein feines, zartes und liebevoll geschriebenes Buch für Menschen, die heute noch stille Stunden übrig haben. Ein Buch voller Aufregungen und Tatsachen ist der jetzt ins Deutsche übertragene Roman des russischen Generals *Krasnow: »Verstehen heißt vergeben«*. Der Titel läßt auf falsche Tendenzen schließen. Generäle können nicht verstehen, erst recht nicht vergeben, und das beweist dieser schriftstellernde Soldat in jedem Kapitel seines Buches. Früher habe ich schon auf sein Buch »*Vom Zarenadler zur roten Fahne*« aufmerksam gemacht. Der Verfasser hat eine in Blutrünstigkeit gestählte und erprobte Fantasie, die sich bei jedem Werke in mehreren Bänden austobt. Solche reaktionären Kunstproben zeigen immerhin die Stärke dieser Bewegung und überraschen durch ihre Kraft, wogegen sich ein Buch wie das »*Schwalbennest*« des gefangenen Revolutionärs *Toller* recht schwach ausnimmt. Zwar Verse, zwar feine Verse, aber nicht revolutionär toll, höchstens Toller. Dieser Dichter verläßt nun bald das Schwalbenheim, die Festung, die Hauptstütze seines heutigen Rufes; dann wird er sich zu beweisen haben. Von seinem ermordeten Zeitgenossen *Landauer* hat man mit viel Fleiß alte Aufsätze zusammengesucht und zu einem Buche: »*Beginnen*« vereinigt. Es ist wirkliches Verdienst, diese Sammelbändchen herauszubringen, denn Landauer beschäftigt sich hierin am meisten mit den Siedlungsproblemen, die heute sehr akut sind. Verdienstlich ist auch die Herausgabe einer neuen Sammlung: »Lebendige Wissenschaft« (trotz des Namens!). Sie strebt eine kurze sachlich-unpersönliche Übersicht auf den Gebieten des Wissens an, und ihr erster Band: *Werner Marholz, »Literargeschichte und Literarwissenschaft«* ist durchaus zweckentsprechend gelungen. Wenig gelungen ist *Ludwig's* Buch: »*Genie und Charakter*«, ein Sammelsurium von Namen bekannter Persönlichkeiten, von denen viel Oberflächliches und noch weniger gesagt wird. Da sind schon *Eulenberg's* Schattenbilder weit besser, denen er noch einen neuen Band angefügt hat. Aber auch das ist kein großes Lob. — Da wir gerade bei den Büchern sind, die sich mit den Resten großer Persönlichkeiten befassen, sei auch nicht der neuerschienene zweite Band von *Wätzoldt's* »*Deutsche Kunsthistoriker*« vergessen (von Passavant bis Justi). Deutsche Kunsthistoriker unserer Zeit, bereitet Euch vor auf den dritten Band! Schreibt dementsprechende Bücher! Geheimrat v. Bode hat erst kürzlich Euch Zeitgenossen in einem temperamentvollen Artikel schwer zerzaust! Man muß zugeben — mit Recht.

Es gibt trotz des Pessimismus, den man gegen den Stand der Kunsthistoriker aufbringen muß, immer noch unter ihnen Gelehrte, deren Werke beachtenswert und sogar sehr schön sind, die aber, weil sie wirkliche Gelehrtenarbeiten sind, auch nicht viel verbreitet werden, wie z. B. O. *Rücker-Embden »Chinesische Frühkeramik«*, das jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. Oder auch: *Friedländer's »Altniederländische Malerei«*, von der als erster Band »*Die van Eyck*« herausgekommen sind, Variante zu einem von diesem Gelehrten immer wieder bearbeiteten Gebiet. Ein Buch nicht ohne Reiz, das sogar noch eine Lücke ausfüllen konnte, ist die Biographie von *Frans Masereel*, die *A. Holitscher* und *Stefan Zweig* herausgegeben haben. Natürlich schrieb Herr *Hausenstein* sein monatliches Buch: »*Fra Angelico*«, Herr *Pfister* das seine über »*Katakombenmalerei*«, Herr *Zoff*, der sich dasselbe anzugewöhnen scheint, über »*Handzeichnungen Michelangelos*«. Die Begabung dieser Verfasser für schöne Abbildungen hat sich wieder bestens gezeigt. Für die immer zahlreicher werdenden Freunde der wirklich trotzdem sehr schönen Gotik sind wieder ein paar neue Bücher zu nennen: *E. Wiese's »Schlesische Plastik«* mit viel unbe-

kanntem oder noch nicht veröffentlichtem Material, *O. Schmitt's »Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters«*)* und *E. F. Bange: »Eine bayerische Malerschule des 11.—12. Jahrhunderts«*. Notabene: *G. Dehio's »Bamberger Dom«* sei nicht vergessen als eines der wenigen Bücher, auf die hingewiesen werden muß.

Über Künste, die noch nicht von den Kunsthistorikern abhängig sind, wird natürlicherweise viel seltener geschrieben. Wie wenig Bücher gibt es z. B. über Tanzkunst und nicht eines ist von wirklich ernstlichem Wert. *A. Levinson's »Meister des Balletts«* ist jetzt aus dem Russischen übersetzt und bietet mit vielen schönen Tafeln usw. einen guten Überblick über dieses Gebiet. Noch sehr oder fast ganz vernachlässigt ist die Filmkunst. Für die vielen unzulänglichen Versuche, ein Buch über *Chaplin* zu schreiben, ist das Büchelchen von *Siemsen,* einem sonst recht schätzenswerten Schriftsteller, typisch. Interessant ist das erste gedruckte Filmmanuskript, das der Kiepenheuer Verlag herausgegeben hat, und zwar zu dem Film *»Sylvester«*. Es hat den Vorzug einer sehr plastischen Darstellung und den Nachteil einer unnötigen Sprachvergewaltigung.

Im übrigen ist die literarische Sintflut hereingebrochen auf dem Gebiete der Zeitschriften, von *Bimini* bis *»Vers und Prosa«* ein Meer von Unnötigkeiten immer wieder derselben Autoren, von denen man nur bewundern kann, wie sie es fertig bringen, immer wieder dabei zu sein und immer wieder ein Gequatscheles parat zu haben. Als Sonnenstrahl in diesem Wolkenbruch leuchtet uns immer noch der »Querschnitt« als einzige Zeitschrift.

Siehe Streifband vorn!

ROSENTHAL,
Bücherstube am Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

II.

AMERIKANISCHES

1.

MENCKENS AMERICAN MERCURY

Nach ihrem Herausgeber muß man diese famose erste amerikanische Zeitschrift von Rang nennen, denn Mencken ist mehr als ihr Herausgeber: er ist ihr Leben, ihr Geist, ihre Kapazität. Nun liegen die ersten vier Hefte vor: sie halten noch mehr als sie versprochen haben. Wir in Europa und zumal in Deutschland, wir kennen nur die schlimmen oder, sagen wirs milde, die enttäuschenden Seiten Amerikas, nicht seine Hoffnungen und seine Anstrengungen zur Menschwerdung trotz Ford und Wilson, trotz Weltkrieg und business. Mencken, diesem Zauberer, ist es gelungen, die Kräfte aufzurufen, die uns dieses andere Amerika zeigen, das moralisch sauber ist, ohne sauer zu werden, das intelligent ist ohne dies nur in Kniffen des Erwerbslebens und der Politik zu äußern, und das, zuletzt doch nicht als letztes, zu schreiben versteht. Auch hier wieder Mencken allen voran. Ich weiß derzeit keinen Menschen, der unmittelbarer, offner, heller schriebe als dieser prachtvolle Bürger nicht der Neuen, sondern einer neuen Welt. Voller sinnlicher Anschauung könnte er die herrlichsten Geschichten verfassen und verzichtet darauf, um sich ganz in den Dienst seiner polemischen Augiasarbeit zu stellen, die er weder mit Krausischem

*) Vergl. Besprechung Heft 1, Seite 56.

Pathos des Verkannten übt, noch mit dem Witz des Witzes wegen. Zwanzig Jahre lang denselben Wiener Journalisten anulken und »vernichten« und es nicht um dessentwillen treiben (denn er lebt ja ruhig weiter), sondern, wie der Wiener Fackelherausgeber sagt, aus artistischen Gründen, — solche Geschwollenheit ist Mencken ganz fremd. Er ist weder ein Artist, noch ein Satiriker, noch sonst eine Specialität, sondern ein ungemein lebendiger, herzlicher, grober und froher Mensch von stärkstem hinreißendem Temperament. Und so ist sein Werk, der American Mercury.

2.

THEODOR DREISER'S BOOK ABOUT MYSELF

In Europa ein Unbekannter trotz zehn oder zwölf sehr dicker Romanbücher, hatte Dreiser in den Staaten lange unter einer skandaliösen Bekanntheit zu leiden wegen seines ersten Buches, das als unmoralisch verboten wurde. Es ist im Sittlichen so



Renée Sintenis

harmlos wie irgend ein Roman von der verstorbenen Hauschner. Aber in Amerika war man vor fünfzehn, zwanzig Jahren entsetzlich sittlich. Hinsichtlich der Künste natürlich. Sonst nicht sittlicher als anderswo und -wann auch. Dreiser war bis hoch in die Dreißig ein Zeitungsmann aller Grade, auch der letzten. Das ist er nicht los geworden bis heute, wo er über fünfzig alt ist. Ein Übersetzer des »Titan« oder dieser sehr interessanten Autobiographie — Dreisers beste Bücher — hätte da nicht zu tun als zu übersetzen. Er müßte ersetzen. Man hat Dreiser zolaistisch genannt. Das ist ein Unsinn. Er ist nicht im geringsten romantisch. Er hat viel unmittelbare Wahrhaftigkeit in seiner Darstellung von Charakteren und Situationen, verbiegt sie nie in eine romantische oder sentimentale Voreingenommenheit. Ich gestehe für meine Person, daß ich ihm seinen Zeitgenossen und Landsmann *Cabell* vorziehe, der sicher weniger amerikanisch ist als Dreiser. Aber er ist immer eine Figur, die interessiert.

FRANZ BLEI.

MUSIK

DIE NEUESTEN SCHLAGER*)

El Estandarte, Tango Milonga von *Manuel Pizarro.* Schicksalschweres, düster verhangen. Vergleichbar an Großartigkeit der Kartenszene in »Carmen«.

J ain't Nobody's Darling, von *Robert Kring,* süß-versimpelt-traurig. Wird jeden Abend gespielt und gesungen vom Hawai'schen Orchester im »Jockey« zu Paris.

Say it while dancing, Fox-trot von *Abner Silver.* Von Liebenswürdigkeit und Süße des Moments überfließend. Alles in Bewegung. Zu flüstern.

Swinging down the Lane, Fox-trot von *Isham Jones.* Ein Auf und Ab von süßen Stimmungen, graziös und elegant.

La Samba d'Amour, von *J. M. Lucchesi,* der neue Modetanz (reproduziert in dieser Nummer des »Querschnitt«).

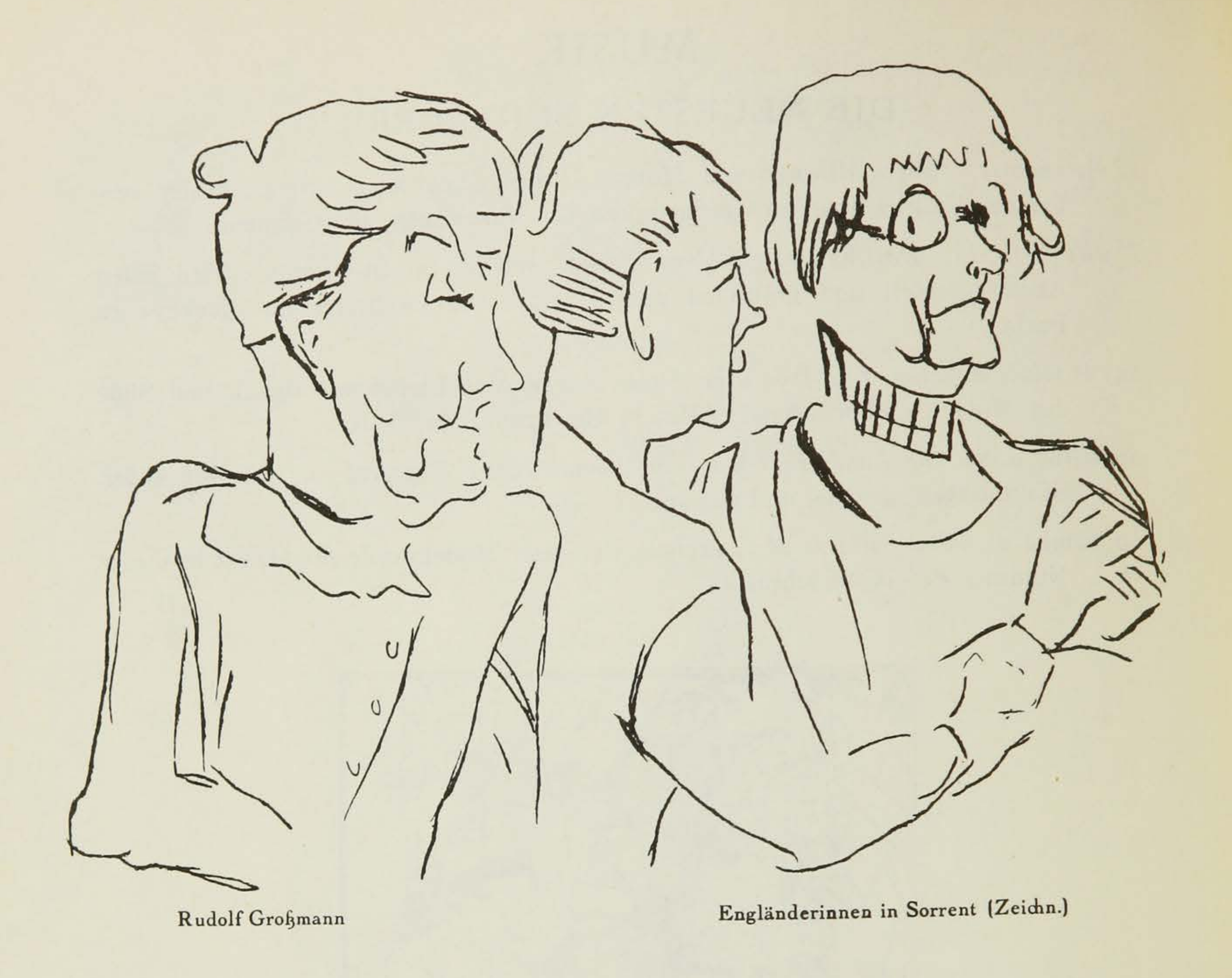
W.



George Grosz — Zigeunermusik, Litho (Galerie Flechtheim-Verlag)

---

*) Alle oben erwähnten Kompositionen sind erhältlich in der *Musikalienhandlung Graphisches Kabinett G. m. b. H., Berlin W 50, Kurfürstendamm 232,* bei welcher auch die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der ernsten modernen Musik vorhanden sind.



Rudolf Großmann Engländerinnen in Sorrent (Zeichn.)

MARGINALIEN

Die Hochzeit der Princesse Isabelle d'Orléans mit dem Comte Bruno d'Harcourt.

Am 15. Sept. wurde, wie als bevorstehend gemeldet, in der Kirche Sainte Antoine de Padoue in Chesnay-Versailles die Hochzeit der Prinzesse Isabelle d'Orléans, Tochter ihrer kgl. Hoheiten des Duc und der Duchesse de Guise, mit dem Comte Bruno d'Harcourt mit großem Pomp gefeiert. Der König von England war durch seinen Botschafter, den Marquess of Crewe, der König von Italien durch seinen Botschafter Baron Romano Avezzano, der König von Spanien durch seinen Botschafter I. Quiñones de Leon vertreten. König Manuel von Portugal und seine Gemahlin Königin Auguste Viktoria geb. Prinzessin von Hohenzollern hatten sich als Cousin und Cousine der Braut persönlich eingefunden und eröffneten den Hochzeitszug. Ihnen folgten die verwtw. Königin Amélie von Portugal, die älteste Schwester der Brautmutter, der Duc de Guise mit seiner Tochter, der Braut, die verwtw. Gräfin Eugène d'Harcourt-Bernis am Arme ihres Sohnes, des Bräutigams, weiter die Brautmutter die Duchesse de Guise geb. Prinzessin Isabelle von Frankreich mit dem Schwager ihres Gatten, dem Brigadegeneral Patrice de Mac-Mahon, Duc de Magenta, die Duchesse d'Harcourt mit dem Marquis Bernis. Der Erzbischof von Versailles segnete das Brautpaar ein und übermittelte auch den Segen des Heiligen Vaters.

Die Braut trug eine wundervoll drapierte Robe aus ivoire Uralcrêpe mit einer Guirlande von Orangenblüten geschmückt. Darüber fiel eine Courschleppe aus alten Points d'Angleterre; der Tüll

schleier, mit den gleichen Spitzen inkrustiert, war im ägyptischen Stil arrangiert und von einem Diadem aus Perlen und Diamanten gekrönt. — Die Toilette der Herzogin von Guise, prachtvoll in ihrer Einfachheit, bestand aus grauem Delhycrêpe mit Perlenmotiven. Sie war in der Taille leicht blusig gerafft und mit Perlagraffen zusammengehalten. Ihr schwarzer Samthut trug eine Garnierung, die wunderbar mit dem Kleide harmonierte. — An der Herzogin von Chartres, der neunundsiebzigjährigen Großmutter der Braut, bewunderte man eine sehr hübsche Robe aus schwarzem Samt, über die ein Courmantel aus Silberspitze fiel. — Prinzessin Françoise von Orléans, die nächstjüngere Schwester der Braut, war in einem köstlichen Umhang aus aprikosenfarbigem Crêpe Volney erschienen, der in langen Zacken endigte und darunter prächtige Gold- und Silberspitze sehen ließ, die seitlich von einem Blumenzweig blusig zusammengehalten wurde. Der dazugehörige Hut bestand aus rostbraunem Velour, vorne leicht aufgeschlagen, und war mit einer Samtschleife der gleichen Farbe garniert. — Prinzessin Anna von Orléans, die jüngste Schwester der Braut, hatte ein lachsfarbiges Crêpe-Volney-Kleid gewählt, inkrustiert mit gleichfarbigen und Silberspitzen. Der Hut dazu war in der Linie von raffinierter Einfachheit, aus blondem Samt, vorn leicht aufgeschlagen und mit einem gestickten Band garniert, das auf die Schulter niederfiel.

Im Chor der Kirche hatten Platz genommen: die Herzogin von Chartres, die Prinzessinnen Françoise und Anna und Prinz Henri von Orléans, die Herzogin von Aosta, Infantin Eulalia von Spanien, Prinz und Prinzessin von Orléans-Braganza, der Herzog von Spoleto, Prinz René von Bourbon-Parma, Prinzessin Philipp von Bourbon-Sizilien, der Herzog von Nemours, Prinzessin Geneviève von Orléans, Prinz Henry Croy, der Duc d'Ursel und viele andere Mitglieder des internationalen Hochadels.

An die Zeremonie schloß sich ein Dejeuner bei der Königin Amélie von Portugal auf dem ihr gehörigen Schlosse Bellevue. Ihre Majestät hatte den entzückenden Einfall gehabt, an kleinen Tischen servieren zu lassen, von denen jeder im Zeichen einer Blume geschmückt war. Es gab je einen Rosen-, einen Nelken-, einen Dahlien-, einen Margueriten- und einen Allermannsharnischtisch, und es läßt sich kaum schildern, welchen feenhaften Anblick insbesondere die in wundervolle Toiletten duftig gekleideten Damen inmitten dieser Blumenfülle boten. Das Dejeuner nahm einen überaus animierten Verlauf. *(Wiener Salonblatt.)*

Das Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln sendet uns folgende **Berichtigung** der Beschriftungen von Museumsgegenständen, die im »Querschnitt« 1923, III. Jahrgang, Heft 1—2, abgebildet sind: Seite 1 statt: Südsee; Schmuck aus Muscheln und Schildpatt — Nördl. Neumecklenburg; Brustschmuck aus Muschelschale und Schildpatt. Seite 1 statt: Keule (Elfenbeinküste) — Keule; Marquesas-Inseln. Seite 1 statt: Scepter (Kongo) — Bogenhalter; Urua (südl. Kongogebiet). Seite 24 statt: Maske (Kamerun) — Maske; Nordwestl. Kamerun. Seite 24 statt: Totenschädel (Elfenbeinküste) — Totenschädel; Andamanen. Seite 58 statt: Maske (Elfenbeinküste) — Bronzekopf; Benin.

Reichstagskandidatur Fritz v. Unruhs. *Der Dichter* Fritz v. Unruh sollte (laut »Frankf. Ztg.«) an der Spitze der Reichswahlliste der neugegründeten *Republikanischen Partei* kandidieren. Er lehnte aber ab, da er seine ganze Zeit für sein Dichten brauche.

Unser gefiederter Liebling.

Das *Graphische Kabinett* (Buchhandlung, Berlin) gibt seinen Lesern zur Orientierung heraus:

Unser gefiederter Liebling

(Ein kleines Blatt für Bücherfreunde und solche, die es werden sollen.)

Dieses papierne KUCKUCKSEI wird euch ebenso unvermutet *in euer Nest geschwindelt, wie dem Gevatter Zeisig und der Muhme Stieglitz das kalkerne.* Wenn jenes angelangt ist, können Gevatter und Muhme *zu Hause nicht mehr treten,* — wenn es ausgekrochen ist, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als auszuziehen. *Ganz so schlimm* haben wir es *mit euch* hier *nicht* vor, — aber schlimmer: wohnen könnt ihr ruhig bleiben; was aus unserem Kuckucksei auskriecht, *will sich nicht* in eurer *Behausung festsetzen,* sondern nur, wo eine ganze Menge Platz ist, *»nur« — in eurem Kopf!* Es wird ein beträchtliches Exemplar von einem Kuckucksei sein, mit einer höchst sonderbaren Eigenschaft: was er schreit, wird nicht die Anzahl der Jahre bedeuten, die ihr noch zu leben habt, sondern *die Anzahl**) *und die Titel der Bücher,* die ihr kaufen sollt im *Graphischen Kabinett!*

---

*) Meyers Konversationslexikon, Band XVI, Seite 780, berichtet von dem »gemeinen« Kuckuck — Cuculus canorus L. —, daß er den »bekannten fröhlichen Ruf« 10 bis 12, ja 50 bis 80mal hintereinander wiederholt.

Die nicht mehr angelehnte Kate Kühl, die als *»Dorfschöne«* (von *Kurt Tucholsky)* monatelang jeden Abend großen Erfolg erzielte:

Sieht von fern man meine blauen Röcke,
meine Röcke, meine Röcke,
Sind die Jungens alle wie die Böcke,
wie die Böcke — *meck meck!*
Wenn sie mich im heißen Heu nur wittern,
nur wittern, nur wittern,
Dann beginnen alle gleich zu zittern,
Und dann sind sie ganz weg!
Doch ich steh', wenn sich auch alles nach mir sehnt,
Immer angelehnt, immer angelehnt,
Immer angelehnt an der Wand.

Wenn am Sonntag sie so richtig *saufen,*
so saufen, so saufen,
Wollen alle meinethalben raufen,
raufen — *Messer raus!*
Und sie stampfen, und es klirren die Scheiben,
die Scheiben, die Scheiben,
Ohne Beule kann da keiner bleiben,
Und es kracht das ganze Haus.
Doch Eine steht dabei und lacht und gähnt,
Immer angelehnt, immer angelehnt,
Immer angelehnt an der Wand!

Neulich nahm ich mal *ein Bad im Teiche,*
im Teiche, im Teiche,
Und sie stehen *hinter einer Eiche*
Und sie stieren *auf mein Bein.*
Doch ich *narrte* alle diese Böcke,
die Böcke, die Böcke,
Ich trug siebenundzwanzig Unterröcke,
immer noch einen *und noch einen*
und noch einen und noch einen!
Und vor Gier und Hitze jedes Auge tränt,
Und ich stand angelehnt, *immer angelehnt,*
Immer angelehnt an der Wand!

Gestern abend, als die Vöglein sangen,
sangen, sangen,
Kam ein Mann die Straße langgegangen,
Ein kräft'ger junger Mann.
In den braunen Augen war ein Winken,
ein Winken, *ein Winken,*
Und ich ließ die beiden Arme sinken
Und *sah ihn nur an* —
Wie zum Sprung sich alles in mir dehnt —
Nicht mehr angelehnt, nie mehr angelehnt,
Gib mir deine Hand, gib mir deine Hand!

Bei uns Wegener, in England Elinor Glyn in A.-G. umgewandelt.

L'oeuvre littéraire en société par actions. Une société anonyme, d'un genre tout à fait nouveau, vient de se constituer à Londres, au capital nominal de 5,000 livres. Son but est d'acquérir tous les droits de publication et de reproduction des oeuvres passées et futures d'une femme de lettres bien connue, Mme Elinor Glyn.

Sir Rhys Williams, un avocat connu et gendre de Mme Glyn, et le colonel Carr Glyn seront les directeurs de la société.

Elinor Glyn qui est Canadienne, est la soeur de lady Duff-Gordon. Ses romans les plus connus sont: *les Visites d'Elisabeth, les Réflexions d'Ambrosine* et *Son heure.* *(Le Journal.)*

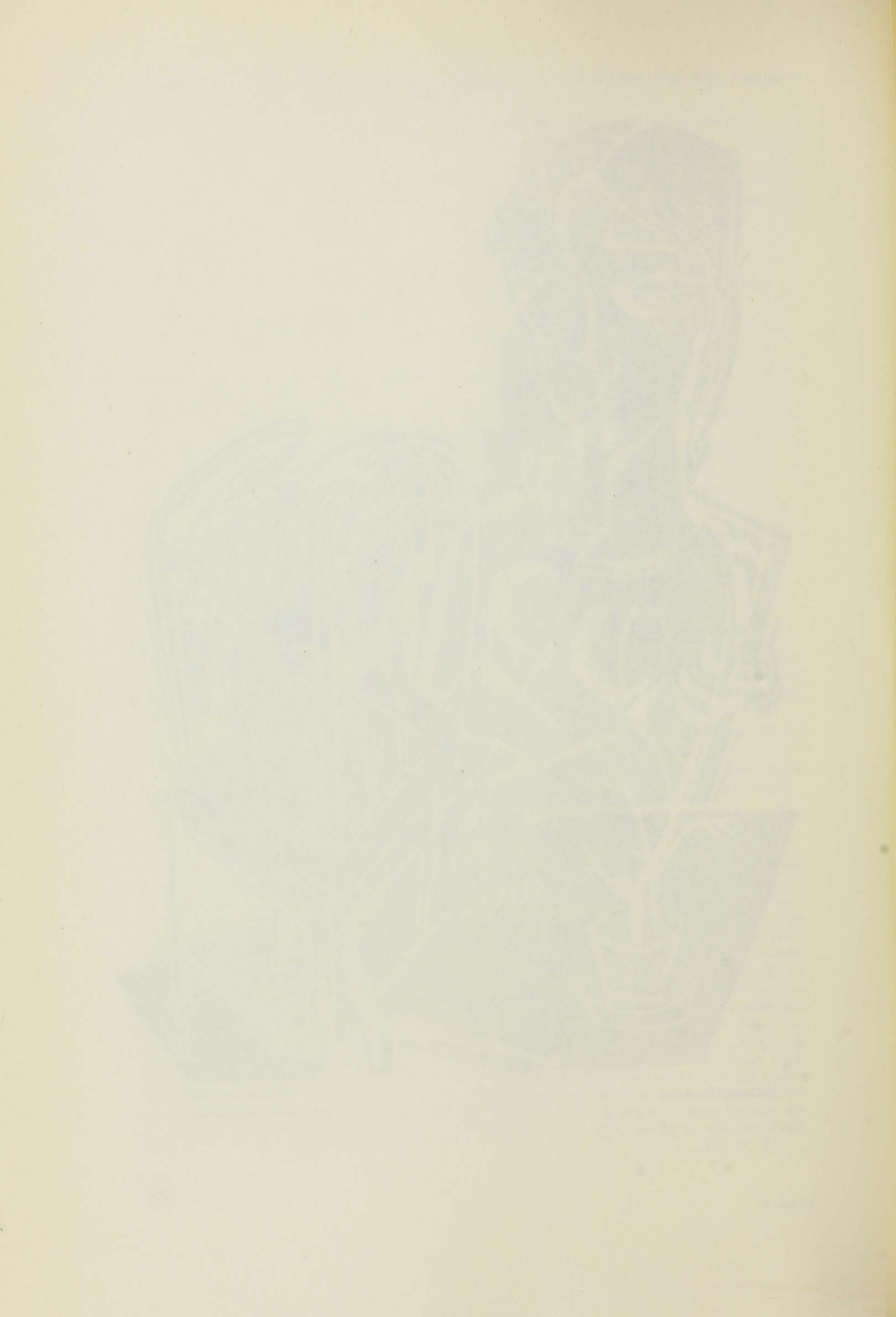
Hermann Bahr und Hitler Innviertler.

Kaum war ich nach München übersiedelt, als ich bestürmt wurde: »Sie müssen Hitler reden hören!« Nicht bloß die Jugend, die ganze Stadt schien in seinem Bann, gar aber die Weibleins. Mir schmeichelte das: *denn wir sind ja Landsleute, er ist Innviertler, er ist vom Stamme Stelzhamers;* und irgendwie muß er innerlich doch sehr stark an unserer Heimat hängen, weil er bis zum heutigen Tage noch, auch als deutscher Nationalheld, Oberösterreicher geblieben ist. Das gefiel mir, aber gerade darum fand ich's unnötig, ihn mir erst anzuhören: *einen Innviertler, der in meinem Linz die Realschule gemacht hat,* muß ich nicht erst sehen, um ihn *auswendig und inwendig* zu kennen. Kaum irgendein anderer deutscher Stamm ist so begabt . . . Und wenn einmal ein Innviertler zum Redner geboren ist, wird meistens nur eine solche Beredsamkeit des Schnadahüpfls daraus. . . . In meinem Freiwilligenjahr bei den Vierundachtzigern ärgerte sich Viktor Adler einmal sehr über mich, als ich, aus einem Manöver gegen die Deutschmeister heimgekehrt, ihm, *noch glühend vor Lust, unsern Sturmangriff* beschrieb. Und er fragte mich: »Wenn's aber Ernst wäre, gegen Arbeiter zum Beispiel, würden Sie dann auch schießen, auch auf Arbeiter?« Und ich besann mich keinen Augenblick und antwortete: »Wenn ich ein Gewehr im Anschlag habe, weiß ich nichts, als daß ich jetzt so gut als möglich schießen muß, besser als die drüben!« *Viktor* hat mir das jahrelang nicht verziehen. *Aber das war der Oberösterreicher in mir,* der so sprach, der Oberösterreicher in seiner Leidenschaft . . . *(N. W. J.)*



Carry Hauser

Mädchen mit Vogel
(Original-Linoleumschnitt)



"TOC H."
THE PRINCE IN A BLAZER. FAMOUS SWORD.

The Prince of Wales, in flannels and blazer, took a leading part yesterday in the festival held to celebrate the eighth birthday of "Toc H" (Talbot House) of which he is patron.

At six o'clock he attended the thanksgiving in All Hallows Barking by the Tower, the oldest church in the City of London, now the spiritual headquarters of "Toc H".

Later in the evening after a "coffeestall meal", with "Toc H" delegates and members, he was the principal speaker at an impressive ceremony at the Guildhall.

One of the first three to serve in Talbot House was the late Edmund Street, a Canadian, who joined up in 1914. The Prince of Wales brought back his sword from Canada, and yesterday afternoon in All Hallows solemnly placed that sword in repose. He also unveiled the casket containing his lamp of maintenance. Having performed these ceremonies, he said:

Let us thoughtfully remember our elder brethren and try, with God's help, to do our duty.

COMRADESHIP.

In the church were many who knew the house at Poperinghe, and they in whispers told the younger men that the altar hangings at All Hallows were the identical ones from the Salient, and that in the altar was incorporated the carpenter's bench at which, during the war, more than 30,000 men received Communion.

At the Guildhall, the Prince was welcomed by the Lord Mayor, and among those present were Sir James Barrie and other "Toc H" members wearing "Toc H" ties (black with a narrow amber stripe), blazers (navy blue with brass buttons and the Arms of Ypres on the pocket), soft collars and flannel trousers.

*** "Toc H" is the telegraphists abbreviation for Talbot House, a wonderful movement which was born and bred in the sacrifice of the war. The first Talbot House was opened at Poperinghe on December 15, 1915, and was named after Gilbert Talbot, lieutenant in the Rifle Brigade, who died at Hooge in July 30 of that year.

From this beginning has sprung the present organisation, whose membership is an aristocracy of comradeship drawn from every section of life. *(Daily Mail, Continental Edition.)*

A propos de »**Lewis et Irène**«. Comparant Paul Morand à Maupassant, Martin du Gard, écrit dans les *Nouveilles Littéraires:* »Les femmes le liront plus encore que l'auteur de *Bel-Ami* parce que dans ses romans elles ont toujours l'avantage«.

Jusqu'où ira donc l'auteur de *Lewis et Irène,* s'il a toutes les femmes avec lui!

(Le »Journal«)

Wie wir erfahren, ist zum **Generalintendanten der bayerischen Staatstheater der ehemalige Hartschier der Leibgarde des Prinzregenten,** *Aloys Niedertupfer,* mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden. Der neue Mann steht im Alter von einundsiebenzig Jahren und war auch an der letzten Fußwaschung des hochseligen Fürsten beteiligt. Man hofft, daß er die durch Aufführungen *Wedekindscher* und *Sternheimscher* Stücke aus dem Leim gegangene Mentalität der Münchener Theaterbesucher durch das Programm, das er ankündigt, wieder heben wird. In der ersten Spielzeit sollen gegeben werden: »*Hoch das Haberfeldtreiben!*«, Komödie von Mooshuber; »Nieder die November - Verbrecher!«, Schwank mit Gesang und Tanz von Pöhner, und »Nachtigall und Rabe«, ein Schäferspiel, hinter dessen anonymem Verfasser sich ein Prinz königlich bayerischen Geblüts verstecken soll.

VOM FRIEDHOF HEIM!
Nur Strahlenfülle, wo ein Alp sonst wuchtet,
Friedhofsstille — Glück in Zähren!

Lene ruht,

von Freundschaftsschultern mannhaft stark getragen,
wacht im Herzen vieler, die ihr folgten.
Was an Kränzen, Schleifen, Blüten, liebevoll gewunden,
uns'res Kindes allerhöchstes Keuschsein jäh erschloß,
es möge uns Erlösung froh verheißen!
Freunde, seid bedankt hierfür — noch einmal — seid bedankt!

Martin Quack und Frau,
Jakob Schweitzer.

(Düsseldorfer Neueste Nachr.)

Wie wir erfahren, stellt der **Kurt Wolff Verlag** die Werke *Heinrich Manns, Werfels und Sternheims zum freihändigen Verkauf,* da sie ihn in den Dispositionen seines Münchner Verlags, der mit dem Vertrieb der von ihm verlegten Gesamtwerke Zolas, Huysmans, Romain Rollands überbeschäftigt ist, stören.

Santa Margherita. Herbert Eulenberg schreibt: »*Die italienische Riviera* hat *alljährlich im Frühling einen bestimmten, ganz besonderen Anziehungspunkt* für die Deutschen gehabt. In *früheren Jahren* war dies *Sestri Levante,* wo der Garten der Villa Piuma, der jetzt verschlossen ist, mit seinen Pinien und Aleggokiefern, die das steile Vorgebirge umgrünten, mit seinem Ausblick aufs Meer einen zuweilen leicht an die Ostsee erinnerte, und wo man in den Anlagen des Hotel Jensch mehr Deutsch sprechen hörte als in den Hotelgärten von Heringsdorf. *Noch früher war San Remo der Magnet* für die Deutschen, jener älteste Winterkurort Italiens, den man aus den ärztlichen Berichten aus der Villa Zirio kannte, die im Winter 1887 das letzte fremdländische Quartier des vorletzten deutschen Kaisers gewesen war. *Jetzt ist es Santa Margherita,* wo sich die deutsche Reisewelt in diesem Frühjahr am meisten zusammendrängt.

Mag sein, daß der Aufenthalt Gerhart Hauptmanns, der seit dem Herbst hier in *einem roten Landhaus dicht an der blauen Bucht* wohnt und *arbeitet,* eine gewisse magnetische Kraft ausübt. *Alle nachmittags* kann man ihn hier sehen, wie er *mit seinen breiten Pumphosen gemächlich gedankenvoll zum Café Colombo* schreitet. Ja, *manche Allzuneuneugierige* vermögen ihn wohl auch von einer *Barkenfahrt* zu erspähen, wie er in seinem Garten am Meer *unter Palmen auf und ab schreitend* dichtet. Und sie mögen dann bei sich denken wie der Wirt auf Capri, dem Scheffel in seinem »Trompeter« ein Postament gesetzt hat: »Wer ist wohl der sonderbare Fremdling, der dort auf und ab geht, wie ein Kater leise schnurrend? O, ich glaub', er schmiedet Verse.«



Harta Herbert Eulenberg in Wien (Zeichn.)

Garmisch. Eine *Werdenfelser Kampfnatur* im wahren Sinne des Wortes hat am Montag nachmittags 2 Uhr im Vorfrühlingssonnenscheine dem »Sensenmann« seine Visitenkarte abgegeben. *Ignaz Johann Hibler,* der langjährige und äußerst erfolgreiche Führer und Geschäftsleiter der hiesigen Rechtergenossenschaft, geboren *im Sternenzeichen der allumfassenden Liebe,* hat die *königliche Wissenschaft der Astrologie* durch seine *im rauhen, knorrigen Körper wohnende Seele* des Edlen und Guten und besonders der schönsten Jugend, der *allseitigen Gefälligkeit, geradezu bestätigt.* Der Heimgegangene war ein *eminent fleißiger Mann,* dessen *zahlreiche Bücher,* Broschüren, historische Werke usw. nicht nur das Interesse der Allgemeinheit erregten, sondern auch die Anerkennung *erster deutscher* wie *ausländischer Autoritäten* auf dem Gebiet der *Volkswirtschaft und -Kunst* fanden. In der Bezirks- wie Kreisbauernkammer und *besonders in Forstrechtssachen* war er eine bekannte und markante Persönlichkeit und sein sachverständiges Urteil erholte man sich *vom Bodensee bis Salzburg,* ja sogar jenseits der weißblauen Grenzpfähle. *Ein Mann wie Hibler,* der auf so vielen exponierten Posten stand, mußte fast selbstverständlich *auch mit Feinden rechnen* und er fügte sich dem mit der ihm angeborenen Gemüts- und Seelenruhe, wohl wissend, daß er *für die Mehrheit nur Gutes* schaffe. Hibler ließ für seine Widersacher *die Worte des Eremiten im »Freischütz«* gelten: »Wer frei von Sünde, der werf den ersten Stein auf mich. Die Rechtlergenossenschaft verliert in ihm *eine schier unersetzbare Kraft* und das Werdenfelser Land einen *urkernigen Sohn,* der heiß und feurig *stritt und litt* für unsere heimatliche Scholle. *Der im Jahre 1912 verstorbene Hauptlehrer Herr Valentin Heinricht* (im Garmischer Volksmunde »*der Prophet*« genannt) bezeichnete Hibler als den begabtesten und talentvollsten Schüler aller unter seiner Lehrer- und Hauptlehrerschaft erzogenen *dreißig Jahrgänge.* Angesichts solcher Bestätigung muß auch der grimmste Feind *achtunggebietend sich neigen.* Der Geist aber für all das Gute, Schöne und Wahre, dem der Heimgegangene äußerste Zähigkeit verlieh, dieser Geist *walte und schalte* auch fürderhin *im Loisachtal* und das sei unser schönstes und immerwährendes Andenken an unseren *treuen Alpensohn Ignazius Hibler,* den der 1878er Kameraden-Jahrgang stets mit Stolz den »Seinen« nennen wird. *B. B.*

(Werdenfelser Anzeiger)

Levitenfahne und jüdisches Flaggenlied. Die Leute ums Hakenkreuz halten sich bekanntlich für Arier und sind überzeugt, wenn sie es auch nicht bestimmt wissen, daß jeder von ihnen die Götter Walhalls in nächster Verwandtschaft hat. Wenn gar *einer zufällig mit blauen Augen und blonden Haaren* auf die Welt gekommen ist, was dazwischen der Fall sein soll, dann hält er sich selbst für den wiedergeborenen Siegfried. Weil das nun aber mit den Augen, Haaren und Nasen eine eigene Sache ist (man kann nie wissen!), haben sich unsere »Völkischen« neben dem Hakenkreuz ein anderes gemeinsames Symbol verschafft. Es sind die Farben schwarz-weiß-rot. Von diesen Farben nehmen sie an, daß sich *darunter nur Arier* finden könnten, obwohl nicht recht einleuchtet, warum auf diese Farbenzusammenstellung nun gerade nur »Arier« ein Privilegium haben sollten.

Kann sich nun ein Mensch vorstellen, daß bereits 700 v. Chr. *in Palästina die Fahne schwarz-weiß-rot geweht hat?* Die Wissenschaft hat es herausgebracht: Schwarz-weiß-rot sind die Stammesfarben eines der zwölf Stämme Israels gewesen. Und jetzt rate einer, welches Stammes wohl: Der *Stamm Levi (ausgerechnet!)*, von allen zwölf Stämmen Israels der vom meisten Eifer und Fanatismus *für reine Rasse* und Lehre *besessene Stamm*, ist damals unter schwarz-weiß-rotem Banner ausgezogen. Was sagt *H. St. Chamberlain* dazu? Wird er etwa den ganzen Stamm Levi für Arier erklären, wie er bereits Jesus von Nazareth zum Germanen gemacht hat? Das wäre eine sehr einfache und gar nicht unsympathische Lösung der antisemitischen Frage. Der ganze Radau ist doch überflüssig, wenn die Leviten mit unseren Völkischen die gleichen Gesinnungsfarben gemeinsam haben. Bisher glaubten die Hakenkreuzritter, die republikanischen Farben schwarz-rot-gold wären

eine jüdische Erfindung. Was werden sie zu dem peinlichen Zusammenhang sagen, der sich für schwarz-weiß-rot aus der Feststellung der Wissenschaft ergibt?

Das Leben ist *manchmal von einer unbegreiflichen Gemeinheit*. Da singen unsere »Arier« mit Vorliebe in vorgerückten Stunden, wenn sie die *Begeisterung beim Wickel* haben, ein sehr schönes Lied. Es geht an: »Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot . . .« Aus meinen Flegeljahren erinnere ich mich, daß dieses Lied zum eisernen Repertoire der bekannten *Volksfestkapelle Lang* gehört hat, die es immer brachte, wenn *noch eins* getrunken werden sollte. Dieses treudeutsche Lied, dem man förmlich die Blauaugen und die Blaujacken ansieht, ist nun von einem gewissen *Robert Lindner* gedichtet. Kein Handbuch der deutschen Literatur gibt Aufschluß über die sonstigen Taten dieses »Dichters«, von dem bisher angenommen worden ist, daß er ein wackerer Seebär von der Wasserkante sein müßte. Aber Robert Lindner ist kein Seebär, sondern *ein waschechter Jude* und hat die *deutsche Flotte,* die er so schwungvoll besingt, *höchstens auf Ansichtskarten* oder im Deutschen Flotten-Almanach studiert. Es ist schon ein Verhängnis mit diesen Farben schwarz-weiß-rot. Fast scheint es, als hätten die Juden eine noch größere Vorliebe für diese Farben, als unsere Völkischen selbst; denn greift man dahinter, zuerst hinter die Fahne des wilhelminischen Deutschlands, dann hinter das vielgesungene Flaggenlied, *immer kommt ein hebräischer Ursprung heraus.* Wann findet sich der Komödiendichter, der diesen dankbaren Stoff aufgreift? — — —

Schiller hat schon recht mit seiner Behauptung, daß »des Lebens ungemischte Freude« keinem Sterblichen zuteil wird, auch wenn er noch so fest glaubt, von den *alten Germanen* abzustammen, die unseres Wissens *keine Fahne schwarz-weiß-rot* gehabt und *auch nichts* von dem Flaggenlied des *Robert Lindner* gewußt haben. *M. P.*

Regensburg. **Ein Opfer des Alkohols.** Der Taglöhner Weingärtner von Langenerling, Vater von drei Kindern, weilte Sonntags mit noch mehreren Durstigen beim edlen Gerstensaft. Des anderen Tages, als er wieder am Wirtshaus vorbeiging, wurde er von den noch Anwesenden (vom Tage vorher noch dort Sitzenden) in die Wirtschaft hineingeholt, ob er wollte oder nicht. *Er konnte es aber nur mehr bis Nachmittags vertragen,* in der darauffolgenden Nacht starb er. *(Loisachbote.)*

Sachsen ist in Deutschland Trumpf. Paul Samson-Körner, Deutschlands neuer Meister im Schwergewicht, ist aus Sachsen; Max Beckmann, von dem sich jetzt Swarzenski nicht enthalten konnte, ein weiteres Werk für's Städel zu erwerben, obwohl ihm die ganze moderne Malerei noch fehlt, ist, wie Brockhaus' Konversationslexikon mitteilt, auch Sachse, woran im übrigen ja auch nicht zu zweifeln war. Otto Dix aber, der sächsische Literatur mit rheinischem Humor zu vermischen weiß — in seinem Bild: »Der Krieg« im Wallraf-Richartz-Museum — stammt aus Gera.

DIE SINTFLUT.

Aus den „Geheimnissen des Ostens".

In unseren Tagen versucht die Menschheit, den Turm von Babel zu Ende zu bauen, und Dostojewsky spricht von ihm fast ebenso wie der Prophet Jesaja. Sein doppelter fragender Sinn ist noch immer derselbe: *Mit Gott oder gegen Gott?* Werden wir von seiner Spitze den Stern von Bethlehem erblicken oder wird ihn ein plötzlicher Sturm auf die wahnwitzigen Erbauer umwerfen?

Irgend eine Weltkatastrophe, das was wir »Sintflut« nennen, lebt in der Erinnerung vieler Völker Asiens, Europas und Amerikas, am stärksten aber in der Erinnerung Babylons. Nicht umsonst steht im Mittelpunkt *des großen babylonischen Epos »Gilgamesch«* die Sintflut.



(Frankfurter Nachrichten)

Wissen ist »Erinnerung«. Auch die Zukunft kann man wissen, sich ihrer erinnern« wie der Vergangenheit. Babylon hat sich als erstes des einstigen Endes der Welt erinnert und das Künftige erkannt.

Die zwölf Tontafeln des »Gilgamesch« wurden in den Ruinen der Paläste von Niniveh, in der Bibliothek Assurbanipals, gefunden. Auf der elften Tafel steht die Sage von der Sintflut.

Dieselbe Sage findet sich auch im Buche Genesis; aber das Buch Genesis ist nicht vor dem siebenten Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet, während der sumerische »Gilgamesch« spätestens ins 25. Jahrhundert gehört und vielleicht sogar ein noch älteres Original wiederholt.

Von diesen dicht mit Keilschriftzeichen besäten Tafeln geht noch gleichsam der schreckliche Geruch der Wasser der Sintflut aus.

Eines der ältesten Fragmente schildert die schwere Not der vorsintflutlichen Zeit:

. . . Als das dritte Jahr herbeikam,
Empörten sich die Menschen in ihren Städten . . .
Als das vierte Jahr herbeikam,
Wurden ihre Vorräte knapp . . .

Hier folgt eine Lücke, in der wahrscheinlich von der schrecklichen Hungersnot, einer Folge des Weltkrieges und der Empörung der Menschheit, erzählt wird. Darauf liest man folgendes:

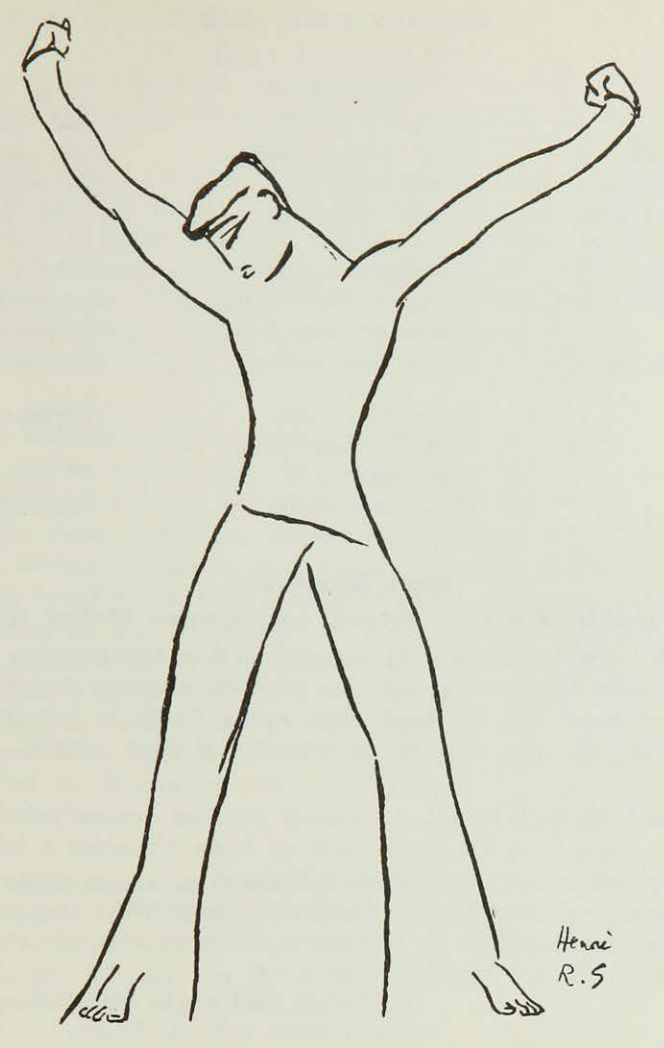
. . . Niedergeschlagen gingen die Leute einher auf der Straße.
Als das fünfte Jahr herbeikam, schaute *scheel die Tochter auf das Kommen der Mutter;*
Die Mutter öffnet der Tochter nicht ihre Tür.
Die Wage der Mutter beobachtet die Tochter,
Die Wage der Tochter beobachtet die Mutter.
Als das sechste Jahr herbeikam, bereitet man die Tochter zum Mahle,
Zur Nahrung bereitet man das Kind . . .
Ein Haus verzehrt das andere . . .

In diesen Tagen vergrub Utnapischtim-Atrachasis *(der Hochgescheite)*, der babylonische Noah, die alten Tafeln, die Schätze der vorsintflutlichen Weisheit, in die Erde: den »einzigen Samen, von dem (nach der Sintflut) alles wieder begann.« (Plato, Berossos.)

Also hatte die Menschheit gerade damals, am Vorabend jener schrecklichen Tage, *die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreicht,* das, was wir »Fortschritt« und »Zivilisation« nennen, was Plato »Atlantis« und Dostojewsky »Menschengottestum« nannte. *Auf diesem Gipfel der Entwicklung begann* der Weltkrieg, die Empörung, die Verwilderung, die Vertierung, die *Anthropophagie* — das Ende der Menschheit: *alles wie bei uns,* der gleiche Anfang und das gleiche Ende.

Auch im Buche der Genesis steht fast dasselbe: »Da reuete es den Herrn, daß Er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte Ihn in seinem Herzen.«

Dimitri Mereschkowsky.



Renée Sintenis Der Tänzer Henri (Zeichn.)

An Zaia, den sizilianischen Tänzer auf Lipari.

Von

MARGOT STARKE.

Wenn du im Tanze dich neigst,
Jüngling mit knospendem Blute,
Mit dem rankenden Leibe zum Licht,
Den aufjauchzenden Gliedern der Schönheit,
Wenn du im Tanze dich hebst
Weit von dem Boden der Schwere,
Ein Lächeln der strahlenden Gottheit,
Ein zartstreichelnder Windhauch des Himmels,
Liebe ich dich wie das Meer,
Das mich hinschleudernd packt und vernichtet,
Und bin so — ein Herzschrei des Todes —
In deinem Blute ertrunken.

Ach, dein Haar, wie schwarze Flammen,
Zaia, mein Tänzer der Glut,
Schlagen gekräuselt wild zusammen,
Verwirrt, wie dein südliches Blut.
Sonne und Regen nicht meidet
Stolz dein Haupt im freien Leben;
Du bist ein König, der schreitet,
Wenn leicht sich die Füße heben.

Märchenbuchgeheimnisvoll,
Wundersames Grau,
Machen deine Augen toll
Manche sanfte Frau.
Schlangengleich, zinnoberrot
Zieht dein Mund sich schmal.
Küßte er mich, wär ich tot —
Tot vor Lust und Qual.
Und du bist wie das Meer, das sich selber nicht [kennt:
Dumpfgrollende Tiefe, hellspringende Flut,
Und du bist wie die Flamme, die himmelwärts [brennt:
Urewiges Leuchten, unlöschbare Glut.
Bist wie die Natur, eine göttliche Dichtung,
Impuls des Gefühls, eine Laune der Zeit,
Erhebung der Schönheit, Extase, Vernichtung,
Meine singende Freude, mein Herzeleid!

Klabund außer sich.

WIEGENLIED
von Klabund.

Bin worden alt
Müd' müde Frau.
Wind weht so kalt
Himmel steht so grau.

Meine *Füße sie*
Tragen mich nicht mehr.
Alle Süße sie
Floß ins salzige Meer.

In der Wiege du
Jung' Junges bleib
Wiege biege du
Deinen Espenleib.

Dir Himmel glänzt
Südig, seidiger Wind,
Morgenrot dich kränzt,
Sterne dein Gebind.

Senke Gott bald
Deine trotzige Brau
Über mich alt'
Müd' müde Frau.

Vogel *baumverzweigt*
Katze auf der Bank
Dir wohlgeneigt
Fodern lodern Dank.

Aber ich bin
Außer mir und Welt
Sinnloser Sinn
Abgemaihtes Feld.

(Berliner Illustrierte Zeitung)

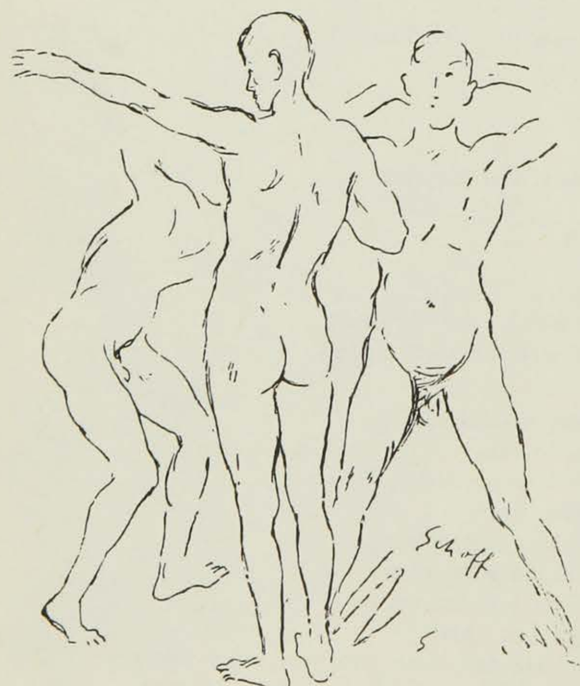
Was sind »Fodern«?

Drei Mystiker:
die Generäle Foch, v. Kluck und Hanns Heinz Ewers.

1. **Marschall Foch** hat während seines Aufenthaltes in Rom hauptsächlich die zahllosen Kirchen und die Katakomben besucht. Das ist alles, was man über Veranlassung und Natur seines römischen Besuches erfährt. Heute wurde der Marschall nebst seiner Gattin in halbstündiger Audienz vom Papste empfangen. Foch soll, wie man in vatikanischen Kreisen erzählt, *völlig Mystiker* geworden sein.

2. **Der mysteriöse Stil „v. Kluck".** *Le général Gouraud,* comme pas mal de »brutes galonnée«, est un lettré et un artiste: il l'a bien prouvé en Syrie où, grâce à lui, maintes recherches intéressant l'art et l'histoire ont pu être menées à bien.

Le général était, samedi, l'invité de l'Academie des Beaux-Arts. Il a prit la parole et, avec la liberté *D'un soldat qui sait mal farder la vérité,* il a donné son avis, non seulement sur la beauté antique, mais encore sur la beauté moderne.


Schoff

Et c'est ainsi que le général Gouraud en vint à parler de la nouvelle gare de Rouen.

— J'y suis, déclara-t-il, passé hier en revenant de l'enterrement d'un de mes proches.... Eh bien, cette gare m'a étonné: son architecture est aussi allemande que possible. Et comme je faisais part de mon impression au maire de Rouen, celui-ci me répondit: »Les plans dataient d'avant-guerre.« Il me semble que, depuis notre victoire, nous pouirrons bien accorder aussi sa revanche à l'art français!

Cela me parait assez juste. Sans doute, les gares allemandes ont du bon au point de vue pratique et peut-être même leurs lourdes façades ont-elles leur beauté sous le ciel bas de Germanie. Mais, en France, une gare doit avoir l'aspect français.... Ce qui n'empêche pas du tout de la pourvoir de la bonne organisation intérieure des *bahnhoefe* de Cologne ou de Leipzig.

Je ne sais, d'ailleurs, si le style boche triomphe vraiment dans la gare de la capitale normande, mais je lui vois faire partout d'inquiétants progrès.

Au théâtre, par exemple, il semble, comme l'a dit un de nos confrères, qu'un mystérieux von Kluck conduise à l'assaut les ennemis de l'art français. Ces mises en scène à la Reinhardt, ces tentures lugubres, ces décors soi-disant stylisés, ces acteurs, ces danseurs, ces compositeurs bizarres, ces pièces où règne une atmosphère municho-anarcho-luthérienne, — tout ça, sciemment ou non, c'est boche.

Au salon, même invasion, d'un art plus ou moins feld-grau. Ces tableaux sinistres, où triomphent le noir et le blanc du drapeau prussien, ces sculptures qui représentent des Gretchens cubiques aussi différentes que possible de la souple et fine Parisienne, ces objets d'art macabres

faits pour orner le studio d'un intellectuel freudien, cocaïnomane, homosexuel et berlinois, — tout ça, c'est boche.

On parle beaucoup d'une exposition des arts appliqués, laquelle nous interdirait pendant des années l'accès des Champs-Elysées, du Cours-la-Reine, des ponts de la Concorde, Alexandre III et des Invalides, etc....

Ce qui m'inquiète le plus, c'est l'idée que cette exposition marquera peut-être, à Paris, l'apothéose du style von Kluck. S'il devait en être ainsi, elle occuperait précisément les quartiers de Paris où ledit von Kluck comptait bien faire camper ses troupes... Mais espérons, quand même, un nouveau miracle de la Marne, espérons que la grâce, la clarté, l'harmonie française l'emporteront, au dernier moment, sur la *deutsche kunst* qui se croit déjà vainqueur.

Le Général Gouraud s'en mêle, c'est bon signe; s'il remporte encore cette victoire-là, il faudra, sans plus tarder, lui donner le bâton de maréchal de France. *Clément Vautel (Le Journal).*

3. **Hanns Heinz Ewers** schreibt in einem Aufsatz in der *»Woche«:*

. . . Giftig aber sind an und für sich die wenigsten Insekten; sie übertragen nur einen ihnen selbst unschädlichen Giftstoff auf den Menschen, den sie stechen.

Wie nun, wenn *die kleine,* goldgrüne, geheimnisvolle Fliege von dem Gifte, das irgendwo an dem Grabmalstor des Königs angebracht war, *genascht* und mit diesem Gifte Lord Carnavon den tödlichen Stich versetzt hätte? *Könnte man dann nicht wirklich* von einer »Rache des Pharao« reden?

Ich denke, man kann es. Den Menschen, die ihren geliebten Toten beisetzen, ist es wirklich herzlich gleichgültig, ob das Grabmal zu gewinnsüchtigen oder zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeraubt wird; sie werden es in jedem Falle Grabschändung nennen. In ihrem Sinne hat das Gift seine Schuldigkeit getan; in ihrem Sinne ist *die geheimnisvolle Fliege ganz gewiß* die Rächerin des Toten. Und darum meine ich, haben die Unrecht, die nichts anerkennen als den gesunden Menschenverstand! *Und die Mystagogen aller Sorten haben wirklich Recht,* wenn sie von einer »Rache des Pharao« sprechen.

Takka Takka nicht mehr in Düsseldorf. In einer *Modensoirée und Nachtvorstellung* im Esplanade zu Berlin wurde »Die Reise nach Cairo«, Modepantomime, gegeben, in welcher u. a. Anita Berber die »Dame aus Havai« und Lya de Ruth die »Banane« gab. Nach der Vorstellung: Eröffnung der »Erotischen Gärten« von Hermann Rothe. Im Kakteengarten tanzt *Takka Takka* und Vera Mirowa *zu erotischer Musik von Jaap Kool.*

Nietzsche in der »Weißen Maus«. Oder: »Berlin steht Kopp!« Die »Weiße Maus« setzt ihren Ehrgeiz darein, die reichhaltigste Spielfolge aller Berliner Kabaretts zu besitzen. Nicht weniger als vier sogenannte »Szenen« werden geboten: »Die Dächer von Berlin«, »Swinemünde«, »Die Obdachlosen« und »Berlin steht Kopp«, ein »beinliches Bild«. Alles echt Kabarett, und wer »Weiße-Maus-Stimmung sucht, findet sie. Dazu das weitere Programm, ein Bauchredner, Tänzerinnen usw. und schließlich Hanny von Hannering, die als »literarische Künstlerin« eingeführt wird und u.a. — ein Gedicht von Friedrich Nietzsche vorträgt!

Geheimrat Professor Dr. Justi, der begabte Leiter des Kronprinzen-Palais, der die Impressionisten in eine ganz kleine Ecke gedrängt hat, hat dafür dem liebenswürdigen **Rudolf Belling,** dessen Gattin die entzückende Tänzerin Tony Freden ist, die früher von den Impressionisten eingenommenen Räume und noch viel mehr zur Verfügung gestellt, wo der charmante Kino-, Café- und Warenhausplastiker seine wertvollen Bildwerke zur Schau stellt und interpretiert. Es ist dem verdienstvollen Nationalgalerie-Direktor und Tschudi-Successeur gelungen, aus dem Museum eine Attraktion zu machen, wie weder die Skala, noch der Wintergarten, noch die »Nibelungen«, die Massary und Chaplin eine sind.

In einer bibliophilen, mit Entwürfen von Hirschler geschmückten Schrift: *»Stil und Geschmack«,* die in den kunstgewerblichen Werkstätten von **Flatow & Priemer** in Berlin erschienen ist, unterrichten *Hermann Schmitz* und *Meier-Graefe* über den derzeitigen Stand der Wohnungs- und Möbelkunst. Das in Seide gebundene Werkchen weist in *Stil und Geschmack* die gleiche Höhe auf wie alle sonstigen Erzeugnisse dieser Werkstätten.

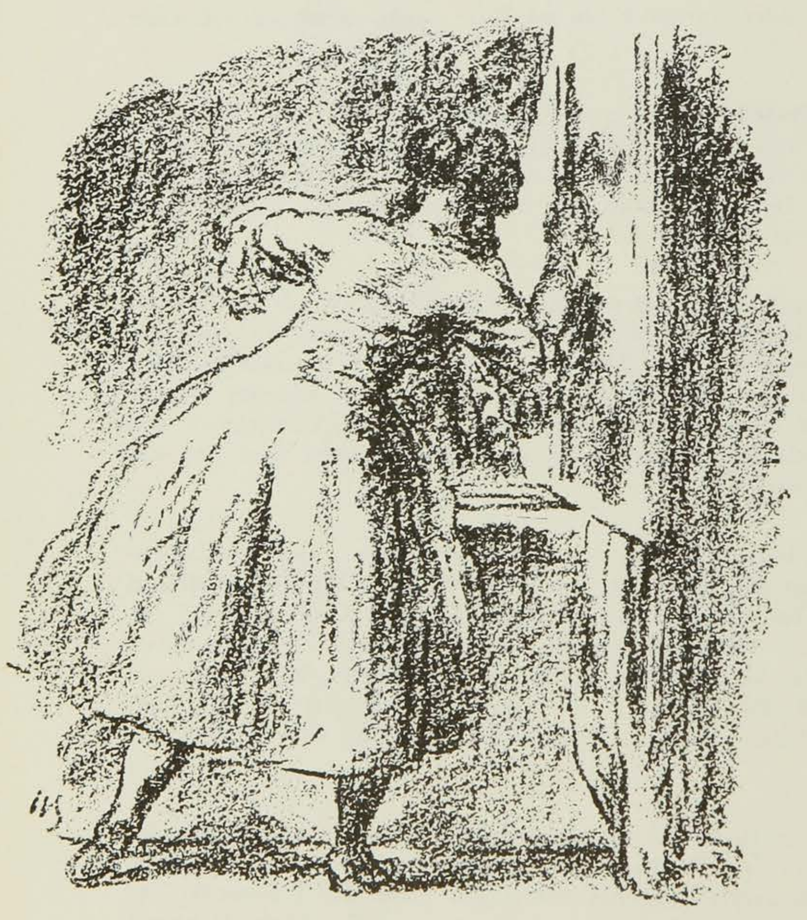
Dr. Brückner vom »Kölner Tageblatt« legt Wert darauf, festzustellen, daß seine Kritik der »Kassette« (das esoterische Kabarett) im »Kölner Tageblatt«, nicht, wie vermerkt, in der »Köln. Volkszeitung« gestanden hat. Im letzteren Falle wäre sie, wie er meint, *ganz anders* ausgefallen.

Taschenbuch für Damen von *Julie Elias*. Dieses liebenswürdige Buch einer geistvollen Frau hat von einem alten, fast verschollenen Genre den Namen. Mit einem chinesischen Schachtelkästchen vergleicht es Julie Elias selbst, in das allerlei hineingepackt ist. Sie bietet kleine, melancholisch-heitere Stimmungen, Porträts interessanter Frauen, denen sie begegnet ist (Else Lehmann, Alice Trübner, Tilla Durieux, Frida Uhl, Paula Conrad, Margarete Hauptmann, Suzanne Desprès, Elsa Bernstein), Dienstbotengeschichten von menschlich warmem Ton der Beobachtung, Blätter eines Pariser Tagebuchs, Plaudereien über den Muff, über Spitzen, die klassische Küche, kurze Dialoge, erlauscht beim Friseur, beim Schneider, bei der Putzmacherin, Modeglossen, Aphorismen, Anekdoten. Und überall mischt sie Ernst mit diskreter Ironie, überall hat sie Grazie und Sicherheit der Form, eine frauenhaft lächelnde Welterfahrung. Ein entzückender Schmuck sind die über das Buch verstreuten Skizzen und farbigen Illustrationen von Emil Orlik.

Der Illustrator Werner Schmidt.

Von *FRANZ BLEI.*

Die großen Meister der Illustration — Doré, Menzel, Gavarni, Hosemann, Bertall, Joannot, Slevogt — sie danken Ruhm und Bedeutung nicht bloß ihrer absoluten Künstlerschaft, sondern ihrer ungemein seltenen Fähigkeit, sich bei solcher eigenwilligen Künstlerschaft in eine nicht von ihnen, sondern von einem Texte gestellte Aufgabe einzuordnen. Das sieht leichter aus als es ist, weil es der dümmste Kitschier traf und trifft. Es ist höchste Schwierigkeit, wenn es ein Künstler tut. Es gibt ein zeichnerisches Paraphrasieren eines Textes, ein Darüberhinwegzeichnen: das kann sehr reizvoll sein, aber Illustration ist es nicht. Das kann genial sein, aber ein Wesentliches großen Künstlertums fehlt: die fast demütige Hingabe an eine fremde Gedankenwelt. Das stärkste Beispiel heutiger Illustrationskunst — wem muß es erst genannt werden? Ich weiß neben Slevogt nur einen Namen, der sich da halten kann: diesen Werner Schmidt. Von ihm gibt es den Fortunio Gautiers im Dreimasken-Verlag. Hermann und Dorothea ebenda. Balzacs »Las Maranas« im Verlag der Münchner Drucke. Dumas »Don Philippe Villani« im Verlag der Arche. Kellers »Zwiehan« ebenda. Und schließlich »Die Zauberflöte« im G. Müller Verlag. Von Goethens »Gottfrid von Berlichingen« im Inselverlag sah ich Proben, wie man sie auch in diesem »Querschnitt«-Heft sehen und danach wohl meine Meinung teilen kann, meine hohe Meinung, die ich von Schmidt's exquisiter Kunst hege. Schmidt lebt nur in München. Irgend eine künstlerische Gemeinschaft mit der Kunst dieser Stadt hat er nicht. Ich bin sicher, er enthält alle modernen, so sehr beliebten Elemente. Aber er versteht es, sie zu synthetisieren. Er erreicht schon wieder das schlechthin Schöne, auf das nichts als Interessante verzichtend. Was er dadurch für die Heutigen an Nervosität und Aufregung verliert, gewinnt er für die Späteren an Intensität, die dafür die Schönheit nicht opfert. Er kann es sich schon erlauben, auf die Karikatur zu verzichten, um charakteristisch zu sein. Er hat Wärme, Anmut, Delikatesse, Liebe, Sinnlichkeit, und eine eminente Hand kann das auf den Stein bringen.



Werner Schmidt — Litho zu „Las Maranas" Verlag der Münchner Drucke 1923

»*Der Vorhof, ein Führer zum guten Buch*«, herausgegeben für die Arbeitsgemeinschaft kultureller Buchhändler, empfiehlt als **Gabe für die Einsegnung**: Hans Siemsen, »*Das Tigerschiff*« und schreibt dazu: »*Ein wundervoll schönes Werk voll Bubenlust und heimlichem Leid.*«

Rudolf Levy schreibt aus *Paris:* »Je länger ich hier in Paris bin, um so intensiver wird auch wieder mein Zusammenhang mit dem, was hier gemacht wird, und es ist mir sehr beruhigend zu sehen, daß ich eigentlich gar niemals so weit davon entfernt war. Über Verzerrungen à la Kokoschka, Beckmann, Dix, Nolde et toute cette bande ist man hier längst zur Tagesordnung übergegangen et aux rugissements des fauves on oppose heureusement le son d'une cloche paisible et harmonieuse.

Mais c'est tout un chapitre d'histoire d'art. Aber eins ist sicher, daß eines Tages die deutschen Expressionistensammler ihre Erwerbungen schamvoll in ihren Kellern verstecken werden.«



Rudolf Levy

Ausstellung moderner Aquarelle aus Düsseldorfer Privatbesitz.

In die Räume des Kunstvereins in Düsseldorf ist die moderne Kunst eingezogen. *Blutige Köpfe gab's gerade nicht,* wenn auch mehrere Besucher ihr Eintrittsgeld zurückhaben wollten. Gewiß, es ist etwas viel verlangt, sich von einigen Leuten, die erfreulicherweise Sinn dafür haben, ihr Geld in anderer als *süßsäuerlicher Heimatkunst* anzulegen, an der *Nase* führen zu lassen und dafür noch Lehrgeld zahlen zu müssen. Denn warum lebt man in dem *»Kunstdorf« an der Düssel? Hat man sich nicht als braver Mann, der nicht gerade zu den Dummen zählt, seinen von langjährigen Erfahrungen getragenen Standpunkt auch in Kunstdingen errungen?* — Doch die Ausstellung, die Walter Cohen, der *bewährte* Kustos der Galerie, hier zusammengebracht hat, verrät, daß die Düsseldorfer Sammler moderner Kunst auch nicht *gerade auf den Kopf gefallen sind.* In besonders guter Qualität und großem Umfang ist Rohlfs vertreten, dann auch Heckel, Nolde, Macke, Pechstein und Kokoschka; teilweise sehr flotte Blätter. Von Maurice de Vlaminck sind mehrere ganz treffliche Arbeiten da, darunter eine *großzügige* Winterlandschaft. Unter den *Düsseldorfern* seien besonders Nauen und O. Dix, im übrigen noch C. Hofer, Felix Müller, Marc und *ein farbig delikater Cézanne* genannt. Alles in allem eine *anregende,* an Genüssen nicht arme Ausstellung. Man hat den Eindruck, daß bei der Zusammenstellung nirgends der Zufall, wohl aber *gereifte* und *kritische* Überlegung waltete. Vielleicht geht von hier eine *neue Epoche im Düsseldorfer Kunstleben aus.*

Dr. Gustaf Klemens Schmelzeisen.

Lebensreformer, Anfang der Dreißiger, gebildet, wünscht mit gebildetem deutschen Mädel zwecks Heirat in Verbindung zu treten. Bedingungen: Alter etwa 17 bis 22 Jahre, arisch-germanischer Rasse, langschädelig, gezeugt und geboren von streng vegetarisch lebenden Eltern, an Mutterbrust gestillt, vegetarisch ernährt und in lebensreformerischem Sinne erzogen. Anhängerin der Nacktkultur und der Reformkleidung. Freundliche Zuschriften im obigen Sinne mit Lebenslauf und Bild in Reformtracht, sowie drei Ganzaktlichtbildern, Vorder-, Seiten- und Rückenaufnahme, an die »Vegetarische Warte« erbeten. Strengste Verschwiegenheit zugesichert und verlangt. Die Bilder werden, wenn nicht zusagend, zurückgesendet.

(Vegetar. Warte.)

Aus dem Brief eines westfälischen Sammlers: ». . . denn es soll außer Flechtheim in Deutschland noch einige andere Kunsthändler geben, gar nicht zu sprechen von den Künstlern, die von Grappes direkt auch ganz gern Geld annehmen. Und wenn Sie glauben, uns mit Ihren jetzigen Ausstellungsgrößen zu imponieren, so möchte ich Ihnen nicht verschweigen, daß wir George Grosz *durchaus nicht* schätzen und daß wir für die heutige (x-te) Ausdrucksform Picassos gegenüber den Leistungen deutscher Expressionisten recht wenig Verständnis haben.«

Nachdem **Dr. Grete Ring** den Zenith ihres Ruhms als »zügellose Expressionistin« erklommen hat, wurde ihr vor ihr selber bange und sie kehrte reumütig zur italienischen Renaissance zurück. Dann aber stellte sie Bildwerke von Christa von Hatvány und Bilder von Ulrich Hübner aus.

Kokoschka-Rummel. Einem Bericht über den geradezu königlichen Empfang, den der Meisterboxer *Carpentier* in *Wien* gefunden hat (Hofwartesalon, Ansprachen, Spalier usw.) entnehmen wir diese Stelle: ». . . Als er schon im Automobil sitzt, begrüßt ihn Architekt Adolf Loos, der ihn mit Professor *Oskar Kokoschka* bekannt gemacht. Kokoschka ist herbeigeeilt, um Carpentier mitzuteilen, daß er ihn malen will, während des Trainings natürlich, wenn seine Züge die Anspannung des Kampfes tragen. Ich fragte ihn später, wie er sich zu der Absicht des berühmten Wiener Malers stelle. *Dem Meister ist der Name Kokoschka wohlbekannt, er hat in Paris Bilder von ihm gesehen*) und ist ein großer Verehrer seiner Kunst. Er freut sich sehr über Kokoschkas Plan . . .«*
(Berliner 12 Uhr Mittags-Ztg.)


Oskar Kokoschka (Zeichn. im Bes. der Galerie Dr. Goldschmidt — Dr. Wallerstein)

Buchausstellung. *Die Indépendants* in Paris hatten mit ihrem diesjährigen Prinzip, nach Nationen auszustellen, kein Glück. So hing ein delikates Frauenbild von Pascin, nur darum, weil er ein Amerikaner ist, neben einem 5 Meter hohen Steamer eines seiner Landsleute. Nur die deutsche Buchausstellung, die dort stattfand, rechtfertigte in ihrer einheitlichen Leistung dieses Prinzip. *Der Querschnitt-Verlag* hatte seine eigene Vitrine.

UNSER WELTMAI

Sozialdemokratisches Frühlingslied von KARL HENCKELL.

Mai ist da, der Herzbefreier
Läßt die lichten Birkenschleier
Und Kastanienfähnlein weh'n.
Mit den flutenden Sonnenhaaren
Durch die blauen Lüfte fahren.
Liebste, hast ihn auch geseh'n?

»Liebster, ja, ich sah von weitem
Über Flur und Wald ihn gleiten
Mit dem schimmernden Gespann.
Wo die mächtigen Räder zogen,
Gleich begann es grün zu wogen,
Hob die Welt zu blühen an.«

»Liebster, ja, das Herz will grünen,
Was verzagt war, sich erkühnen,
Dumpfe Trübsal sei verbannt!
Sind wir Liebenden nicht von jenen,
Die der Menschheit Frühlingssehnen
Woben in ihr Brautgewand?«

Nun, so laß auch uns vom Trauern
Wachen auf in Freudesschauern,
Grauer Grillen sei's genug!
Milder Maienhauch macht zuschanden,
Was uns hielt in Kleinmuts Banden
Und den Sinn zu Boden schlug.

Herzgefährtin, welche Feier!
Mai ist da, der Weltbefreier,
Läßt den Hochzeitsschleier weh'n,
Läßt im hohen Waldessaale
Schlürfen aus dem Goldpokale
Und ein Fest des Lichts begeh'n. *(Rhein. Ztg.)*

---

*) Kokoschka hat noch nie in Paris ausgestellt und Carpentier war noch nie bei Kokoschkahändlern.

Die Bücherstube am Wallraf-Richartz-Museum in Köln machte gut, was die *»Kassette«* bisher versäumt hatte: sie gab ein Konzert von internationalem Rang, wodurch in dies auf allen Gebieten verfilzte Nest endlich etwas frische Luft kam. *Satie*'s »Sokrates«, Milhaud'*s* »Boeuf sur le Toit«, *Strawinsky's* »Sacre«, »Hängende Gärten« und eine Klaviersuite von *Schönberg* und ein wahrhaft moderner Schlußreißer von Manuel de Falla. Frau *Marya Freund,* Schönberg-interpretin, sang intelligent und kultiviert, und *Steuermann* und Baron *Méchin* spielten vierhändig, was den Ohren von heute lieblicher klang als das verstärkte Gürzenichorchester, wenn es in der großen Messehalle in einem Feiertagskonzert durch sämtliche Herrlichkeiten des Herrn Wagner taumelt. Von prominenten Leuten der Kölner Musikwelt war niemand anwesend, auch die große Welt fehlte; es war ein sachlicher Genuß.



Oskar Moll

Der Nibelungen-Film.

Siegfried: Sage — Märchen — Epos.

Kriemhilds Rache: Epos — *Auflösung der Form* — Explosion. Untergang einer zum Tode reifen Welt. Vernichtung von Wesen, bis zum letzten Atemzug gespannt mit Widerstandskraft. *Nicht-Sterben-Wollen* — Todeshaß.

Man hat versucht, das Nibelungenlied als das Hohelied von der Treue zu stempeln. *Unfug.* Wenn diese Menschen eine Treue kennen, so ist es ausschließlich die *(allerdings ausschlaggebende)* gegen sich selbst und die eigene Sippe. Da halten sie Treue. Bedingungslos. *Fletschen sich mit den Zähnen an,* hassen sich, einer durch den anderen totgeweiht, schlagen sich die Schädel ein, aber sterben gemeinsam. Wenn das Treue ist, gut. Man kann es auch anders nennen: Besessenheit, Narrheit, *Tragik.* Wie auch immer, es ist da und erfüllt sein Schicksal. Hat aber mit dem Wesentlichen des Nibelungenliedes erst in zweiter Linie zu tun. Schuld, die Sühne findet, überlebensgroß beides, aber unerbittlich. Das durch kein Mittel, keine Religion, keine Hemmung verwässerte Gesetz des Anfangs aller Dinge: Blut fordert Blut.

Diese Menschen schenken nichts, nicht sich noch anderen. *Alles wird voll bezahlt.* Bis zum letzten Tropfen Blut aus ihren zerfetzten Herzen. Kriemhilds Rache folgt auf Siegfrieds Tod. Logischerweise. *Auch in dem Ufa-Palast am Zoo.* *Thea v. Harbou* (aus *»Elite«*).

QUERSCHNITT-BALL — FLECHTHEIM-BAR.

Man nehme sehr viele schöne Frauen, fünf Mitglieder der Haute-Banque, mehrere andere Bankiers, je fünf prominente Schauspielerinnen, Schauspieler, Tänzerinnen, mehrere berühmte Rechtsanwälte, Dichter, Parlamentarier, Frauenärzte, Boxer, etwas von der Konfektion, Matratzen, die Sintenis und die Hatvany, drei Schnapsfabrikanten, Erik Charell und Lotte Cassirers Jüngsten als Dekorateure, Gin, eine Jazz-Band, den Tänzer Henri, Berlins prominente Maler und Bildhauer, Stoperan im Frack, Kunsthistoriker im Smoking, von den Düsseldorfer Ulanen den mit der Haute-Banque Shimmy tanzenden Wilhelm, Hochadel und Adel seit 1888, den spanischen Militärattaché als Vertreter des Gesandten seiner Majestät des Königs Alfonso, einen Verleger, der, an die elegische Blässe der charmantesten Galerie-Direktorin gelagert, sich in frühere Zeiten zurückträumte, da er nur auf dichterischen Abwegen ging und noch nicht diesem Rattenkönig und Barhalter den »Querschnitt« zu vollziehen hatte, sehr viel Pfirsichbowle, 600 von Lotte von Mendelssohn eigenhändig geschmierte Butterbrote, von den drei Schnapsfabrikanten gestifteten Alkohol und Mixer, warme Würstchen, eine Düsseldorferin aus Argentinien und eine aus Zürich, eine Bilderbude,



J. B. Hundt Liebesaventure

gedrängt voll und schlauchlang, wie dieser Satz, und dann hat man den Querschnitt durch Alfred Flechtheim von Mitternacht bis Morgens. *fd.*

Andere Version:

Der Ball erinnerte an die besten Zeiten des quat's Arts, in der Dichte der Bevölkerung auch ans »Royal« zwischen eins und drei, wo Begründer und Herausgeber sich zuerst näher traten. In diesem Darm, der in einer besseren Bank Platz für zirka ein halbes Dutzend Aufsichtsratsmitglieder geboten hätte, tanzten vor dem Kriege ebenso viel hundert Phänomene, ohne daß dies die Liebe und ihren Vollzug beeinträchtigt hätte. Börse, Bank, Boxer, Epheben, Androgynen waren im Übermaß, die Diplomatenwelt durch den ehemaligen Gesandten in Havanna, die Deutzer Kürassiere durch einen Major mit scharfgeschnittenem Kürassierprofil vertreten, während von den Düsseldorfer Ulanen Wilhelm anwesend war. Am Zentraltisch hatten Platz genommen: Gottfried Benn, George Groß mit Frau, Max Hermann-Neiße und Frau und der Herausgeber des »Querschnitt«. Viel bemerkt, teils mit Unbehagen, wurde die Anwesenheit des Regierungsrats Martin, Verfasser des bekannten Werkes: »Handbuch der Millionäre Preußens«. Die Privatgalerie Wilhelms, die besonders schöne Waetjens aufweist, war wie immer für Geständnisse reserviert, dort sah man den übrigens streng monogamen Schriftsteller der Katholizität Franz Blei aus- und eingehen. Gegen Ende sammelte sich auch Schupo an, die, genau wie auf den quat's Arts-Bällen die Flics, allerhand Hilfeleistungen leisteten. Die alte Glanznummer: Flechtheim als Andalusierin, die Seguidilla tanzend, begeisterte die anwesenden Spanier, denen sich hier unvermutet die Reize ihres Landes erschlossen. Den Rekord des Décolleté hielt Düsseldorf. *W.*

Los Nibelungos in Argentinien. Ein besonderes Verdienst hat sich die bekannte, jetzt in Argentinien lebende rheinische Schriftstellerin Eleonore Niessen-Deiters dadurch erworben, daß sie die Südmaerikaner in die ihnen wesensfremde Sagenwelt einzuführen sucht. Der schon früher *in der argentinischen Presse* mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen Arbeit über »Tristan und Isolde« ist jetzt eine ausgezeichnete große Studie über die Nibelungensage gefolgt, eine feine künstlerische Analyse, die zeigt, wie eine so gewaltige Dichtung entsteht, sich entwickelt, *wie große Künstler mit den alten Sagengewändern moderne Menschen kleiden* und die Nibelungensage *zum künstlerischen Gemeingut* der Welt machen. *Die spanisch sprechenden Völker* haben hier eine vortreffliche Einführung in ein Werk, das die Seele einer ganzen Rasse ausdrückt. *Neuerdings hat ja auch der deutsche Nibelungenfilm,* das bisher vielleicht bedeutendste Filmwerk, seinen *Siegeszug* durch die Welt angetreten. *(»Kölnische Zeitung«)*

Ljew Lunz, der Verfasser des in diesem Heft veröffentlichten Beitrages »Nach Westen«, starb anfang Mai in Moskau 25jährig an einem Herzleiden. Einer der talentiertesten unter den Serapionsbrüdern.

Erratum. Man lese auf Seite 113 *Robert* Genin statt Rudolf Genin.


Die passende
TAPETE
für jeden Raum
finden Sie
bei
FAUSEL,
BISKAMP & CO.
Düsseldorf
Schadowplatz 3/5
★
Wir bitten um zwanglose Besichtigung
der neu ausgestatteten Ausstellung ta-
pezierter Wände im Zwischengeschoß
unseres Geschäftshauses

INHALTS-VERZEICHNIS

Preis des Heftes Goldmark 2.—



Klischees
in techn. vollendeter Ausführung
nach Vorlagen jeder Art fertigen
F. Guhl & Co
Frankfurt a. Main



RTH
R.Th.Hauser & Co
DRUCKEREI UND VERLAGSANSTALT
FRANKFURT A·M
BLÜCHERSTR.22 · FERNRUF: SPESSART 62
BUCHDRUCK
KUNSTDRUCK
OFFSETDRUCK
BUCHBINDEREI
SETZMASCHINEN
BRAND

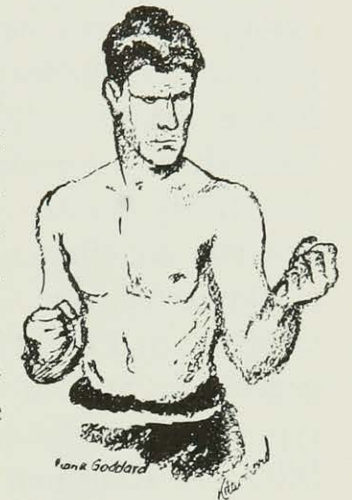


DAS MAGAZIN

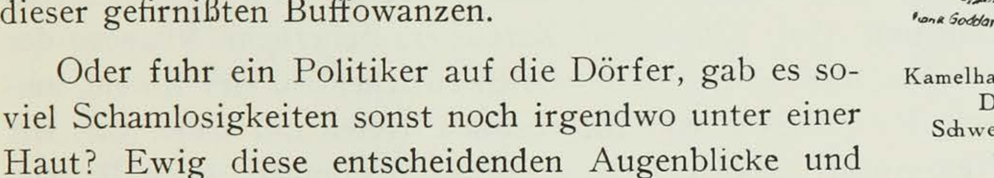
160 Seiten auf Kunstdruck / Preis 1 Mark
Heft 1 in vier Tagen beim Verlag vergriffen
Heft 2 erscheint soeben / Überall zu haben

VERLAG „DAS MAGAZIN“, DRESDEN
Ecke Seestraße / An der Mauer 3

Abschaum von Lächerlichkeit und Gemeinheit, einem Ruhm nachjagend, den sie selber bezahlten, auf die Idiotie der Enkel spekulierend. Fuhr ein Tenor nach Riga, erschien ihm das ein weitverzweigter Skandal. Der Blätterwald rauschte, die Büros machten Dampf, Lichtbildhersteller hatten gute Tage, Träger nobler und distinkter Haltung, Einwohner, wurden in Angelegenheiten verwoben, die völlig unsolide waren: Aufstieg in Tönen, Schöpfung und die Welt noch einmal — ah! — die Welt noch einmal, das war es, mit dem der Naive und Haltungwahrende auf die Knie gezwungen werden sollte, das Schöpferische, dieser Mangel an Skepsis, dieses Surrogat für eine mürbe tödliche Erkenntnis, der letzte große Fetisch in den Klauen von Aasgeiern den leichenblauen Kontinenten vorgewedelt — er, Rönne, hatte einen Patienten in der Stadt, einen Ingenieur, wahrscheinlich Angestellten in einem Unternehmen, den er einmal behandelt hatte, seinem Eindruck nach ein ruhiger, mittelständiger, nobler Mann, das waren *seine* Beziehungen zu Riga und das erschien ihm weit billiger, weit eindeutiger als das Gewölke dieser gefirnißten Buffowanzen.



Kamelhard
Der englische Schwergewichtsmeister Goddard *)



Oder fuhr ein Politiker auf die Dörfer, gab es soviel Schamlosigkeiten sonst noch irgendwo unter einer Haut? Ewig diese entscheidenden Augenblicke und welthistorischen Momente, vormittags schon und wenn sie ein Pissoir einweihten, diese kommunale Prophetie, diese Latrinendämonie — daß ein Schädeldach eine solche Unsumme zerebralen Unrats zielgetrieben gegen Witterungseinflüsse abdeckte — ein Naturwunder, wahrhaftig ein Naturwunder bei der sonst so kühlen Reserve des Anorganischen gegen das organische Juchu; ja nach Säuberung schrie es geradezu in ihm und er bewegte sich etwas voluminös zum Fenster: da war Schnee, süßer Schlaf der Farben, tiefe Unbesambarkeit der Weiße, Schnee und Sterne, Leere des All.

Oder wenn das Leben verlangte sich mit einem Ingenieur zu unterhalten, wo die Fortschritte der Ölfeuerung oder irgend etwas mit Umdrehung und Nabe im Vordergrund stand, gewiß, zugegeben, allerlei — aber was drängte denn schließlich so, großes Schlafmotiv der Verbesserung, großes Beischlafsmotiv von der Profilierung der Kultur — aber womit befaßte er sich denn überhaupt, das waren ja schon mehr Gedankengänge und dabei fröstelte ihn, geradezu zusammengezogen fühlte er sich, keine halluzinatorische Wärme, keine Hyperämie, dunkel war das Zimmer, kühl die Nacht um das Haus im Schnee, einen dieser Blicke, die sich nicht rührten,

---

*) Mit Genehmigung des »*Achtuhr-Abendblattes*«.

führte er stumm in die Weite, an das Auge voll Tränen, an das Antlitz des Lebens, dunkel und wundenvoll.

War denn überhaupt, seit die Welt stand, irgend etwas geschehen? Er war in der Stimmung, es zu bezweifeln, zum Beispiel der Alexanderzug, war der denn geschehen? Tausend Wurfgeschosse und die Tragödie mit den Sturmböcken, gewiß allerlei, aber hier stand er, kleiner Mann, mittelständig, ohne viel Anhang und von geringer Wirkung, existierte denn irgend etwas aus diesen Zusammenhängen für ihn, trug es ihn, belebte es seine Flächen oder selbst die Patienten, die Kunden von gestern, was war damit, wo waren sie, erhoben sie sich irgendwo — keine Ahnung, leer abgefallen, absolut fortgewischt, wie sollte da auch ein Austausch stattfinden, Rönne, der in die Nacht sah und völlig ohne Wallungen und diese Spurlosigkeiten, sogenannte Persönlichkeiten, Spasmen der Leere, Keuchhusten des Nichts —: das Leben war eine Angelegenheit von Stunden, von leeren und von angefüllten, das war die ganze Psychologie. Der institutionell struktuierten, vom Gedächtnis accouchierten, der sozialen Personalität, dem empirischen Phänotyp mit der ausgeglichenen Blutfülle stand der andere gegenüber: Stakkatotyp, Manometer auf Bruch, akute Hyperämie, Schwelltyp mit der Simultan-Vision, der Halluzinatorische mit dem schiefen Blick —: Kain und Abel, Klante und Zoroaster, lächerliche Nüancen der gleichen Clownerie, aber einmal muß es sich entscheiden, rief Rönne, umfassende Ideen, Perspektiven von Dimensionen treten mir nahe, auf, wir wollen die Welt erobern, Alexanderzüge mittels Wallungen, da ist Balerm, die Sarazenenstadt, die Flocke auf dem weißen Felsen mit Arabesken sinnlos und gedrängt, da ist das Berberblut, die Gobimöve, im Sturz und traumbetäubt.



Maurice Sterne — Benares (Zeichn.)



Kremlicka

ZWEI GEDICHTE

von

RAYMOND BUCHERT

KELLNERINNEN

Ihre ausgeschaukelt weiten Becken halten
Kühn das Gleichgewicht der Brüste und der Schoppen.
Ungern lassen sie nur ihre Art befoppen,
Wie sie überlegen an den Tischen walten.

Sie bewerten ihre Kunden. nach den Bäuchen
Und besprechen ihre Glatzen wie das Wetter.
Seichte Sanftmut haben sie für junge Städter
Mit verstohlen abgerichteten Gebräuchen.

Manche züchten sich in Nischen treue Diener.
Viele schlagen in der sauern Bierdunsthalle
Ihre letzten Glaubensschlachten — aber alle
Kennen im geheimen einen Mediziner. . .

Sie verleugnen nie die Geste des Servierens —
Doch sie hüten mit der Inbrunst ihrer Kräfte
Schweigend das Geheimnis ihrer Geldgeschäfte
Andrer Art als die des Trinkgeldeinkassierens.

AN DICHTER

Laßt das Feilschen mit den abgelaufenen Uhren!
Eure behirnten Häupter, ungepflegt aber geduldig frisiert,
Gleichen mitternächtlich versäuerten Huren:
Bauchwellmüde, doch immer noch ungenie—rt.

In Kleingärten sprecht ihr zu faulen Pilzen.
Die Herbstglocke läutet im fernen Wein.
Eure Gedanken (blödsinnige Vernunft) verfilzen,
Statt — prost dieser Lehre! — vernünftiger Blödsinn zu sein.

Ihr lutscht zu emsig am Faden der Fabel.
Rezepte sind gut, wenn man keine braucht.
Manche sehen kaum bis auf ihren Nabel,
Der wie ein eingeäschertes Kapellchen raucht.



Jacob Nussbaum — Stellung, 1916 (Zeichn.)

ZU DIE JIDEN IN PAULEN

Aufruf des Oberkommandos Ost (1914—15):

Generalstabschef General
ERICH LUDENDORFF

Die heldische Armees vun de grausse mitteleuropäische Regierungen, Deitschland un Esterreich-Ungarn, seinen arein in Paulen.

Der mechtiger Marsch von unseren Armees hat gezwungen die despotische russische Regierung zu entlaufen.

Unsere Fohnen brangen eich Recht un Freiheit, gleiche Bürgerrechte, Freiheit vorn Glauben, Freiheit zu arbeiten ungestert in alle Zweigen von ekonomischen un kulturellen Leben in eier Geist.

Zu lang hot ihr sich geplogt unter dem eisenen moskowitischen Joch.

Wie Freind kummen mir zu eich, die barbarische fremde Regierung ist aus!

Die gleiche Recht vor Jiden soll weren gebaut auf feste Fundamenten.

Losst eich nicht, wie a zsach (= *schon*) mal friher, obnarren durch chanufedige (= *nichtssagende)* Versprechungen! !

Hot nischt auch 1905 der Zar zugesagt die gleiche Recht vor Jiden, un hot er nischt darauf zugegeben den hechsten Manifest?

Wie hat man eich abgezohlt dem dosigen Chauw (= *die damalige Schuld*), wos man hot auf sich genommen vor der ganzen Welt?

Gedenkt des Araustreiben, wos man treibt togtäglich die jidische Massen vun seiere eingesessene Mekaumaus! (= *Ortschaften*).

Gedenkt Kischinew, Homel, Byalistok, Siedletz un viel hunderter andere blutige Pogromes!

Gedenkt dem Beilis-Prozess un die Arbeit vun die barbarische Regierung, zu verbreiten dem schrecklichen Ligen vun Blutgebrauch bei die Jiden!

Asau hot der Zar gehalten ein monarchisch Wort, wos er hot gegeben, elendig in die Klemm!

Er ist jetzt wieder in die Klemm! — Ot, dos ist die Siboh (= *Vergeltung*) von seine Versprechungen.

Eier heiliger Chauw (= *Pflicht*) ist a jetzt, zusammen zu nehmen alle Kraften, mitzuarbeiten bei die Befreiung.

Alle Volkskreften: eier junger Daur (= *Geschlecht*), eiere Kehillaus (= *Gemeinden*), eierer Chewraus (= *Vereine*) müssen sich schtellen wie ein Mann, mitzuhelfen zu die heilige Sach.

Mir erwarten, als ihr wellt beweisen durch Fakten eier Verschtand und eier Ergebenheit.

Wendet eich mit dem grössten Bitochaun (= *Vertrauen)* zu den Kommandanten vun unseren Militär in die Oerter, wos seinen nohe zu eich.

Alle Sorten Lieferungen wellen bald und gut bezohlt.

Bahnt den Weg, zu bezwingen in ganzen den Ssaune (= *Feind*) un zu brengen den Nizochaun (= *Sieg*) vun Freiheit un Gerechtigkeit.

Die obere Leitung
von die verbindet deitsche un esterreichisch-ungarische Armees.



Rodin L'attente pour les blessés (Zeichn.)
(Düsseldorf, Max Vautier)



Der Broadway bei Nacht

(Photo General Photographie Service NewYork)



Abb. 1

Bronzebeschlag, 2.-3. Jahrhundert n. Chr.
(Metropolitan Museum, New York)
Photo C. T. Loo, Paris

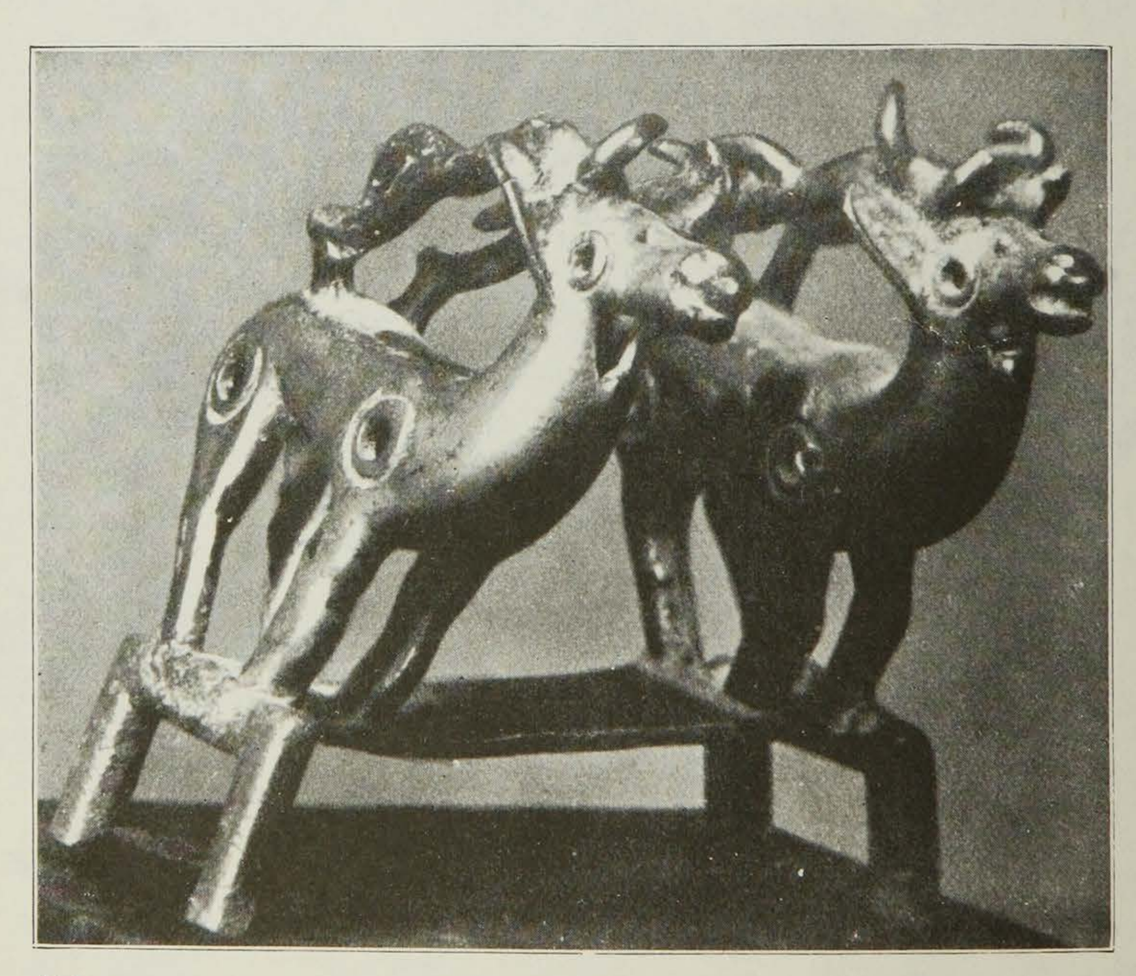


Abb. 2

Bronzeaufsatz, 11.-12. Jahrhundert
Photo L. Wanniek, Paris
gelbbraun patiniert, Höhe 9 cm

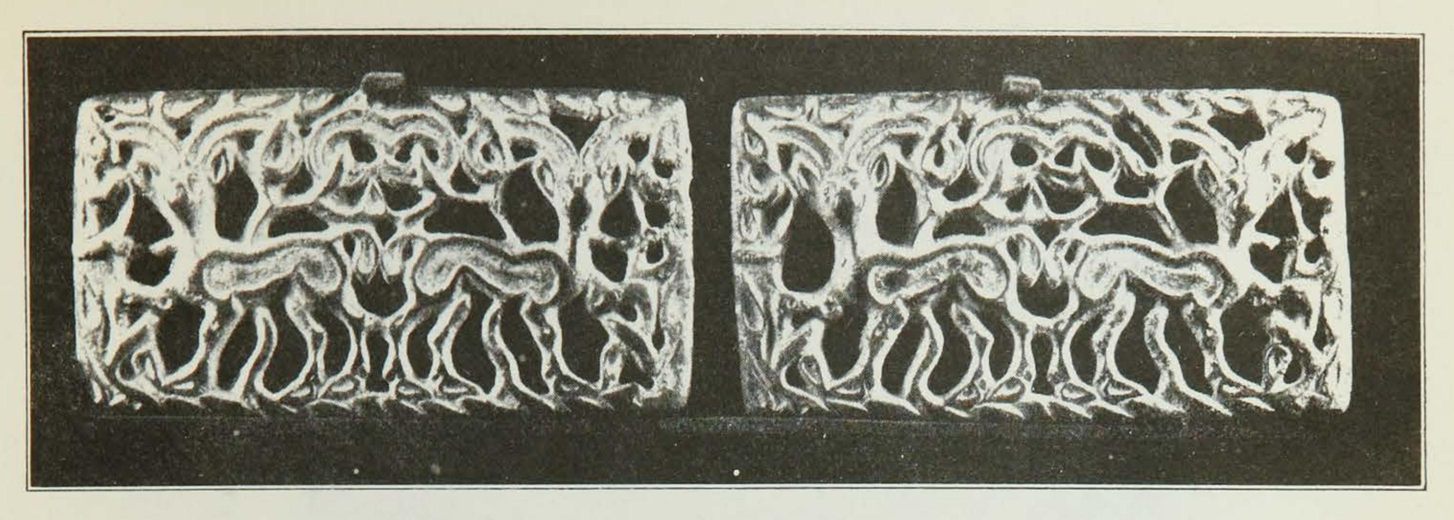


Abb. 3

Bronzebeschläge, Ende des 1. Jahrtausends n. Chr.
Photo L. Wanniek, Paris. Grün-braune Patina



Abb. 4 *Bronzeabschluß*
Datierung unbestimmt. Photo L. Wanniek, Paris. Grüne, z. T. helle Patina, Höhe 18,5 cm

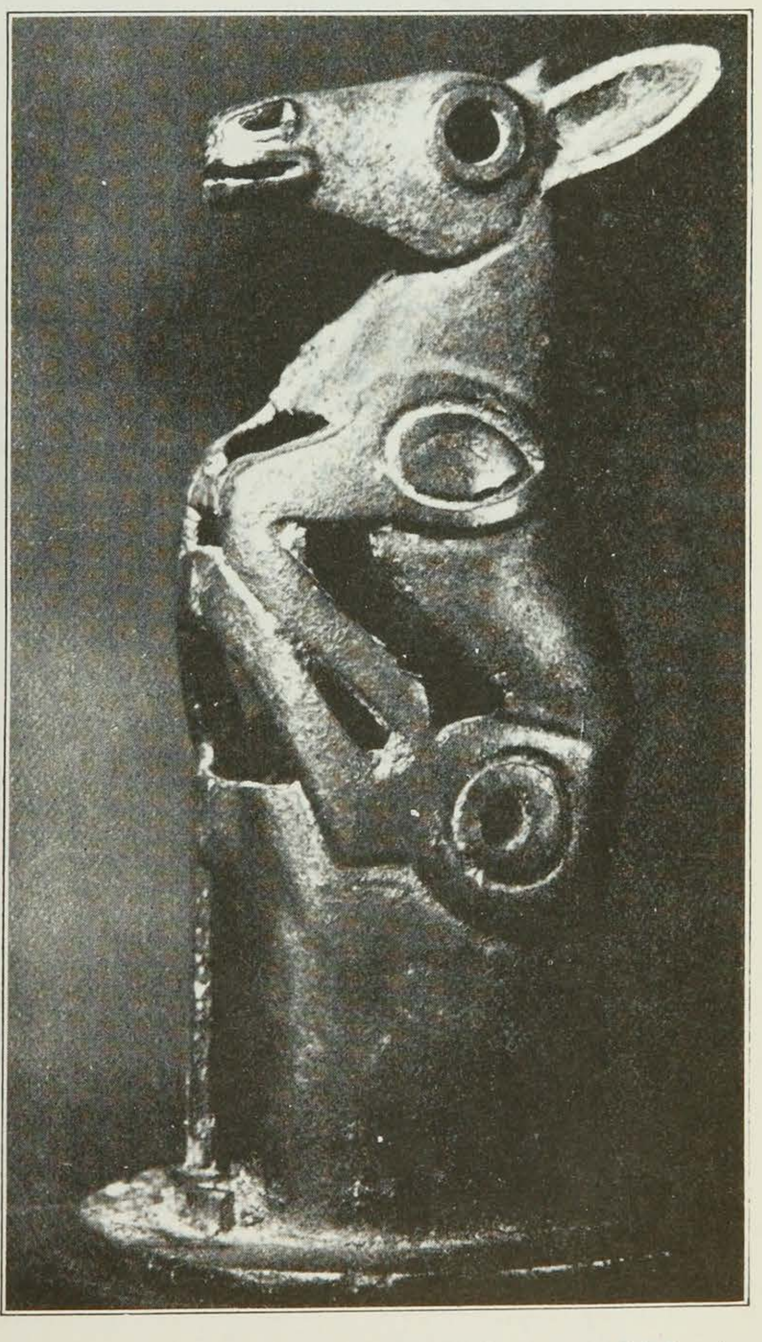


Abb. 5 *Bronzeabschluß, 11.-12. Jahrhundert*
Photo L. Wanniek, Paris. Grün patiniert, Höhe 16 cm



Abb. 6

Bronzebeschlag, Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr.
Photo L. Wanniek, Paris. Grün patiniert, Höhe 20 cm



Géricault — Rennen in Rom (Zeichn.)
Ausgestellt in der vom Duc de Trévise veranstalten Géricault-Ausstellung
(mit Gen. des Herrn Bibliothekars der École des Beaux Arts).

NOMADEN-KUNST

von

ALFRED SALMONY

Es gibt Sammelmoden. Sie werden in Paris gemacht. Irgend etwas wird plötzlich entdeckt. Seit zwei Jahren lag die »Skythen-Kunst« in der Luft. In der großen Sommerausstellung 1924 des Musée Cernuschi in Paris hat sich die Wolke entladen. Die kunstgeschichtlichen Folgen sind noch unübersehbar, denn die Bearbeitung der Probleme läßt auf sich warten. Museen und Sammler haben sich jedenfalls eingedeckt.

Wie so oft, handelt es sich um eine ganz alte Sache. Als man im vorigen Jahrhundert Archäologie an Hand griechischer Texte trieb, wurde man durch Herodot und Strabo auf die Völker des Pontus-Gebiets aufmerksam. Funde hatten seit langem den Weg in Kunstkammern gefunden. Sogar schon in die Peters des Großen. Vieles war beruhigend griechisch. Anderes ließ den Anteil von barbarischen Völkern nicht verkennen. Der erste Begriff, »Skythen-Kunst«, blieb seitdem mit allen Gegenständen der Nomaden verknüpft, obwohl er ganz unzureichend ist. Inzwischen war die Angelegenheit von Westen aus geordnet und klassifiziert worden. Münsterberg hatte endlich sogar China mit den Skythen und ihren sibirischen Verwandten in Verbindung gebracht. Daß diese Marlitt der chinesischen Kunstgeschichte einmal irgendwie Recht behalten würde, hatte niemand vorausgesehen. Die immer wiederholten Hinweise Strzygowski's (zuletzt in »Alta-Iran«) überging man gewohnheitsmäßig.

Da machte 1923 der bekannte Pariser Kunsthändler Leon Wanniek eine Einkaufsreise nach Nordchina, in das Hoang-ho-Gebiet. Er brachte nicht vereinzelte Stücke, sondern ganze Serien unchinesischer Bronzearbeiten mit. Der schwedische Forscher Osvald Sirén sammelte fast gleichzeitig im Lande. Die Überraschung in Europa war groß. Was Südrußland, die Krim, das Kuban-Gebiet (die östliche Küste des Schwarzen Meeres), die Völkerwanderungsfunde in Preußen und den Balkanländern reichlich geliefert hatten, tauchte plötzlich in China auf. Auf halbem Wege, im sibirischen Bezirk von Minussinsk, waren schon im vorigen Jahrhundert vorbereitende, aber wenig beachtete Funde gemacht worden. Die bisher bekannten Sachen bestanden zum größten Teil aus Gold, wenigstens aus Silber. Aus China kam nur Bronze. Dieser Umstand hätte schon zu einer vorsichtigen Datierung zwingen müssen. Aber man war nun einmal rückwärts orientiert. Der Anschluß an die antiken Kulturen Kleinasiens sollte gewonnen werden. Die angenehme Ordnung der iranischen Völker im Schwarzmeergebiet, die Reihenfolge: Kimmerer bis etwa 800 v. Chr., Skythen bis etwa 2. Jahrhundert v. Chr., Sarmaten bis zur Völkerwanderung, läßt sich nicht auf den Osten übertragen. Ob nun die einzelnen Völker mehr arisch oder mehr mongolisch sind, einen Schuß asiatischen Blutes haben ihre östlichen Vertreter offenbar immer mitbekommen.

Der Steppengürtel, der von Südrußland bis zur Mongolei reicht, war der natürliche Korridor der Wanderungen. Selbst nach der städtischen Festigung vieler Stämme im Westen blieb eine bewegte Masse, die immer wieder bis zum Golf von Chili durchstieß. Diese Nomadenwellen haben lange, etwa seit dem 4. Jahrhundert v. Chr., den chinesischen Boden überschwemmt; ein Teil der Zuwanderer konnte im chinesischen Volkstum aufgehen. Man weiß, daß sie das chinesische Kriegs- und Bewaffnungswesen tiefgehend beeinflußten. Nichts ist natürlicher, als daß ihr einziger Kunstbesitz, die Ausschmückung von Schwert, Dolch, Panzer, Streitwagen, Königsbaldachin und Pferdegeschirr mit nach China kam und umgeformt wurde. Über den Ursprung des fast einzigen Themas der Nomaden, der Tierdarstellung, soll hier nichts gesagt werden.

Einige Beschlagstücke (Abb. 1), Grabfunde aus dem Norden Chinas, gehen vielleicht auf die ersten skythischen Wellen zurück, gehören also an das Ende der Han-Epoche, ins erste bis dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Skythisch ist die einfarbige Behandlung der Bronze, skythisch der Gegenstand, ein von Raubtieren (Tiger oder Bär) niedergeworfenes und zerfleischtes Tier (Antilope oder Pferd).

Nach den Skythen kamen die Sarmaten, ein Sammelbegriff für viele Völkerschaften, die auch hunnische Stämme mitführten. Was in Paris gezeigt wurde, trägt zum größten Teil die Merkmale ihrer Kunst. Sie bringen

zwei wesentliche Neuerungen in die skythische Tradition: die Polychromie und die vereinfachte Naturdarstellung. Bei einem Panzerstück (Abb. 6) mag im Gegensatz zum Schmuck kein Platz für farbige Einlage sein. Aber die starke Herausarbeitung von Licht und Schatten hat die gleiche Wirkung.

Für Sibirien war eine schematische Behandlung der Tierdarstellung auf ausgestochenem Grund typisch. Auch solche Beispiele finden sich in der Wanniek-Sammlung (Abb. 3). Freilich läßt die Patina der Bronze nicht



Picasso Litho (Galerien Flechtheim und Simon Verlag)

an eine Entstehung vor der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts glauben. Bekanntlich findet man in China immer, was man gerade sucht. Aber Fälschungen nach so entlegenen Vorbildern sind doch sehr unwahrscheinlich. Man wird nach der Ursache späterer Entstehung noch suchen müssen.

Neben der Trockenheit der sibirischen Stücke steht plötzlich wieder eine sarmatische Naturfrische (Abb. 2 und 5). Ein Aufsatz und ein Stangenabschluß zeigen Hirsche und Maulesel überraschend naturalistisch, verwenden aber die ornamentale Betonung der Gelenke durch Kreis- oder Mandelform. Dieses Durcheinander der Merkmale an einer Bronze bedarf entschieden der Erklärung. Es gibt offenbar viel mehr völkische Besonderheiten, als die pontischen Beispiele ahnen lassen, viel mehr einfallende Stämme, als die chinesischen Quellen melden.

Die menschliche Gestalt — ausnahmsweise als Griff oder Aufsatz verwandt — wirkt geradezu mexikanisch (Abb. 4). Der untersetzte kleine Kerl sieht immerhin noch östlich genug aus. So ohne Struktur gibt man nur einen Reiter. Die Träger am Fuß hunnischer Gefäße sind das naturalistische

Vorbild. Es handelt sich um eine Rückbildung. Im Osten ist das scheinbar Primitive oft das zeitlich Jüngere.

Die Beispiele genügen um zu beweisen, daß die Wanniek-Funde keine Einheit bilden. Der Zufall hat eine Art Puzzle-Spiel der Völker, und Kunstgeschichte gebracht, das künstlerisch nicht unerfreulich, kunsthistorisch überaus wertvoll ist. Das Modewort »Skythen - Kunst« taugt nichts. Nomadenkunst wäre richtiger, die Sarmatengruppe hat das meiste nach China gebracht. Es fragt sich nur: wann?



Emil Preetorius — Bildnis Leo Frobenius (Zeichn.)

Gottes Werk war hoher Sinn
war von Anfang an beseelt.
Euer Blatt beweist schlechthin
wo's der Jetztzeit gründlich fehlt
Frobenius

TWO POEMS

by

WILLIAM CARLOS WILLIAMS

1.

The pure products of America
go crazy -
mountain folk from Kentucky

or the ribbed north end of
Jersey
with its isolate lakes and

valleys, its deaf-mutes, thieves
old names
and promiscuity between

devil -may-care men who have taken
to railroading
out of sheer lust of adventure -

and young slatterns, bathed
in filth
from Monday to Saturday

to be tricked out that night
with gauds
from imaginations which have no

peasant traditions to give them
character
but flutter and flaunt

sheer rags - succumbing without
emotion
save numbed terror

under some hedge of choke-cherry
or viburnum -
which they cannot express -

Unless it be that marriage
perhaps
with a dash of Indian blood

will throw up a girl so desolate
so hemmed round
with disease or murder

that she'll be rescued by an
agent -
reared by the state and

sent out at fifteen to work in
some hard pressed
house in the suburbs -

some doctor's family, some Elsie -
voluptuous water
expressing with broken

brain the truth about us -
her great
ungainly hips and flopping breasts

adressed to cheap
jewelry
and rich young men with fine eyes

as if the earth under our feet
were
an excrement of some sky

and we degraded prisoners
destined
to hunger until we eat filth

while the imagination strains
after deer
going by fields of goldenrod in

the stifling heat of September
Somehow
it seems to destroy us

It is only in isolate flecks that
something
is given off

No one
to witness
and adjust, no one to drive the car

2.

The veritable night
of wires and stars
the moon is in
the oak tree's crotch
and sleepers in
the windows cough
athwart the round
and pointed leaves
and insects sting
while on the grass
the whitish moonlight
tearfully
assumes the attitudes
of afternoon -
But it is real
where peaches hang
recalling death's
long promised symphony
whose tuneful wood
and stringish undergrowth
are ghosts existing
without being
save to come with juice
and pulp to assuage
the hungers which
the night reveals
so that now at last
the truth's aglow
with devilish peace
forestalling day
which dawns tomorrow
with dreadful reds
the heart to predicate
with mists that loved
the ocean and the fields -
Thus moonlight
is the perfect
human touch

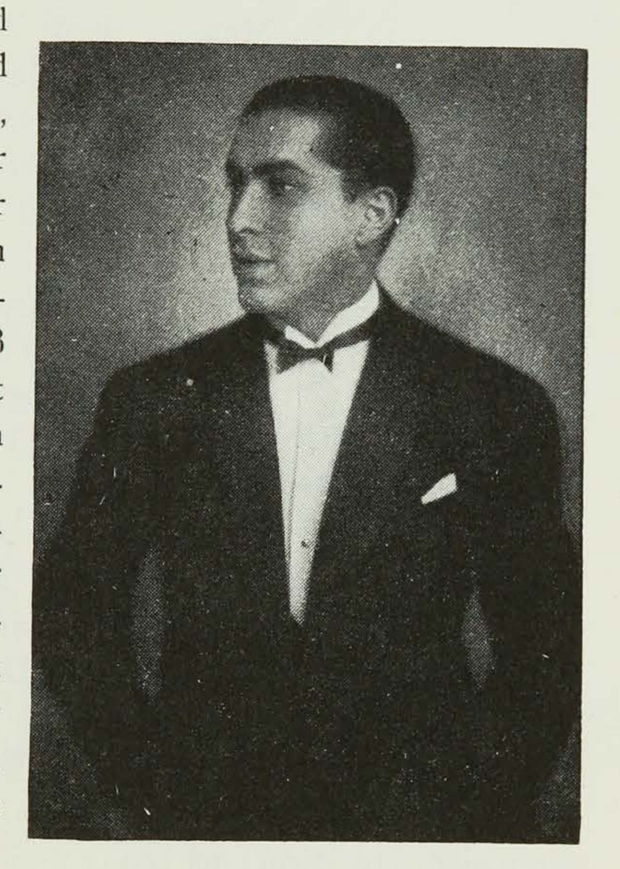
VOM BALLETT ZUR REVUE

von

ALFRED FLECHTHEIM

Il n'y pas d'excès sans passion.
Pascal.

Während des Krieges machte das Deutsche Reich allerhand Kulturpropaganda; es sandte deutsche Dichter und Denker in die neutralen Länder und stellte deutsche Bilder in Zürich und Holland aus. Zum Schluß griff man zum Ballett. *Erik Charell* stellte ein solches zusammen und tanzte Mozart in Stockholm und Christiania, in Kopenhagen und Amsterdam, in Zürich und Warschau, in Brüssel und Bukarest, und hier mit soviel Erfolg, daß ein hoher deutscher, für einen solchen selten kunstverständiger Staatsbeamter seinen Abschied nehmen mußte, so daß der Frieden von Versailles vielleicht ganz anders ausgefallen wäre, wenn statt Charell Celly de Rheidt aufgetreten wäre, oder wenn Charell weniger schöne Mädchen nach weniger güter Musik oder weniger künstlerischen Gesichtspunkten hätte tanzen lassen. Sein Ballett tat mehr für Deutschland, als Liebermann und der Expressionismus, als Herbert Eulenberg und Albert oder Carl Einstein. Deutschland zeigte, daß es auch die leichtbeschwingte Muse schützte, und machte sich durch Charell beliebter, als durch alle deutschen Bilder und durch die Werkbund-Modeschau in Bern, die mit Worth, Poiret und Paquin konkurrieren sollte, oder durch die deutschen Kunsthistoriker, die sich überall herumtrieben und sich durch Photographieren von Gegenständen, die bereits auf Ansichtskarten reproduziert waren, lächerlich machten.



Erik Charell·

Der Krieg ging zu Ende und Charell zog sich vom Ballett zurück. In Berlin und in München, an allen Ecken und Enden, tauchten Balletts und Tänzer und Tänzerinnen auf: rhythmische Gymnastik, Turnverein-Freiübungen nach Beethoven und Strauß, aufgebaut auf dem Geschmack

mehr oder minder banausischer und amüsanter Papiermark-Krösusse oder Inflations-Expressionisten.[1])

Charell ging ins Ausland, nach Wien, nach England, nach Paris und endlich, von Reinhardt gebeten, ihm beim »Mirakel« behilflich zu sein, nach New York. Hier, inmitten all der starken Eindrücke der neuen Welt, in der alles, was ganz groß oder ganz kitschig mit Begeisterung aufgenommen und gezeigt, während alles, was provinziell ist, totgeschwiegen wird, hier inmitten der zauberhaftesten Dancing-Girls, die die himmlischsten Beine und die Anwartschaft auf eine englische Herzogskrone oder ein Palais in der Fifth Avenue haben, inmitten der unerhörtesten Neger-Musiker und -Tänzer[2]) usw. usw. usw. faßte ihn die Idee, seine Ballettkenntnisse auszubauen und weiter zu entwickeln, mit Musik und Wort zu vereinigen, um auch hierdurch Deutschland wieder in die Welt reinzubringen, damit den Deutschen die Welterrungenschaften — in Musik, in Tanz, auf der Bühne —, den Ausländern dagegen neue deutsche Dinge gezeigt werden, also Deutsches mit Ausländischem zu mischen, obwohl es nicht viel Neues in Deuschland gab. Wir Deutsche waren zu sehr preokkupiert mit Mark und Dollar und Sachwerten, und Charell's und seiner Kollegen Schöpfungen sind keine Sachwerte, sie sind Flitter, Eintagsfliegen, vom Stamme jener Asra, die da sterben, wenn sie lieben. Das Ergebnis seiner Studien in England und in Paris, bei den Negern und den süßen Girls, war der Plan der Revue, für die das Große Schauspielhaus, der alte Zirkus, den Pölzig in eine Tropfsteinhöhle umgewandelt hat, zur Verfügung gestellt werden soll, so daß der Riesenkasten endlich seiner Bestimmung so praeter propter wiedergegeben wird, nicht der Revue im Stile der Revuen bei Ronacher in Wien, James Klein[3]) in Berlin oder der Folies Bergères, die mit möglichst vielen, möglichst gut



Der Tod und das Mädchen 1916



Papageno 1917

---

[1]) Vergl. Dr. Blass: »Das Wesen der neuen Tanzkunst«, Weimar 1920. (Mary Wigman, Loheland, Charlotte Bara usw.)

[2]) Vergl. Seite 124 des Frühjahrs-Querschnitts (Milhaud: »Die Entwicklung der Jazzband usw.«).

[3]) James Klein sagte, als man ihn fragte, warum er die berühmten Seelöwen nicht engagiert habe: »Aber, lieber Freund, wenn ich die Seelöwen bekommen hätt', braucht' ich doch den Slezak nicht!«

ausgezogenen Mädchen den Bourgeois epatieren, sondern mehr, wie bei Sacha Guitry, bei dem jede Szene ein Kunstwerk ist.

Deutschland leidet heute noch an der Blockade. Zehn Jahre vom Ausland abgeschlossen, hat es endlich nötig, frei zu atmen und zu wissen, was alles in den langen zehn Jahren draußen in der Welt sich ereignete, nicht allein in Wissenschaften, Ford, Wembley, Kinos, Apachentüchern, Erfindungen, Joice, Nurmi, Vogue, Picasso, Radio, Pagenköpfen, Dempsey, Aeroplanen, sondern auch in Dingen, die das Leben von der leichten Seite nehmen. Das Schwedische Ballett Rolf de Maré's, der Carina Ari und Jean Börlin's war das erste, das Ausländisches bei uns zeigte, italienische Tenöre, jüdische und russische Theater, unter diesen Tairoff's Wunderbühne, Jazzbands und Chaplin folgten; aber alles das wirkte auf uns Deutsche, wie auf Menagerielöwen Zucker statt Fleisch, von mitleidigen Besuchern hinter die Gitter geworfen. Es ging uns wie Moses auf dem Berge Horeb; er sah das Gelobte Land, doch konnte er nicht hinein; im Gelobten Land galt der Dollar und Moses hatte nur Papiermark. Und als die Rentenmark kam, verbot ihm der Staat das Reisen ins Ausland, und als er das Verbot aufhob, hatte Moses keine Mark mehr.



Der Modenzauberer 1918

Charell will, daß wir in seiner Revue wieder Weltluft atmen.

Charell will keine Revue bringen, aufgebaut auf dem internationalen Admiralsgarten-Klimbim, in dem immer noch viel von der Plüschmöbelzeit, von Markartbuketts und vom Trompeter von Säckingen, von den seeligen Amorsälen und den Blumensälen steckt. Er will eine Revue zeigen, die *zeitgemäß* ist, zeitgemäß, wie Mozart und das Kleinauto, zeitgemäß, wie der Schweden »Erschaffung der Welt«,[4]) an der Fernand Léger und die »Six«[5]) mitarbeiteten, wie Sergius von



Papageno 1919

[4]) Vergl. Seite 122 des Sommer-Querschnitts.

[5]) Vergl. Seite 128a des Sommer-Querschnitts.

Diaghilew's Ballette, für die Stravinsky und die »Six« und Braque und Gris und Marie Laurencin und Picasso gewonnen wurden, wie des Grafen Etienne von Beaumont »Soirée de Paris«[6]) in der Cigale oben auf dem Montmartre, in der nach Musik neuer Komponisten, in Kostümen und vor Dekorationen der Meister unserer Zeit gespielt wird und in der letzthin Jean Cocteau sein merkwürdiges Spiel von »Romeo und Julia« — in welchem Cocteau, Yvonne George als Amme und ihre ganze Eskadron und Jean Victor Hugo, der Ausstatter, Triumphe feierten — und Picasso sein Ballett »Mercure« (die Musik ist von Erik Satie) aufführen ließen, zeitgemäß wie die Jazzband, die das Siegmund-Gedudel und das Siegfried-Gedöns zum Gelächter oder zur schmerzlichen Scham macht,[7]) zeitgemäß wie leider nicht der deutsche Film, dessen Schauspieler nicht reiten und dessen Schauspielerinnen nicht küssen können.



Ludwig Kainer Zettelankleber 1918

»Revue« heißt auf Deutsch »Rundschau«. Es gibt eine »Revue des deux mondes«, es gibt den »Mercure de France« und die »Nouvelle Revue française«, es gibt die »Neue Rundschau« und die »Süddeutschen Monatshefte« und — den »Querschnitt«.

Charell's Revue will der Querschnitt unter den Revuen sein.

---

[6]) »Le spectacle, la suite de spectacles que nous présentons au public ce printemps est le résultat de patients efforts et de l'heureuse réunion des volontés les plus diverses. Danse, peinture, musique et poésie tendent à révéler, chacune de son côté, la nouvelle âme et le plus jeune visage de notre France. Notre but a été de faire conjuger leur effort. Il y fallait également l'approbation escomptée de ceux qui doivent former la meilleure et la plus fidèle partie de notre public. La crainte de n'être point compris par le public entraîne d'ordinaire maintes atténuations, maintes compromissions, auxquelles nous devons ces spectacles hybrides, où souvent beaucoup d'art se glisse, mais comme honteusement, et tente de se faire excuser sous des revêtements tapageurs qu'on juge propres à conquérir la faveur du grand nombre et qui déçoivent à la fois les connaisseurs et les spectateurs ordinaires. Nous avons pensé qu'en ne cherchant à plaire qu'aux premiers, nous ne déplairions pas forcément aux autres, et que c'est une grave erreur de mésestimer son public; il nous saura gré, espérons-nous, de ne lui offrir que du meilleur. Nous tenons à exprimer ici notre reconnaissance pour tous les dévouements qui nous ont permis de mener à bien notre entreprise. Si nous parlons ici d'efforts et de travail, c'est avec l'espoir qu'il n'en restera plus trace, et que les spectacles que nous présentons ne respireront que l'aisance et la joie.« *Le Comte Etienne de Beaumont.* Vorwort zum Programm seines Theaters.)

[7]) Oder sollte daran Thea von Harbou die Ursache sein, deren Siegfried wie ein Odol-Plakat und deren Brünhilde wie eine jüdische Stenotypistin aussehen?

OSCAR WILDE

von

CARL STERNHEIM

Motto: „Gott strafe England!"

Geschichte! — Wer glaubt ihre Wahrheit, nur ihre Wahrscheinlichkeit noch? Haben die letzten Geschlechter vor allem anderen Entsetzlichen nicht miterlebt, wie man die größten Begriffsbildner des zwanzigsten Jahrhunderts in ihren Vaterländern schnitt, marterte, zu Tode hetzte und auf ihre Throne ödeste Epigonen hob? Wurden von ihren unwürdigen Landsleuten Heinrich Heine, van Gogh und schließlich Oscar Wilde nicht vernichtet? Und doch stammt fast der gesamte neue Begriffsinhalt von 1825—1925, soweit er für bessere Europäer noch kaum brauchbar ist, von diesen drei verfehmten Auserwählten. Heil!

Vincent van Goghs, des großen Holländers Rettung in den Himmel wesentlicher Menschen habe ich in einem Buch, das gerade erscheint, durchgesetzt.*) An Wildes erschütterndem Drama arbeite ich mit Hingabe, und man wird es, durch schlechte Darstellung voraussichtlich entseelt, im nächsten Winter auf deutschen Bühnen sehen. Heines alle deutschen Dichter überragendes Denkmal gegen die fortschreitende Verblödung meiner Landsleute allein zu errichten, behalte ich mir für die Zeit meines fünfzigsten Lebensjahrs vor, wo ich die geistige Reife, die es zu seiner Deutlichmachung braucht, im Ausland erreicht zu haben hoffe.

Heut will ich Authentisches über Oscar Wilde sagen:

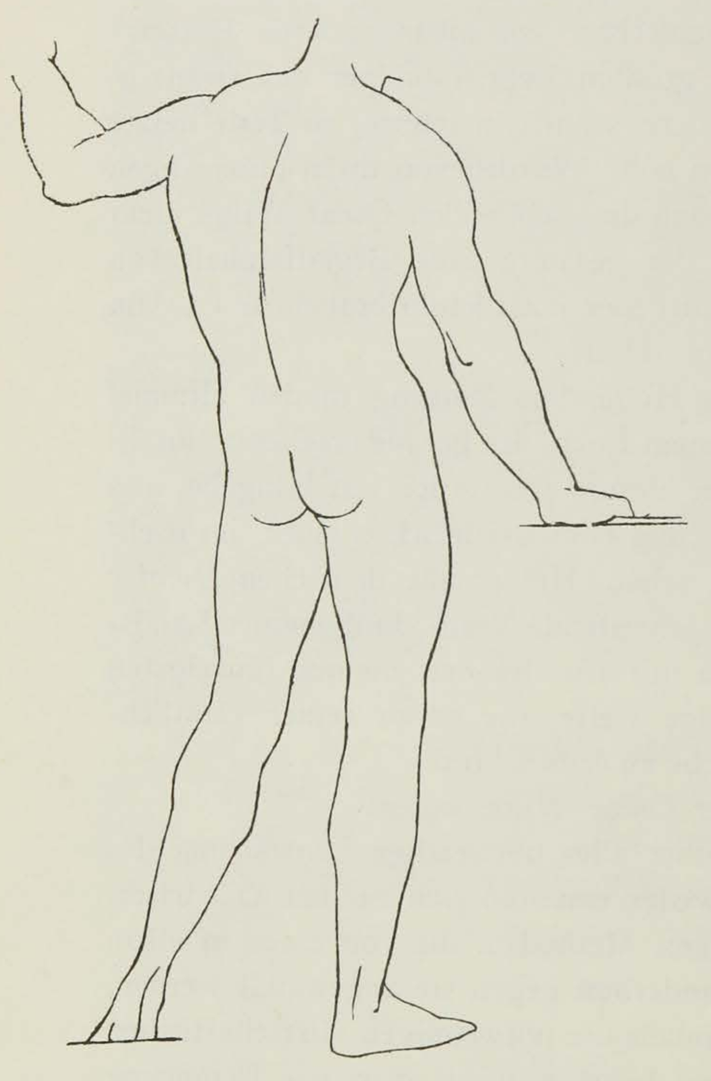
In unserem Zeitalter kann die über alles notwendige Umwälzung des Bestehenden zwei Wege gehen: entweder empören sich endlich nachdrücklich die platt gewalzten Massen gegen Methoden, die von einer in allem außer dem Kapital beschränkten Minderheit gegen sie angewandt werden, mit neuen Mitteln, die der Allgemeinheit die notwendigen wirtschaftlichen und geistigen Genüsse und Freiheiten bringen, wozu aber, wie Erfahrung zeigte, ein Marxismus bei weitem nicht ausreicht (der längst wieder für strengste Kritik reif ist) oder das revolutionäre, das ist — *antiautoritäre Individuum,* das aber nie Goethe, Schiller oder gar Gerhart Hauptmann heißt, rüttelt als Abbrecher an der herrschenden Ideologie, am Gesellschaftsfundament.

Also: statt des Respekts für Modelle der von den Herrschenden festgesetzten Glücke und Qualen, Tugenden, Laster, Werte oder Unwerte bringt der besondere Mensch von Zeit zu Zeit ein freies Herz, unabhängigen Sinn für Überraschungen mit, nennt alle Erscheinungen der Welt, Erschütterungen der Seele neu nach seinem reinlichen Eindruck, später nach seinem

*) Van Gogh und Gauguin. Berlin 1924. Schmiede-Verlag, Berlin W. 35.

verantwortungsvollen Urteil. Er läßt durchaus kein nur Ernanntes, aus Gewohnheit und nach Vorschrift Gelobtes und Verdammtes gelten, doch prüft aus eigenem Geschmack, eigener Hingabe Konkretes und Abstraktes auf seine heutige Brauchbarkeit und verehrt nur das *Notwendige*.

Das und nichts sonst zu tun, hätte die selbstverständliche ausschließliche Pflicht und Arbeit aller schöpfenden Kultur seit jeher sein sollen, doch man begreift, es hat vielmehr stets in der Tonangebenden Interesse gelegen, das zu ihrem Vorteil Anerkannte durch die Autorität der besten Hirne immer wieder bestätigen zu lassen, und nur die Geister in Kunst und Wissenschaft zu preisen, die solchem Wunsch der Machthaber bedingungslos und untertänig ihr Talent zur Verfügung stellten. Diesen »Verklärern« Hosiannah, Erzstandbilder, Jahrhundertfeiern. Es braust der Ruf dieser wie Donnerhall. In Ewigkeit Amen!



de Togores

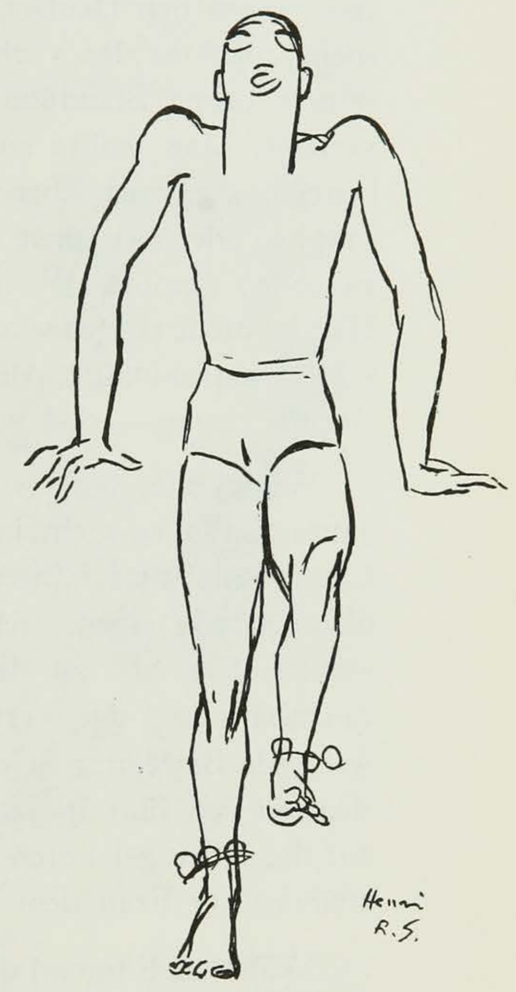
Wilde, politisch unterdrückter Ire und als bürgerliches Talent dem schäbigsten Sir in London unebenbürtig, fand aus seinem Innern den doppelten Start, angestammten Haß gegen alles Englische in eine glänzende Laufbahn abbrausen zu lassen.

Zuerst freilich gefiel sein krasser Unabhängigkeitsdrang denen, die in Großbritannien hoch über der misera plebs der Proletarier und der gentry ragen: der nobility, den Tories, Hochadeligen, die den Mann, der sich kaustisch wie sie über englisches Allzuirdisches moquierte, hätschelten, und als er sich in Kleidung, Geste und Impuls von aller Welt zu unterscheiden begann, die berühmte grüne Nelke als smarte Knopflochblume trug, begeistert nachahmten.

Er durfte, solange er hochnasige Empörung gegen den Mittelstand, des Juste Milieus heiligste Güter zur Schau trug, in aristokratischen Salons neben Englands besten Namen glänzen. Auf Schlössern, Jagden, fashionablen Sport- und Badeplätzen war er tonangebend. Wie Molière,

als er im Amphitrion die das Volk beglückende und sattmachende Allmacht des Königs verherrlichte, wurde er von den Machthabern hochgepriesen, gegen alle Nöte des Lebens gedeckt.

Als er aber, von Erfolgen geblendet, die völlige Unabhängigkeit vom Gesetz, die der Hochadel verlangte, auch für sich in Anspruch zu nehmen begann, seinerseits eine, moralischen Vorurteilen gegenüber erreichte Unabhängigkeit nicht nur in heimliche Tat umsetzen wollte, sondern sich öffentlich als Freigeist führte, in seinen Schriften ein unprivilegiertes Publikum zur Nachfolge aufrief, Reservate der oberen Tausend hinsichtlich gesteigerten Lebensgenusses auf dem offenen Markt der Schriftstellerei pries und feilbot, änderte sich jäh die Haltung der Machthaber, und es erscheint ihm feindlich gegenüber und feurig zum Kampf gewillt die Eigenschaft par excellence des Engländers: Hypokrisie!



Renée Sintenis Der Tänzer (Zeichn.)

Nun nahm man Wildes herzliches Verhältnis zu Alfred Douglas, dem einundzwanzigjährigen schönen Sohn des Marquis Queensberry, plötzlich nicht mehr als das, was es unter dem Beifall der Gesellschaft so lange gewesen war: glänzende Unbekümmertheit um das, was der Mittelständer, der den Punch und Dickens liest, zu so etwas sagt, sondern tat, als teilte man immer fanatischer dieses Juste Milieus Moral, fand den freien Umgang zweier in der großen Öffentlichkeit stehenden Männer shoking, indem man die für den Hochadel bis dahin allem Leben gegenüber geltende Devise des höchsten englischen Hosenbandordens »honny soit — qui mal y pense«, vergessen zu haben schien.

Man war nicht mehr geneigt, dem bisherigen arbiter elegantiarum, der die große Welt geblendet und des gewaltigen Dandys Brummel einstige Wirkung auf die Lebewelt übertroffen hatte, die kleinste Konzession zu machen, geschweige, daß man versuchte, die Ursachen zu ergründen, die Englands größten Geist seit Shakespeare mehr und mehr von lebendiger Teilnahme für das schwache Geschlecht zu offener Begeisterung für das starke geführt hatten.

Das frivole Albion, das seine luxuriösen Absteigequartiere auf beiden Seiten der Seine in Paris hatte, war auf einmal puritanischer und porzellanener als Lady Windermeere, die zur Freude der in allen Lastern ge-

kochten britischen Aristokrate, ihr Dichter ob ihrer Tugend auf unvergleichlich geniale Art gehänselt hatte. Das ganze vornehme Großbritannien schnob mit allem Tugend schwitzenden Mittelstand unfaire verstellte Entrüstung einer schwer gereizten Tigerkatze, die nichts zur Ursache hatte, als daß ein Genie zeitgemäße Begriffe geprägt, in seinen Büchern das eben noch Unsagbare sagbar gemacht hatte.

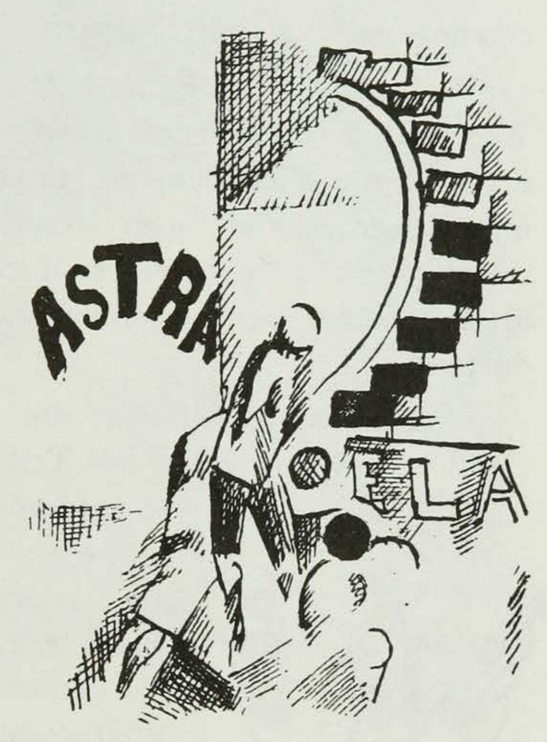
Diese überhaupt größte Todsünde, die der Mensch innerhalb der Zivilisation begehen kann, diese »Privatkurage«, wie ich sie nenne und vergeblich seit Jahren den Deutschen in einer Reihe von Kunstwerken beizubringen suche, machten des Verbrechers Wilde innere Notwendigkeiten, die ihn zu seinem neuen Standpunkt gebracht hatten, nicht nur uninteressant, doch verhaßt. Man wollte sie unter keinen Umständen zu seinen Lebzeiten kennen, aber auch über den Tod hinaus haben, soweit ich sehe, seine Biographen oder wer sonst sich mit seinem Andenken wohlwollend beschäftigen zu sollen glaubte, Wildes lebendige Wahrhaftigkeit, einschließlich Frank Harris, nicht aufgedeckt, sondern sein Verhalten nur mehr oder minder geschickt entschuldigt. Als ob ein Kerl wie Oscar Wilde Krethis und Plethis Begutachtung — und sei es die eines Bernhard Shaws — brauchte!

Wildes ihm vorgeworfene Päderastie, das Urningtum seiner vierziger Jahre war aber nicht im geringsten seine private leibliche Angelegenheit, kein persönliches Hinwegsetzen aus Übermut über die Gesetze, als das es plötzlich von einem rachsüchtigen bornierten Volk und den von ihm bestellten Richtern zu des großen Dichters Verurteilung zu zwei Jahren Zuchthaus und der Vernichtung seines Lebens hingestellt wurde, sondern wie jede Bewegung seines Zeitalters gipfelte in ihm und repräsentierte er den seit fast fünfzig Jahren in Europa wütenden und zu Wildes Lebzeiten auf die Höhe gelangten erbitterten Kampf um die Gleich-, dann Vormachtstellung der Frau dem Mann gegenüber.

Während Edmond de Goncourt schon um 1860 die fille Elisa, eine feile Hure, unter des besitzenden Europas herzlichem Beifall als aller Anerkennung würdiges »Mädchen an sich« auf den Schild hatte heben können, Madame Bovary und gar Nora Hellmers blödsinnige Anmaßungen des bürgerlichen Weibes ein höheres Frauentum bis in die dunkelsten Provinzen völlig verwüstet hatten, konnte erst um die Jahrhundertwende auf vorgeschobenem Posten in Frankreich und Paris Charles Louis Philippe einige entschuldigende Teilnahme für seinen Zuhälter Bübü von Montparnasse erpressen, konnten Strindbergs Anrufe das ohne Bedenken über alle natürlichen Hindernisse menschlicher Verantwortung setzende Weib zu keinem Verzicht, doch zu geringer Mäßigung seiner sinnlosen Ansprüche bringen.

Wilde aber beschrieb wie jedes andere wichtige Problem des Mannes Angelegenheit mit dem Weib nicht nur, sondern war der erste, der, wie es dem wahren Schöpfer frommt, sie gründlich zu leben wagte, um für sie bürgen zu können.

Die englische Erziehung von Jugend auf unter Jünglingen und Männern hatte ihn in Oxford besser als einen, der fünfzehnjährig schon seine Unschuld an eine Kellnerin verliert und dem Weib bis an sein Lebensende hörig bleibt, befähigt, krasse Distanz zu der mit allem Nonsens auftrumpfenden Frau zu halten. Er hatte als erster in England begriffen, wie das zeitgenössische Weib über Vernunft, weit über entsprechende eigene Leistungen hinaus, die Ökonomie aller Länder nicht nur bis zur Katastrophe belastete, doch auch die einzelne Situation um alles irdisch menschliche Gleichgewicht brachte. In tieferem Sinn als der bloße Marxist erlebte er die sich vorbereitende Revolution der neuzeitlichen Menschen zur ökonomischen Notwendigkeit hin, als ihm aus eigener Erfahrung das Weib nicht nur Begriff des fast immer nutzlos an sie verschwendeten Privat- und Nationalguts, sondern auch eines krassen und ewigen Mißbrauchs der an seine Launen hingegebenen männlichen Rechtschaffenheit wurde.



Robert Delaunay

Auf allen Seiten umgab ihn Tag und Nacht das seine Reize ausstellende, mit schneller Hingabe drohende, kaum flügge Mädchen aller Stände, die sonst nur Ketten Zigaretten rauchte, die schimpflichsten Possentheater-Katastrophen bejauchzte, bis in die Morgenstunden tanzte und sich seine Zukunft nicht selbst wies, aber aus Karten weissagen ließ. Als Liebhaber, Aushalter und Gatte der Frau war Wilde der erste große, halb unbewußte Dulder um den oft süßen, grauenhaften und die Existenz aller vernünftigen Welt bedrohenden weiblichen Wahnsinn, den er aus allen Fasern seines eigenen entgegengesetzten Wesens schließlich ablehnen mußte.

Doch da ihm des Guten und Bösen Definitionen nicht geläufig waren, nannte er das Weib aus diesen Gründen wie einen Kranken, von der Schöpfung nicht Ausgeschöpften, »häßlich«. Den Mann aber, bei dem er selten die Fähigkeit, doch fast immer den Willen zur Erkenntnis und zu eigener Verantwortung fand, »schön«.

Erst auf dieser geistigen Grundlage sehen wir leicht Oscar Wildes wirkliches Wesen und seine Vorliebe für den Mann nicht nur erklärt, doch historisch wesentlich gemacht. »Liebe,« sagte ein großer Nervenarzt zu mir, »ist nichts als der Wunsch, *bei einem zu sein.*«

Wilde wollte, was heute Millionen Männer Europas begreifen, sein ausgewogenes verantwortliches Leben lieber mit dem gleichgesinnten Mann als dem andersgearteten Weib zu Ende bringen, nachdem er an dessen Launen schon zu viel Zeit verschwendet hatte. Ökonomie, das zeitgemäße höchste Gesetz, das von ihm in seinen Dramen verewigt war, sollte noch praktisch von ihm gelebt werden. Plötzlich hatte er vor seiner höchsten Vernunft den ferneren Umgang mit dem Weib als für ihn unwesentlich erkannt und zog Konsequenzen.

Er liebte und vergötterte fortan das männliche Sein als das für alles Wesentliche der Welt freiwillig und begeistert einstehende und bevorzugte natürlich die Vollsinnigkeit jüngerer unberührter Männer, bei denen sein überlegener Einfluß noch Resultate hoffen konnte. Auf dieser Voraussetzung ist auch selbstverständlich, daß es für das Maß seiner Zuneigung nicht beliebige Grenzen einer anderen Weltauffassung geben konnte und durfte.

Und so interessiert uns die Frage nicht, die Staatsanwälte, Richter, Geschworene und ein geiles Tribünenpublikum im Gerichtssaal und ganz Europa vor allen anderen packte, wie weit in jedem Fall seiner Freundschaft und Liebe zu einem Mann, der Ausdruck dieser Zusammengehörigkeit ging; so wenig wir darnach fragen, ob Davids Zärtlichkeit für Jonathan, die wir als entzückende Nuance der Weltgeschichte kennen, gegen Strafgesetze des jüdischen Volks verstieß, ob die Götter im Olymp über Apollos Liebe zu Narziß schmollten, ob endlich Plato Grundlagen seiner Philosophie, Shakespeare und Michelangelo die schönen Worte ihrer Sonette in Taten umgesetzt haben.



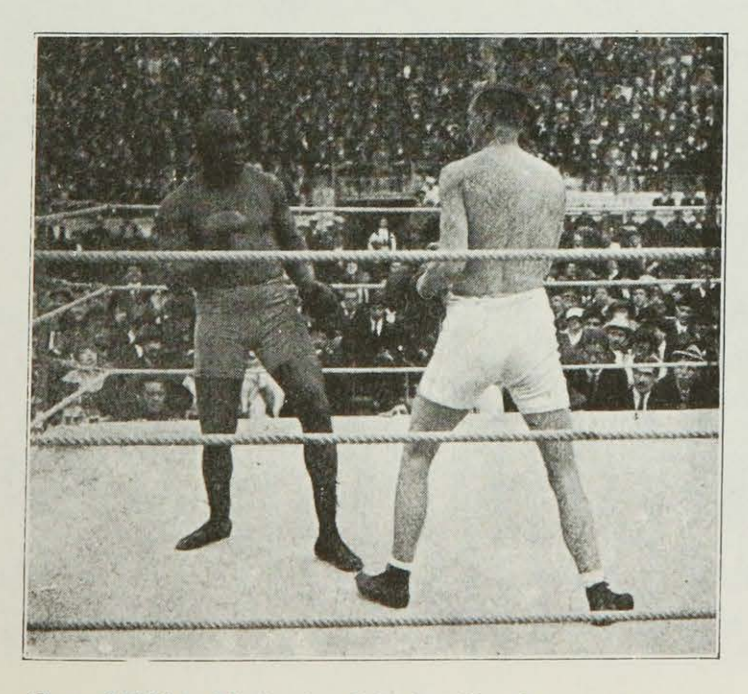
Grunenberg

Wir schließen: Seit Jahrhunderten ist England mit künstlerischen Talenten nicht gesegnet. Eins ward ihm geboren, das den größten aller übrigen europäischen Länder ebenbürtig war: Der Dichter Bunburys und Lady Windermeeres! Es zertrat auf Grund eines Vorwands das bezaubernde Genie wie eine Laus.

In der Bilanz eines Jahrtausends wiegt das schwerer auf der Debetseite als ein noch so verlorener Krieg.

Oscar Wilde und Lord Alfred Douglas

Aus Frank Harris »Oscar Wilde«
(S. Fischer Verlag)



Oscar Wilde's Neffe, der Schriftsteller Cravan, boxt mit Jack Johnson in Barcelona 1916 (Photo Kisling)



Marie Wassilieff Paul Poiret aus Stoff



Mlle Yvonne George

« Soirée de Paris »

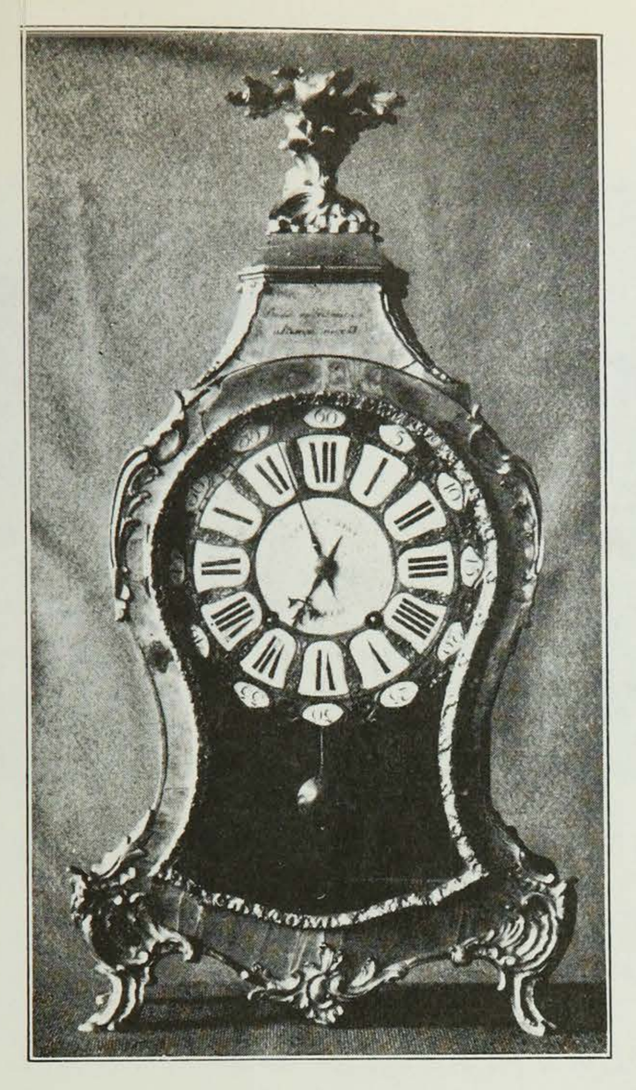
Organisée sous la direction de M. le Comte Etienne de Beaumont

Marcel Herrand als Romeo, Andrée Pascal als Julia

Jean Cocteau

»Romeo und Julia« in der Cigale zu Paris

Dekoration und Kostüme von Jean Victor Hugo (Photo Walery)



Gille L'ainé, Paris XVIII. Jh., Bronzen feuervergoldet — Einlagen Perlmutter
Sammlung *Flatow & Priemer,* Berlin W. 10

Im Atelier Ezra Pound's in Paris



Ezra Pound, John Quinn, Madox, Joyce (Photo Ezra Pound)



Mrs. Alfred Mankiewitz (New York)
(Modell M. Gerstel)



Der Querschnittherausgeber bei Familie Léger

Aus Marie Laurencin's Ballett «Les Biches»

(Musik von Francis Poulenc)



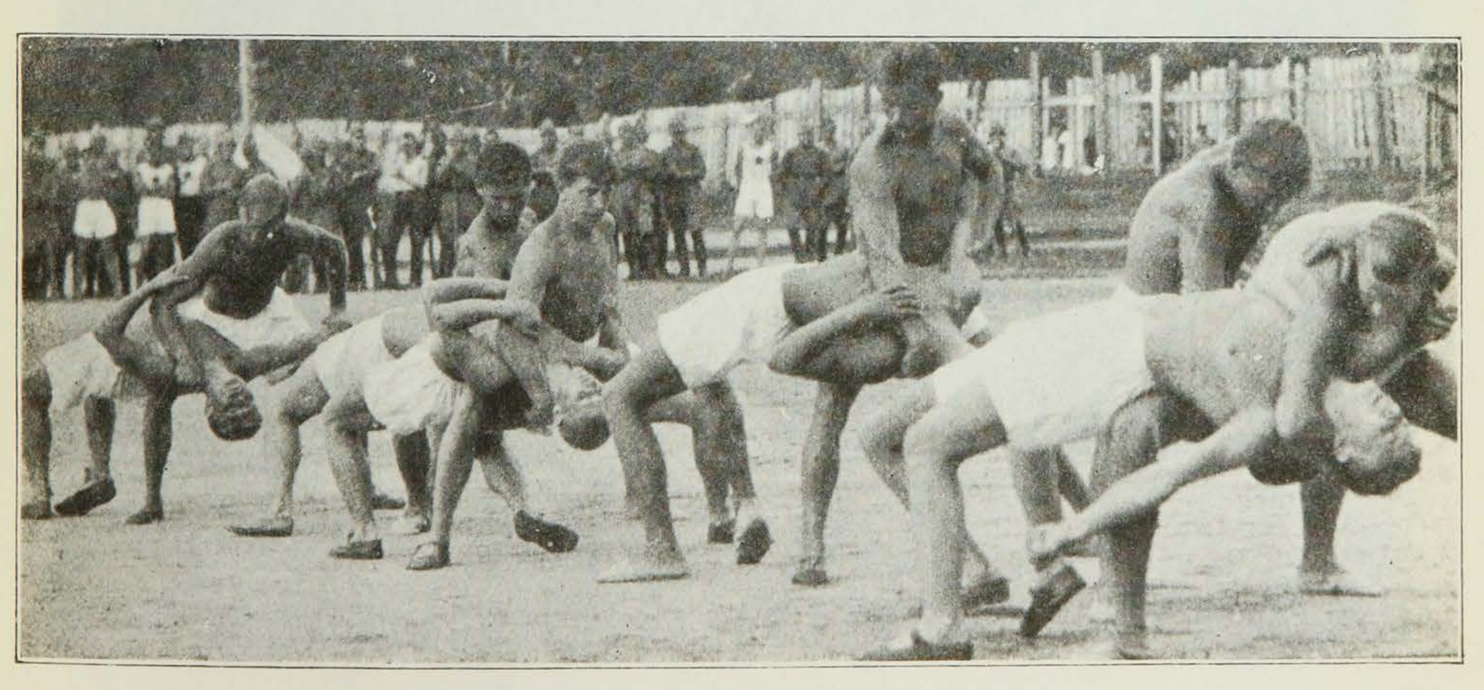


Russisches Ballett (Photo Numa Blanc, Monte Carlo)
Paris, Théâtre des Champs Elysées (Jaques Hébertot)



Mexico

Gelber Sandstein
(Köln, Galerie Flechtheim)



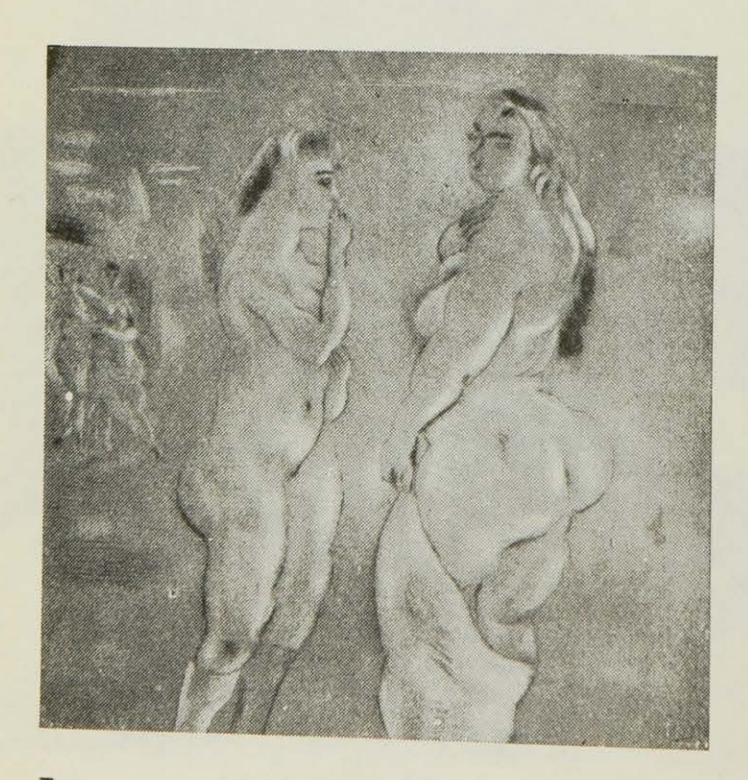
Die Rote Armee

Ringkampfübungen der Infanterie



Jüdin

Ölgemälde (Galerie Flechtheim Pascin-Ausstellung)



Frauen

Radierung, Flechtheim-Verlag



Isaak Grünewald

Bildnis Pascin, Ölgemälde im Museum zu Gotenburg (Schweden)



Yvonne George als Amme



Jean Cocteau Das Duell »Romeo und Julia« in der Cigale
Dekoration und Kostüme von Jean Victor Hugo (Photos Walery)



Rudolf Großmann in Rom 1924



John Quinn beim Golfspiel
(Photo H. P. Roché)



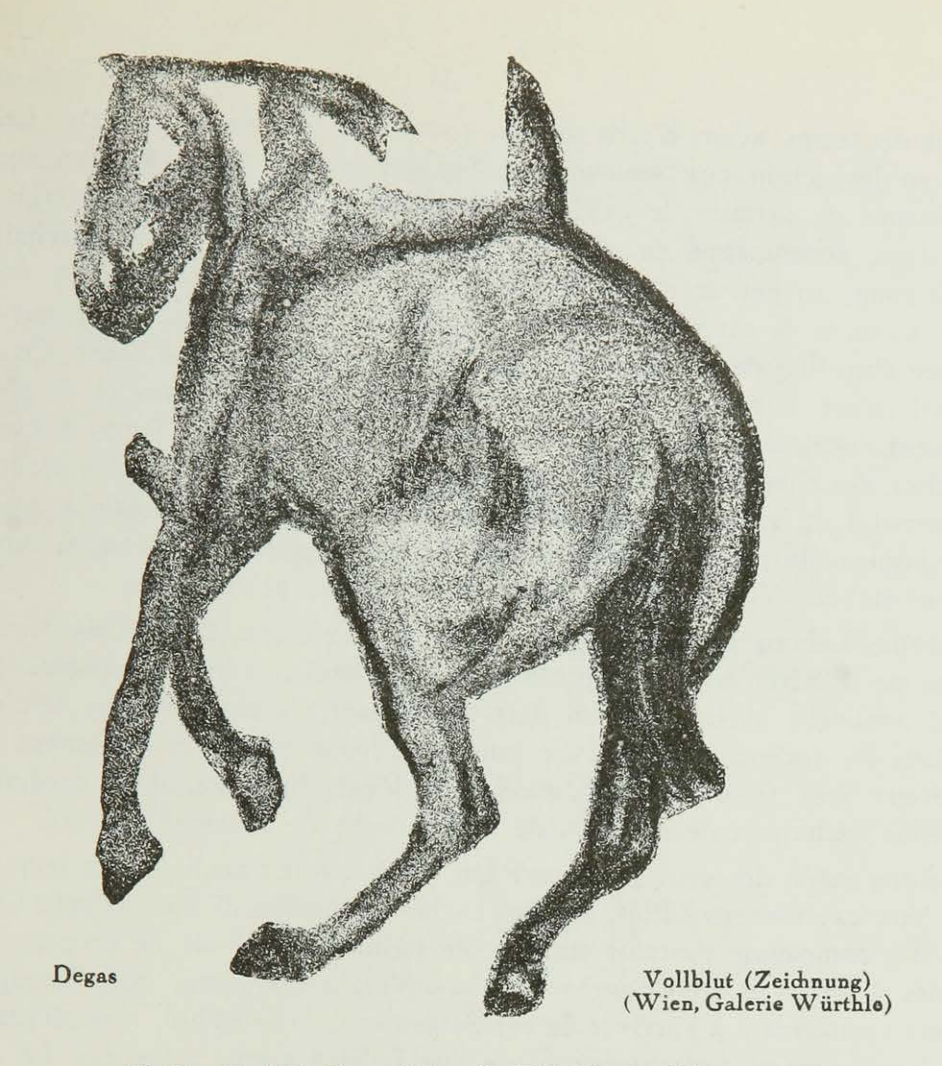
Erik Satie, John Quinn, Brancusi und H. P. Roché auf dem Golfplatz von Fontainebleau (Photo H. P. Roché)



Dr. Julius Elias und Dr. Max Osborn vor dem Ullsteinhaus in Berlin



Erik Satie spielt Golf
(Photo H. P. Roché)



Degas — Vollblut (Zeichnung)
(Wien, Galerie Würthle)

FLEUR DOUBLE

Par

PAUL MORAND

I.

Monsieur Olivier Lebecq s'était trouvé détaché en Dalmatie au lendemain de l'armistice, auprès des autorités yougoslaves, pour aider à la répartition du matériel de guerre autrichien. Pareil à beaucoup d'autres fonctionnaires d'occasion, Lebecq était, pour la première fois de sa vie, un homme heureux. Sans fortune, il avait un traitement et mille indemnités qui lui permettaient de mener grand train dans ce pays où la vie est simple. (Usage par voie de réquisition d'une cent cheveaux Benz, d'un canot Austro-Daimler et d'une villa à pic sur la mer, au milieu des lauriers, entre Raguse et son port, Gravosa.)

Lebecq était Basque. Il avait la forme d'un cube, evidé deux fois, au cou et aux chevilles, les bras convexes d'un fétiche nègre. Frère Pontife à la »Loge des Amis discrets« de Bordeaux. Brutal sanguin, plus intelligent qu'il ne le paraissait, plein d'explosions verbales, mais aussi d'égoisme et de sagesse, provincial, soucieux de sa situation sociale, sans inquiétudes ni curiosités, avec juste ce qu'il faut d'entrailles pour digérer.

Sa mission finissait. Il était décidé à ne pas renoncer aux agréments d'une vie qu'il n'avait connue large qu'assez tard. Aidé par son esprit des affaires, Lebecq se trouva passer insensiblement — trop peut-être au gré de certains — de l'état de fonctionnaire à celui d'exportateur de bois, lignites, et schistes bitumeux. Il eut avec Marseille des rapports commerciaux sans langueur.

II.

Peu de temps avant d'être mis en congé, au printemps de 1919, Lebecq s'était rendu en inspection aux environs de Spalato pour poser les scellés sur une usine autrichienne de carbure de calcium. Naviguant en plein »bled«, il était ce jour là en mission, accompagné de son domestique, et leurs cheveaux marchaient au pas. Tout-à-coup, au détour d'un chemin, ils découvrirent une forteresse vénitienne en ruines, flanquée de deux tours roses, de défenses imprenables, si-non par les chèvres, et ornée d'un lion de marbre blanc, qui avait la patte sur une boule. Ce spectacle en Dalmatie n'est point rare. Moins rare que celui de ce sol jonché de morts magnifiquement costumés. Tout autour de Lebecq il y avait des Turcs à turbans troués de flèches, des chevaliers écroulés dans leurs armures milanaises, des archers vénitiens en pourpoint de velours frappé de grenades d'or, parmi les mortiers, les coulevrines et les boulets de pierre. Près des fossés, une population noirâtre, à ceinture basse, criait en italien: Vive l'Italie! et se pressait vers la porte hersée.

Comme Lebecq s'approchait, il en sortit sur deux rangs, des trompettes aux fanions de la Sérénissime, un provéditeur, des ambassadeurs étrangers, puis, sur un cheval pommelé, abritée par un dais de brocart d'argent, comme il n'en avait vu que dans les anciens tableaux sur bois, une jeune vierge extrêmement belle, brune à cheveux très frisés, accompagnée d'un légat du doge, d'un cardinal et suivis d'ennemis enchaînés, de lévriers, de guépards et de matériel capturé.

Lebecq suivit des yeux le cortege qui, après avoir franchi le pont-levis, se dirigeait vers deux camionnettes Fiat, sur les bâches desquelles il lut: »*Turin Cinema Limitata*«. La compagnie tournait sur la côte dalmate des films de propagande italienne destinés à prouver au Congrès de Versailles, alors réuni, que l'occupation de la côte était antérieure à l'arrivée de ces Slaves qui, aujourd'hui, revendiquaient le pays. C'est à un carnage cinématographique que Lebecq venait d'assister. Le doge, encore tout encorné et rouge de sang, entouré d'accessoiristes et de cameramen, s'épongeait:

— Quelle matinée! Neuf négatifs pour l'assaut!

— Il faudra lui faire l'auréole; lancez les rayons lumineux sur ses cheveux. Quels cheveux! Si elle veut, cette petite, je lui fais un contrat de six ans, criait le superviseur assis sur son mégaphone.

On dressait sur l'herbe un repas champêtre. Lebecq placé à côté de Donna Zuliana, la »Super Star«.

— Mademoiselle »s'adonne« au cinéma? fit-il comme s'il s'agissait d'un vice nouveau.

Non, elle ne s'y adonnait pas. Elle ignorait les flous, le maquillage en rouge, l'arrogance des studios d'Hollywood. Mais en raison du caractère politique du film, il avait été prescrit aux organisateurs — la subvention de l'Etat était à ce prix — de recruter leurs acteurs parmi les habitants de race italienne de la contrée, afin de démontrer le caractère nationalissime de cette bande de terre si âprement convoitée.

Pouvait-on mieux faire que de choisir Donna Zuliana, ce plus beau des vestiges laissés par les Vénitiens à Spalato? Son père, par patriotisme, avait consenti à ce qu'elle servît la cause. Elle était si brune parmi toutes les Slaves blondes, les cheveux (cheveux italiens si bien plantés), pris dans une résille de corail à la mode dalmate, si fine parmi ces démocrates aux attaches lourdes, à nez rond, venus d'on ne sait quel Nord, si proche de l'Italie voisine à qui toutes ces régions incultes doivent le peu de civilisation, de raffinement qu'elles aient jamais connu, qu'elle apparut vraiment à Lebecq comme d'une race supérieure. Il caressa sa moustache. Le lendemain, l'on tournait un autre film, en costumes romains cette fois-ci, à Salon,

— Je me suis perdue.

— Je te rattraperai bien.

— Ne me presse pas, je parlerai. Hélas! j'ai si peu de mots pour cela.... je n'en avais pas pour t'avertir et pour t'avouer, je n'en n'ai plus qu'un.

— Qu'as-tu fait?

— La nature peut seule répondre.

— Assez de ce galimatias. Il me faut un nom.

— Je suis un monstre.

— Moralement un monstre?

— Non. Physiquement.

A Lebecq, cela sembla moins sérieux. Et galamment:

— Que veux-tu dire? Chérie, laisse-moi m'accommoder de ce monstre-là.

Elle contrôla les mains qui s'avançaient.

— Allons. Je suis ton époux.

(Il parlait avec des mots en plomb.)

— Non.

— Merci pour la fleur d'oranger. Assez. Je n'ai jamais aimé les grimaces. Il fait nuit. Je suis un homme; tu es une femme.

— Non.

— Comment! non?

Lebecq fit un bond comme s'il était brûlé. Zuliana, très calme, hocha la tête.

— Non. Je ne suis plus une femme.

— Tu vas peut-être me dire que tu es un homme!

— Eh bien, oui, je suis un homme.

Peut-on devenir folle avec aussi peu d'exaltation sans que personne s'en aperçoive? Il essaya de l'effrayer.

— Je n'aime pas les excentricités, tu sais, Zuliana.

— J'ai tenu ma promesse. J'ai tout dit.

Elle ouvrit les bras pour mieux se montrer déchirée. Dans ses yeux sans oscillation, l'habitude de la douleur.

— Entends-moi au moins. Je vais te dire... Après il ne me restera plus qu'à disparaître.

Elle n'essayait plus de s'exprimer en français mais en italien, pathétique:

— Je ne t'ai jamais rien caché. Maintenant je te parlerai avec la franchise, la précision du désespoir. D'ailleurs douterais-tu, la preuve existe, tu entends, de ce que j'avance. Il y aura bientôt deux ans que je t'épousai. Je voulais vivre près de toi, simplement, t'être fidèle avec persévérance. Pourquoi ne le puis-je plus? par quelle malédiction divine ai-je, d'abord à mon insu, ensuite à mon horreur, changé de sexe?

— Zuliana, ne persiste pas.

— ... Tu sais quels furent l'année dernière nos espoirs, et comment ils se trouvèrent plusieurs fois déçus. Il me fallut voir l'évidence. Un jour, tous troubles périodiques cessèrent et cependant je ne fus pas enceinte. Hors ce phénomène singulier, rien d'autre. Mais un matin, à la fin de l'hiver, il y a trois mois à peine, je me baissai et fis, pour me chausser, un effort violent. Soudain, j'eus l'impression que mes flancs se déchiraient, une douleur aigue comme d'un corps qui cherche passage.. Je crus à un accident, à une hernie, à une hémorragie... rien de cela. En toute innocence, d'abord

je ne compris pas. Mais bientôt mes formes se modifièrent. Je m'en cachai comme d'une maternité sous des robes amples, pour que tu ne puisses t'en apercevoir. Hélas, c'était bien le contraire d'une maternité. Un duvet couvrit mon corps, mes lèvres; je me rasai. Ma voix m'effrayait. Il me semblait qu'elle disait tout haut mon secret. Chaque nuit, quand la maison dormait, j'allumais une bougie et, malgré les piqûres de moustiques, dans la glace, je me regardais, je me surveillais avec malveillance: sur moi je passais des mains inquiètes, prête à douter de ce cauchemar. Déjà mon ventre se creusait, durcissait, ma poitrine cessait de se renfler, mais jambes se redressaient. Lorsque tu me surpris, aux bains de Lacroma, tu te rappelles?, je serais morte si tu t'étais avancé... Il me semblait que chaque jour la femme, en moi s'atrophiait et qu'un autre être demandait à naître, qui, déjà te haïssait. Mon rôle, tenu toute la journée, le soir me tombait des lèvres et il me fallait faire un effort de mémoire pour le retrouver le lendemain. Sur ces entrefaites des douleurs survinrent, douleurs intolérables, dûes au conflit de mon état ancien et de mes prérogatives nouvelles, qui me gardaient eveillée toute la nuit. N'y tenant plus, je profitai de ton voyage en Serbie, le mois dernier, pour aller voir un médecin de la Faculté de Bologne dont j'avais pris au hasard le nom dans une revue scientifique que j'avais réussi à me procurer.

— Et alors?

— Dès qu'il m'eut examinée: »Pourquoi ce déguisement? me dit-il. Pourquoi vous habiller en femme? Et comme je protestais: — »Je ne doute pas que vous n'ayez été femme; maintenant vous êtes un homme, parfaitement constitué et apte à la reproduction. — Votre cas est rare, il est loin d'être unique, la nature à de ces repentirs tardifs.«



Junguickel Hohe Schule Litho)

Ici, Zuliana se boucha les oreilles, comme si le rappel de cette scène, des propres paroles du médecin lui déchirait l'ouïe. De son corsage, elle tira un papier. »Si tu veux des détails techniques, lis ce rapport qu'il me donna.«

Lebecq mit son monocle et lut au clair de la lune un papier qu'il rendit ensuite à sa femme.

— Je rentrai, continua Zuliana. J'espérais encore que ce miracle cesserait, que mon corps reviendrait à la raison. Je priai le Bambin, je mis des cierges à la Madonne. Rien n'y fit, et je brûlai en vain des kilogrammes de cire. Malgré mon âge, la nature entreprenait de me reconstruire, tentait de m'ajuster à mon état nouveau. Je me trouvais dans la vie aussi seule que si j'étais faite d'une autre matière que le reste du monde. Mon infortune me séparait de tous. J'essayai de m'informer, de savoir si des cas analogues au mien étaient fréquents. Je ne rencontrai ici que dérision, ignorance, sévérité. J'étais retranchée des vivants. Tu rentras. Pouvais-je te livrer mon secret, pouvais-je demeurer silencieuse? Cette existence sacrilège entre deux hommes pouvait-elle durer? Lorsque tu pénétras dans ma chambre, ce soir, j'ai senti venir ma dernière

»louables efforts d'adaptation« qu'il employait souvent, perdirent leur éclat. Il alla au plus pressé: le scandale à éviter. Par lettre, il consultait des avocats de ses amis, sous un nom d'emprunt. Il écrivit à un célèbre jurisconsulte, auteur d'une brochure intitulée: »*Un hermaphrodite peut-il voter?*« On lui répondit qu'il ne pouvait songer au divorce, puisque Zuliana et l'homme qu'elle était ne formaient qu'un seul et même être, Lebecq ne pouvait se réclamer d'une des plus communes causes de nullité d'un mariage: l'erreur sur la personne. Un autre article de Code stipulant, dans sa naïveté limitative, que tout sujet doit être homme *ou* femme, le mettait par sa rédaction dans l'impossibilité de rompre un jour avec Zuliana. Lebecq ne pouvait plus quitter son monstre associé; ils tiraient chacun de son côté sur la même chaîne. Cette découverte l'affecta vivement. Mari trompé par la nature, il poursuivait un insaisissable ennemi. Le ridicule lui tendait ses appâts. Il ne tarda pas à y mordre.

Un matin, il se leva dès l'aube pour dissiper une insomnie. Il chercha ses vêtements, qu'il avait mis la veille au soir à la porte pour qu'on les lui brossât: ils n'étaient plus là. Dans la maison, personne pourtant n'était levé. Il descendit au jardin en robe de chambre; on n'entendait que les coqs et leurs galanteries. Le jour se levait, avec sa façon de se présenter toujours comme un bienfait. Soudain, la grille s'ouvrit; un homme entra furtivement, mal assuré sur ses jambes. Lebecq fut stupéfait: cet homme portait ses propres habits. C'était Zuliana.

— D'où viens-tu, ainsi débraillée?

— Est-ce ma faute si je ne sais pas encore faire mon nœud de cravate. Je n'en puis plus. Pardonne-moi, dit-il. Chaque nuit je sors ainsi. Il faut que j'aie pour quelques heures la liberté d'appartenir à mon nouveau sexe, sinon je ne saurais vivre. Quelque chose de si impérieux m'encourage à m'échapper de moi-même, à persévérer dans la nouvelle voie, que je ne saurais y résister sans mourir.

Lebecq devint un mari défaillant de fureur.

— Tu parles toujours de mourir. En attendant, tu fais »la nouba«. Rends moi mes vêtements et monte dans ta chambre.

— Puisqu'il en est ainsi, je suis décidée à te quitter; je ne reviendrai pas. J'ai droit à mon titre, même si je dois l'obtenir au prix du scandale, de notre honneur à tous. Cette mascarade ne peut durer; je veux être libre, je me sens un courage de mâle pour aborder l'inconnu.

— Je te défends de sortir!

Zuliana le considéra avec stupeur. Lui, ébranlé, regardait ce jeune adolescent semblable à un fils de famille surpris au retour d'une débauche, les pieds dans des chaussures de tennis, le pantalon trop large, retenu aux hanches par un mouchoir, les cheveux en désordre, la chemise ouverte, le col du veston relevé. C'est lui, dans sa robe de chambre, qui avait l'air d'une vieille femme. Cela ne pouvait durer. Il devint inhumain.

— Une dernière fois, je te défends de sortir.

— Tu ne comprends donc pas, répondit calmement Zuliana en le regardant bien en face, que maintenant j'ai droit à tous les bénéfices de mon état nouveau; à tous sans exception. Et d'abord, rester ici c'est facile à dire .... Ne t'es-tu donc point aperçu que ta sœur est amoureuse de moi?

VIII.

Le soir même, Lebecq quitta Raguse à destination d'Ancône, sur un cargo de la Compagnie Bari les Pouilles.

Outre cette dernière en date de ses aventures amphibologiques, qui rendait impossible désormais tout compromis, Lebecq venait de recevoir par la poste une nouvelle consultation juridique qui le mettait en garde contre les dangers de son état présent. Il lui fallait fuir au plus vite. Ne lui apprenait-on pas maintenant que toute cohabitation après la découverte de l'erreur sur le sexe d'un des conjoints annihilait en justice toute réclamation postérieure! Il se rendait à Rome, car il s'était marié à Fiume selon la loi italienne, et aussi pour obtenir des autorités ecclésiastiques l'annulation de son mariage. A tout prix il fallait une solution; il ne reviendrait que libre. Au fond, sa colère passée, il n'en voulait pas à Zuliana; elle (par habitude il pensait à elle encore, au féminin) était franche et son cas, dans toute son étrangeté, était franc aussi. Sans ambiguité, un changement s'était opéré. On devait moins la plaindre que la plupart des hermaphrodites qui sont, et restent toute leur vie, des dégénérés et des infirmes. C'était elle sans doute qui avait raison. Elle pouvait espérer connaître une vie normale et se marier, fonder à son tour un foyer; pourquoi ne l'y aiderait-il pas?

A Rome, Lebecq fut mis en rapports avec un avocat qui s'était fait une réputation dans le maniement des cas litigieux, dont il obtenait le règlement civil avant de le présenter au Saint Siège. Cet homme de loi lui révéla l'existence d'un de ses confrères, spécialiste de certaines difficultés médico-légales. Ce dernier tenait ses assises derrière le Vatican, aux Prati. On connait l'horreur de ce quartier fluvial à cubes inhumains.

Lebecq trouva le Chevalier de Sant' Arona à l'entresol, dans un petit réduit composé de deux pièces. Sant' Arona avait un visage pâle avec une vilaine peau toute en mosaïque, une voix aigüe, un petit fichu en pointe sur son pardessus; il toussait sèchement. Son nom était un nom d'emprunt; il était d'orgine allemande et se nommait Hesselbach.

C'était, — il s'en faisait gloire, — le seul avocat hermaphrodite de tous les barreaux de l'univers. Suivant la loi allemande, ses parents avaient choisi pour lui un sexe, à sa naissance, mais, demeuré libre d'en élire un autre à sa majorité, il avait opté pour le sexe contraire »et il ne le regrettait pas«. Lebecq fit la connaissance du secrétaire de Sant' Arona, une ancienne sage femme qu'il avait fait acquitter: elle était parvenue à violer une cliente. Examinée à l'infirmerie de la prison, on avait dû lui reconnaître le droit de se conduire aussi mal. Lebecq put voir, par la chemise ouverte du scribe penché sur ses écritures (il ne supportait pas les cols empesés), des seins volumineux avec un beau lacis de veines bleues de la couleur de certains Delft.

Un chauffeur de taxi entra, fumant la pipe; celui-ci avait du lait, — une affection héréditaire. Au cours d'une excursion, surpris par la tempête dans les Abruzzes, il lui était arrivé de subvenir plusieurs jours à l'alimentation d'un nouveau-né.

— Mon bureau, expliqua Sant' Arona, est le lieu de réunion de tous les êtres que la nature, par ses hésitations ou ses erreurs, à disgrâciés! On y rencontre non-seulement des Italiens mais toutes sortes d'étrangers venus surtout pour plaider leur cause en Cour de Rome. Ils trouvent chez moi un appui moral, une bibliothèque, des conseils médicaux. Je suis l'inspirateur d'une sorte de syndicat des hermaphrodites.

Sant' Arona promit à Lebecq de s'occuper de lui. Le certificat du médecin de Bologne, qu'il avait apporté était suffisant pour entamer une action. La qualité d'étranger et une provision en argent feraient le reste.

— Je ne voudrais pas que le cas devînt la proie des journalistes, objecta Lebecq. Pourquoi faut-il que le seul mot d'hermaphrodite éveille chez les gens des idées libertines?

L'avocat le rassura:

— Personne ne connait notre existence, sauf les intéressés. Les hermaphrodites, d'ailleurs — quelle déception — ne sont presque jamais des débauchés. Ce sont des neutres, des inféconds, des tristes. (Je vous présente Miss Willis, une institutrice. Elle joue de l'orgue. Parfois certains de nos camarades viennent d'à-côté, de la Chapelle Sixtine, et elle les accompagne. »*Donna e mobile*«, à l'harmonium, cela nous fait une petite distraction.) Tous mes clients sont de pauvres abandonnés qui puent la malédiction. Pensez donc qu'il n'y a pas bien longtemps, les hermaphrodites étaient mis à mort. Les anciens les considéraient comme de mauvais présages; le Moyen-Age, comme des monstres envoyés par Dieu; la société moderne ne leur est guère plus indulgente.

Au-dessus d'une fiasque de Marsala, Lebecq vit des photographies d'hermaphrodites célèbres, Angélique Courtois, Giuseppe Marzo, l'enfant de Woods, Adélaide Préville, mariée comme femme et, qu'après sa mort, on découvrit être un homme, et cette Alexina B. dont la confession est un des plus curieux documents de l'histoire des singularités humaines; il s'arrêta devant un portrait de Bullings, ce prêtre qui accoucha deux fois, de Marie Madeleine Lefort, à l'âge de seize ans, avec sa poitrine ferme et ronde de femme, son turban gracieux de l'époque d'Ingres autour des cheveux courts, sa moustache, ses qualités d'homme; la même, à soixante-cinq ans — peu avant son autopsie — avec sa barbe blanche tombant entre des seins aplatis.

Lebecq signa sa requête dans un cabinet sans fenêtres, entouré de pièces anatomiques, et, sous des globes de verre, d'animaux hermaphrodites naturalisés, un rat, un daim, un homard. Il y avait une machine à polycopier: c'était la salle de rédaction du *Bulletin des Hermaphrodites*.

— Consolez-vous, Monsieur, et sachez qu'il n'y a pas deux sexes, fit Sant'Arona en reconduisant Lebecq. La nature, voyez-vous, ne travaille que sur un modèle, par économie. Oui, un seul, avec les mêmes organes. A un certain stade de notre développement, dans le sein de notre mère, nous nous différencions. Chez les uns, ces organes cessent de croître: tout se replie, s'entr'ouvre, s'entoure de protections et ce sont les femmes; chez les autres, la croissance continue; tout s'allonge, s'extériorise: ce sont les hommes.

Sant' Arona s'arrêta à la dernière marche de l'escalier. Lebecq lui trouva la bouche miséricordieuse d'un confesseur, la main réfléchie d'un chirurgien, prêt à soigner toute plaie, et l'œil d'un drôle. L'autre s'attachait à lui:

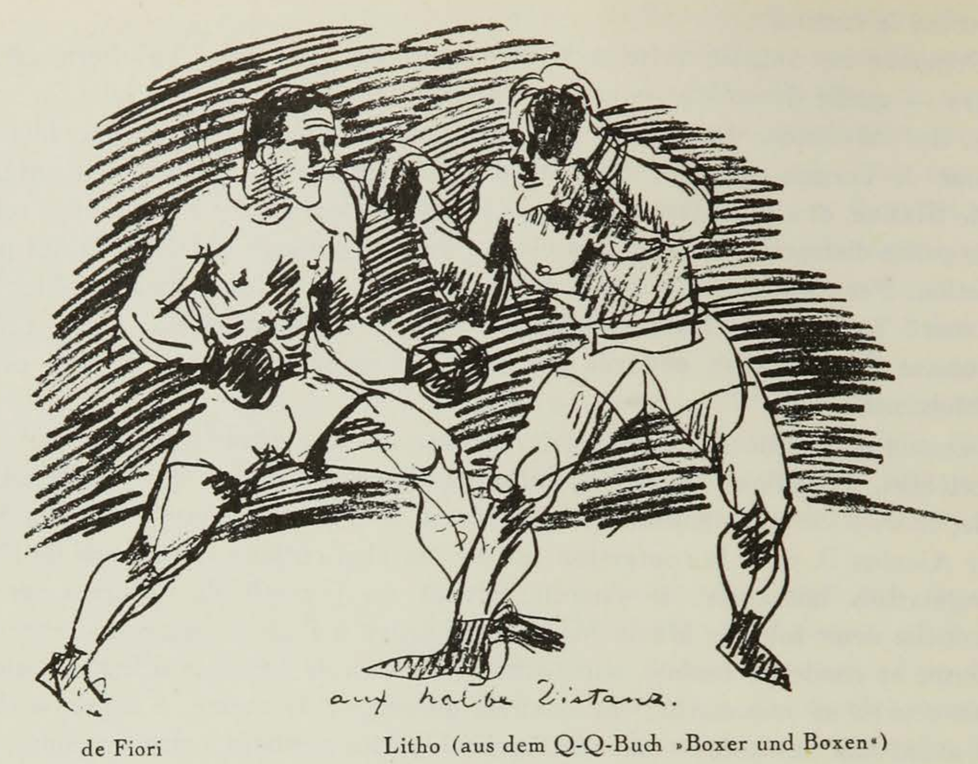
— Sans doute, Monsieur, ceux d'entre nous qui réunissent les deux sexes, loin d'être des parias, devraient se voir admirés, comme plus près de la perfection. Astartée, les grandes divinités asiatiques ne sont-elles pas bisexuées, je vous le demande? Votre Bible, ouvrez votre Bible et vous y lirez, dès la Genèse, ces mots non équivoques: »Dieu créa l'homme-femme«, »*masculum et foeminam creavit eos;* état paradisiaque, Monsieur, état préadamique, état normal de l'homme avant le péché originel. La spécialisation, c'est ce qui nous tue. A rivederla.«

Un tramway s'avançait en grésillant. Le Français sauta dans cette friture.

IX.

Sur les conseils de Sant' Arona, Lebecq obtint d'abord pour sa femme une réforme d'état-civil, puis un jugement du tribunal qui les rendaient libres, Zuliana changea son nom en celui de Zuliano. Zuliano revêtit des habits d'homme et se retira chez ses parents, à Spalato. Peu de temps après, il prit femme.

FIN



de Fiori — Litho (aus dem Q-Q-Buch »Boxer und Boxen«)

MEIN KAMPF MIT TOMMY GIBBONS

von

JACK DEMPSEY

Es ist möglich, daß ich die gesamte Sportwelt in Erstaunen setze, wenn ich sage, daß Gibbons kein schneller Denker ist. Aber ich sage noch mehr: er ist nicht geistesgegenwärtig. Und gerade Geistesgegenwart ist es, die ihm als seine hervorstechendste Tugend nachgerühmt wird, als die Eigenschaft, die ihn zu einem so aussichtsreichen Bewerber um den Weltmeisterschaftstitel gemacht hat. Und ich muß noch mehr sagen: Gibbons ist nicht nur kein schneller und geistesgegenwärtiger Denker, er ist auch kein geborener Kämpfer. Er ist ein Mann, der durch besondere Verhältnisse Kämpfer wurde, doch die natürlichen Eigenschaften bringt er dazu nicht mit, die erst den wahren Meister machen. Er besitzt nicht den wahren Kämpferinstinkt; ihm geht das ab, was man das vollkommene Aufgehen im Kampf bezeichnet. Er ist schnell und er ist clever mit beiden Fäusten; aber trotzdem er über ein gutes Schlagvermögen verfügt, auch außerordentlich mutig und beherzt ist, arbeiten seine Augen, seine Muskeln und sein Wille in kritischen Momenten nicht als geschlossenes Ganzes.

Ich mache kein Hehl aus meiner Bewunderung für Tommy Gibbons. Kein Mann, der je mit mir zusammenkam, hat so viele und schwere Schläge hingenommen, als es Tom Gibbons getan hat, als er in Shelby mit mir kämpfte. Ich habe während dieses Kampfes mindestens an die Hundert der allerschwersten Schläge bei ihm gelandet, die ich je im Nahkampf ausgeteilt habe, aber er hat sie hingenommen, ohne auch nur ein einziges Mal wirklich erschüttert oder merklich angeschlagen gewesen zu sein. Ich fand sein Kinn mindestens ein dutzendmal oder mehr mit Schlägen, in die ich dieselbe Kraft hineinlegte, wie in die Schläge,

mit denen ich einen Jess Willard, einen Brennan, Carpentier oder Firpo glatt zur Strecke brachte, aber Tommy war nie anders als auf seinen Füßen.

Ich möchte, damit mir selbst Gerechtigkeit widerfährt, erklären, daß ich seit zwei Jahren nicht in den Ring gekommen war und auch im Sparring keinen solchen Kampf hatte, um zu wissen, ob ich in meiner Form nicht tatsächlich entscheidend zurückgegangen war. Ich hatte gewisse Besorgnisse, daß ich durch meine lange Untätigkeit unter Umständen zu einer Niederlage verurteilt war. Und das ist ein Gefühl, wie sich wohl kein schlimmeres für einen Kämpfer denken läßt. Ich zweifelte daran, daß ich imstande sein würde, volle fünfzehn Runden eines in schnellem Tempo geführten Kampfes durchhalten zu können, und in diesem Gedanken hielt ich natürlich in den ersten Runden stark zurück, um mich nicht zu verausgaben. Ich fühlte, daß, wenn ich in einem meiner Gewohnheit und meinem Temperament entsprechenden Tempo von Anfang an kämpfen würde, ich später stark abfallen würde. Und darin lag für mich eine große Gefahr. Außerdem sagte es mir doch der klare Menschenverstand mit aller Deutlichkeit, daß ein Mann, der zwei Jahre nicht gekämpft hat, nicht derselbe sein kann, der er war, als er sich in seiner besten Zeit einmal befand. Und das kann man mir wahrhaftig glauben: Hat ein Kämpfer erst einmal an seinen Qualitäten oder seinen Fähigkeiten zu zweifeln, dann hat er eine Hölle durchzumachen.


Segonzac

Wenn ein Mann nicht dauernd im Kampf ist, dann fürchtet er sich, einen Schwinger zu schlagen, weil er fürchten muß, dadurch in einen Gegenschlag hineinzurennen, und im Kampf gegen Tom Gibbons hielt mich dieses Gefühl volle acht Runden fest, ehe ich es los wurde oder doch einigermaßen überwunden hatte. Dann erst fand ich mein wirkliches Ich wieder und von diesem Moment an begann ich Tommy zu treiben.

Nun, und wenn Tommy ein schneller Denker oder wirklich geistesgegenwärtig wäre, dann hätte er nicht so viele Schläge hingenommen, als er es doch tatsächlich getan hat. Immer und immer wieder wandte ich Finten und Tricks an, so als wollte ich mich zum Nahkampf auf ihn stürzen, und dann sandte ich einen Schlag ab. Wäre Gibbons ein geistesgegenwärtiger oder trickhafter, gerissener Boxer, er hätte müssen vorsichtig werden. Er hätte mit der Zeit meine Tricks zu durchschauen imstande sein müssen. Aber er ließ es geschehen, daß ich ihn immer wieder und wieder traf. Im Clinch brachte ich es jedesmal fertig, ihn in eine Lage zu bringen, daß er Schlagserien hinnehmen mußte, ohne sie vermeiden zu können. Und ich tat dies immer wieder auf dieselbe Art und ich tat es wirklich oft. Es ist ja möglich, daß er dachte, ich könnte ihm nichts Ernstes anhaben. Aber obwohl ich gern behaupte — und die mit mir gekämpft haben, werden es mir durchaus bestätigen —, daß ich über ein sehr großes Schlagvermögen verfüge und wirklich hart schlagen kann, so möchte ich doch betonen, daß ich es nicht gern habe, Schläge hinzunehmen. Kann mir jemand einen Mann nennen, der sich gern schlagen läßt? Ich lache im Schlafe, wenn ich so etwas höre. Ich muß dann immer an den bekannten Ruf denken: »Werft ihn die Treppe runter, er liebt das!«

Hat einer meiner Leser, hat überhaupt ein Mensch es gern, auf seinen Hühnerfriedhof gehauen zu werden? Bitte nicht zu lachen; aber es ist behauptet worden, Gibbons hätte sich gern schlagen lassen, nur um zu beweisen, daß ich ihm nichts

tun könnte. Aber ich will meine Meinung auch über diesen Punkt sagen, soweit der Standpunkt des Kämpfers in Betracht kommt.

Es ist kein smartes, kein gutes Treiben im Ring, auch nur einen einzigen Schlag hinzunehmen, den man vermeiden kann. Und das ist es, was mich dazu veranlaßt, Gibbons nicht als schnellen Denker zu bezeichnen. Wie oft habe ich ihn in Shelby durch denselben Trick soweit gebracht, daß ich einen Schlag landen konnte. Sehr oft. Und da hätte er meine Art durchschauen müssen. Er hätte lernen müssen, diese Schläge zu vermeiden, sich bei einem Trick, der schon einmal angewendet worden war, in Sicherheit zu bringen oder zu decken. Und das hat er nicht getan.

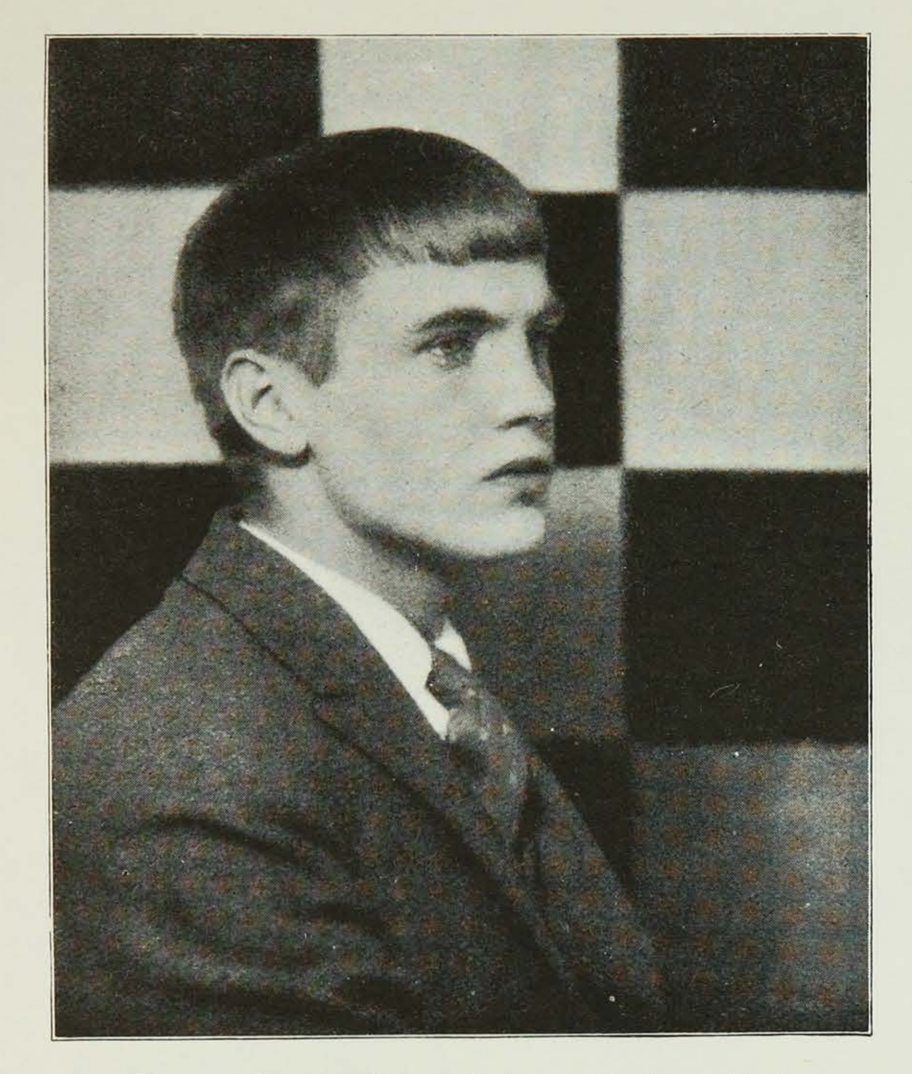
Trotzdem möchte ich betonen: Gibbons kann ein ungeheueres Maß von Schlägen vertragen. Er ist ein ungemein cleverer Boxer. Er ist sehr schnell mit seinen Fäusten und er ist ebenso schnell auf den Füßen; er kann auch schlagen. Ich habe in meinem Leben noch keinen ihm ebenbürtigen Kämpfer getroffen. Aber er scheint im Kampfe tatsächlich zu vergessen, daß er ein Hirn hat, mit dem er denken müßte. Er kämpft ganz mechanisch. Und er kämpft fast ohne Abwechslung. Wenn er sich auf etwas eingestellt hat, dann kann er davon nicht ohne weiteres abgehen. Wie eine Maschine. Und daran kann man sehen, daß er nicht schnell genug zu denken versteht, wenn er mit einem geborenen Kämpfer zusammenkommt.

(Boxwelt.)

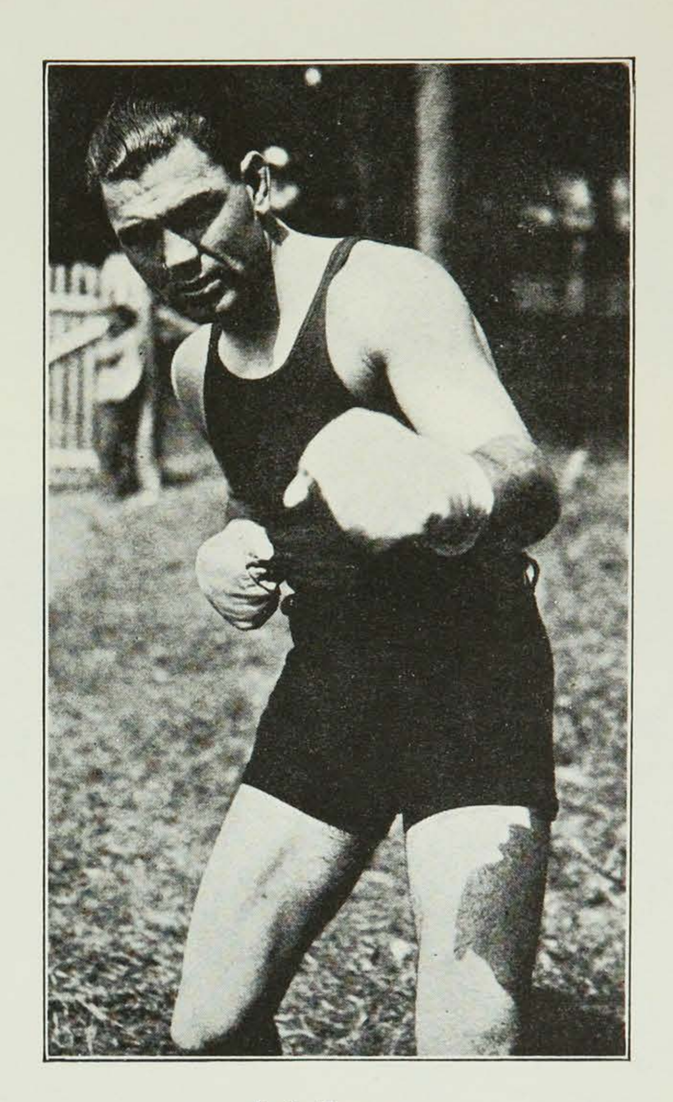


Ludwig Meidner — Bob Gesinus Visser aus Amsterdam (Zeichnung)

Inzwischen hat Gibbons, der Carpentier bezwang, vor 100 000 Menschen in Wembley den englischen Halbschwergewichtsmeister Bloomfield in der dritten Runde durch K.O. besiegt.



Der amerikanische Komponist George Antheil in Paris
(Photo Man Ray)

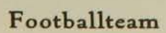


Jack Dempsey
(Photo Wide World)

Englische Kavallerie

Tandem bei einem Military Tournament in Wembley





Footballteam



Tauziehen

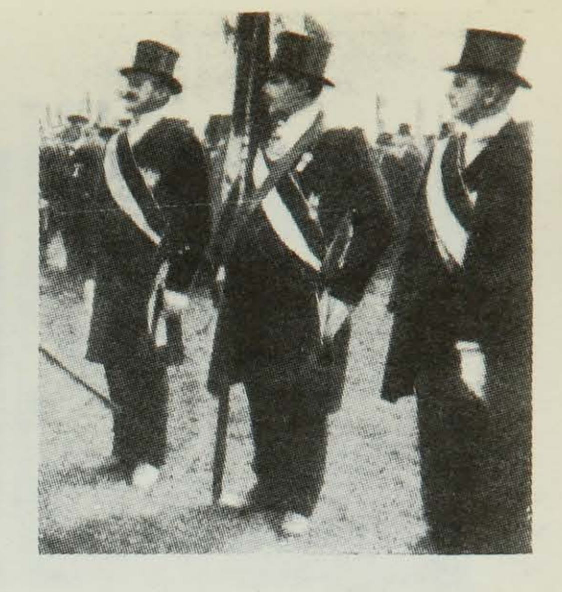
(Photos »The Cologne Post«)





Holländische Husaren

(Photos Sportrevue Alkmar)



Kriegervereinsmitglieder beim deutschen Tag in Halle 1924

Hengste des Hannoverschen Landesgestüts in Celle

(Klischee St. Georg)

Montparnasse



Kisling vor der »Rotonde«
5 Uhr morgens



Mme. Jeanne Léger

Schwedenball

auf demselben: Kisling und Fels als Frauen, dann Frau und Henri Kahnweiler, Geni Levy, Juan Gris, Frau und Nils v. Dardel, André Salmon und Frau, (im Hintergrund Derain als Rabbiner) usw.

(aus »Wissen Sie schon?« Neue Berliner Verlagsgesellschaft)

M O N T P A R N A S S E

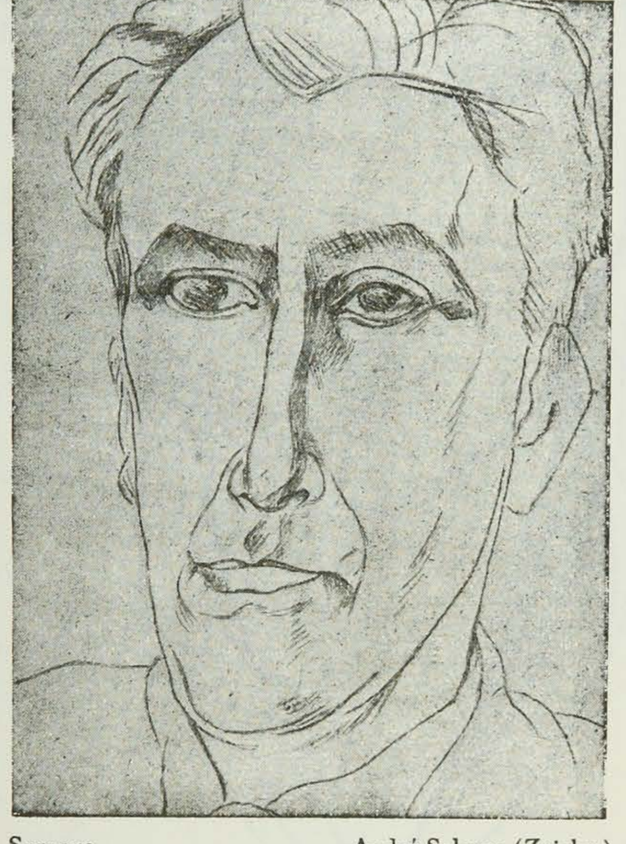
Von

FLORENT FELS

Noble Paris, seule raison qui vis encore.
Apollinaire.

Auf dem Tisch eine Pfeife, ein Glas, eine Zeitschrift.

Der Tag beginnt. Die Avenuen leer. In den öffentlichen Anlagen Stille. In einem Torwinkel hockt neben einem Kehrichtkasten ein Mann am Boden. Der Morgen läßt die Dächer der Häuser frösteln. Stimmen kündigen Menschen an. Ein Pferd entfernt sich. Der Maler Kisling kommt zum Schlafen nach Hause.



Survage — André Salmon (Zeichn.) (Cliché Lux)

Montparnasse. Rangierbahnhof der Talente des ganzen Erdballs seit der Epoche der Sprachenverwirrung. Ein Babel, gegen das weder Götter noch Polizisten ankonnten.

Die Grenze im Norden: das *Café des Deux Magots.* Im Süden: *La Belle Polonaise* und *Les Iles Marquises,* bekränzt mit Sauerkraut und getränkt mit Zwiebelsuppen von höchster Vollendung. Im Osten wacht noch *Le Cocher fidèle.* Im Westen ist die Wasserscheide im Weinkeller von *Bullier,* ein Lokal, in dem sich die Studenten des Quartier latin mit den Malern von Montparnasse treffen. Zweierlei Geister, von so großer Verschiedenheit! Nur die Frauen haben sie gemeinsam.

Die Alten des »quartier«: unser guter Meister Adolphe Basler, internationaler Kunstkritiker, ist der Doyen des Quartiers. Erinnerungen an die mère Charlotte, die Wirtin Gauguins, der jedes Genre zu finden wußte, O'Connor, Diriks, der Maler-Millionär Auguste Jones, Henry de Groux, Cremnitz, Galanis, der Musiker Albeniz, Ortiz de Zarate, Manolo, der alte Gefährte Picassos, und Picasso. Und Rudolf Levy, der ehemalige Massier der Académie Matisse, wo Brummer als Modell und Bildhauer figurierte, er, der später Großantiquar in New York wurde. Zu jener Zeit frischte er wöchentlich seinen Hut auf, indem er den Rand beschnitt und ihn dann mit China-Tinte anstrich. Er gehörte mit Vlaminck und Apollinaire zu den Ersten, die Negerfetische und Rousseaus erwarben.

Die Brüder Stein, die ersten Matisse- und Picasso-Sammler.

Dann: Survage, die Wassilieff, Per Krogh, Isaac Grünewald, Chagall, der talentierte Besessene Max Jacob, Archipenko, Lipschitz, Chaudois, Othon Frieß,

Charles Guérin, der Kölner Gilles, der Clown des Dorfes, Delhaye, Mecislas Golberg, Ribéra, André Salmon, von Wätjen, Karl Einstein, Pascin, de Fiori, Purrmann, van Dongen, Serge Ferat, Claussen, Uhde, Gorvel, Richard Goetz, Grossmann, Krestowski, Nadelman, Zadkine, Wilhelm Lehmbruck und der sanfte Foujita, Baron Mollet, der Sekretär Apollinaires, der große Stefan George und von Zeit zu Zeit Flechtheim.



Domenjoz — Jane de Fressingeas (la Chonte) Zeichnung (Cliché Lux)

Auf Montparnasse hat Marcel Réja sein »*Art chez les fous*« und Strindberg »*Inferno*« geschrieben.

Strindberg war die Frau (schon damals) entführt worden. An einem Sommertage, als er durch die Straßen ging, hörte er unter einem offenen Fenster ganz unvergleichlich Schumann spielen. Da begann er plötzlich, »à l'assassin!« schreiend, zu laufen. Er hatte am Spiel Przybyszewski erkannt, der ihm seine Frau entführt hatte. Przybyszewski ist heute Angestellter bei einem Friseur in Polen, einem Lande, in dem man wenig auf kindliche und treuherzige Höflichkeit gibt. So wurde er dafür gestraft, daß er auf einem Empfangsabend vorgestellt hatte: »Mademoiselle X..., meine Frau.«

Der *Dôme* ist von deutschen Malern und den Amerikanern gegründet worden; die Skandinavier gingen ins *Café de Versailles;* die *Rotonde* wurde von Polen, Russen und Franzosen, aber auch von Deutschen besucht, was Picasso während des Krieges zu dem Ausspruch veranlaßte: »Seitdem die Deutschen weg sind, ist Montparnasse kein Pariser Quartier mehr.« Er dachte an Rudolf Levy.

Moréas gab die *Vachette* zugunsten der *Closerie des Lilas* auf. Man sagt (was sagt man nicht alles!), daß Paul Fort, als er von Moréas Tod hörte, zu singen angefangen habe. Darauf sei aber ein polnischer Dichter (vielleicht einer von der romantischen Schule?) aufgesprungen und habe ihm zugerufen: »Nur die Hunde bellen, wenn der Löwe gestorben ist!«

Den Ruhm von *Baty* hat Apollinaire begründet. Der Wirt thronte hinter einem melodramatischen Büffet. Auf einem Bild an der Wand sah man ihn, in seinem Keller, wie er Wein auf Flaschen zog. In einem Rahmen hingen seine Kriegsmedaillen von 1870. Apollinaire, der ein großer Gourmand und ein guter Trinker war, rief ihn nach einem üppigen Essen heran und machte ihm Komplimente mit An-



Kubin (Cliché Gurlitt-Verlag)

THE SOUL OF SPAIN WITH MC. ALMON AND BIRD THE PUBLISHERS

by

ERNEST HEMINGWAY

In the rain in the rain in the rain in the rain in Spain.

Does it rain in Spain?

Oh yes my dear on the contrary and there are no bull fights.

The dancers dance in long white pants
It isn't right to yence your aunts
Come Uncle, let's go home.
Home is where the heart is, home is where the fart is.
Come let us fart in the home.
There is no art in a fart.
Still a fart may not be artless.
Let us fart and artless fart in the home.
Democracy.
Democracy.
Bill says democracy must go.
Go democracy
Go
Go
Go.

Bill's father would never knowingly sit down at table with a Democrat.

Now Bill says Democracy must go.
Go on Democracy..
Democracy is the shit.
Relativity is the shit.
Dictators are the shit.
Menken is the shit.
Waldo Frank is the shit.
The Broom is the shit.
Dada is the shit.
Dempsey is the shit.
This is not a complete list.
They say Ezra is the shit.
But Ezra is nice.
Come let us build a monument to Ezra.
Good a very nice monument.
You did that nicely.
Can you do another?
Let me try and do one.
Let us all try and do one.
Let the little girl over there on the corner try and do one.
Come on little girl.
Do one for Ezra.
Good.
You have all been sucessful children.
Now let us clean the mess up.
The Dial does a monument to Proust.
We have done a monument to Ezra.
A monument is a monument.
After all it is the spirit of the thing that counts.



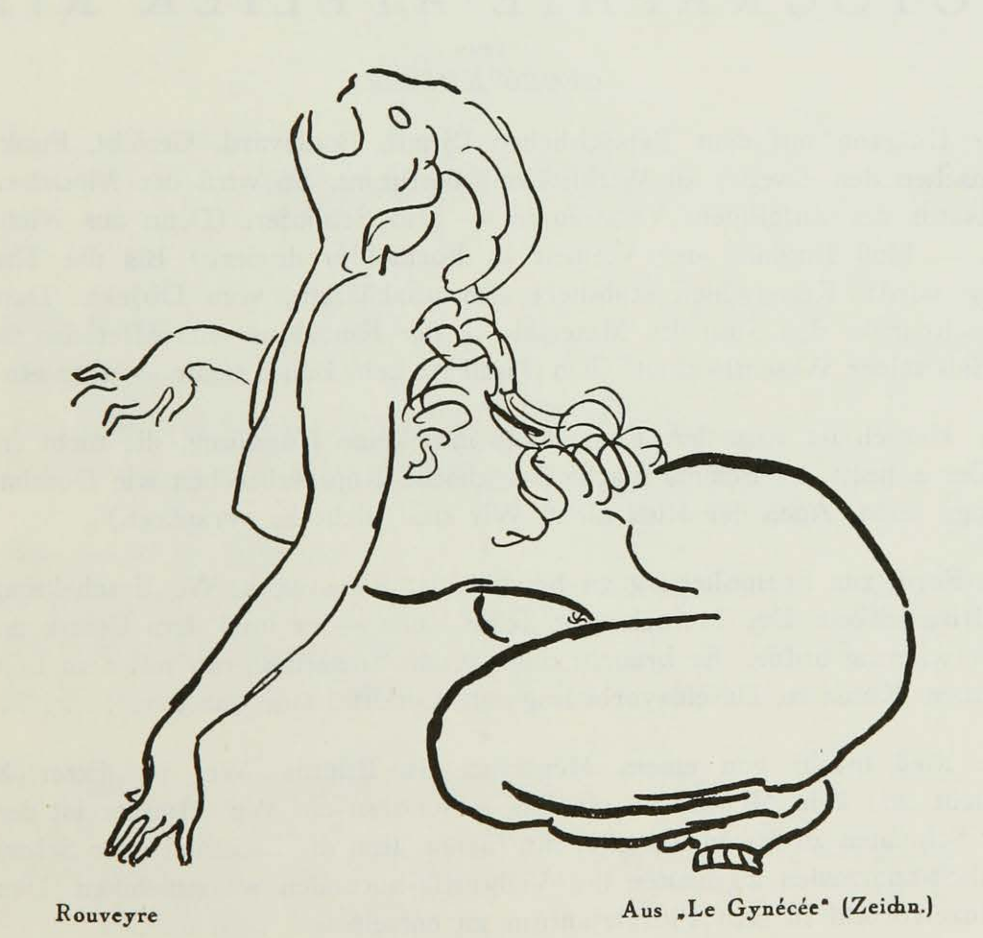
Fernand Léger Ballett-Figur

THE EARNEST LIBERAL'S LAMENT

by

ERNEST HEMINGWAY

I know monks masturbate at night
That pet cats screw
That some girls bite
And yet
What can I do
To set things right?



Rouveyre Aus „Le Gynécée" (Zeichn.)



Otto von Wätjen, Litho. „In der Oper"
(Galerie Flechtheim, Verlag)

PHOTOGRAPHIE ATELIER RIESS

von

GEORG KAISER

Der Umgang mit dem Tatsächlichen (Stadt, Boulevard, Gesicht, Funk-Turm) machen den Zweifel an Wirklichkeit bestimmt. So wird der *Künstler*. Er ist Organisator des Zufälligen, Verstreuten — also Schöpfer. (Denn aus Nichts wird Nichts — bloß Bindung der Vielheit in Formel produziert.) Bis die These fast mächtig wird: Kunstwillen stabiliert sich unabhängig vom Objekt. Darstellung trägt nicht mehr den Sinn des Materials — der Kunstsinn entkräftet das Gegebene in Verfall seiner Wesentlichkeit. (Ein Tisch ist kein Baum mehr — aber ein Tisch.)

★

Der Mensch ist Künstler. Es gelänge ihm keine Handlung, die nicht in Kunst zielt. Der Schnitt des Schuhs macht das gleiche Kopfzerbrechen wie Dombau. (Mir allerdings nicht. Auch der Rieß nicht. Wir sind nicht so veranlagt.)

★

Die Form zur Formulierung zu bringen, ist Kunstwerk. Wo Erscheinung — da Kunstdringlichkeit. Der Mensch gibt keine Ruhe — er muß dem Gesetz nach, das jede Verwirrung ordnet. Er braucht diese vitale Sicherung, um mit dem Leben auszukommen. Kunst ist Daseinsvorbedingung. Conditio sine qua non. . . . . . .

★

Die Rieß macht von einem Menschen ein Bildnis. Wer ist dieser Mensch? Fest steht ihr: kein Mensch ist ein Ich — sondern ein Wir. Immer ist der Typus breiter Schichten zu fassen. Es gilt: ihn *fassen*. Ihm die Lichtheit oder Schwärze des Persönlich-anormalen zugunsten des Vielgültig-normalen wegzunehmen. Deutlicher: das Einzelvorbild in sein Pluraletantum zu entselbsten. . . . . . .

★

Seht diese Licht- (und Schatten-) Bildnisse der Rieß: zehnmal derselbe Menschenkopf und zehnmal anders — und immer ein Heer von Gleichgesichtigen hinter ihm, für die er typisiert. Diesen im ausgezeichneten Gesicht stellvertretenden Point entdecken — intuitiv bejahen — rasch festhalten: das photographiert die Rieß mit Wissen, das ihr aus den Provinzen aller Künste zuströmt. . . . . . .



Ringelnatz

KÜHE

Von

JOACHIM RINGELNATZ.

Wie in der ersten Frühe
Der Nebel feig
Sich dünn macht, stehn auf der Wiese Kühe,
Und eine davon klackst jenen erstaunlich viel grünen Teig.

Als wie im Paradiese!
Warme Mastbäuche rauchen,
Rührende Rotzmäuler tauchen
In die Champagnerbläschen der Wiese.

Sie wandeln mit viehischer Majestät
Innerhalb ihrer Grenze,
Schieben das Restchen von Nervosität
In die Quaste ihrer Schwänze,

Und ihre Euter schwappeln und schlenkern
So hunds — glücklich gemein — —
Auch unter den Fürsten und ersten Künstlern und Denkern
Benehmen sich manche wie ein Schwein.

YVONNE GEORGE

par

PIERRE DE MASSOT

Bruxelles, Londres New-York, Paris l'acclament! Aucune de ces grandes cités n'est jalouse de cette enfant prodigue qui joue à cache-cache avec elles et les quitte au moment qu'on commence de la chérir davantage. Car la première qualité d'Yvonne George, c'est d'être internationale.

Ses amis aussi sont les plus divers. Ils viennent de très loin pour lui téléphoner. Voulez-vous que je les appelle? Marcel Duchamp, Tristan Tzara, Jean Cocteau, Wedderkop, Sessue Hayakawa, Scheller etc. . . . . Elle ne se soucie point de la confusion des langues puisqu'elle écoute par les yeux.



Naucn

Vous ne connaissez pas, cher Monsieur, les prunelles d'ombre et de flammes d'Yvonne George et la douceur exquise de son sourire et les provocations d'un torse impérial. Je lui demanderai de chanter pour vous, et vous aurez aussitôt envie de quitter votre épouse, votre mère, votre parapluie . . . Nous sommes quelqu'uns pour lesquels son art est aujourd'hui indispensable, son art simple et nu, sans afféteries, sans mignardises.

Aussi vastes que soient les Océans que vous mettez entre vous et nos cœurs, je ne vous oublie point, Yvonne, et vous ferai signe de la main. Dégantez la vôtre pour que s'y attardent une fois encore mes lèvres.

GEORGE ANTHEIL

von

B. MARCUS

Es ist nicht interessant, die Kunst von heute zu betrachten; das einzige, was von Interesse sein kann, ist die Kunst von morgen. Daß sie für ein zeitgenössisches Publikum nicht verständlich ist, darf nicht abschrecken, wird eher ein Maßstab ihres zukünftigen Wertes sein. Was morgen als ernst angesehen wird, dient heute der Welt zum Spott. Das ist richtig so. Je mehr Aufsehen eine moderne Kunst machen kann und je breitere Massen Ärgernis an ihr nehmen, desto besser für den Künstler, denn er muß schon etwas bedeuten, wenn ein volles Haus im »Champs Elysées« in eine solche Extase gerät, in die keine der wirklich bedeutenden Leistungen einer anerkannten Größe es je hat bringen können. Das Publikum ist immer in der größten Aufregung, wenn es etwas in Abrede stellen soll, d. h. wenn ihm einige seiner eingebürgerten Ideen, die bequem und erprobt sind, weggenommen werden. Und noch größer ist die Enttäuschung, wenn man ihm noch dazu etwas Neues geben will.



Suzanne Roger
(Cliché Galerie Simon)

Deshalb ist es nur verständlich, daß George Antheil den größten Skandal und die größte Aufregung in den letzten Jahren verursacht hatte, weil er nicht nur wegnimmt, wie die meisten modernen Künstler, sondern etwas absolut Neues und Positives gibt; einen neuen Mechanismus der Musik, der um so neuer ist, weil er rhythmisch ein barbarischer, primitiver Mechanismus ist.

Im weiteren Sinne ist ein Mechanismus nichts anderes als eine richtige elementare Organisation. Antheil strebt in seiner Musik nicht die Nachahmung einer Maschine, sondern die mechanische und mathematische Organisation der Urelemente an, die musikalisch greifbar sind, die man also hören kann. Elementar in der Musik ist der Rhythmus, weil er Bewegung ist; die Harmonie ist nur sekundär, weil sie eine Tönung, eine Nuance ist. Deshalb hat die rhythmisch-mechanische Musik auch die größte Revolution auf dem bisherigen musikalischen Gebiet hervorgerufen. Seine musikalischen Rhythmen sind hart und so klar und rein physikalisch, daß sie durchsichtig sind wie weiße Kristalle. Und wenn er doch Farben hat, so sind es die gegensätzlichsten und in ihrem Kontrast die reinsten: schwarz und weiß.

Antheils Musik kann man ihrer Organisation nach in zwei Gruppen einteilen. Die eine Gruppe ist die absolut barbarisch-rhythmische, die andere die abstrakte Mechanik einer auf ganz neuer Grundlage aufgebauten Welt, die Synthese, die allein Amerika gibt. Seine Kunst ist aber immer Synthese, weil sie nicht naturgetreu nachahmt, sondern die Elemente ordnet, nicht wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie sie künstlerisch sein könnten und sein müßten.

Die barbarische Musik Antheils ist eine neue Primitivität, die sich keineswegs an die alten anlehnt, sondern aus sich selbst herauskommt, sich natürlich entwickelt. Man hat das Gefühl, als ob Urmassen sich in gesetzmäßiger Unterbewußtheit bewegen. Diese Musik ist primitiv und barbarisch, weil sie hart ist und nur physikalisch aufgebaut wird, nichts anderes als Voraussetzung hat, als was ein Kind auch wissen

kann. Aber Kinder sind immer klüger als Erwachsene, härter und physikalischer. Wenn man heute eine neue Kunst schaffen will, muß man wirklich wieder zum Kind werden; man wird dann erst instinktiv besser und nützlicher.

Eine Musik wie die »Sonate Sauvage«, die Antheil im Champs Elysées-Theater gespielt hat und die leider nur sehr wenige gehört haben, gibt nicht die Nuancen der primitiven Musik, sondern die Mechanik der Primitiven wieder, und zwar oft besser als die Primitiven selbst es hätten tun können. Das kommt daher, weil er die tiefsten Elemente eines naiven Menschen in sich hat, die er als Künstler mit einer genialen Klugheit auszudrücken versteht.

Aber in demselben großen Maße, wie er primitiv ist, ist er auch ein unterschiedliches Produkt einer neuen Rasse, die mit Elektrizität schon fast geboren wird und deren Ziel eine neue, mechanisch gesteigerte Schnelligkeit des Lebens ist, mit der Europa schon nicht mehr Schritt halten kann. Denn Amerika hat ein neues Volk, das keine Traditionen haben kann, weil das Leben sich zu schnell verändert. Aber Antheils mechanistische Musik ist keine Theorie, sondern die Synthese dieser neuen, übermechanistischen Welt, deren Bewegung von Grund aus jede Sentimentalität ausschließt, weil Dinge, die funktionieren sollen, notwendigerweise praktisch sein müssen. Es gibt auch künstlerisch eine höhere Zweckmäßigkeit, nämlich die, die George Antheil anwendet. Denn praktisch ist nichts weiter, als was mechanistisch logisch funktioniert, und musikalisch praktisch sein, heißt, nichts Überflüssiges sagen, sich also mathematisch ausdrücken. Es ist auf jeden Fall ein großes Verdienst Antheils, daß er ein neues musikalisches Empfinden und Sensibilität geschaffen und die Musik auf einer neuen Grundlage aufgebaut hat. Er ist ein genialer Künstler, was in dieser musikabgewandten Zeit eine auffallende Erscheinung ist.

Was Amerika ihm bietet, das ist das Primitivste und rhythmisch Komplizierteste: Jazz und die Maschinen, aber in einem überhysterischen Zustand, wo die Spannung schon so groß ist, daß sie sich jeden Augenblick entladen kann. Da jedes Volk seine eigene Musik hat, so ist Jazz die amerikanische Volkskunst. Ihre rhythmische Phantasie hat nichts mit ihrem afrikanischen Ursprung zu tun. Aber George Antheil fühlt diesen Rhythmus in seiner höchsten Potenz. Er malt niemals in seiner Musik, wie einige moderne traditionelle Künstler, sondern er setzt die gefundenen Elemente in Bewegung und läßt sie im Raume schwingen. So hat man bei seiner Musik nicht das Gefühl, als ob einem ein Bild gezeigt würde, man denkt viel eher, daß Ereignisse und Bewegungen in Raum und Zeit geschehen. Er gibt in seiner Jazzmusik die tiefste Mechanik des Jazz, und dieser Rhythmus ist positiv, gegenwärtig und immer wieder sich erzeugend.


Grosz (Cliché Malik-Verlag)

George Antheil nannte sich früher einen Futuristen, weshalb er öfters mit den italienischen Futuristen verwechselt wurde, mit denen er aber nichts zu tun hat. Er nannte sich so aus dem unbewußten Gefühl heraus, daß seine Musik, die sich von jeder anderen modernen Musik unterscheidet, die Musik der Zukunft ist, was die heutige Verständnislosigkeit gegen ihn auch genügend beweist. Denn George Antheil ist nicht eine weitere Revolution der amerikanischen Dogmen der Musik, sondern er schafft eine ganz neue Technik und sein mechanischer Aufbau der Musik weist einen neuen Weg und schafft eine neue Epoche.

(»Arlequin«.)



Rudolf Schlichter (Litho des Malik-Verlags)

LAW AND THE MERCHANT OF VENICE

by

EZRA POUND

Partly as the result of the appalling, bigoted, spinsterly era through which our immediate forebears persisted; and from which we have so sporadic, faint, and apparently unavailing a series of hopes to escape; partly as the result of the tedesco-american system of higher learning wherein all students are subjugated, utilitarianized, id est, specialized to the point of knowing nothing save the data contained in the Zeitschrifts dealing with their particular branch of philology, and defended from reflecting upon anything therein implied, or connecting it mentally with anything else whatsoever; we have lost the flavour of a much discussed Shakespearean play (The Merchant of Venice).

The badwy Elizabethan audience would have needed no foot-notes.

Heinrich Leo, writing between 1820 and 1840 was possibly deprecated by his contemporaries; he did not treat history as a series of barroque and romantic incidents, and in one of his moments of reflection upon the development of laws and institutions he remarks that: Venice, in the eighth century plunged actively into the slave trade "and was then as is Siout in our day, the most important eunuch factory in the world".

The not yet Queen of the Adriatic had cast off the bonds of Constantinople. Dearth of *all* manufactured articles in Europe, and of practically all other products whatsoever, made the slave trade the easiest and most profitable of all trades.

Prisoners of war were the regular staple, but kidnapping rose in favour.

Pope Zacharias and others protested repeatedly and in vain; as have moralists in all time against any form of profitable infamy.



Kronenberg

"The Venetians had for a long time been engaged in this traffic" and Leo attributes the popular tradition of merchants killing, children to the often fatal effects of the operation.

The testimony is not traditional; we have the records of the statute books.

Charlemagne prohibited the sale of any slave to foreigners under pain of death and prescribed the same penalty for anyone who mutilated a man *"as occurred in that traffic"*.

Arichi, Prince of Beneventum, published similar laws, which were so little observed that the prince Sicardo had to republish them; but in their wilder country the edict applied only to free Lombard citizens and took no count of slaves or prisoners of war.

In 784 Charlemagne drove all the Venetian merchants out of his domain, and the traffic is specifically prohibited in the subsequent treaties.

As everyone knows, the orderliness of Charlemagne's era was quickly lost. The sale of slaves to the "infidel" continued throughout the crusades, and after. The black page in Veronese's banquet scene is not a freeman, and by the light reflected from his trappings we may consider Shylock—not an exceptional, fanciful monster; not a villain of exceptional imagination or ferocity, but a little behind his age, an expression of an earlier order, an order whose barbarities we have exchanged for another series of evils which our descendents will regard as little less barbarous.

The choice of Portia as advocate needs no comment. Her legal learning is solid. Generations of Anglo-saxons have applauded this play without in the least understanding it.



Marie Laurencin La Créole, Litho
(Galerien Flechtheim u. Simon-Verlag)

POÈMES

de

PIERRE REVERDY

I.

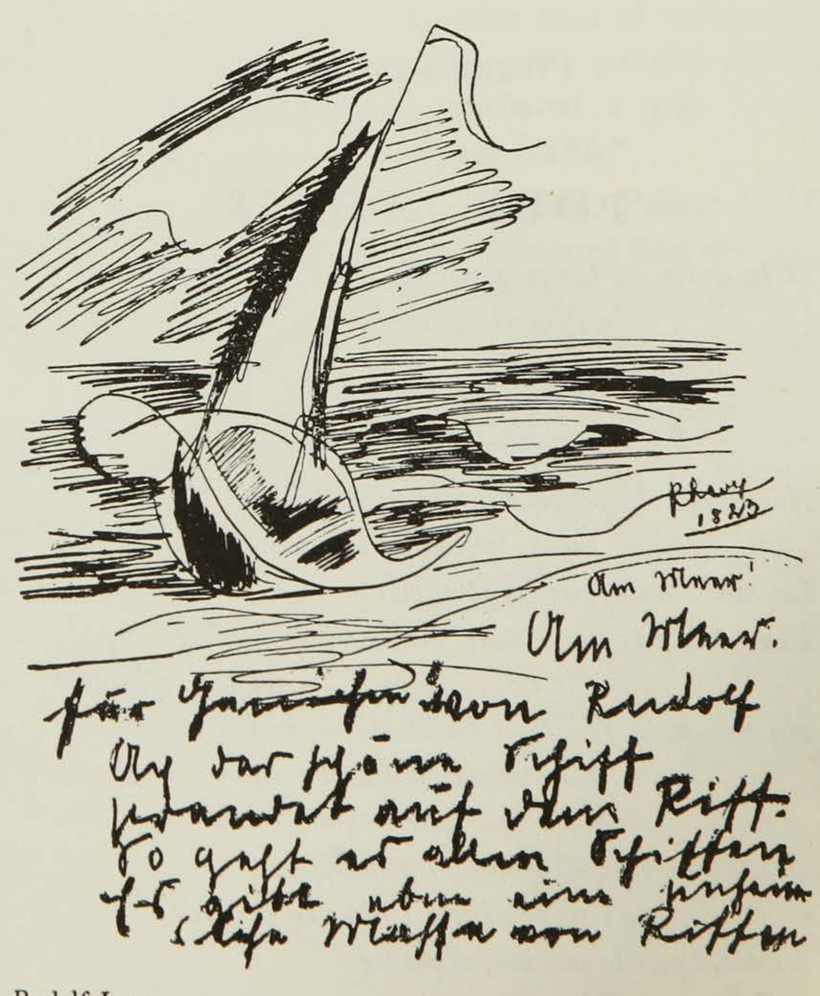
POUR JAMAIS

A la suite du temps présent
du dégoût soulevé
le flanc couvert
les bras tendus
le cœur mis de côté
Avec toute la place pour le même trésor
le métal de l'esprit lavé
La main tiède sur la prunelle
Et le décor remis à neuf par l'éclat de l'été
que le délire appelle ou un autre intérêt
Au ras de la fenêtre l'homme noir qui a bu
la conscience molle et toujours mal vêtu
A la fin de son rôle quelque mépris roulé
Près de la voie où quelqu'un marque
un pas qui n'est plus le dernier
Ce n'est pas le même qui passe
Puisqu'il ne s'est pas retourné.

II.

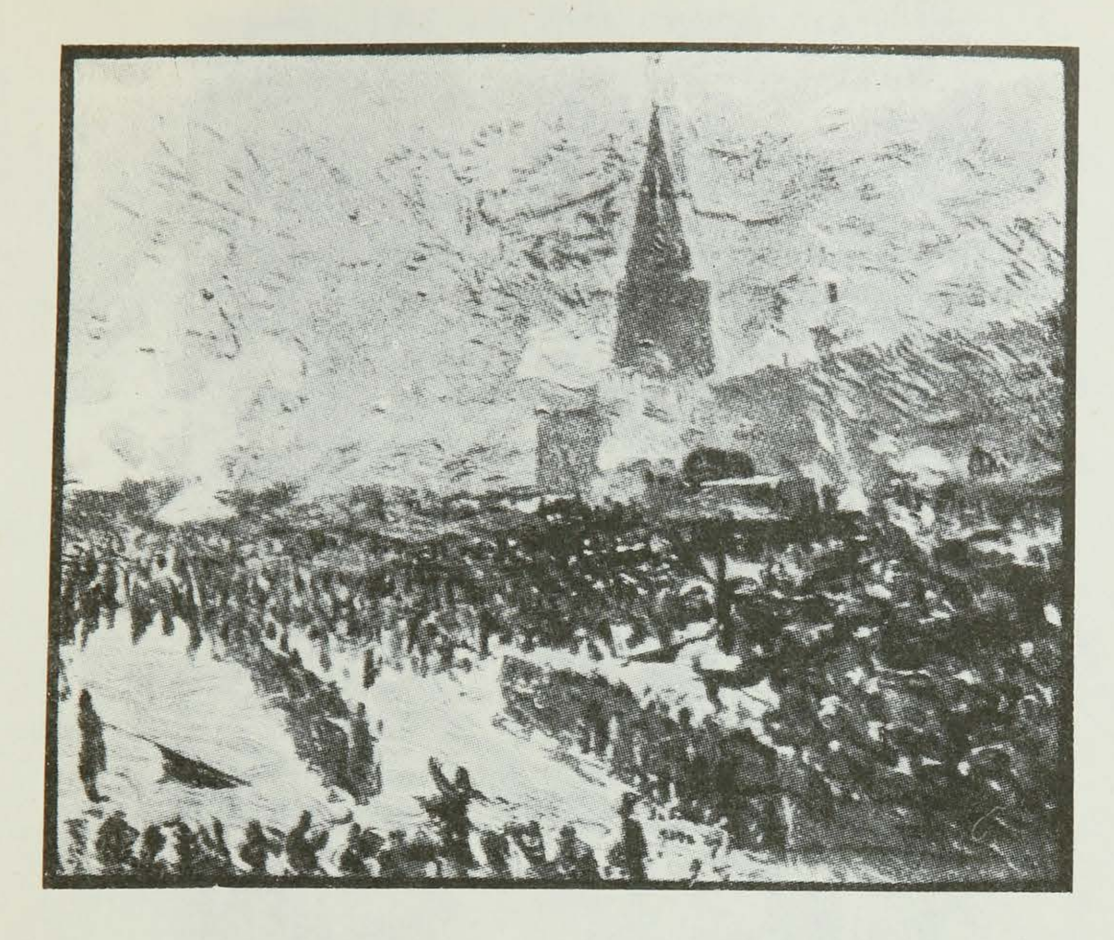
SOMBRE

Une longue aiguille traverse le rond
Un arbre
Un doigt
La lune borgne
Une fenêtre qui nous lorgne
La maison fatiguée s'endort
Un appel bref au bord de l'eau
L'argent coule le long des arbres
Ta figure est un bloc de marbre
Où sont passés tous les oiseaux
La nuit
Le bruit
Quelqu'un fait signe de se taire
On marche dans l'allée du petit cimetière.



Rudolf Levy

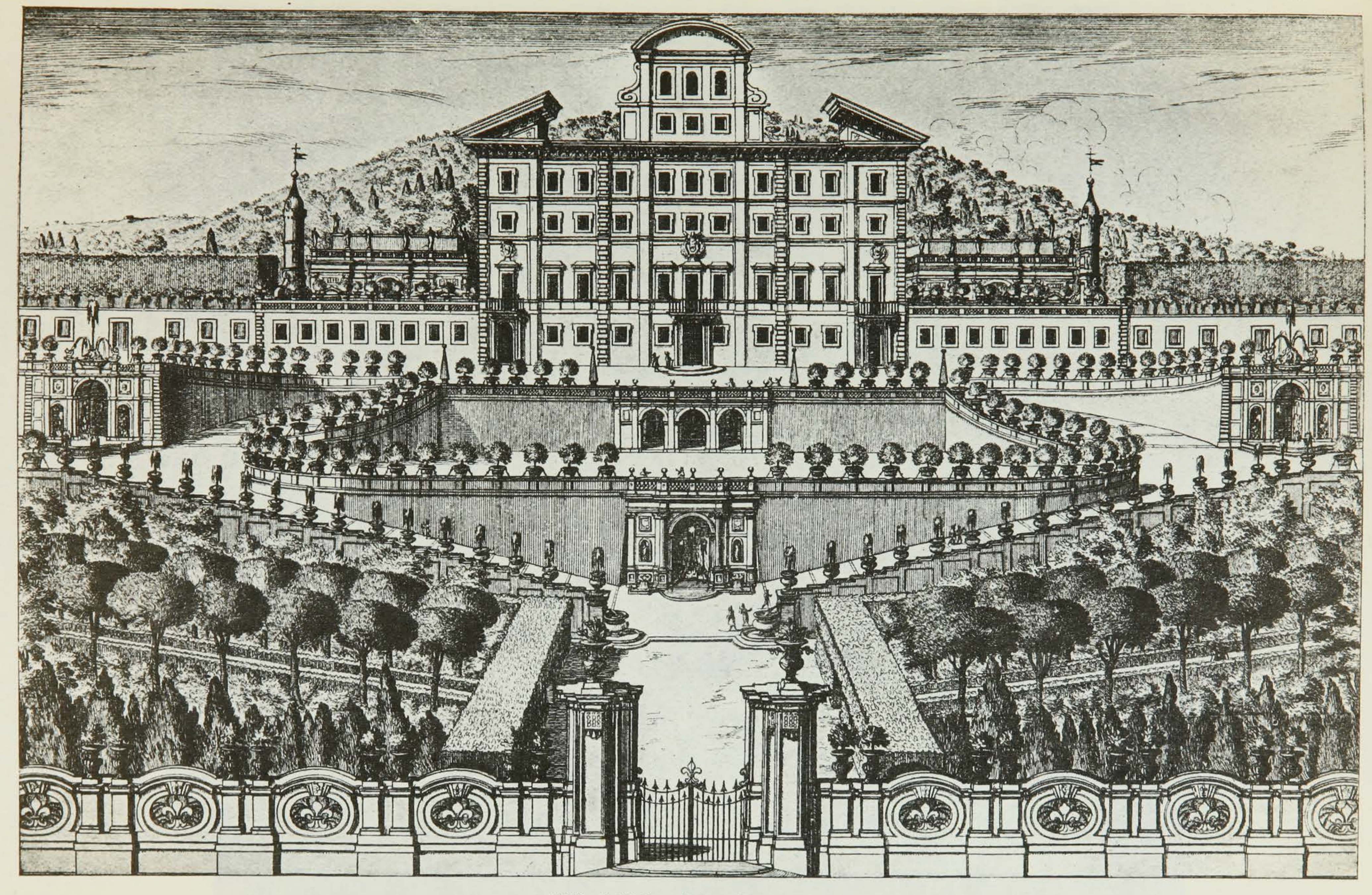
Lenins Beisetzungstag



P. Radimoff Um 2 Uhr nachmittags (Ölg.)

Mischkoff Um 4 Uhr nachmittags (Ölg.)

(Aus »Kunst und Industrie«, Moskau, März 1924)



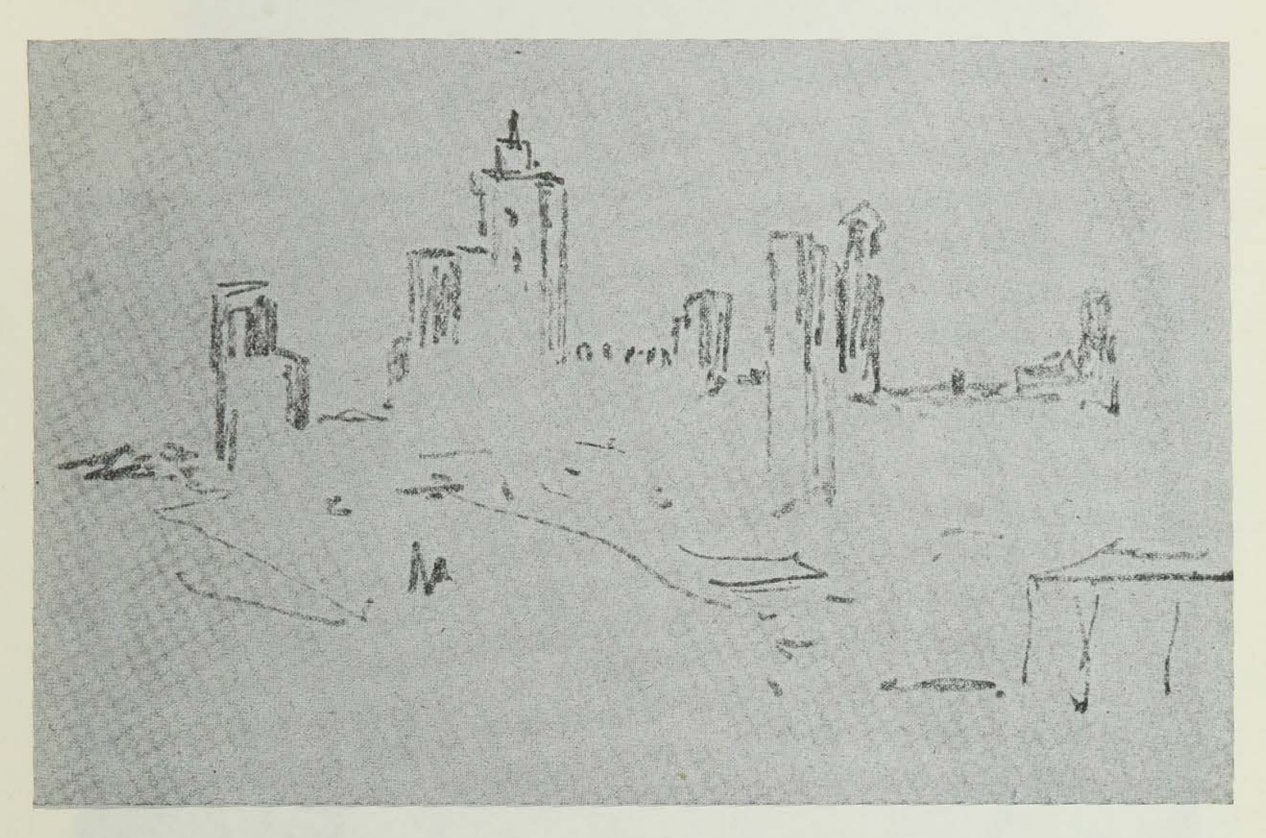
Villa Aldobrandini in Frascati

aus Weisbach: »Die Kunst des Barock« (Propyläenverlag)

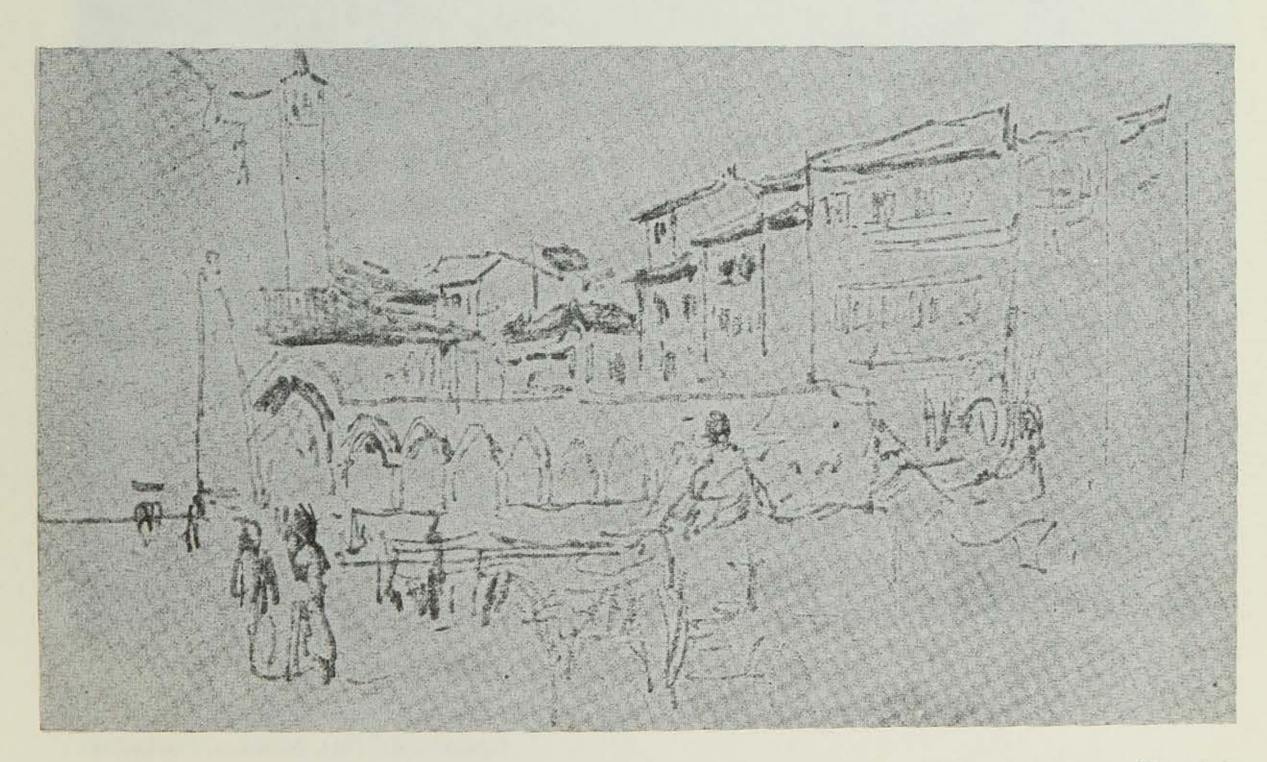


Haus des Marques de dos Aguas in Valencia

aus Weisbach: »Die Kunst des Barock« (Propyläenverlag)



San Gimignano (Bleistiftzeichnung 1911, beim Künstler)

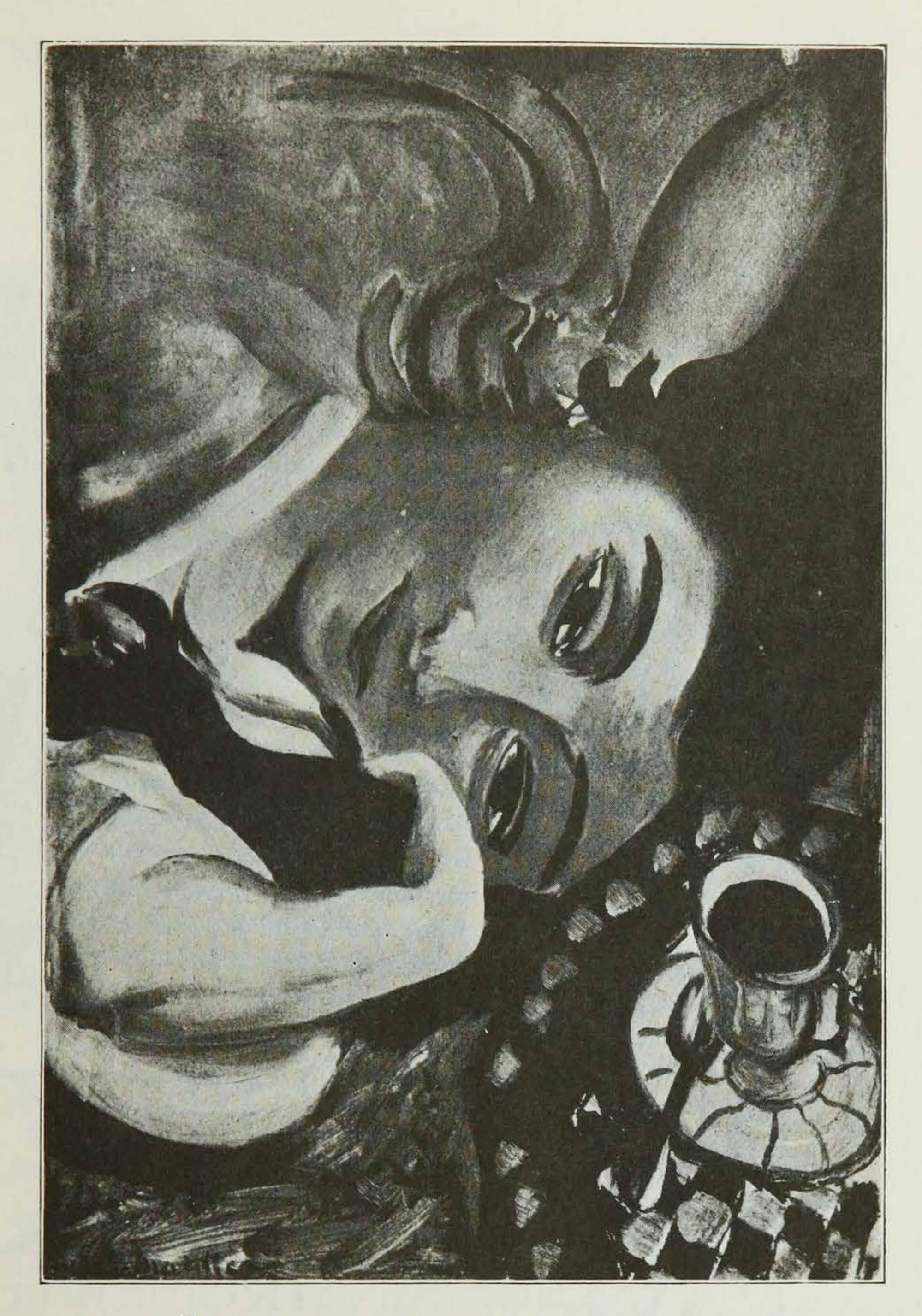


Florenz (Bleistiftzeichnung 1911, beim Künstler)

Aus Max J. Friedländer, Liebermann (Propyläenverlag)



Bildnis des Generals von Keczycki,
weiland Zietenhusaren-Oberst und Kreischef von Brüssel-Land
(Oelgemälde, 1914, München, Pinakothek)



Matisse (Öl) (56 cm × 39 cm)

DIE ENTDECKUNG DES PARADIESES

von

FRANZ von WENDRIN

I.

DIE SCHLACHT BEI PARADIES VOR 60000 JAHREN

Als ich vor etwa Jahresfrist mit meinem Artikel in Westermanns Monatsheften: »Die Germanen vor 20 000 Jahren« an die Öffentlichkeit trat, konnte ich selbst noch nicht ahnen, daß schon die nächste Entzifferung der Bohusländer Felsurkunden zu Feststellungen führen würde, die Licht in allerälteste Phasen der Weltgeschichte bringen und unsere ganze Weltanschauung in völlig neue Bahnen lenken. Damals lagen noch keine astronomischen Berechnungen über die großen Zeiträume vor, und das von mir angegebene Alter dieser Wiedereinwanderung der Lugier in das Wartegebiet war nur eine übervorsichtige, vorläufige Schätzung. Und doch hat schon dieser für unser bisheriges archäologisches Wissen unerhörte Zeitraum begreiflicherweise sehr große Überraschungen hervorgerufen, und die zahllosen Zuschriften, die der Verlag Georg Westermann auf Grund dieses Aufsatzes erhielt, bewiesen das über alles Erwarten große Interesse, das das breiteste Publikum an meinen Forschungen nahm.

Inzwischen hat der bekannte Astronom Professor Dr. P. Neugebauer, Observator am Astronomischen Recheninstitut in Berlin-Dahlem, die Berechnung des Alters des hier in Betracht kommenden Sternbildes des großen Bären beendet und es hat sich dabei herausgestellt, daß die erste, nur vorläufige Schätzung, wie ich es wohl vorausgeahnt hatte, viel zu niedrig angenommen war. Es wurde ein Alter von 200 000 Jahren errechnet und die Feststellung der Einwanderung der germanischen Lugier nach Deutschland vor 200 000 Jahren steht nunmehr absolut fest und gilt auch von nun an als der erste urkundlich beweisbare, chronologisch feste Punkt in so fernliegenden Zeiten, wobei die Germanen als das erste, höchste und einzige planetarische Kulturvolk nachgewiesen werden. Die Germanen sind die einzige kulturaufbauende Rasse und so Begründer aller Kulturen der ganzen Welt gewesen. Vor rund 165 000 Jahren drangen sie zum Beispiel in den Stillen Ozean, in Japan, China, Oceanien und über Alaska und Kalifornien in Amerika ein und *begründeten dort sämtliche Kulturen,* die jedoch infolge der Vergiftung der blonden Edelrasse durch Bastarderei wieder untergegangen sind. Alle uns noch bekannten »alten« Kulturen des Orients reichen nur 6—8000 Jahre zurück, sind also mit der altgermanischen Urkultur auch nicht annähernd vergleichbar, obwohl auch diese maßlos übertriebenen orientalischen Kulturen nur germanische Gründungen sind. Im Hinblick auf diese unerhört großen Zeiträume konnte mir damals auch nicht im entferntesten der Gedanke kommen, daß aus so ewig fernen Zeiten etwa noch Sagen oder ähnliche Überlieferungen vorhanden sein könnten. Und doch ist dieses der Fall. *Zu meiner maßlosen Überraschung* entdeckte ich bei meiner mühsamen Weiterforschung in einem der Felsbilder eine Urkunde oder vielmehr zunächst nur einige Zeichen, die unverkennbar die Paradiesaustreibung nach Ersten Moses 3, 1—24 darstellten, also demnach mit den in der Bibel schriftlich enthaltenen Urkunden identisch sind. Ein Bildzeichen nach dem anderen wurde mühevoll entziffert, bis auch der weitere Zusammenhang noch einmal die Richtigkeit dieser Bibelstellen bewies. Durch diese Übereinstimmung ist sie nunmehr für immer als eine zuverlässige Ur-

kunde anerkannt. Es ergab sich die verblüffende Tatsache, daß die bisher von der Verfabelung bedrohte *Bibel* auf einmal als uralte, *überaus wertvolle reingermanische* Geschichte bewiesen wurde. Bei der Weiterforschung zeigt sich allerdings auch, daß die heilige Schrift stark verfälscht ist, jedoch durch die von mir entzifferten Bohusläner Urkunden wieder berichtigt werden kann.

Nach dieser in ihren Folgen zunächst kaum noch übersehbaren Fesstellung ergab sich für mich als allerwichtigste Aufgabe, das sagenumwobene Paradies selbst wiederzufinden, und nach langen mühseligen Forschungen zerriß auch endlich hier der dunkle Schleier. Greifbar deutlich und beweisbar stand es vor mir, daß das biblische Paradies Deutschland und unser Vaterland das wirklich heilige Land der Bibel ist, in dem sich alle biblischen Handlungen abspielten. Alle Verschleierungen dieser heute nicht mehr anfechtbaren Tatsachen sind weiter nichts als nichtswürdige Geschichtsfälschungen, die von den uralten niederrassigen Bastardhorden zwecks Vernichtung der einzigartigen hellen Rasse begangen worden sind. Auch der Weltkrieg war nichts weiter als ein schamloser Vernichtungskampf des Niederrassentums gegen die einzige Edelrasse, das lichte Germanentum. Heilige Scheu vor der Größe und Heiligkeit unserer Rasse ergriff mich, als ich in dem weiteren Verlauf meiner Forschungen feststellte, daß auch alle griechischen Sagen, alle römischen, alle indischen und überhaupt alle orientalischen Weisheiten sich ebenfalls als schwere, an dem Germanentum begangene Fälschungen herausstellten, die uns über unsere erhabene Abstammung täuschen sollten. Ich konnte feststellen, daß Jesus und Maria in Deutschland geborene Germanen waren, die niemals Palästina oder Jerusalem gesehen haben. Auch Homer hat, trotz der »echten« Homerbüsten, in Griechenland niemals gelebt. Es ist auch nicht wahr, daß Rom 753 von Romulus erbaut wurde. Auch die römische Urgeschichte ist eine große Fälschung. Rom ist viel, viel älter und eine germanische Gründung. Es ist nicht wahr, daß der Raub der Sabinerinnen bei Rom geschehen ist, sondern in einem mecklenburgischen Städtchen sind edle Germanenfrauen und Mädchen von niederrassigen Raubhorden entführt worden. Es ist nicht wahr, daß Schliemann Troja entdeckt hat. Die Ruinen des wirklichen Troja sind mit Hilfe der schwedischen Felsurkunde in Deutschland von mir entdeckt worden. Die Zeit der sogenannten Trojabelagerung ist ebenfalls astronomisch gesichert und das Zehnfache der bisher angenommenen Zeit genügt hierbei noch nicht. Die ganze sogenannte griechisch-römische Kultur ist nur von versklavten und unterjochten Germanen erbaut. Es steht jetzt astronomisch fest, daß die sogenannte Austreibung der Paradiesbolschewisten aus dem Paradies nicht etwa vor 5700 Jahren geschah, sondern vor der ungeheuerlich langen Zeit von 60 000 Jahren. Die niederrassigen Raubhorden wurden von den ergrimmten Germanen und den ihnen zur Hilfe geeilten Skandinaviern in der Schlacht bei Paradies in die Obrasümpfe gejagt und zum größten Teil ertränkt. Ähnlich wie dies Hindenburg mit den Russen in den Masuren getan hat. So hat die biblische Austreibung aus dem Paradies in Wirklichkeit sich abgespielt.

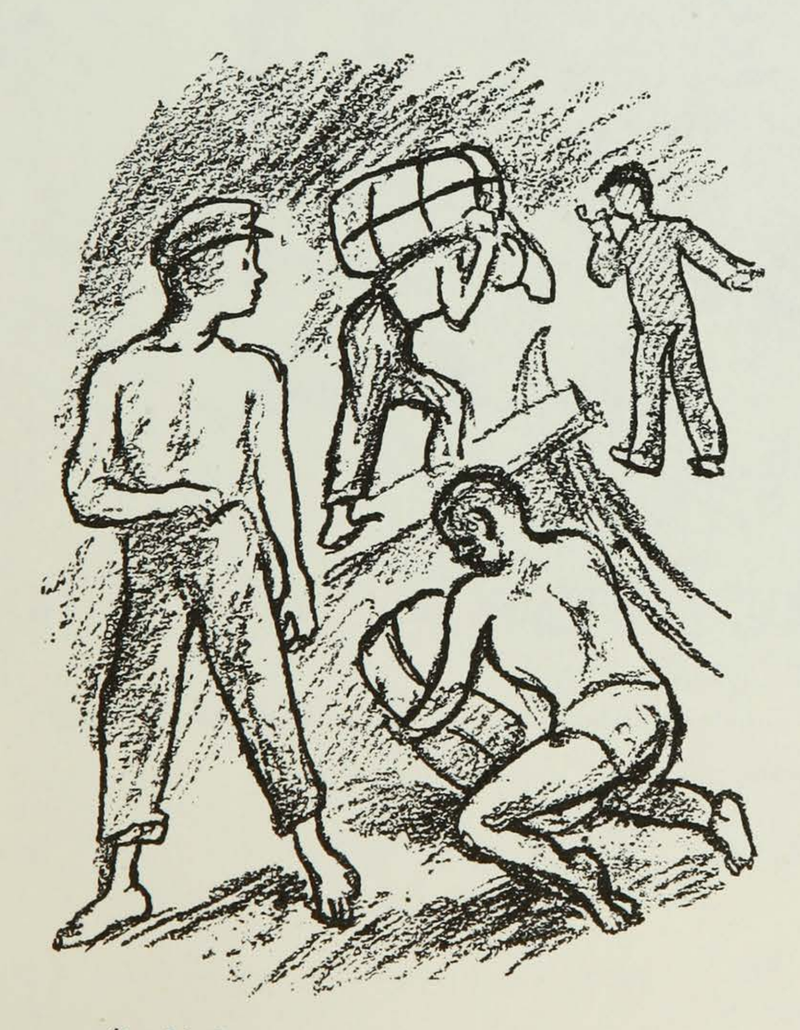

George Grosz   Max Herrmann-Neisse (Zeichnung)

Dabei ergibt sich, daß auch das Neue Testament nichts weiter als eine ungeheure Fälschung ist. Eine Täuschung, deren Umfang noch größer ist als bei dem Alten Testament, denn Maria und Jesus haben nicht vor 1924 Jahren gelebt, sondern sie spielten schon bei den Paradieskämpfen eine Rolle, also vor etwa 60 000 Jahren. Jesus hat schon als germanischer Gottkönig mit Hilfe des Gottkönigs, des heiligen Michael, in der Schlacht bei Paradies die Germanen vor dem Untergang gerettet.

Leider entbehrten die wichtigsten aller menschlichen Urkunden, diese Felsinschriften von Bohuslänen, fast ganz eines wirksamen Staatsschutzes. Obwohl sie die älteste Bibliothek der Germanen, ja der ganzen Menschheit sind, sind sie der Beschädigung und Zerstörung durch Menschenhand preisgegeben. Es sind bisher noch nicht einmal Gips- oder Zementabgüsse hergestellt, von Ausbesserung der beschädigten und verwitterten Stellen ganz zu schweigen, trotzdem das alles ganz einfach wäre.

Begreiflicherweise vermag ich auf diesem beschränkten Raum auch nicht einmal einen flüchtigen Überblick über die Fülle der neuentdeckten, überwältigenden Tatsachen zu geben. Über meine mit der Paradiesfrage zusammenhängenden Forschungen habe ich eingehend in meinem bei G. Westermann in Braunschweig soeben erschienenen Buche: »Die Entdeckung des Paradieses«, geschrieben. Mit der Sichtung und Bearbeitung des übrigen ungeheueren Materials bin ich beschäftigt und werde zu gegebener Zeit weitere Angaben über Bohusläner Entzifferungen und die sich daraus ergebenden Forschungen folgen lassen.

(*Peiner Zeitung,* 25/26, VI. 24.)



Otto Schoff



Max Liebermann Den Müttern der 12000

Litho des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten. (Aus „Der Schild")



A. Kubin (Mit Gen. des Gurlitt-Verlags)

II.

„DIE ENTDECKUNG DES PARADIESES"

(im Auszug)

»Durch meine Ausführungen wird bewiesen, daß nur die deutsche Sprache eine Sprache für die Wissenschaft ist. Sämtliche anderen Sprachen, wie Französisch, Englisch, Lateinisch Griechisch — von anderen ganz zu schweigen — sind, mit diesem Maßstab gemessen und mit der deutschen Sprache verglichen, nur Attrappen.

— — — — — — — — — — —

»Da wies ihn Jahwe aus dem Garten Eden, daß er das Feld bebaue, *davon er genommen war.*« Wir ersehen aus dieser Stelle, daß der Ur-Ebräer nach der Gegend vertrieben wurde, aus der er genommen wurde, und weiterhin, daß er nicht selbst in das Paradies *gekommen* ist, sondern daß er aus der eben erwähnten Gegend von Gott heraus*genommen* war, d. h. zur Pflege des Gartens, demnach zu Feld- und Gartenarbeit aus seiner Ursprungsgegend gewaltsam genommen, also etwa durch *Treibjagden* gefangen und in das Paradies gebracht wurde, wie es die schwedischen Urkunden beweisen.

— — — — — — — — — — —

Apfel. Eine weitere Frage, die ich hier gleich klären möchte, betrifft den paradiesischen Apfel. Apfel (althochdeutsch *aphal,* lateinisch *aveo*), *Avalon* (Apfelland) gehört mit den Namen Aelveonen oder Aevälones (Helvekonen, germanischer Volksstamm, in geschichtlicher Zeit an der Netze nachweisbar), Elbe, Havel, Hafen, Haff — eva — Eva (die Apfelgeberin) usw. zu einer Klang und Begriffsgruppe. Alle diese Worte weisen geradezu auf Germanien und nicht auf Babylonien. Eva (die Apfelfrau), die Adam einen Apfel gegeben haben soll, muß in Deutschland gewesen sein, sonst hätte sie Adam sicher Datteln oder Bananen geschenkt, sofern der Vorgang sich im Orient oder in den Tropen abgespielt hätte.

— — — — — — — — — — —

Viele Paradies- und Bibelforscher wollen den *Feigenbaum* nicht gelten lassen, mit der Begründung, daß Feigenblätter wegen ihrer geringen Größe und ihrer dreilappigen Schlitzung sich nicht zum Flechten von Schürzen eignen. Eher eigne sich

dazu wegen seiner bekannt guten Flechtbarkeit das schmalere Schilf oder andere Pflanzen mit größeren Blättern. Es wäre ja nun gewiß nicht unmöglich, daß es sich hier um einen verwechselten Begriff handelt, also ein kleiner Irrtum in die Bibel hineingekommen ist. Aber an sich würde auch, wenn die Stelle buchstäblich richtig wäre, sie nicht gegen die Lage des Paradieses in Germanien sprechen; denn der Feigenbaum ist vor einigen tausend Jahren bestimmt in Germanien gewachsen und gereift, weil damals hier ein wärmeres Klima als heute herrschte. Auch heute noch vermag die Feige in Norddeutschland gut fortzukommen, wenn sie auch manchmal keine reifen Früchte mehr zeitigt. In Berlin gedeiht die Feige noch gut, ja, sogar ohne Sonne, wie es der Feigenstrauch im Botanischen Garten in *Berlin-Dahlem* beweist.

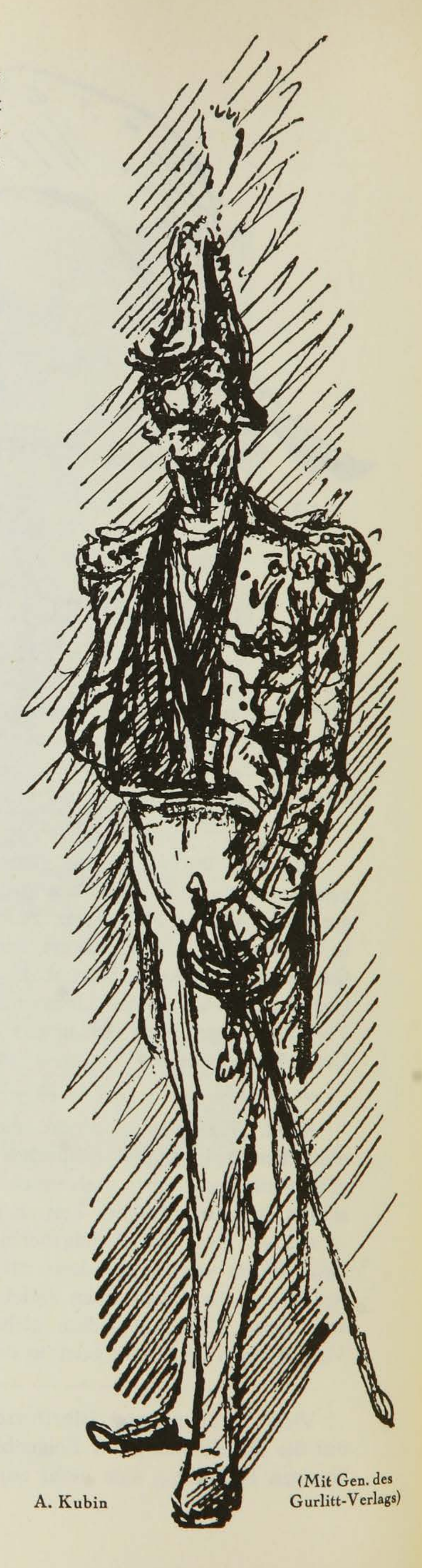
— — — — — — —

Durch die Entzifferung der schwedischen Felsbilder war mir auch bekannt, daß die alten Namen *Pharao* und *Waren* (germanischer Volksstamm) aus einer Wurzel entstanden sind, genau wie das jüngere Wort *Pfarrer*. . . . Daß tatsächlich geschichtliche und vorgeschichtliche Beziehungen zwischen den Pharaonen und den Waren an der Elbe bestanden haben, weiß ich mit Bestimmtheit aus den schwedischen Felsurkunden.

— — — — — — —

Eden. Die biblische Paradiesbeschreibung ist, wie ich schon früher erwähnte und wie man auch allgemein annimmt, ein stark gekürzter Bericht. . . . Das eine steht fest, daß der Paradiesfluß sich im Garten teilte, andererseits zu einer Vierheit von Hauptflüssen gehörte. Nun teilt sich tatsächlich die Peene bei Demmin *auf eine einzig dastehende Weise,* und zwar auf die von Physikern und Geographen bestrittene Art, *nach den vier Himmelsrichtungen,* nämlich:

1. Der Oberlauf der Peene einschließlich des Kummerowsee-Abflusses bis Demmin.
2. Die Trebel als linker Zufluß der Peene mit der Mündung bei Demmin.
3. Die Tollense als rechter Zufluß der Peene mit der Mündung bei Demmin.
4. Die weitere Peene von Demmin bis zur Mündung. . . .



A. Kubin (Mit Gen. des Gurlitt-Verlags)

Eden wird babylonisch *Adi-tan* genannt, was mit der Übersetzung »Eden-dan« direkt auf Danen = Germanen hinweist.

Eden ist seiner Namensbedeutung nach ein gewisser Gegensatz zum Garten. Es ist heute noch zum Teil eine bewaldete *Heidegegend,* damals wohl noch mehr als jetzt. Es ist reich an Seen und Flüssen, also gut bewässert und daher gut bebaut und keineswegs Wüste. Es ist durch seine erhöhte Lage, so wie die Ostsee, Eider, Elbe, obere Havel, Süd- und Ostpeene, durchaus ein *naturbegrenztes Land,* aber kein Gebirgsland. *Mecklenburg paßt so verblüffend genau auf Eden, wie kein anderes Land der Erde.*

— — — — — — — — — —

Auffallend ist, daß der Name *Peene* in der deutschen Sprache mit »*Pein*« (also Leid, Strafe, Kummer, Sorge und Verlegenheit) verwandt ist. Peine (französisch): Not, Sorge, Mühe; ban bani, banat (ungarisch) Verbannung, Betrübnis, bereuen. Die *Oser* sind ein alter hebräischer Stamm, im Krakauer Gebiet um Christi Geburt ansässig, der den Germanen tributpflichtig war. Tacitus behauptet mit Bestimmtheit, daß die Oser keine Germanen waren, sonst wären sie diesen nicht tributpflichtig gewesen. Und »*Aser*« ist nach der Bibel ein Sohn Jakobs. Das können doch alles nicht nur Zufälle sein. *Ebräer haben wir in Polen seit Urzeiten.* Nun kommt zu der Peene als »*Sorgenfluß*« auch noch der *Kummerowsee* hinzu. Kann man hier noch von Zufall reden?

Hier muß doch etwas Furchtbares passiert sein, das unvergeßlich mit der ganzen Landschaft verknüpft ist. Auch im Italienischen bedeutet *pena* »Qual, Plage, Unruhe«. Der schwere Verdacht wird auch durch den Namen *Usedom,* der mit »Aser« und »Oser« klangverwandt ist, bestärkt.

— — — — — — — — — —

Bekannt ist noch die Redewendung »panischer Schrecken«. Hier hat nur eine Lautverschiebung stattgefunden und die Worte bedeuten soviel wie »*Ebräerschrecken an der Peene*«.

— — — — — — — — — —

Der hinterlistige Loki der Edda ist nichts anderes als der polnische Jude mit den heute noch allgemein bekannten »*Locken*« an beiden Ohren.

— — — — — — — —

Mit einem Schlage wird uns jetzt alles klar. Vor allem ist die Gründung Roms, wie sie uns von der Geschichte berichtet wird, weiter nichts als eine Fälschung. Der Raub der Sabinerinnen ist mit der Paradies-Revolution identisch ; wie uns noch der Name Sabine = *Seepeene* usw. verrät, ist wohl also auch die ganze ältere Romgeschichte gefälscht.



Christa v. Hatvány Nilpferd (Zeichn.)

— — — — — — — —

Menschen? Es geht aus der Bibel deutlich hervor, daß die Götter sich mit Recht höher bewertet haben als die unvergleichlich tieferstehenden Menschen. Die Götter waren die blonden Germanen. Heute ist aber der uralte Begriff Gott zur Bezeichnung der edelsten Menschenrasse verschwunden und ist nur in den geschichtlichen Goten noch erhalten, zum Teil auch

in Skandinavien. Mit »Menschen« war damals die noch tiefstehende Neandertaler Negerrasse gemeint. Der neandertaloide, stumpfsinnige Ur-Neger, aus dem der heutige Ebräer und Mittelfranzose entstand, wurde, seinen Eigenschaften entsprechend, stets nur als ein Tier angesehen. Durch Fälschung der Urkunden seitens der Ebräer unter dem berüchtigten Esra, dem größten Betrüger der Gsechichte, wurden, wie wir es schon wissen, anstelle der gesitteten, edlen Germanenrasse die niederrassigen Ebräer gesetzt und so der ganzen Welt als das »auserwählte (?) heilige (?) Volk Gottes (?)« vorgestellt, während wir, das größte und einzige Kulturvolk, umgekehrt als Barbaren hingestellt wurden. Es wurde uns weiter kalten Blutes erzählt, daß Jesus, der selbst die Ebräer als Kinder des *Teufels* bezeichnete, von dieser Rasse abgestammt haben soll.

— — — — — — — — — — —

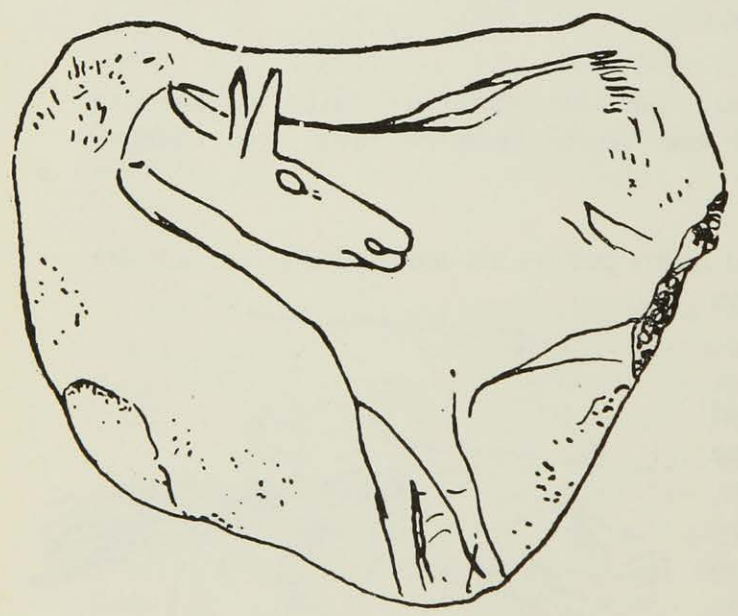
Aus diesem Grunde ist es falsch, wenn wir Germanen uns Menschen nennen, sofern wir uns nicht als Bastarde fühlen und keine sind.

— — — — — — — — — — —

Die Cherubim sind, wie schon ihr Name zeigt, die nachmaligen »*Cheru«sker!* Eine beschämende Einfachheit und Logik. . . . Cherusker, besser *Herr-Rossker,* sind also das, was wir *Herrenreiter* nennen.

— — — — — — — — — — —

Aramäisch ist, wie es in den letzten Jahren festgestellt wurde, eine der *Trierer Mundart* am nächsten verwandte Sprache (aus Fr. Döllinger, »Baldur und Bibel«). Trier ist die Hauptstadt der aus dem Paradies ausgewanderten Trever = Trojaner. Auch das beweist, daß die Jesus-Erzählung germanischer Herkunft und Jesus selbst ein Germane, ein Trojaner ist.



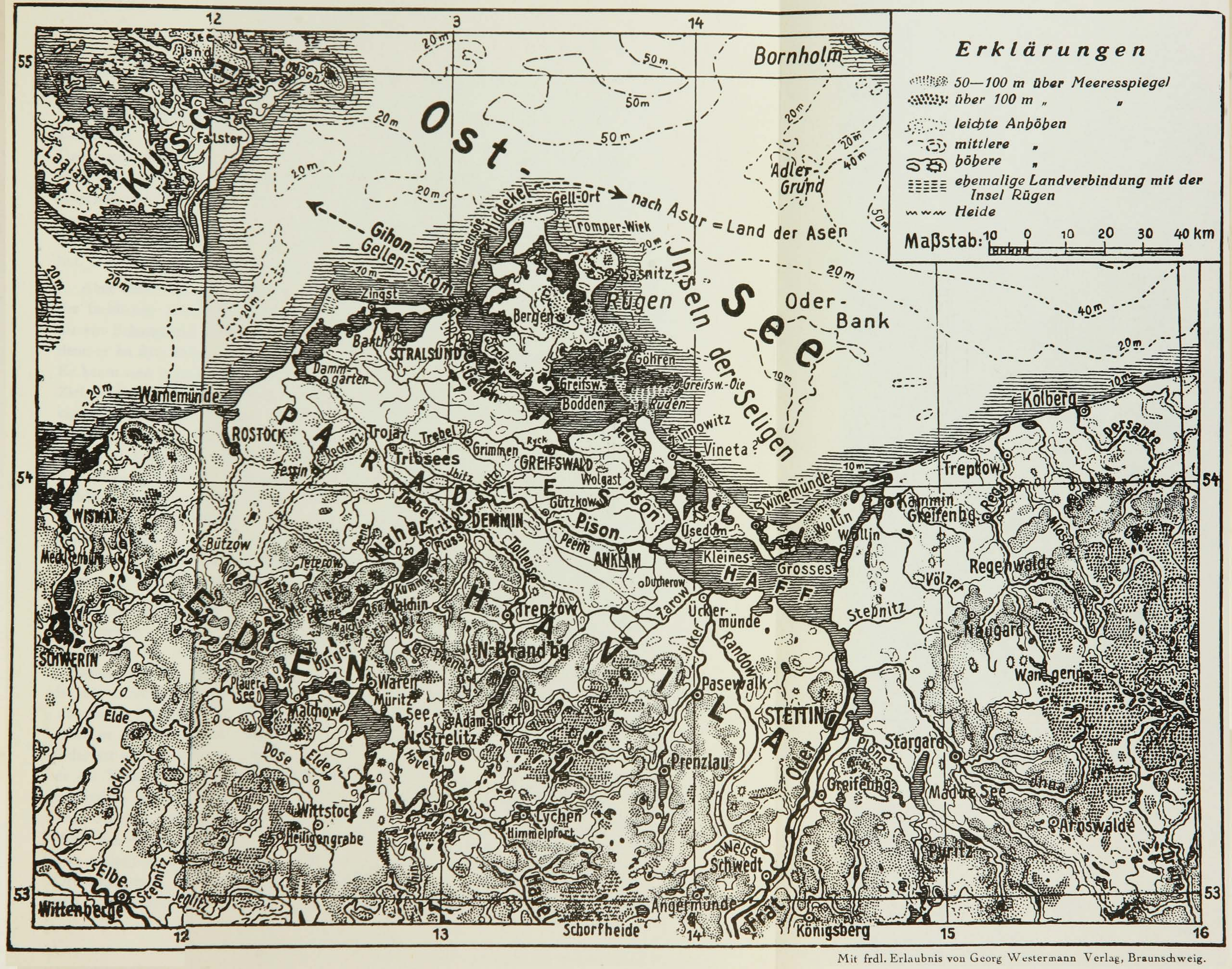
Reh — Kieselgravierung
Prähistorischer Fund im Departement Lot
(aus dem »Bulletin de la Vie artistique«)

— — — — — — — — — — —

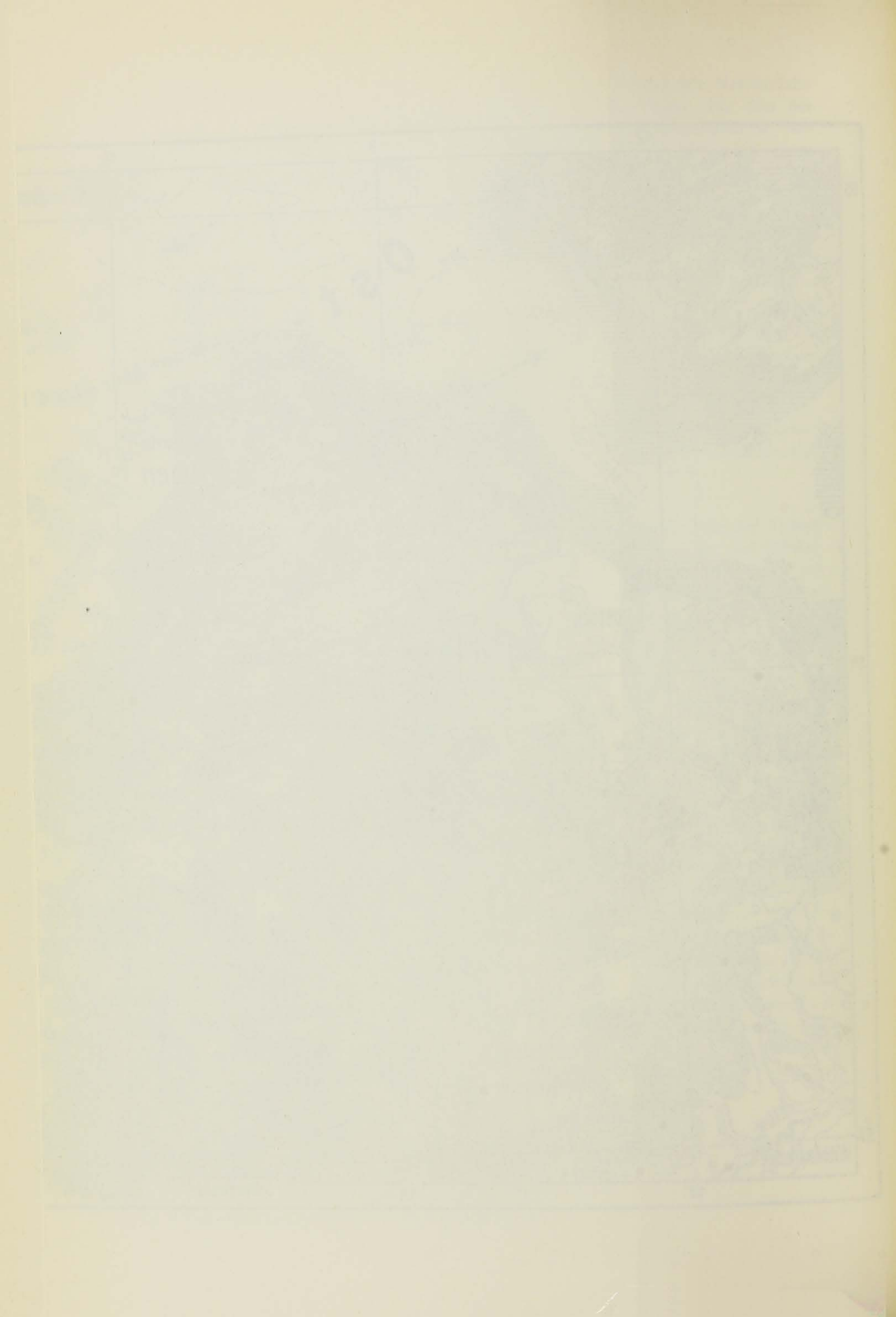
In der Nähe des Paradieses haben wir, was *sehr* auffallend ist, eine Stadt mit dem Namen *Eberswalde.* Das Wappen der Stadt hat in der Mitte einen Baum, der zu einer Eiche modernisiert wurde, den zwei schwarze Eber gierig plündern wollen.

— — — — — — — — — — —

Es ist später Weihnachtsabend 1923, an dem ich diese Zeilen schreibe — eine erhebende Stimmung! Bin ich doch heute der einzige Christ und Germane auf Gottes Erde, der weiß, warum er dieses schöne Fest feiert — die vieltausendjährige Siegesfeier über die Vertreibung der Ebräer aus unserem heiligen Vaterlande, die Siegesfeier von der Schlacht beim Paradies! — Darum: »Ehre sei Gott in der Höhe *und Friede auf Erden (= Germanien) und den Germanen ein Wohlgefallen!*



Erklärungen
50—100 m über Meeresspiegel
über 100 m „ „
leichte Anhöhen
mittlere „
höhere „
ehemalige Landverbindung mit der Insel Rügen
Heide
Maßstab: 10 0 10 20 30 40 km
Ost-See
Bornholm
Adler-Grund
Oder-Bank
nach Asur = Land der Asen
Gihon Gellen-Strom
Hiddekel
Gell-Ort
Tromper-Wiek
Inseln der Seligen
Rügen
Sasnitz
Bergen
Göhren
Zingst
Barth
STRALSUND
Damm-garten
Greifsw. Bodden
Greifsw.-Oie
Ruden
Zinnowitz
Vineta?
Falster
Laaland
Warnemünde
ROSTOCK
PARADIES
Troja
Trebel
Tribsees
Grimmen
Ryck
GREIFSWALD
Wolgast
Pison
Gützkow
DEMMIN
Nahar
Peene
ANKLAM
Usedom
Swinemünde
Wollin
Kleines HAFF Grosses
Kammin
Greifenbg.
Regenwalde
Treptow
Kolberg
Persante
Stepnitz
Naugard
Wangerin
Stargard
Madue See
Ihna
Arnswalde
Pyritz
Greifenhg.
Oder
STETTIN
Pasewalk
Ückermünde
Randow
Ücker
Prenzlau
Welse
Schwedt
Angermünde
Königsberg
Schorfheide
Frat
HAVILA
Trentow
N. Brandbg.
Tollense
Adamsdorf
N. Strelitz
Havel
Lychen
Himmelpfort
Müritz See
Waren
Malchow
Plauer See
Malchin
Teterow
Kummerow
EDEN
Bützow
WISMAR
Mecklenburg
SCHWERIN
Elde
Dose
Wittstock
Heiligengrabe
Löcknitz
Stepnitz
Elbe
Wittenberge
Rhin
Tessin
Recknitz
Dutherow
Zarow
12
13
14
15
16
53
54
55
20 m
50 m
40 m
10 m



DER CLOWN VALENTIN

von

FRANZ BLEI

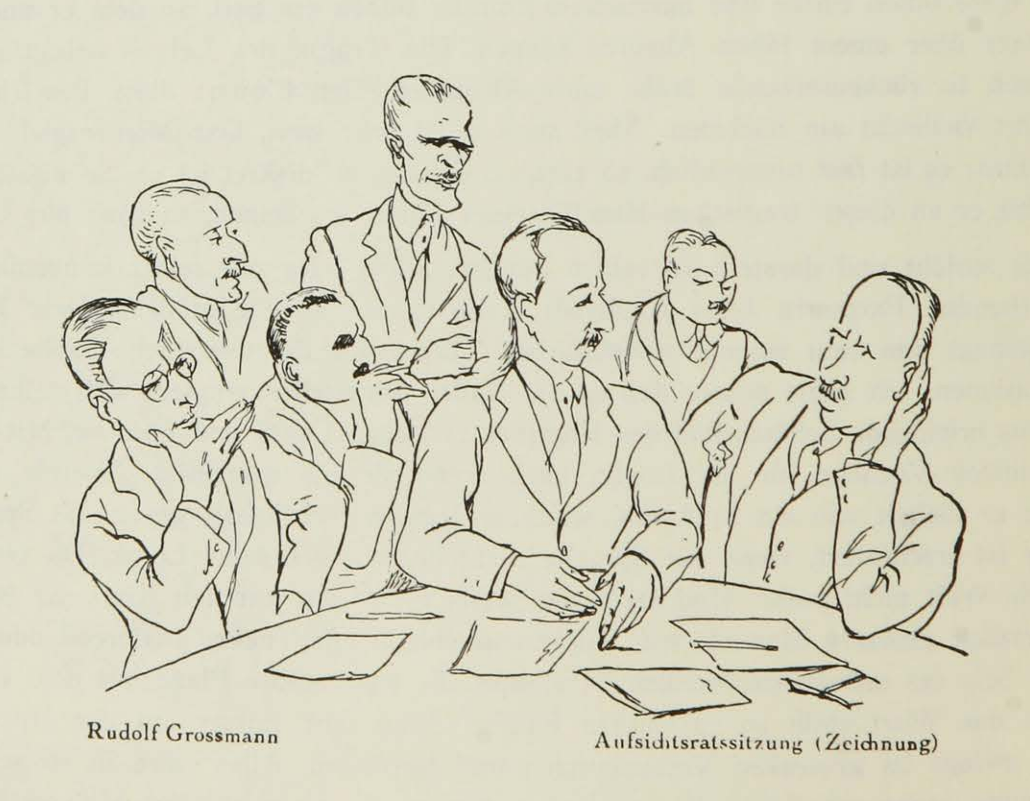
Vor zwanzig Jahren sah ich ihn, von Th. Th. Heine geführt, zum erstenmal. Auf dem Podium eines Wirtshauses in einer Münchener Vorstadt, wo er zu Hause ist, mimte, sprach, sang und konzertierte dieser überaus magere, seine Spindeldürre kostümlich noch übertreibende Mensch — »Blödsinn«, wie er es selber nannte. Dadaismus, wie mans gestern genannt haben würde, wenn man den tieferen Sinn ignorierte, der diesem Blödsinn die Bedeutung gab und stärkere Wirkung als auf die eingeborenen Stammgäste. Diese nannten den blassen, nie lachenden, kaum lächelnden, fast nur in Nuancen andeutenden Valentin ein »Viech«. Das ist ein Kosewort für einen immer lustigen Kerl, der sich nicht unterkriegen läßt und den man gern hat. Das Wort ist eine Sympathieerklärung, nichts weiter.

Aber auch was man diesen ganz eigenartigen Menschen sonst nennen könnte aus der fachlichen Terminologie der Bühne, würde ihn nicht definieren. Er ist weniger als ein Schauspieler, denn er spielt keine Rollen. Er ist mehr als ein Schauspieler, denn er ist das, was er »spielt«, immer selber, nicht in Einfühlung, sondern in Natur. Er kennt und benutzt alle schauspielerischen Mittel, aber er hat kein darstellerisches Ziel, wie es die Schauspieler haben. Rasch eingeordnet ist er ein Komiker, aber er ist eigentlich gar nicht komisch, sondern tragisch. Seine Tragik hat nur so ungewöhnlich komische Ausdrucksformen. Man lacht über das Einzelne, aber das Ganze ist aufregend nachdenklich. Alle diese Lazzi haben immer einen pathetischen Hintergrund. Alle diese tollen Späße und närrischen Einfälle bilden ein Seil, an dem er und der Zuhörer über einem jähen Absturz hängen. Die Tragik des Lebens bringt dieser Mensch in rückenreibende Nähe zum Absurden. Der Clown: diese Bezeichnung kommt vielleicht am nächsten. Aber auch nicht sehr weit. Das Mienenspiel dieses Valentin: es ist fast unmerklich, so zart, so delikat, so diskret ist es. So unbeteiligt möchte er an dieser tragischen Komik seines Falles erscheinen, so ganz nur Opfer.

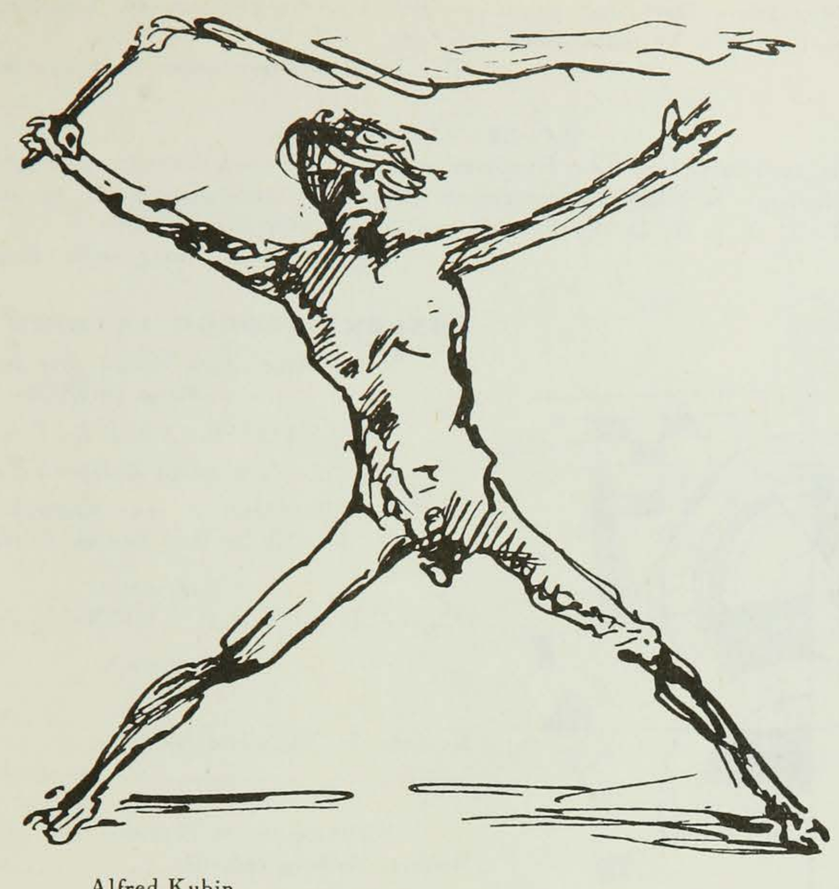
Er spricht und darstellt in seinen Szenen, allein oder mit seiner kongenial ihn begleitenden Partnerin Liesl Karlstadt, keine Texte oder Einfälle anderer Leute. Es genügt ihm sein eigenes unheimliches Thema für die unendliche Reihe seiner Variationen. Ich sagte schon, daß er nie Rollen »darstellt«, sondern sich selber. Er ist das erleidende Schlachtfeld des Kampfes zwischen Logik und Sprache. Mit einer obstinaten Vorliebe für die Logik, auch wenn sie ins sprachlich Absurde führt. Aber er lächelt wie ein Spitzbub, wenn er logisch rechtbehält gegen die Sprache. Oder ist erschüttert, wenn die Sprache rechtbehält gegen seine Logik. Da versteht er die Welt nicht mehr. Und stellt sie, weils gleich ist, auf den Kopf. Er ist der entsetzlich geplagte Mensch, von Tücken umgeben, mit Tücken parierend oder mit dem Sela des selbstvernichtenden Verzichtes. Er hat endlose Plage mit dem Leben, denn das Wort stellt so geschickte Fallen. Man muß immer auf der Hut sein. Das zwingt zu grotesken Verrenkungen und Sprüngen. Alles wäre in so schöner Ordnung, wenn man ohne Worte denken könnte. So aber ist alles Mißverständnis und Verwirrung. Der Kapellmeister ruft ihm, der mit der Trompete einen Takt

zu spät eingesetzt hat, ein »Zu spät!« zu, und Valentin muß die Taschenuhr ziehen und nachsehen. Nichts klappt. Alles geht immer schief. Weil man genau ist und die anderen nur beiläufig sind. Da haspelt man sich ab — kein Wunder, daß man so mager wird.

Dieser ganz einzige Valentin ist bis vor einem Jahr aus München nicht hinausgekommen. Da war er in Wien, wo man ihn durchaus kapiert hat. Jetzt wird er in Berlin spielen oder wie man das, was er macht, nennen soll. In dem so todernsten Norden hat man, wie man weiß, den Humor entdeckt als eine deutsche Nationaltugend und darüber den Sinn für das Lächerliche verloren, wie die deutschen Politiker zeigen, die daran nicht nur nicht gestorben sind, sondern davon leben, daß sie lächerlich sind. Ich bin nicht sicher, ob ein Volk, das Ludendorff ernst nimmt, den genialen Spaß Valentins als tiefe Wirkung spürt. Seitdem München ludendorffische Politik macht, tritt Valentin nicht mehr, wie früher, im Wirtshaus unter dem Volke auf, sondern in Falkenbergs kleinem Theater für eine kleine Elite. Das Wirtshaus war ihm lieber. Aber da spielt jetzt Pöhner. Oder ein anderer Clown. Deren Bild wäre leichter zu zeichnen als das des außerordentlich komplizierten Valentin. Vielleicht ist er der Nestroy, wie er heute möglich ist. Sicher hat er gar nichts von Chaplin, der ein komischer Akrobat und sehr witziger Filmist, aber sonst nichts ist. Und hat auch gar nichts mit Pallenberg zu tun, der sich auf ein Wort stürzt, um es durch alle Assoziationen und Verdrehungen zu Tode zu hetzen (er hat natürlich noch mehr als das, aber dies wäre die clowneske Beziehung zu Valentin). Nein, auch ein Vergleich macht ihn nicht bestimmbarer. Er ist etwas ganz für sich. Wenn er wo hingehört, dann unter die Philosophen.



Rudolf Grossmann — Aufsichtsratssitzung (Zeichnung)



Alfred Kubin

MARGINALIEN

John Quinn, collectionneur hardi et original, né en 1870, vient de mourir à New York.

Il s'était fait entièrement lui-même. Son caractère entier était toujours prêt à un combat ou à une générosité.

Son énorme collection de tableaux est encore rangée, face aux murs, dans toutes les pièces de son appartement. Lui seul savait au juste ce qu'elle contient.

Pour ce qui nous intéresse, elle part du Greco et finit aux œuvres les plus récentes de Braque— Picasso (beaucoup, des »bleus« jusqu'à 1923) — Derain — Matisse — Larencin — Rouault — Segonzac — Dufy — Brancusi (plus de trente œuvres) — en passant par Ingres, Seurat, et Henri Roussseau.

Elle sera en partie léguée à des musées, en partie dispersé en ventes publiques à New York, Londres et Paris.

John Quinn a été collectionneur dès son adolescence. Quand il avait quelques dollars il achetait aussitôt un dessin ou une petite toile.

Il a continué toute sa vie. Il ne fut jamais riche, bien qu'il fut devenu un des premiers avocats de New York. Sa collection s'enrichissait, et non lui. *H. P. Roché.*

Aus dem deutschen Adelsblatt.

Ortsgruppe Münster.

Trotz mehrfachen Ersuchens ist noch mehr als die Hälfte unserer Mitglieder mit den Beiträgen rückständig. Um unseren Aufgaben, namentlich der Unterstützung völlig verarmter Standesgenossen nachkommen zu können, wird nochmals dringend gebeten, tunlichst bald den Beitrag in Höhe von *mindestens* 6,50 M. an die Kasse der L. A. abzuführen. Zahlstelle: »Oberrentmeister Odenbreit in

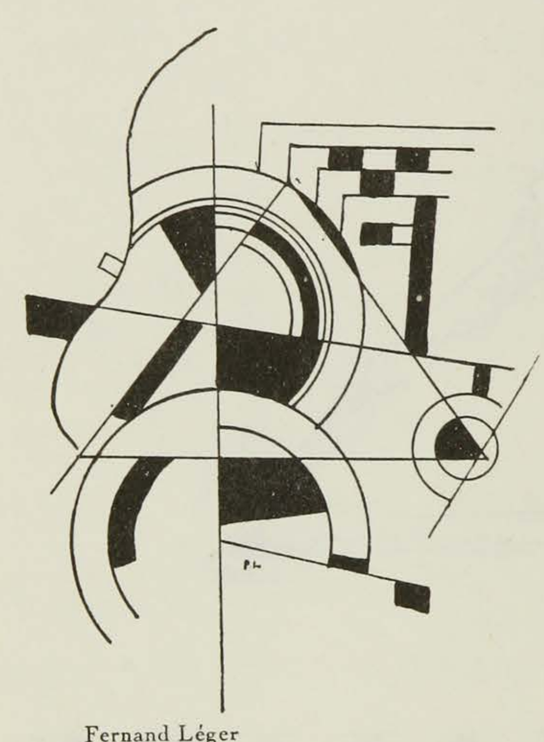
Münster, Postscheckkonto Dortmund 22932«. — Beiträge, die bis zum 15. Juni 1924 nicht eingegangen sind, werden durch Postnachnahme erhoben.

Der Schatzmeister: *Franz Graf von Westphalen.*

Ortsgruppe Lippe.

Am 22. März fand in Detmold die Hauptversammlung mit anschließender geselliger Vereinigung statt. Leider waren nur 24 Mitglieder erschienen. Der Vorsitzende gedachte S. M. des Kaisers und Königs, sowie I. H. D. I. H. D. des Fürsten und der Fürstin zur Lippe.*)

Frhr. v. d. Horst, stellv. Schriftführer.



Fernand Léger

CONCERT GEORGE ANTHEIL IN PARIS.

M. et Mme. Ezra Pound vous invitent à une Audition privée de

MUSIQUE AMERICAINE

Declaration of Independence

Salle Pleyel, 22, rue Rochechouart

le 7 juillet à 9 heures du soir.

Exécutants:

OLGA RUDGE et GEORGE ANTHEIL.

Programme:

1.

Musique du XV siècle édité ...... par *Ezra Pound*

a, ... par *Petrus Convitortio*

b, ... par le *Duc de Bourgogne*

(Bibliothéque de Perouse, mss. 431. G. 20)

Musique de Java recordé .... par *Hornbostel*

a,

b,

Fanfare .... *Ezra Pound*

OLGA RUDGE

2.

Six Sonates pour Piano — L'AUTEUR au Piano — .... *Antheil*

3.

Fiddle Music: First Suite .... *Ezra Pound*

OLGA RUDGE

4.

Deuxième Sonate pour Violon et Piano .... *Antheil*

OLGA RUDGE (Violon), L'AUTEUR au Piano

Quatuor, (première édition) .... *Antheil*

OLGA RUDGE, 1re Violon; 2me Violon; Alto; Violoncello.

Die Töchter der Dichter Sternheim und Wedekind, **Mops Sternheim** und **Pamela Wedekind**, sind von *Max Hartung* an das Kölner Schauspielhaus berufen. Dies hat mit dem Düsseldorfer Schauspielhaus, das *Luise Dumont* und *Gustav Lindemann* am 27. September neu eröffnen, eine Interessengemeinschaft geschaffen.

Heinrich Wölfflin, der so manchen deutschen Kunsthistoriker auf dem Gewissen hat, feierte am 21. Juni seinen 60. Geburtstag. Er hat mit soviel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Wilhelm Uhde zum 50. Geburtstage.

Weißt Du es noch, mein lieber *Wilhelm Uhde,* als ich Dich kennen lernte? Mit Otto von Waetjen besuchte ich Dich in irgend einem Atelier in irgend einem Kloster in der Nähe des Invaliden-Doms. Du zeigtest mir die ersten kubistischen Bilder Braque's und Picasso's und Bilder des Zöllners Henri Rousseau und dann gingen wir in den »Dôme«, dann auf den Montmartre zum

*) Das Bildnis der Landesmutter des anderen Lippe, der Bückeburgerin, bringt dieser Querschnitt.

Père Fred, ins Grelot und ins Royal, nachdem wir bei Palmyre Nudelhühnersuppe als Diner zu uns genommen hatten. Und als wir in die Betten krochen, da war die blaue Stunde angebrochen.

Erinnerst Du Dich noch dieser zauberhaften Nächte mit Picasso und Waetjen, mit Matthes und Suermondt, die unter dem kühlen Rasen liegen, mit Levy, dem Altmeister und Nils von Dardel und Pascin, mit Champagner und dem Grand frisé?

Später wohntest Du irgendwo an einem Quai. Deine Wohnung war angefüllt mit Bildern von Braque und Picasso und Rousseau und Marie Laurencin und Fotos von Korpsstudenten, mit Schlägern und Tintenfässern und Aschenbechern mit Korps-Emblemen. Es war immer furchtbar vornehm bei Dir. Hier und da kamen Korpsbrüder aus Deutschland mit Schmissen und goldenen Armbändern zu Dir, die Deinen Kredit unendlich hoben.

Erinnerst Du Dich noch Deines Rousseau-Buches, das ich herausgab und das unverkäuflich blieb, damals, und das heute gesucht wird wie seine Bilder? Es war auch die beste Malermonographie, die je ein Deutscher schrieb.

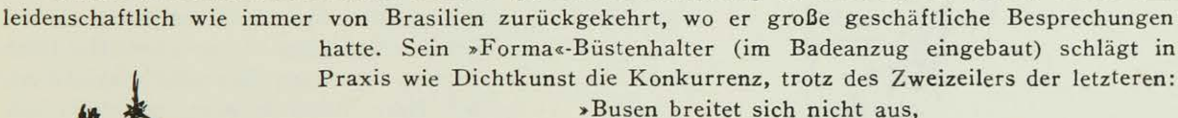
Als ich Dich 1918 wiedersah in Wiesbaden, da warst Du Postbeamter. Wir schwärmten von einem Deutschland, in dem der Geist Weimars den von Potsdam abgelöst habe, in dem Postkutschen statt Autos herumfahren und der Dichter und der Maler die Rolle spielen wie vorher die Leutnants. Und dann besuchte ich Dich auf Deiner Burg in Franken. Du wolltest die deutsche Jugend erziehen. Als aber Hitler mehr Erfolg hatte als Du, kamst Du nach Berlin.

Isaak Gruenewald Uhde (Zeichn.)

Aus dem Romanischen Café wollten wir einen »Dôme« machen, Du, Levy, Purrmann, Fiori und ich; aber Du warst deplaziert in Berlin, wie als Postbeamter und Burgherr.

Du gehörst nach Paris, für dessen Kunst Du mehr getan hast, als mancher Pariser. Du warst einer der ersten Finder und Begeisterten der Meister von heute. Du wirst dort die Meister von morgen finden.

Du hast mit soviel Grazie und Esprit Deine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken Deiner vieillesse verte freuen. *A. F.*



Unser Freund Hermann Hertz (i. Fa. Rosenberg & Hertz) ist soeben frisch und leidenschaftlich wie immer von Brasilien zurückgekehrt, wo er große geschäftliche Besprechungen hatte. Sein »Forma«-Büstenhalter (im Badeanzug eingebaut) schlägt in Praxis wie Dichtkunst die Konkurrenz, trotz des Zweizeilers der letzteren:

»Busen breitet sich nicht aus,
Hast Hautana du im Haus.«

Asiatisches und Europäisches.

Man fieberte. Man las nicht, man blätterte Bücher. Man sah sie sich an wie Filme. So entstanden nach dem Krieg und während der Inflationszeit die Reihen der Kunst-Bilderbücher, vorzugsweise exotischen Inhalts. Je entlegener, fremdartiger die dargebotenen Tafeln waren, desto lieber griff danach der in den Reichsgrenzen hermetisch Eingeschlossene in seinem Ekel am Bestehenden. Nun gehen die Pulse wieder langsamer, man gelangt über die Grenzen, man spricht und schreibt, wenn auch vorläufig noch zittrig und blutarm wie Rekonvaleszenten. Die Texte bekommen wieder Wurzeln in den Bildern, die sie illustrieren.

*Das Jahrbuch der asiatischen Kunst**) (Erster Band 1924) kennzeichnet diese wieder zur Selbstbesinnung gelangte Epoche. Das Interesse für den fernen und fernsten Osten ist geblieben, aber ist nicht mehr ein Außer-sich-sein. Ja, es ist eine Vorliebe geworden, die gleichermaßen alle Länder ergriffen hat. So kommt an Asien und innerhalb des Jahrbuchs, an dem europäische und außereuropäische Gelehrte mitarbeiten, ein internationaler Gedankenaustausch in Gang, der besonders zu begrüßen ist.

George Grosz Variété (Zchg.)

*) Herausgeber Prof. Biermann in Verbindung mit Ernst Grosse, Friedrich Sarre, William Cohn, Heinrich Glück (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig).

Die Einleitung Strzygowskis steckt das Terrain ab: Was ist Asien und asiatische Kunst? Die ganze Spannweite des Problems wird deutlich, die Schwierigkeiten seiner Lösung und deren Wichtigkeit für das Verständnis des westlichen Denkens und Schaffens. Man findet Aufsätze über ägyptische Teppiche (Sarre), über persische Fayencen (Kühnel), über indische Kolonialkunst (Cohn), Spezialforschungen wie die von Scherman über Dickbauchtypen in der indisch-ostasiatischen Götterwelt, Indisches von indischen Gelehrten. Vieles zum ersten Mal Reproduziertes. Salmony schreibt über die Plastik des hinterindischen Kunstkreises und führt die erstaunlichen Schöpfungen der Khmer-Kunst vor mit ihrer Kraft und Ruhe und inneren Spannung, wie sie nur die ägyptische und archaische griechische Kunst besitzt. — Im bibliographischen Anhang werden die wichtigsten Neuerscheinungen der asiatischen Kunstliteratur besprochen.

Es ist charakteristisch, daß auch in Paris seit ein paar Monaten eine Revue gleicher Richtung erscheint, die von Edmond Jaloux und Florent Fels herausgegebene »*Revue des Arts asiatiques*«. Auch sie ist international orientiert, sie hat eine Reihe derselben Mitarbeiter wie die deutsche Zeitschrift, — denn Biermanns Jahrbuch erscheint nun auch heftweise. Sie unterrichtet hauptsächlich über die neuen Funde und die Ausstellungen asiatischer Kunst in Paris.

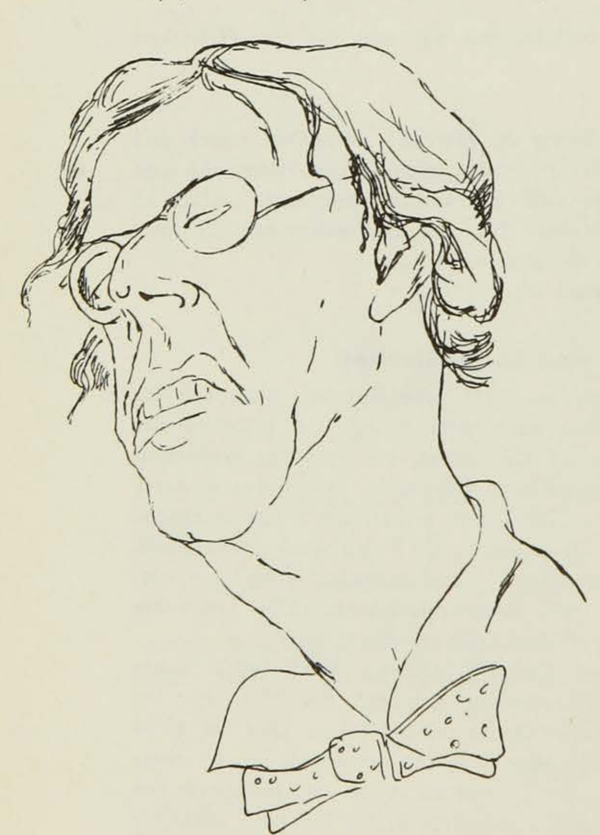
Paris ist und bleibt in Kunstdingen die strömende Quelle und ihr Sammelbecken, während Deutschland begabt ist mit Methoden und Instrumenten das Strömende zu wägen und zu messen. In Asiens leidenschaftlicher Beschaulichkeit aber ist das Wesen beider Völker beschlossen.

ALBERT DREYFUS.

Anläßlich des **Prager Musikfestes** schreibt *Adolf Weißmann* in der »*Vossischen Zeitung*«:

»Die Tschechoslowakische Sektion der I.G.N.M. hatte zu einem internationalen Musikfest eingeladen. Hatte sie sich nicht zuviel zugetraut? Muß man nicht für solche vorurteilslose Wertschätzung aller Kunst genügend vorbereitet sein? Sie hatte gesagt: wir Tschechen feiern Smetana. Smetana ist ein Anfang neuer Musik. Um Smetana als Mittelpunkt soll dieses Internationale Musikfest kreisen. Nun, ich nehme es niemandem übel, ja, halte es für selbstverständlich, daß ein jeder die Musik seines Landes für die beste hält. Aber ich muß doch gestehen, daß ich selten einen Boden für das Internationale so wenig vorbereitet fand, wie den Prager.

Beweise: *Fragst du einen Schutzmann auf deutsch, antwortet er dir tschechisch; fragst du ihn auf französisch, antwortet er dir auf deutsch.* Man möchte Deutsch verlernen, hat aber Französisch noch nicht erlernt. Es ist weit und breit keine reichsdeutsche Zeitung zu erblicken. O, diese Angst, die Neugier mit deutschen Lettern zu reizen! Auf den Pariser Boulevards hat jeder größere Kiosk, weithin sichtbar, die wichtigsten deutschen Zeitungen ausgestellt. Und endlich: die geladenen Gäste werden im Altstädter Rathaus vom Bürgermeister feierlich empfangen. Ihrer 97 v. H., Deutsche und Österreicher, sprechen deutsch. Das könnte natürlich auch der Herr Bürgermeister, selbstverständlich auch der in deutschen Landen in der Musik herangereifte Komponist *J. B. Foerster. Statt dessen hören wir die Herren ihre französisch abgefaßten Manuskripte mit der groteskesten Aussprache ablesen, die mir je begegnet ist.* Hätte ich dies vorausgesehen, so wäre ich beim Empfange bestimmt nicht erschienen. Die hier herrschenden Gepflogenheiten gehen mich nichts an. Ich brauche von den politischen Gründen, die hier maßgebend sind, nichts zu wissen. Nur das weiß ich, daß so engstirniger Nationalismus in Paris, vor dem man sich so verneigt, nicht zu finden ist; daß ich mich als international gesinnter Mann in Paris nicht einen Augenblick unbehaglich fühle, während in Prag chauvinistische Kleinlichkeit verstimmt.



Rudolf Grossmann (Zeichn.)
Karl Wolfskehl, Dichter und Dr. phil.
lebt zur Zeit in Florenz

Sieben Tage M. K. T. (Moskauer Kammertheater). *Fazit:* Daß von solchem noch keine Rede sein kann, daß vielmehr das Theater am Anfang eines weiten und schwierigen Weges steht. Theater der *Gegenwart* heißt: Kampfbereitschaft, der Versuch, potentielle Energie in kinetische umzusetzen. Die »7 Tage« (das Wochenorgan des Theaters) suchen die rein wissenschaftliche Lösung: Autor- und Regisseur-Schauspieler-Kollektivismus. Das Zurückgreifen auf veraltet scheinende Sujets stört nicht das tatsächliche *Gegenwärtigsein* des Theaters, das Anstoß und Stütze

nicht von außen, sondern aus sich selbst erhält. (Das Zurückgehen auf Stücke, wie »Das Gewitter« oder »Der Advokat von Babylon« gleicht nur dem Zurückziehen der Sehne eines Bogens, damit der Pfeil umso weiter nach vorne fliegt.)

Première im Dramatischen Theater: »Gilles und Jean« von **Georg Kaiser.** Unter den wettergebräunten Kurfürstendammern bemerkte man auch unseren Freund **Karl Sternheim,** der nach der Vorführung von Herrn Georg Kaiser zu einem kleinen Imbiß geladen war, an dem indessen Georg Kaiser nicht teilnahm.

Italien in Krefeld. *Der einzige Krefelder der Jetztzeit* begegnete mir gleich am Hauptbahnhof: **Hubert Houben,** der, quasi Wahrzeichen der Stadt, mir gleich am Bahnhof sozusagen in die Arme lief. Ich war schon etwas betrübt, daß mir das einzige, was Krefeld bietet, so früh passierte, als ich gleich auf dem Südwall zu einem neuen Clou kam. Die St. Sebastianus- (oder irgendeine andere —us) Bruderschaft kam mit klingendem Spiel und fliegender Fahne dahermarschiert, ehrenwerte, durchaus ernste Männer, denen das Zugspielen eine verdammt wichtige Angelegenheit war. — Außer diesen beiden Dingen bot die Seidenstadt nicht viel. »Ausverkauf«, »20 Prozent Rabatt«, viel »mauve« Strümpfe, Wind(beutel)jacken und »strichweise« Regen. Wenn ich dann noch bemerke, daß im Hotel Bongartz sich eine Dame sehr geschickt ein Stück Salm mit beiden Händen aus den Zähnen entfernte, daß ich dort Houben die Hand drücken durfte (Heil mir!), daß ich dort die italienische Olympia-Mannschaft in Halbzivil erblickte, ohne mich mit ihr unterhalten zu können (meine Sprachkenntnisse beschränken sich im Italienischen auf Maccaroni, de Luka, avanti und arevidercі), so habe ich, glaube ich, alles erwähnt, was den lieben Leser zu begeistern imstande ist. *(Cöln. Volksztg.)*

Glaspalast München 1924. Es gibt eine tröstliche Stimmung für das vom lärmenden Alltag und den vielerlei Sorgen gequälte Menschenherz. Das ist immer die Erwartung der besseren Welt, wenn man aus dem Großstadtgewirr über die Schwelle des Gotteshauses tritt und im nächsten Augenblick das Herz in der Brust ruhig pochen fühlt im Erleben der erhabenen Würde des Raumes. Der Geist der Stätte strömt über auf den Menschen, der hierher geflüchtet ist zu seinem Gott. — — — Und dieser Friede gibt die tröstliche Gewißheit, daß hinter all unserem Geldwahn von heute noch unerschütterlich die göttliche Seele waltet. . . .

Mit diesen Gedanken nahm ich leise den Hut ab beim Eintritt in den Glaspalast, wo alle Schritte in der feierlich festlichen Halle teppichgedämpft verhallen. Der Geist der deutschen Kunst webt hier! Von den Wänden grüßen die Erlebnisse und Meisterschaften deutscher Menschen und mir wird froh beim Schauen. Welcher Frevel, da kritisieren zu wollen. Ich kann es nicht, kann nur Freude bekennen über die starke und gesunde Schaffenslust des Künstlervölkchens in solcher Notzeit. Ich gehe durch die lichtgedämpften Räume und fühle nur immer wieder die strömende Lebenskraft deutschen Schöngeistes und künstlerischer Seele. Hier lebt Deutschlands Kunst. Hier atmet sie, ruhig, tief, unglaublich rein im Schmutz des modernen Lebens, unter Börsenspekulationen und einem Geld-Götzendienst sondersgleichen. Hier strahlt Volkskraft aus dem Erleben der Besten über den erstaunten Menschen des Asphalts, das Auge zum Leuchten bringend mit Farbe und edler Form, nach denen es so hungert im Blick von Mauern und Tand und falschem Schein. Für heute sehe ich mir nur die Saalreihe der Münchener Künstlergenossenschaft an. Wie immer, findet sich hier das gute, althergebrachte Können, eine wohltuende geschmackliche Zusammengehörigkeit. Überall tüchtiges Handwerk, liebevolles Eingehen auf die heimatliche Sinnigkeit für alles Gestalten von Farbe wie Form. Man sieht, diese Kunst ist gute Überlieferung, wird als solche liebevoll gepflegt und redet ihre stille, köstliche Sprache. Auch der Laie nimmt hier bald das Bewußtsein künstlerischer Befriedigung durch die Qualität in sich auf und behält sie.

Allein schon die deutsche Landschaft! Wer als Großstadtmensch ihr Schauen verlernt hat, dem weitet sich das Herz an all der Schönheit und den Farben landschaftlicher Verschwiegenheiten, wie sie das Auge des Künstlers sieht. Die Bildnismalerei wird ebenfalls getreue Pflege nicht vermissen, trotz der radikalen Umwertungsversuche des Portraits hat die solide Charakterisierung der Person ihren festen Naturinstinkt behalten. Die Zeit der affektierten Farbe wirkt sich nur mehr bei den Sezessionisten aus. Das sind zwei Welten, die sich rechts und links der Eingangshalle friedlich, aber bestimmt gegenüberstehen, von den Eigenwilligen der Neuen Sezession nicht zu reden, die ihren eigenen Eingang haben und für sich geschlossen auftreten. Jedem das Seine! . . . .

(*Br. Schiller* in: *»Der junge Deutsche«,* Cassel.)

Der deutsche Schäferhund. »Unser Schäferhund ist ein eigenartiger Gesell und ein echter Deutscher. Überkultur, schon zu lebhafte Berührung mit der neuzeitlichen, nicht mehr rein arisch-völkischen, sondern von weltbürgerlich-semitischen Einflüssen beherrschten Kultur schadet auch ihm.«

(Rittmeister *Stephanitz* in: *»Der deutsche Schäferhund in Wort und Bild«,*
Verlag des Vereins für deutsche Schäferhunde.)

Der Irmengard-Verlag (Graf Wilhelm von Schlieffen) gibt jetzt »Deutschlands vornehme Zeitschrift« heraus: **„Deutscher Adel von Geist und Geburt".** Mitarbeiter sind u. a. der große Kunsthistoriker *Dr. Otto Grautoff, Fritz* (nicht Franz) *Bley, Emma Stropp,* Professor *Adolf Bartels,* Kammerherr Dr. Kekule von Stradonitz, Universitätsprofessor Dr. G. Roethe, Dr. Bogislaw von Selchow, *Kap. z. S. a. D., Virginia Weber.* »Verlag und Schriftleitung haben keine Mühe gescheut, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, wie es dieser Art in Deutschland noch keines gibt. Jede Nummer soll ein geschlossenes künstlerisches Ganzes bilden und technisch etwas *schlechthin Vollkommenes* bieten. Trotz der hohen aufgewendeten Kosten ist jedoch ein nur *mäßiger Preis* für das Blatt in Aussicht genommen. Die Werbenummer, welche einen besonders starken Umfang haben wird, kostet 5.— *G.-M.* Die späteren Hefte werden *schlechthin billiger sein. Jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau sollten es für eine Ehrenpflicht halten, dieses neue vaterländische Unterhaltungsblatt nicht nur zu kaufen und zu halten, vor allem auch, um die heranwachsende Jugend in den Geist der inneren Erneuerung Deutschlands einzuführen, jeder Leser sollte es auch seinen Bekannten und Freunden weiterempfehlen, um auf diese Weise die Einheitsfront zwischen dem Adel des Geistes und dem Adel der Geburt immer fester zu schließen.* — — Um den Lesern der neuen Zeitschrift *eine in der heutigen Zeit sicherlich willkommene Freude* zu bereiten, hat sich der Verlag entschlossen, jedem Käufer der ersten Nummer bei Voreinsendung des Betrages eine *Lithographie* des bisher noch unbekannten *Originalbildes* »Friedrich der Große auf seinem Schimmel, gezeichnet von *Professor Schöbel,* in Originalgröße vom Künstler handsigniert, zu liefern.«

WEMBLEY.

I wemble, you wemble,
let's go wemble, make me wemble please!

DINING AT WEMBLEY.

It says something for the popularity of Wembley, as well as for the wealth of the greatest city of the world, that one night this week it was impossible to get a table at the Lucullus Restaurant, where the price for a meal, without wine or "frills" of any kind, is thirty-five shillings.

And at a cheaper establishment there were but eight tables vacant at the time a telephonic inquiry was made.

WEMBLEY'S 6.000.000.

30 Special Trains To-day carry 13,000 Visitors.

Well over 6,000,000 people have now visited the Wembley Exhibition, this figure being passed by an early hour to-day.

The Duke of Connaught and Lady Patricia Ramsay were among those who attended to-day, and before leaving the Indian Pavilion they inspected the *railway coach used by the Prince of Wales* on his tour in India.

Thirty special Great Western trains brought nearly 13,000 passengers from Birmingham, Wolverhampton, and other districts .

Messrs. Huntley and Palmers, of Reading, had a party of 4,000, and Messrs. Fry and Sons, of Bristol, also had a large party, all bound for the exhibition. (*Evening News,* 5. 7. 24.)

800 MOTHERS WAIT AT WEMBLEY.

Ticket error holds up party with babies. Seven sets of twins.

"My first day's outing for twenty years."

For one and a half hours, a party of 800 women, the majority of whom carried babies, were kept waiting to-day outside the turnstiles to the British Empire Exhibition as a result of an error which occured with regard to their tickets of admission.

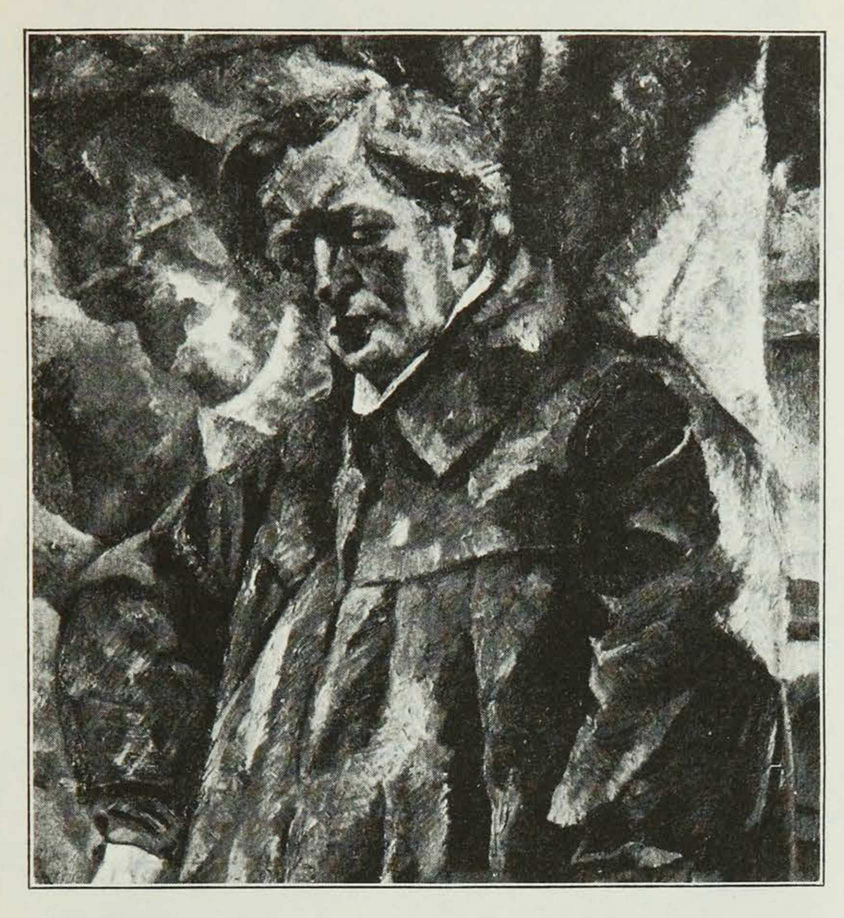
The women were visiting the Exhibition as the annual outing—arranged by the Rev. R. M. Kedward M.P.—of the Bermondsey Central Hall Child Welfare and Maternity Centre.

The authorities apparently were not excepting the party, and so the mothers were obliged to wait while inquiries were made.

A Conference. Some of the more enthusiastic mothers had reached Wembley at 10 o'clock. At 11 o'clock a conference began between the Exhibition authorities and those in charge of the party. Meanwhile the mothers had spread newspapers on the gravel outside and had begun their lunch.

Some fainted from the excessive heat, a few went home, and others, with splendid independence, paid their own entrance money.

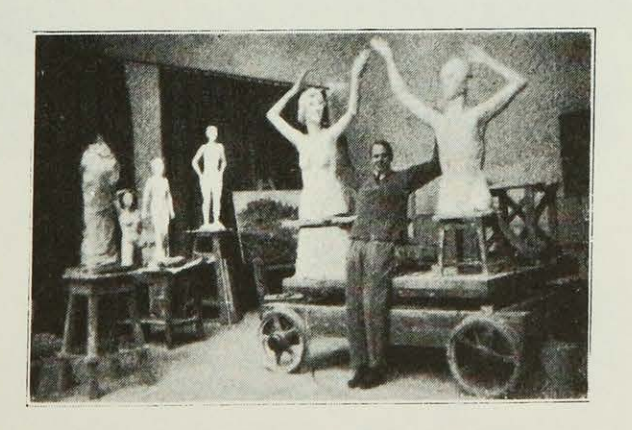
Though there were nurses in uniform carrying authentic credentials of their work in connection with the mission, it was not until 12.15 that the weary visitors were finally admitted.



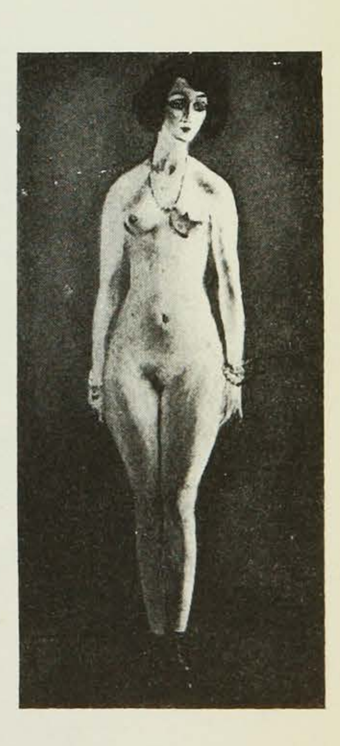
Umberto Boccioni Bildnis
Ferruccio Busoni (Ausschnitt, Ölg.)



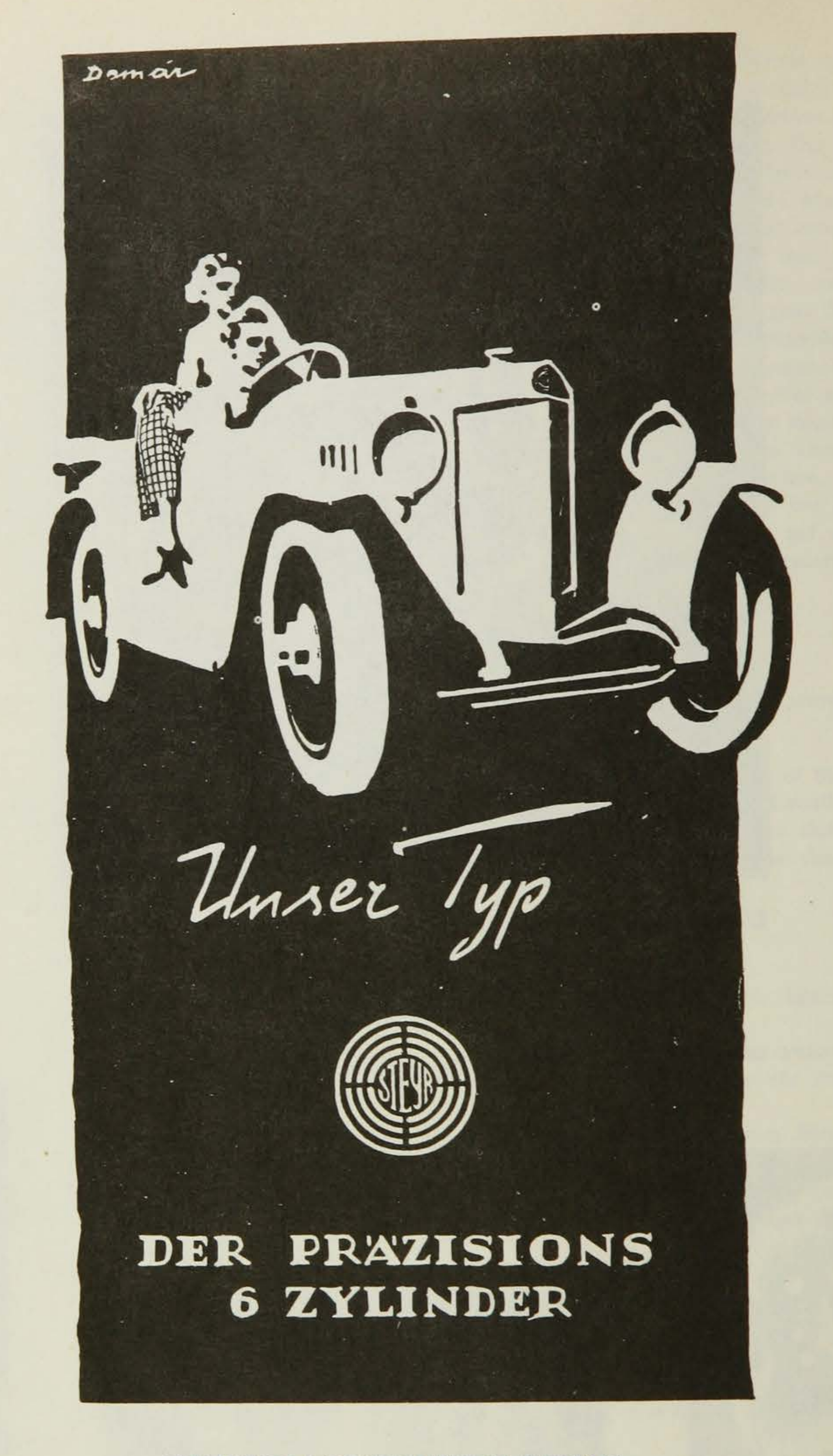
Emil Jannings als Nero



de Fiori in seinem Atelier in Berlin
(die Karyatiden für Reinhardts neues Theater am Kurfürstendamm)



K. van Dongen : Mlle Edmonde Guy
(z. Zt. Revue »Noch und Noch« Berlin)
(Klischee Bernheim Jeune, Paris)



GENERALVERTRETUNG:

KARL A. KLEIN

AUTOMOBILE A.-G.

BERLIN-FRIEDENAU, HAUPTSTR. 81-82

TELEFON: RHEINGAU 9450-9456



Nurmi



Die Landesmutter von Schaumburg-Lippe in Landestracht auf ihrem ehemals Sternheim'schen Schloß Bellemaison



Der letzte Wisent. S. M. der König von Sachsen in Bjalistock 1917. Halali mit Fanfaren und Fackeln

Vom 100 Meter-Lauf (des Crefelders Houben Sieg)

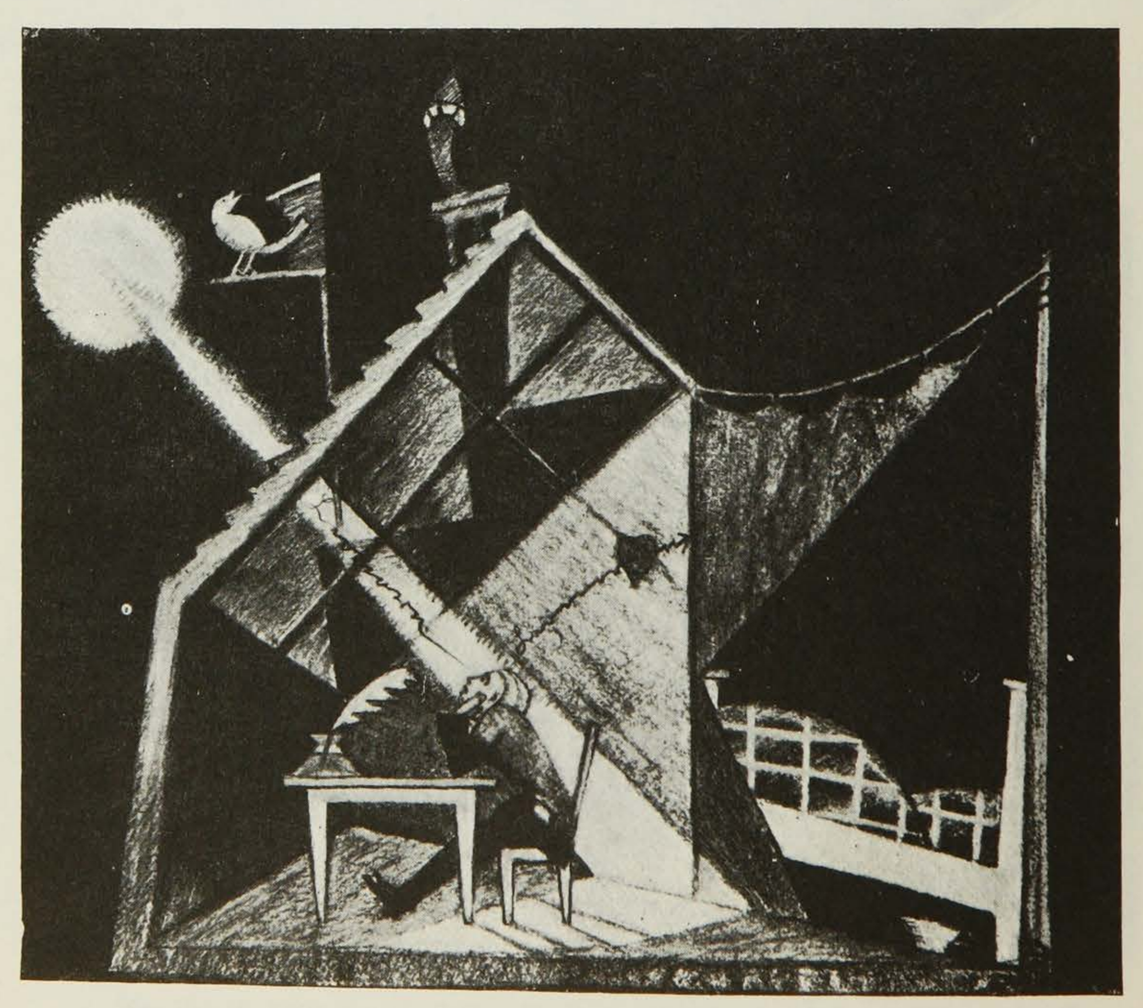


Hubert Houben



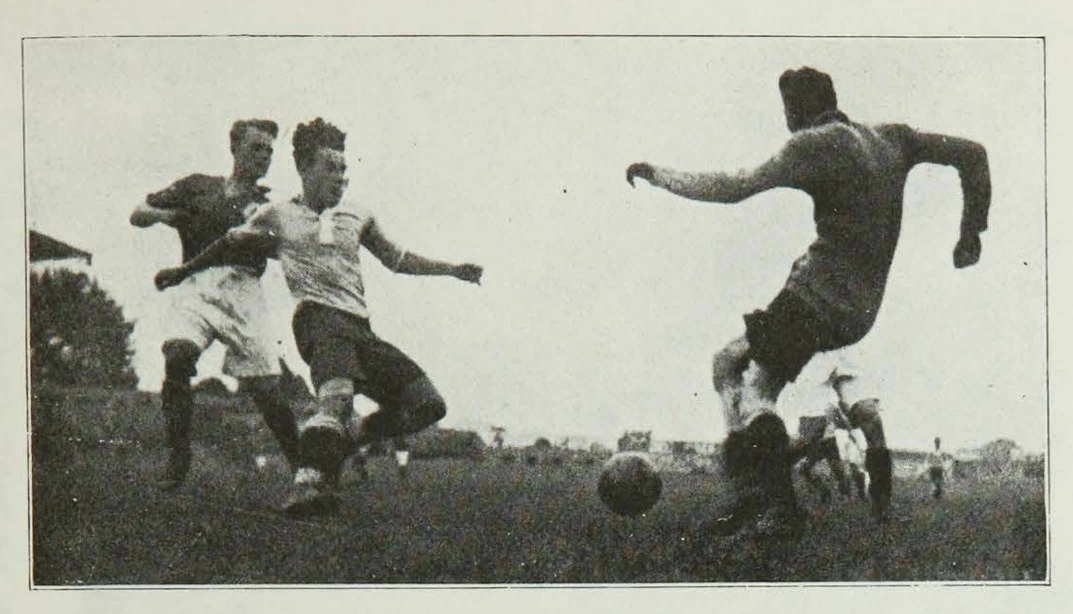
Paddok (U. S. A.)

Vom Frankfurter Musikfest



Ernst Krenek »Der Sprung über den Schatten« Uraufführung in der Frankfurter Oper
(Dekorationen von Ludwig Sievert)

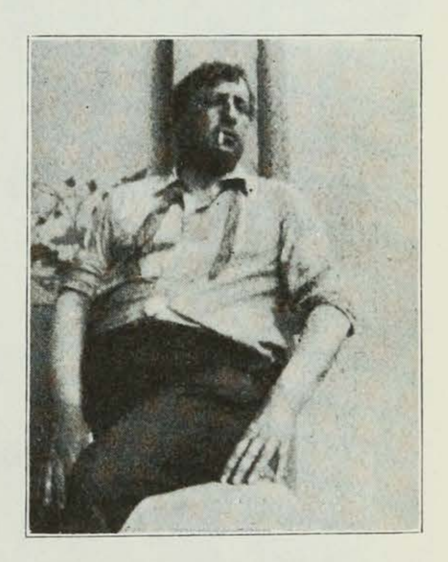
(Klischee »Deutsche Kunstschau«)



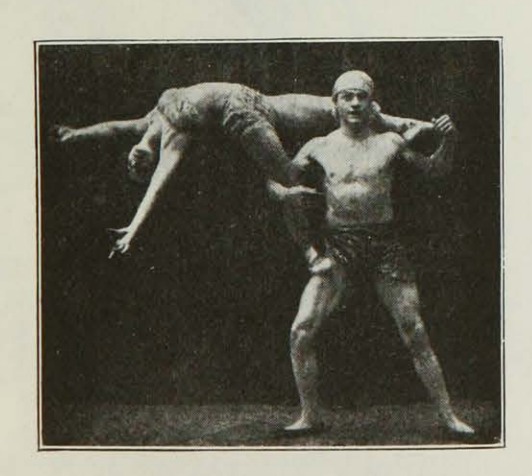
Der Sieg Uruguay's bei der Olympiade (D'Andrade)



Renée Sintenis und Hans Siemsen
vom »Tigerschiff«



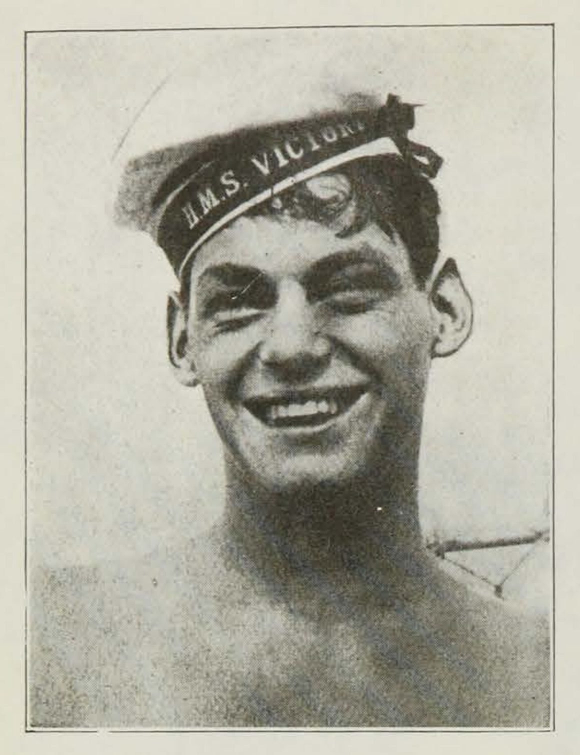
André Derain 1922
(Photo Kisling)



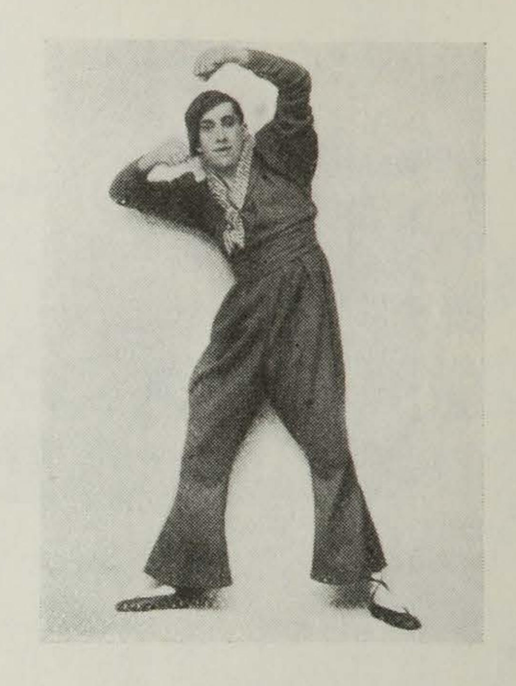
Charell-Revue: Bella und Mars
(Photo Walery, Paris)



Heinrich Nauen mit Nora und Aki
1922



Weismüller



Charell's Matrosentanz 1914

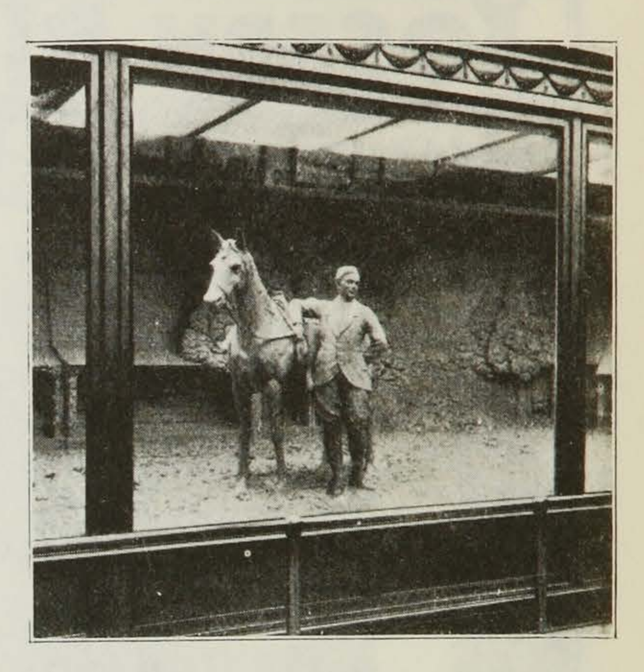




Karl Valentin



Skulpturen zum Schmuck des Ju-Ju-Hauses (Nigeria)
Leihgabe des Fürsten Eze Okoli von Nobi



Der Prinz von Wales in Butter
(Canadische Ausstellung)



Aus dem Palast der Schönheit: Dantes Beatrice, Maria Stuart, Elisabeth Woodwille, Scheherezade, Nell Gwynne, Cleopatra, Miss 1924, Madame Pompadour, Die schöne Helena, Miss Siddons

First Holiday for 20 years. Mrs. Stalley, the mother of ten children who brought her baby twins with her, said that this was the first day's outing she had been able to have during her twenty years of married life.

Other twins were Doris and Irene, who slept peacefully during most of the day.

Mrs. Dufty, a nineteen-year-old mother, was, perhaps, the most courageous of the women. She had with her two of her newly-born triplets.

There were seven mothers with twins. *(Evening News,* 15. 7. 24.)

Les 80 ans d'Anatole France.

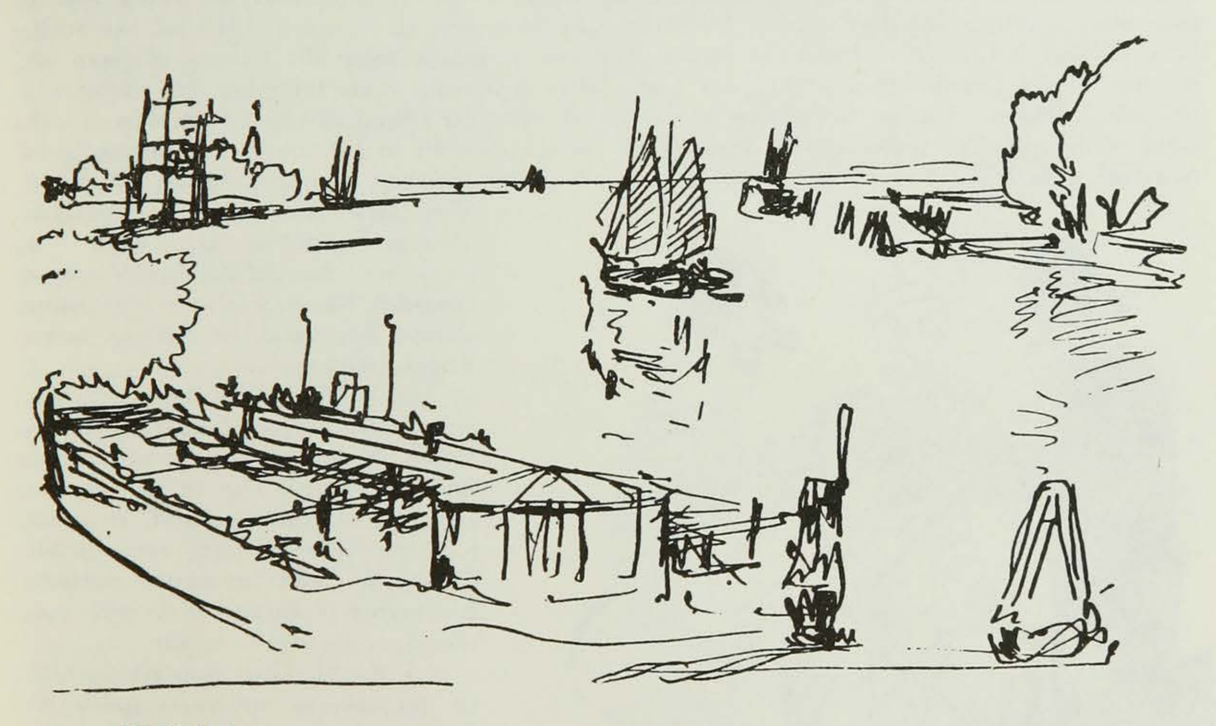
(Aus der Adresse der Société des Gens de Lettres.)

Autour de nous, nous sentons se presser la foule nombreuse des héros que votre génie a enfantés d'un sourire. Ils vous saluent. Ils vous acclament. Ils tressent la couronne immortelle dont votre vieillesse auguste est parée.

Jacques Tournebroche lutine Thaïs. Les Muses fréquentent la rôtisserie célèbre de la reine Pédauque. La petite voiture de Crainquebille se pousse dans le cortège des dieux que vous avez maintenus, d'un trait de plume, parmi les hommes.

A travers l'île des Pingouins et le jardin d'Epicure passe cette haleine embaumée que le lis rouge répand au-dessus des buis florentins. Au concert des anges révoltés se mêle la voix de Jérôme Coignard. Les sept femmes de Barbe Bleue dansent autour de la pierre blanche où la Gloire, assise, médite. Et Jeanne d'Arc pose sa grande main sur le front de votre petit Pierre qui vous ressemble tant.

Pour vous fêter, la Poésie et l'Histoire enlacent leur doigts sacrés. *(Le Journal.)*



Ulrich Hübner

Neueinstudierungen. In Bayreuth ging *Richard Wagner,* im Deutschen Theater »*Sumurun*« neueinstudiert in Szene.

Berliner Gastspiel eines palästinensischen Theaters. Ein palästinensisches Theater wird demnächst in Berlin ein Gastspiel abhalten. Man spielt in hebräischer Sprache, also liegt hier ein Bekenntnis völkischer Eigenart vor. Sehr zu begrüßen ist es, daß jeder Schein vermieden wird und die Künstler sich ihrer heimatlichen Kultur bewußt sind. Wenn Jeßner, Kortner, Elisabeth Bergner, Maria Orska usw. usw. sich ebenfalls ihres semitischen Ursprungs erinnerten, würde ihr künstlerischer Ausdruck reiner und stärker sein als jetzt, wo sie unter *bewußter* Irreführung als deutsche Künstler auftreten. Sie sind höchstens deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Je mehr die jüdischen Bühnenkünstler Berlins sich nach außen *offen* zu ihrer Rasse bekennen, desto wertvoller werden ihre Erscheinungen als *Gegensatz* zur germanischen Schauspielkunst. *(Deutsche Ztg.)*

Konstanz und Scholz.

Bilder von der Festwoche zu Ehren von Wilhelm v. Scholz.

Von *FRITZ DROOP.*

Selbst der Himmel hatte illuminiert. Am Tage lag die Sonne breit auf dem glatten Spiegel des grünen Sees; abends zog der silberne Vollmond auf und goldene Sterne *tauschten ihre Grüße . . .* Eine halbe Stunde, nachdem ich im Seehotel abgestiegen bin, stehe ich auf dem stillen Münsterplatz. Die Uhr schlägt Elf. Der helle Sandstein des Turmes reckt sich über die schlafende Stadt, deren Leben er nun schon tausend Jahre lang belauscht. Der Hof des Kreuzganges ist durch eine hohe Bretterwand abgesperrt. Plakate verkünden, daß hier am anderen Tage »der Jude von Konstanz« in Szene gehen wird. Ich trete durch die offene Tür. Uralte Bäume säumen den Platz und lassen das Licht des Mondes nicht durch. Als ich näher komme, schält sich vor mir eine dunkle Gestalt aus dem Grau, das über den Bäumen liegt: ein heimatloser Wanderer vielleicht, der hier die laue Sommernacht verschläft. *Gleicht sein Geschick der tragischen Geschichte, die uns des Dichters Drama wiedergibt?* Das Christusbild im Domgarten schaut stumm auf ihn herab. . . .

Am anderen Morgen. Oberbürgermeister Dr. Moericke begrüßt Scholz im Namen der Stadtverwaltung und des Festausschusses. Seine Huldigung gilt dem schöpferischen Geist, sein Dank der Erinnerung an die Stunden der Erhebung durch des Dichters reiches Werk, das *leider großen Teilen unseres Volkes noch nicht zum geistigen Besitztum geworden sei.* Er fährt fort:

> »Daß unsere Stadt Konstanz durch des Dichters Mund nun überall da genannt wird, wo »Der Jude von Konstanz« über die Bretter geht oder gelesen wird, erfüllt uns mit berechtigtem Heimatstolz. Sie sind zwar, verehrter Dichter, nicht hier geboren, aber Sie haben *Konstanz und den See selbst zu ihrer Heimat gewählt.*«

Große Freude bereitet der Festversammlung die Mitteilung Dr. Moerickes, daß an dem schönen Wege, der von der Schiffslände zum Besitztum des Dichters (in Seeheim) führt, zur selben Stunde neue Straßenschilder befestigt würden. Der Weg solle nach dem einstimmigen Beschluß des Stadtrates für alle Zeiten der »Scholzweg« heißen. Wilhelm v. Scholz nahm die Ehrung entgegen als Ausdruck eines Gemeinschaftsgefühls, das nach Zeiten materieller Zersplitterung sich wieder zur Geistigkeit bekenne. Sein 50. Geburtstag sei der Anlaß, nicht der Grund zu einem Fest, dem er sich darum nicht entziehen wolle, weil es *Symbolkraft für die Zukunft* in sich trage. Er selber habe *in Konstanz neue Wurzeln geschlagen* und langsam alle Heimatlosigkeit von sich abgetan. Es waren reine Töne, die hier zu vollwertigen Akkorden wurden, und selbst die *Geste,* mit der Scholz dem *Vertreter der Stadt die erste Handschrift seines Dramas überreicht,* ist *frei von jedem Beigeschmack. . . .*



Serge Les trois clowns (Zeichn.)

Um 5 Uhr nachmittags fährt der Thespiskarren neben dem Münster vor. Vor der Front der alten Jesuitenkirche, die sich rechtwinklig an den Kreuzgang des Münsters schließt, steht ein roh gezimmertes Podium, durch dunkle Tücher zu einem Innenraum gestaltet. Ein grüner Vorhang schiebt sich auseinander; das Spiel beginnt.

Der Konflikt, den Scholz behandelt, *ist durchaus in modernem Geiste erfaßt* und der historische Rahmen für das Ganze letzten Endes nur Mittel zum Zweck. Das Menschliche im Menschen *will die Greuel des Geschehens überstrahlen,* zeitlos und frei von jeder Örtlichkeit, wie *alles Große,* das die Brücke über Weltgründe baut.

Um wieviel gewaltiger noch würde das Spiel wirken, wenn die Aufführung am späten Abend begänne und *in die Nacht hinüberspielte.* Die Architektur der Umgebung würde den Zauber des Wortes zu Bildern von gruseliger Phantasie steigern, *wenn Nasson hilfesuchend an die Türen der Nachbarhäuser klopft,* wenn der Haß die blitzende Waffe aus dem trügerischen Gewande hervorholt, *wenn Bellets Herzblut zu den Sternen schreit.* Aber die tausend Menschen, die hier saßen oder den Münsterplatz um-

Dix, Meier-Graefe, Stinnes und Westheim.
(Stinnes auf Seiten Meier-Graefes.)

Unser alter Freund, der allezeit noch auf den Plan tritt, wenn es gilt, Impressionistengut zu verteidigen, spricht in seiner markigen Art von »Kotzen«. Westheim legt dagegen »entschieden Verwahrung« ein, während Stinnes (D.A.Z.) ganzes Gefühl vollkommen auf seiten Meier-Graefes ist. D.A.Z. findet es insbesondere kameradschaftlich von M.-G. gehandelt, daß dieser für Graf Luckner eingetreten ist und die Beziehungen von Schubert zu van Gogh — wenn auch mit aller Vorsicht — berührt hat, worin übrigens auch wir das gute Herz unseres Freundes erkennen. Westheim schreibt u. a.:

»Ich lese eben den Aufsatz von Meier-Graefe über die Akademie-Ausstellung. Daß Meier-Graefe das Kriegsbild von Dix »zum Kotzen« findet, während andere die Produktionen der jungen Künstler, die Meier-Graefe in den letzten Jahren protegiert hat: des Grafen Luckner oder Otto Schuberts, den der Verfasser des »Vincent« uns als »neuen van Gogh« (!) vorgestellt hat, zwar nicht zum Kotzen, aber zum Lachen finden, ist private Meinungsäußerung. Aber Meier-Graefe übt nicht nur Kritik an dem Kriegsbild von Dix — in dem ich mit vielen anderen eine charakteristische Leistung eines jungen, unbedingt begabten und ehrlichen Talentes sehe —, er schreibt außerdem: »Der Schaden im Kölner Museum reicht weiter als die begrenzte Dauer der Berliner Ausstellung, denn bis sich die Kölner Stadtväter zur Entfernung des Monstrums entschließen . . .« Ein Satz, der doch wohl entschieden über den Rahmen einer Kritik hinausgeht.«



Rud. Grossmann Herr v. D. und Frau v. B. (Aqu.

Seit Meier-Graefe zu einer Zeit, da der Expressionismus noch funkelnagelneu war, sich energisch gegen das Neue wandte und ohne Furcht, unmodern zu erscheinen, sich zu seinen Idealen bekannte, gehört es zum guten Ton unter den Jüngeren, ihn als verkalkten Greis zu behandeln. Ihn dagegen zu verteidigen, wäre lächerlich: immerhin hat dieser Mann *die Entwicklungsgeschichte geschrieben und uns Marées wieder geschenkt* — was zu einiger Hochachtung verpflichten sollte. Wenn aber diese Zuschrift behauptet, daß Meier-Graefe den Grafen Luckner und Otto Schubert protegiert hat, so ist das, mit Verlaub, zum mindesten übertrieben. Für den Grafen Luckner hat Meier-Graefe ganze fünfzehn Zeilen auf eine Ausstellungseinladung geschrieben — was ihn menschlich ehrt, weil es dem Gefährten aus der Zeit seiner Gefangenschaft den schweren Weg des Anfangs in der Malerei erleichtern sollte. Und wer den Zeitungsaufsatz über Otto Schubert sachlich liest, wird zugeben müssen, daß niemand vorsichtiger die Beziehungen zu van Gogh auf das richtige Maß reduziert hat, als der Autor des »Vincent«.

Indessen: es geht hier *nicht um dies, sondern um Dix und sein Kriegsbild.* Und da muß ich sagen, daß mein ganzes Gefühl vollkommen auf seiten Meier-Graefes ist und nicht auf seiten Westheims. Ich will sogar noch einen Schritt weitergehen — bis zu dem Standpunkt, auf dem die wirklich Jungen von heute stehen: Hildebrand Gurlitt hat ihn vor kurzem hier an dem Fall George Grosz prinzipiell erörtert. Meier-Graefe sagt: Das Bild von Dix ist schlecht gemalt — wäre es gut gemalt, würde man es bejahen, *wie man die zweite Anatomie bejaht.*

Daß aber Meier-Graefe versucht hat und noch versucht, dieses Bild aus dem Museum in Köln zu entfernen — dafür verdient er Dank und nicht den törichten Anwurf der Denunziation. Denn Köln ist besetztes Gebiet — und den Engländern und ihren französischen und belgischen Gästen Derartiges als Dokument deutscher Gesinnung von heute offiziell im Museum vorzusetzen — das heißt Vorstellungen von der Mentalität der Deutschen zu wecken, die die Herren drüben nur zu

immer neuer Mißachtung und Anmaßung treiben. Und wenn Liebermann diesen Schinken durchaus in seine Akademieausstellung holen mußte – obwohl er ihn sicher ebenfalls scheußlich findet –, dann hätte er ihn wenigstens vorläufig hier behalten sollen. Hier tut er immerhin noch weniger Schaden als in Köln.

Fechter.

An G-Zeitschrift für Gestaltung.

Mein lieber Gustav!

Du siehst ja ganz prall und niedlich aus in Deinem Steckkissen. Aber so klein Du bist, lutschst Du doch schon *feierlich und ernst* an Deinem Schnuller »Gestaltung« herum. Das sind Spießbürgereigenschaften, mit denen Du höchstens Deinen Verwandten mütterlicherseits, welche die deutsche Seele repräsentieren, imponierst. Überlaß das alten, ehrwürdigen Zeitschriften!

Das Ringen mit Deinem Schnuller artet außerdem manchmal in Romantik aus, was heute den unerträglichsten Gestank gibt.

Also Achtung, Gustav!

Nicht so viel Marke, sondern werde innerlich wie

DEIN VATER.

In einer feierlichen Veranstaltung der Zentrumsfraktionen wurde das **25jährige parlamentarische Jubiläum** des Reichskanzlers **Marx** begangen. Für die preußische Zentrumsfraktion sprach Geheimrat *Dr. Porsch.* Er zeichnete die rastlose, nimmermüde Wirksamkeit des **Jubelparlamentariers Marx** für Schule und Kirche, für Jugend und religiöse Erziehung.



Carl Hofer — Litho „Der Fruchtkorb" (Verlag Galerie Flechtheim)

In der Ausstellung der Akademie der Künste, stellten u. a. auch aus:

Lechter, Melchior, Professor, Berlin, M. d. A.:

Spätsommer-Morgenglück (Pastell)
Lila Villa in den Silberpappeln am Morgen (Pastell)
Ziehende weiße Wolken über welligem Gelände (Pastell)

und

Steinhausen, Wilhelm, Professor, Frankfurt a. M., M. d. A.† (Gedächtnisausstellung):

Abend
Sonne im Waldwinkel
Herr, bin ich's?
Märchenbild: Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein
Kommt, es ist alles bereit.

Art and Impropriety. The Tokio police, I see, have forbidden the public exhibition of Rodin's "Le Baiser", on the ground that kissing is an unclean habit.

This objection from the eugenic standpoint is, I suppose, unanswerable, and each race and nation has its own susceptibilities in such matters. *(Evening Standart.)*



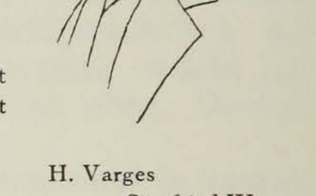
Ottomar Starke

Schoteltje van rijst met kaas.

300 gr. rijst, 8dL. water, 3 dL. melk, 30 gr. bloem, 35 gr. boter, 200 gr. geraspte kaas, peper, zout, noot. Bereiding: De rijst gaar koken in het water. Van boter, bloem en melk een gebonden saus maken. Hierdoor de kaas roeren tot zij gesmolten is en op smaak afmaken met zout, peper en noot. In een vuurvast schoteltje laag om laag de rijst met de saus schikken. Den bovenkant bedekken met wat paneermeel en geraspte kaas en het schoteltje in den oven mooie bruin laten worden. Men presenteert het bij den schotel met harde eieren. Deze snijt men overlangs door, schikt ze op wat mooie slablaadjes, giet er iets van de kerry- of tomatensaus oyerheen en presenteert de rest van de saus in een sauskom erbij. *(Haagsche Post.)*

Aus dem offiziellen Führer der Bayreuther Festspiele 1924.

Seite 164 (»*Wagner als Führer zu deutscher Art*«): »Die Bewegung, die seit etwa 1880 und verstärkt seit den letzten paar Jahrzehnten durch Deutschland geht . . . diese neue auf »Deutschheit« gerichtete Bewegung ist im Gegensatz zum Judentum und zugleich zur »Amerikanisierung« unserer Heimat groß geworden . . . Heut darf man sagen, daß die Bayreuther Gemeinde auch politisch in dem Lager versammelt ist, in dem mehr und mehr alles, was entschieden deutsch sein will, sich zusammenfindet.«



H. Varges
Siegfried Wagner (Zeichn.)

*

Seite 165 (»*Richard Wagner und der Staat*«): »Mag er (Wagner) also ein Revolutionär genannt werden. War er aber deswegen staatsfeindlicher Demokrat, Umstürzler, Kommunist?«

*

Seite 175: »Daß wir uns frei machen müssen von der Knechtschaft des (internationalen) Geldes, das muß heute immer lauter gefordert werden.«

*

Seite 182 (»*Richard Wagner und Bismarck*): »Frucht tragen wird Wagners Kulturgeist trotzdem erst können, wenn er eine Staatsautorität hinter sich hat, überwölbt und geschirmt von einem Volks-Reichsbau von Bismarck'schem Maß- und Machtinstinkt!«

Unwetter.

Von

Wiltrud, Prinzessin von Bayern.

Tropfen prallen, Blätter fallen,
Starker Regen braust.
Dolden nicken, Ähren knicken,
Gerste liegt zerzaust.
Wolken jagen, Donner schlagen,
Schall und *Zitterknall!*
Quellen sprudeln, Bächlein *rudeln*
Sich zum Wasserfall.
Trübe Blasen, Erd' und Rasen,
Astgewirr und *Wurz'*,
Brett und Splitter staut das Gitter
Vor des Mühlbachs Sturz.
Flüsse *schnellen* gelbe Wellen
Über Kies und Wehr,
An die Dämme stoßen Stämme
Ungelenk und schwer.

(Neuköllner Tagebl.)

Der **„Sammler“**, der in der Inflationszeit sanft verschied, nachdem der große Kunsthistoriker Dr. Otto Grautoff, der jetzt zu den Mitarbeitern von »Deutscher Adel von Geist und Geburt« gehört, ihn mit zu Grabe hat tragen helfen, ist wie ein Phönix aus der Asche neu erstanden. Dr. Joachim Stern und Dr. Kreitner, zwei der amüsantesten und dauerhaftesten Romanischen Café-Besucher, lassen ihn wieder zweimal im Monat erscheinen und decken ein Bedürfnis der deutschen Händler- und Sammler-Welt.

Der **Pontos-Verlag** in Freiburg i. Br. hat zum 200. Geburtstage Klopstocks im Faksimile der ersten Ausgabe den »*Tod Adams*« herausgebracht und mit Radierungen von Ludwig Meidner geschmückt. Das Nachwort schrieb Fritz Strich. Das Buch ist ein entzückendes Kunstwerk, das allen Bibliophilen empfohlen sei.

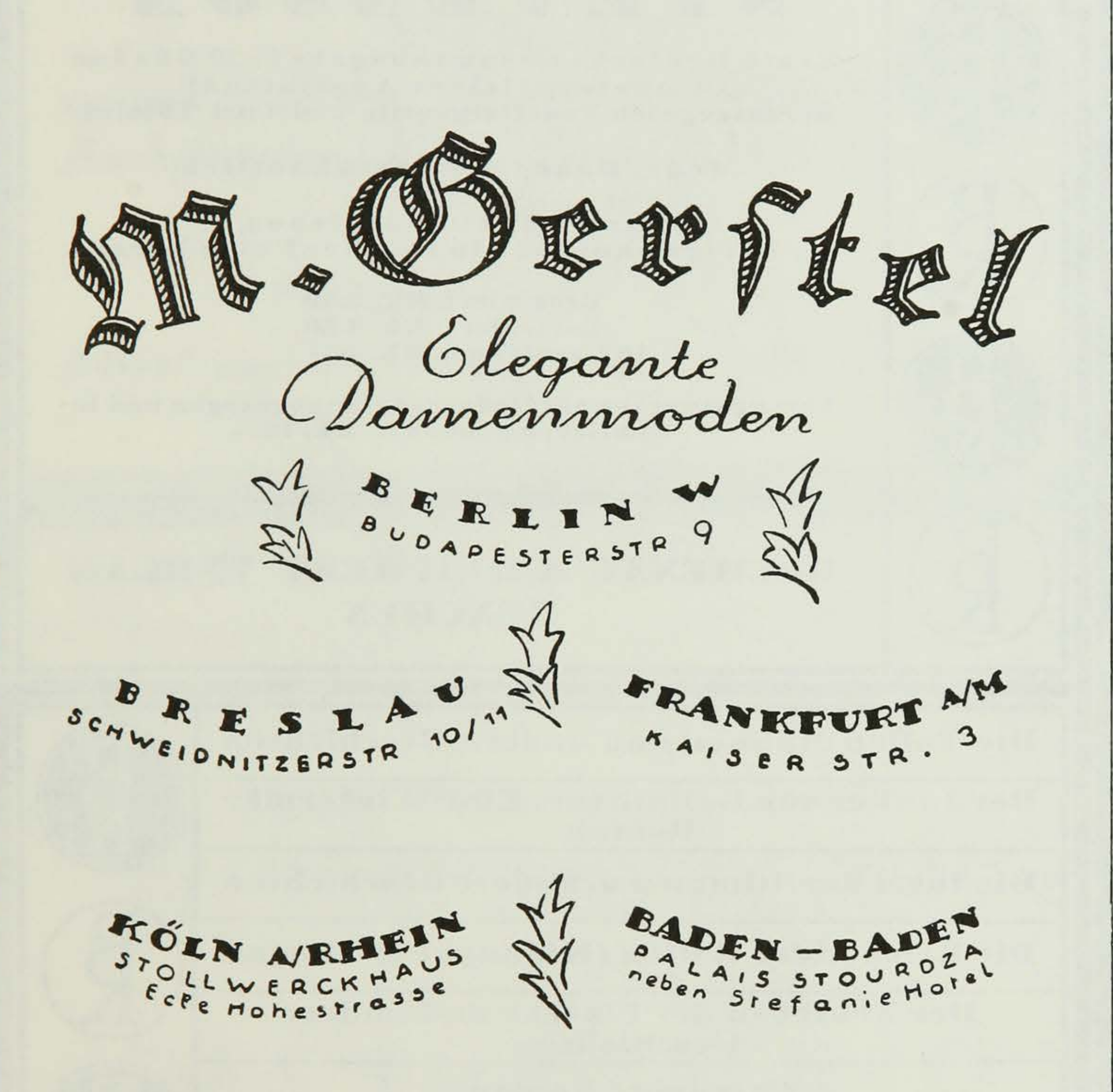
Mathéy

Die Bankiervereinigung zu Frankfurt a. M.

telegraphiert dem Querschnitt:

»Trotz Siegeszug des Emittenten lehnen geschlossen wegen Annonce Seite 175 Abonnement Ihrer Zeitschrift ab.«


LITZ
Grünfeld
Leinen · Wäsche
Ausstattungen
Landeshut in Schlesien
die Stadt des Leinens
Landeshuter Leinen- und Gebildweberei
F. V. Grünfeld
Größtes Sonderhaus für Leinen und Wäsche
Verkauf u. Versand: Berlin W8, Leipziger Str. 20/22.
Die Hauptpreisliste
Nr. 164 W enthaltend viele vorteilhafte Wäsche-Angebote, mit zahlreichen Abbildungen, wird auf Wunsch zugesandt.
Weisse Wäschestoffe
für Leibwäsche, Bettwäsche Bitte Probensendung Nr. 163U mit Ang. d. Zweck. zu verlang.
Waschstoffe jed. Art
je nach der Jahreszeit für Kleider, Blusen, Röcke, Morgenröcke, Kinderkleider, Schürzen usw. Bitte Probensendung Nr. 162 Z mit Angabe des Zweckes zu verlangen.



M. Gerstel
Elegante Damenmoden
BERLIN W
BUDAPESTERSTR 9
BRESLAU
SCHWEIDNITZERSTR 10/11
FRANKFURT A/M
KAISER STR. 3
KÖLN A/RHEIN
STOLLWERCKHAUS
Ecke Hohestrasse
BADEN-BADEN
PALAIS STOURDZA
neben Stefanie Hotel

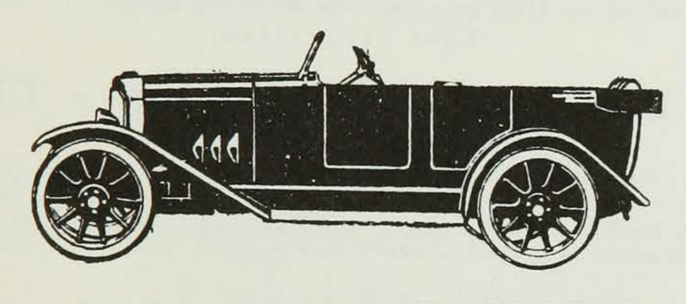


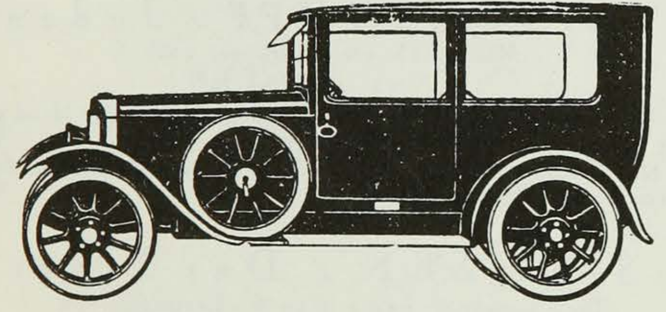
ADLER & STRASSER
G.M.B.H.
ANTIQUARIAT
BUCHHANDLUNG

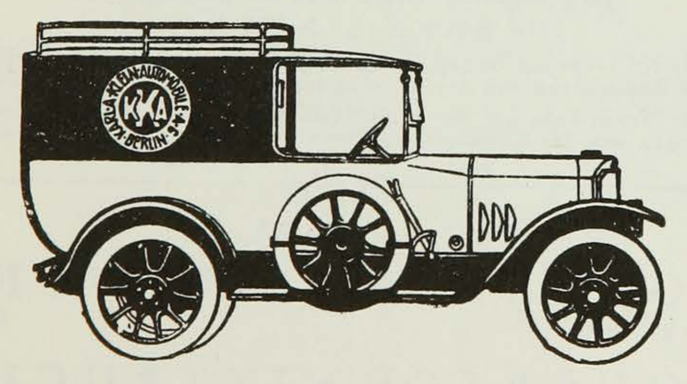


KARL A. KLEIN
AUTOMOBILE A·G
BERLIN-FRIEDENAU

HAUPTSTRASSE 81/82
TELEFON: RHEINGAU 9460-9466







PERSONENWAGEN / LIEFERWAGEN / LASTWAGEN

AGA / PRESTO / STEYR / DUX
VOMAG / MAGIRUS / ROLLS-ROYCE


Sie gehen aus?
Warum nicht!
Jch trage meinen
BENEDICT
REGENMANTEL
wasserdicht, bequem
und warm
G. BENEDICT
BERLIN
BUDAPESTERSTR. 10

Der Querschnitt im Propyläen-Verlag

Mit diesem Hefte geht der Querschnitt in den Propyläen-Verlag über. Er erscheint von nun an **monatlich.** Er bleibt, was er war: Die Zeitschrift der aktuellen Ewigkeitswerte.

Der Herausgeber.

★

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

★

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin
Verantwortlich für die Anzeigen: Wolfgang Hünefeld, Berlin



Picasso Zeichnung für sein Ballett „Mercure"

JAPANISCHES THEATER

Von

FRITZ RUMPF

Wer heute wahre Bühnenkunst genießen will, tut gut, nach Japan zu fahren. Dort hat sich in den letzten dreihundert Jahren eine Schauspielkunst entwickelt, die bisher in ähnlicher Vollendung vielleicht nur in China erreicht wurde. Während aber in China der Verfall des Theaters unaufhaltsam fortschreitet, vermochte sich Japan, wenn auch nicht ohne schwere Kämpfe, seine traditionelle Bühnenkunst zu bewahren. Das Hauptverdienst in diesen Kämpfen gebührt dem 1903 verstorbenen Schikawa Danjurō IX., dem letzten Träger eines großen Namens.

Vier große Blüteperioden können wir in der Entwicklung des japanischen Volkstheaters von Edo,[1]) das in diesem Jahre auf eine dreihundertjährige Geschichte zurückblicken kann, unterscheiden. Die erste Blütezeit beginnt mit der Eröffnung des Saruwakaza[2]) durch den ehemaligen Nō-Tänzer[3]) Saruwaka Kanzaburō und seinen kongenialen Bruder Kineya Kangorō im Jahre 1624. Die berühmtesten Schauspieler dieser ersten Zeit waren der Frauenrollenspieler Ukon Genzaemon und der Heldenrollenspieler Sakata Tōjurō I. Auch Kanzaburō selbst, der vor dem

[1]) Der alte Name für Tōkyo.
[2]) za = Theater.
[3]) Das Nōspiel, ein lyrisches Drama, entstand in seiner bis heute fast unveränderten Form im XIII. und XIV. Jahrhundert.

Reichsverweser und in den Palästen von Edo und Kyōto spielen durfte, sowie der jugendliche Ichimura Takenojō IV., der mit achtzehn Jahren die Bühne verließ und Mönch wurde, verdienen hier genannt zu werden. Die größte Persönlichkeit dieser ersten Epoche ist aber ohne Zweifel der erste Danjurō. Der junge Bauernbursche, der sich aus Begeisterung für das Theater dem Schauspielerberufe zuwandte, entfesselte bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1673 einen wahren Beifallssturm und blieb von da an der erklärte Liebling des Publikums. Er fiel, erst 44 Jahre alt, 1704 im Zweikampf gegen einen seiner Mitschauspieler.

Die zweite Glanzperiode beginnt um 1730 und dauert bis gegen 1760. Als hervorragendste Vertreter werden Sawamura Sōjurō I., Yoshizawa Ayame I., Segawa Kikunojō I., Segawa Kikujirō, der Bruder des Kikunojō und Ichikawa Danjurō II., des ersten Danjurō Sohn sowie dessen Adoptivsohn Ichikawa Danjurō IV. genannt. In dieser Zeit erhielten die Dramen zum großen Teil bereits die Form, in der sie noch heute über die Bretter gehen. Viele noch heute oft gespielte Rollen wurden von diesen genialen Leuten geschaffen. Danjurō II. schuf u. a. die Shibarakurolle, die Rolle des Hanakawadō Sukeroku und den pfeilschleifenden Soga no Gorō, Rollen, die mit fünfzehn anderen bis heute ein Monopol der Familie Ichikawa geblieben sind. Sōjurō schuf den Ume no Yoshibe in seiner traditionellen Gestalt, das purpurne Kopftuch mit einem Messingschloß anstatt mit einer Fibel zusammengehalten, Ober- und Unterkleid mit weißen Reihern und Raben gemustert, und die Rolle des Oboshi Yuranosuke in dem noch heute beliebten Vendetta-Stück „Kanadehon Chushingura". Die beiden Segawa schufen eine Reihe prächtiger Theatertänze: „Shakkyō", den Tanz der beiden Löwen auf der Steinbrücke, „Dojoji", den Besuch der gefeierten Tänzerin (Shirabyōshi) im Tempel Dōjōji, und „Mugen no Kane", die Geschichte der Umegae, wie sie uns Lafcadio Hearn berichtet hat.

In der dritten Periode, die von 1780—1840 dauert, nimmt dann das Kabuki seine endgültige Form, die es sich bis heute unverändert erhalten hat, an. Die größten Schauspieler dieser Zeit sind Ichikawa Danjurō V., VII. und VIII., Matsumoto Kōshirō IV., Onoe Matsusuke I., Nakamura Nakazō I. und II., Nakamura Tomijuro, Ichikawa Monnosuke II., Segawa Kikunojō III., Iwai Hanshirō V. und das geniale Brüderpaar Ichikawa Yaozō III. und Sawamura Sōjurō III.[1]). Yaozōs Chōemonrolle, Kōshirōs Banzuiin Chōbē und Nakazōs Ono Sadakurō, von einem guten Schauspieler gespielt, zeigen noch heute, bis zu welcher Vollendung das Kabuki schon vor mehr als hundert Jahren gediehen war.

---

[1]) Der Holzschnittzeichner Tōskusai Sharuka hat uns die Bilder dieser Schauspieler in seinen prachtvollen Holzschnitten festgehalten.

Seit 1750 etwa beschäftigte jedes Theater eine Reihe von Bühnenschriftstellern, die veraltete Stücke dem Zeitgeschmack entsprechend modernisierten, neue Stücke für die großen Schauspieler schrieben, in denen ihre Spielweise zur vollen Geltung kommen konnte, oder die Texte zu den Melodien von Theatertänzen der großen Musiker, die gleichfalls für die einzelnen Theater verpflichtet waren, schrieben. Nirgendwo auf der Welt hat es wohl jemals ein so inniges Einvernehmen und gegenseitiges Verstehen zwischen Schauspielern, Dramatikern und Komponisten gegeben wie im Japan des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Da Schauspieler, Schriftsteller und Musiker seit ihrer frühesten Kindheit mit dem Theater verwachsen waren, ist es kein Wunder, daß eine Bühnenkunst entstehen konnte, die einzigartig in der Welt dasteht, und die sich auch noch bis heute auf einer gleichartigen Höhe erhalten hat.

Die vierte große Periode des Theaters setzt etwa um 1870 ein, erreichte um 1885 ihren Höhepunkt und endete 1904, nachdem die drei großen Schauspieler Ichikawa Danjurō IX. (vgl. die Abbildungen), Onoe Kikugorō V. und Ichikawa-Sadanji I. mit Tod abgegangen waren. Mit dem neunten Danjurō starb nicht nur der größte Schauspieler, den Japan hervorgebracht hat, sondern auch einer der größten Schauspieler der Welt. Der Schauspielerstand, der nicht ohne Schuld seines Vaters seit 1842 sehr in Verruf gekommen war, wurde von Danjurō IX. wieder zu Ehren gebracht. Danjurō VII., der leichtsinnige Sohn der leichtfertigen Tochter des fünften Danjurō und eines Theatermusikanten, wurde seines unmoralischen Lebenswandels wegen von der Regierung aus Edo verbannt. Das luxuriöse Leben und anmaßende Auftreten der Schauspieler waren der pedantischen Staatsregierung schon lange ein Dorn im Auge, und als 1842 die drei großen Theater in Edo abbrannten, verbot man den Wiederaufbau innerhalb der Stadt. Die Theater mußten in ein besonderes, von der übrigen Stadt durch Mauern abgeschlossenes Quartier an der Stadtgrenze verlegt werden, und den Schauspielern befahl man gleichzeitig, ihre Stadtwohnungen zu verlassen und sich gleichfalls dort anzusiedeln. Besonders drückend wurde diese als entehrend geltende Bestimmung von Schikawa Danjurō VIII., dem ältesten Sohne des siebenten Danjurō, empfunden. Auch die Gunst des Publikums wandte sich dem achten Danjurō zu. Der beispiellose Erfolg, den er in der Rolle des Kirare Yosaburō, in dem für ihn von dem Dramatiker Segawa Jōkō verfaßten Stück: „Yo wa nasake ukina no yokogushi“ hatte, erregte des Vaters Neid. Es kam zum Streite zwischen Vater und Sohn, der mit dem Selbstmord des letzteren endete. Der Bruder des so tragisch ums Leben Gekommenen war der spätere Danjurō IX. Schon in frühester Jugend wurde er von einem Verwandten der Familie, dem Schauspieler und Theaterleiter Kawarasaki Gonnosuke VI. adoptiert.

Die sorgfältige Erziehung, die dem Künstler im Hause dieses sittenstrengen Mannes zuteil geworden war, ließ ihn den auf dem Namen Danjurō lastenden Makel besonders stark empfinden. Nach dem Selbstmord des Bruders 1852 und dem vier Jahre später erfolgten Tode des Vaters, die dem Künstler nahegegangen waren, wurde er noch von dem erschütternden Ende seines Pflegevaters, den er eines Tages bei seiner Heimkehr im Blute schwimmend vorfand, tief ergriffen. Plündernde Soldaten hatten ihn in den unruhigen Zeiten, die der Meiji-Revolution vom Jahre 1868 vorausgingen, erschlagen und die Wohnung ausgeraubt. Er folgte dem Pflegevater als Kawarasaki-Gonnosuke VII. und führte mit geborgtem Gelde anfänglich ein ärmliches Leben. Bald darauf trat er, nachdem der jüngste Bruder, der zum Nachfolger des Vaters ausersehen war, gleichfalls gestorben war, wieder in die väterliche Familie ein und nahm den Namen Ichikawa Danjurō IX. an. Sein ganzes Denken und Trachten war nun darauf gerichtet, den Makel, der auf dem Namen Danjurō lastete, durch vorbildlichen Lebenswandel zu beseitigen und gleichzeitig den Stand der Schauspieler durch hohe künstlerische Leistungen wieder zu Ehren zu bringen. Sein Ziel sah er erreicht, als er von dem kunstliebenden Grafen Inoue aufgefordert wurde, seine Kunst vor dem Kaiser zu zeigen. Andererseits hatte Inoue den Kaiser überredet, sich die Kunst Danjurōs, der sich damals bereits selbst in den Kreisen der europäischen offiziellen Vertreter in Japan großer Beliebtheit erfreute, vorführen zu lassen. Damals hat selbst Danjurō, der niemals in einer Rolle steckengeblieben war, Lampenfieber gehabt, und wir wollen ihn hier über seine Stimmung selbst zu Worte kommen lassen. In seinen Memoiren schreibt er über das Spiel vor dem Kaiser: „Als wir im April 1887 im Shintomiza Dramen, wie z. B. Ogïya Kumagai, Modorikago usw., aufführten, erhielt ich zu meiner Verwunderung von Graf Inoue, dem Minister des Aeußern, eine Botschaft des Inhalts, daß ich sofort in seiner Dienstwohnung vorsprechen sollte, was ich sogleich tat. Es war am 2. April. Ich war höchlich erstaunt, als ich erfuhr, daß Ihre Majestäten geruhen wollten, unsere Darbietungen anzusehen. Das war eine Ehre, von der weder wir noch unser Beruf sich etwas hatten träumen lassen. Unter Tränen der Dankbarkeit für die kaiserliche Großmut nahm ich Abschied. Für die Darbietungen waren vier Tage in Aussicht genommen, als erster der 26. April. Ihre Majestäten, die Kaiserinwitwe, viele Prinzen und Prinzessinnen sowie namhafte Persönlichkeiten mit Einschluß angesehener Fremder waren bei unseren Spielen zu sehen. Das Programm bestand aus vier bekannten Dramen: Kanjinchō, Takatokis Tengu-Tanz, Ayatsuri Sambasō und dem Genroku-Tanz. Ich war außerordentlich gut vorbereitet und war mit Leib und Seele dabei, weil ich wußte, daß es der Untergang der dramatischen Kunst Japans sein würde, wenn der Kaiser sich während unserer Darbie-

tungen gelangweilt zeigen oder seinen Platz verlassen würde, bevor das Programm zu Ende gespielt wäre. Bei dem Gedanken daran verlor ich den Appetit für Mahlzeiten und den Schlaf bei Nacht. In den zwei Tagen vor dem 26. April nahm ich kaum Nahrung zu mir. Als der Tag dann kam, war ich ganz krank vor Lampenfieber. Die Schlaflosigkeit der vorangegangenen Nächte und die unregelmäßige Ernährung bewirkten, daß ich mich so schlecht fühlte, daß ich mich fragen mußte, ob ich wohl diese Feuerprobe bestehen würde. Aber als ich auf der Bühne erschien und einige Worte meiner Rolle sprach, da fing ich an, mich wieder sicher zu fühlen und hörte auf zu zittern, was ich anfänglich einige Minuten lang nicht vermeiden konnte. Die erhabene Gegenwart des Kaisers machte mich bestürzt; als das Spiel jedoch seinen Fortgang nahm, fühlte ich mich wieder ganz Herr meiner selbst, und mein Zittern hörte auf. Es ärgerte mich jetzt, zu sehen, wie jeder andere zitterte, obwohl das angesichts unserer Ehrfurcht einflößenden Umgebung natürlich war. Sie kannten alle die volle Bedeutung dieser Darbietungen und strengten sich aufs äußerste an, um keine Irrtümer zu begehen; das war die Ursache ihrer Furcht und ihres Zitterns. Als das zweite Spiel vorüber war, zog sich der Kaiser zum Essen zurück, aber wir hörten voller Freude, daß Seine Majestät uns befohlen hätte, die Spiele am Nachmittag fortzusetzen und ein bis zwei Stücke als Zugabe außer den im Programm enthaltenen zu spielen. Ich war in einem derartigen Freudentaumel, daß wir bereit waren, alle Stücke zu spielen, die Seine Majestät uns zu spielen befehlen würde — eine übermäßig zuversichtliche Bemerkung, die mir folgenden Vorwurf von Mr. Morita Kanya, dem Theaterdirektor, eintrug: Wie wollen Sie Dekoration und Kostüme beschaffen? — Die zwei eingelegten Dramen wie auch die auf dem Programm enthaltenen Stücke waren ohne Fehler gespielt worden. Mein verlorener Appetit kehrte wieder; an diesem Abend nahm ich nach zweitägigem Fasten ein herzhaftes Mahl zu mir."



Shunshō Theaterprogramm 1781

Nach dieser Aufführung war der gesellschaftliche Bann, der auch noch nach 1868, als die entehrenden Vorschriften für die Schauspieler auf-

gehoben worden waren, über dem japanischen Theater schwebte, gebrochen, und das Theater war zu einer Kunststätte auch für die höheren Stände geworden. Neben dem alten, traditionellen Stil war Danjurō bestrebt, eine neue Spielweise, das Katsureki (Realistisches Spiel), einzuführen. Bei seinen Bestrebungen wurde er von dem Theaterschriftsteller Fukuchi, der die Stücke für ihn schrieb, unterstützt. Bald fand man aber, daß selbst das Genie eines Danjurō nicht imstande war, dem traditionellen Stil etwas Neues, Vollwertiges gegenüberzustellen, und man kehrte reumütig zur althergebrachten Spielweise zurück. Trotzdem waren Danjurōs Bestrebungen von segensreicher Einwirkung auf den alten Stil, dem bei Beibehaltung seiner in Jahrhunderten erzielten Geschlossenheit neue belebende Momente zugeführt wurden. Der Japaner ist an sich ein sehr kritischer Theaterbesucher, und Schauspieler, denen man bei uns für ihre Leistungen uneingeschränktes Lob spenden würde, finden bei ihnen oft nur bedingten Beifall. Danjurōs Größe kann man ermessen, wenn man hört, daß bei seinem bloßen Auftreten bereits viele Zuschauer so ergriffen wurden, daß sie Tränen vergossen. Als er am 13. September 1903 starb, herrschte im ganzen Lande Trauer, und man glaubte die Todesstunde des japanischen Theaters gekommen, zumal damals Kräfte an der Arbeit waren, um an Stelle des alten Volksschauspiels ein neues, nach europäischen, dazu nur halb verstandenen, Vorbildern aufgebautes Theater zu setzen. Kawakami Otojirō und seine Frau Sadayakko, die ihre äußerst zweifelhaften Künste auch in Europa zur Schau stellten, waren die Führer dieser neuen Richtung. Glücklicherweise fand das Publikum nur vorübergehend Geschmack an diesen wenig erquicklichen Darbietungen, und heute hat das Kabuki seinen alten Rang wieder unbestritten eingenommen. Das gegenwärtige Theater weist wieder viele gute, ja große Schauspieler auf, wenn auch bisher keiner die Größe eines Danjurō zu erreichen vermochte. Die jungen Schauspieler, die Danjurō 1887 zu Partnern für seine Aufführung vor dem Kaiser erwählt hatte, sind heute die größten Mimen des Landes, und ihre Namen sind heute in Tōkyō jedem Kinde bekannt. Wer jemals das Glück hatte, Uzaemon in der Rolle des Kirare Yosaburō mit Matsusuke als Partner in der Rolle des Komori Yasu, Kichiemon als Sasaki Moritsuna, Enjaku als Igami no Gonta oder Chusha als Nikki Danjō zu sehen, wird die Ueberzeugung haben, daß hier noch eine große Kunst lebendig ist. Ein Beweis für die hohe Kunstauffassung der japanischen Schauspieler ist es, daß sie sich nie dazu entwürdigen würden, ihre Leistungen in den Dienst des Filmtheaters zu stellen.





Rodin (Zeichnung, Düsseldorf, Max Vautier)

„SAGES ET POÈTES D'ASIE"*)

Par

ANATOLE FRANCE

I

M. Paul-Louis Couchoud, ancien élève de l'Ecole Normale, agrégé de philosophie, docteur en médecine, a publié très jeune encore, en 1902, un livre où se découvre déjà le centre d'attraction de son esprit sans cesse emporté par d'ardentes curiosités, mais qui tourne autour d'un point fixe, en quoi il est harmonieux et vraiment encyclopédique. Ce livre est une étude sur Spinoza[1]), conçue d'une manière originale. Tenant la doctrine d'un philosophe pour un événement historique, l'auteur a rattaché l'œuvre du juif excommunié d'Amsterdam aux circonstances extérieures qui peuvent l'expliquer : il nous fait connaître le milieu où

*) Préface du livre : Sages et Poètes d'Asie par Paul-Louis Couchoud.

[1]) Alcan, édit.

Spinoza a vécu et déroule une suite de tableaux animés et vivants. Ainsi la vocation de M. Couchod s'est manifestée dès la première heure. Il a fait depuis d'importantes études de psychiatrie, il a opéré des recherches de laboratoire et découvert même un bacille nouveau. Mais toutes les connaissances qu'il acquiert, il se promet de les mettre au service de la moderne Clio et se plaît à méditer l'histoire des idées morales qui constituent le fonds commun de chaque génération humaine.

C'est ainsi qu'il a été amené à étudier les origines du christianisme. Ayant atteint le milieu splendide du chemin de la vie, il consacre les années de sa riche maturité à composer un livre qui présentera sous un aspect nouveau les obscurs commencements d'une religion qui a conquis une vaste partie du monde. Ce qu'il m'a été donné de connaître de cette œuvre en formation m'inspire un vif intérêt et cet enthousiasme que donne le pressentiment d'une grande chose :

Nescio quid majus nascitur . . . .

Je n'achève pas: on manquerait de goût à prendre ce ton d'oracle. Cependant les esprits attentifs, en Europe, en Amérique, voient l'exégèse, après trois siècles d'efforts, près d'aboutir aux résultats les moins attendus par la multitude ignorante... Qu'ils sont beaux et dignes de louanges ces hommes, qui, à grand labeur, à travers des obstacles presque insurmontables, au milieu de l'indifférence ou de l'hostilité des foules, recherchent les vérités entre toutes nécessaires à la liberté des esprits et à la paix des cœurs !

II

Mais je n'ai pas caractérisé encore le Dr Couchoud si je ne vous ai pas découvert son démon familier, qui lui parle sans cesse à l'oreille, qui le mène à son gré. Ce démon, c'est celui qui poussa le vieil Hérodote à parcourir tout le monde connu des Grecs, à visiter les barbares, à observer leurs mœurs, et lui fournit la matière de ses récits, c'est le démon qui hante les esprits curieux et sincères, jaloux de peindre d'après nature, c'est le démon des voyages qui conduisit Marco Polo chez le Grand Mogol au prix de cruelles fatigues et d'innombrables périls. Aujourd'hui on est un Marco Polo sans difficulté. Favorisé par le génie de son temps le Dr Couchoud avait, dès sa prime jeunesse, parcouru le monde. Le livre que je vous présente, *Sages et Poètes d'Asie,* doit beaucoup à ce démon. Le titre, qui n'est pas des plus exacts, du moins nous promet un beau voyage ; il ne nous trompe pas. En fait il est composé de quatre études dont trois sont consacrées au Japon où l'auteur a vécu et une à la Chine qu'il a visitée.

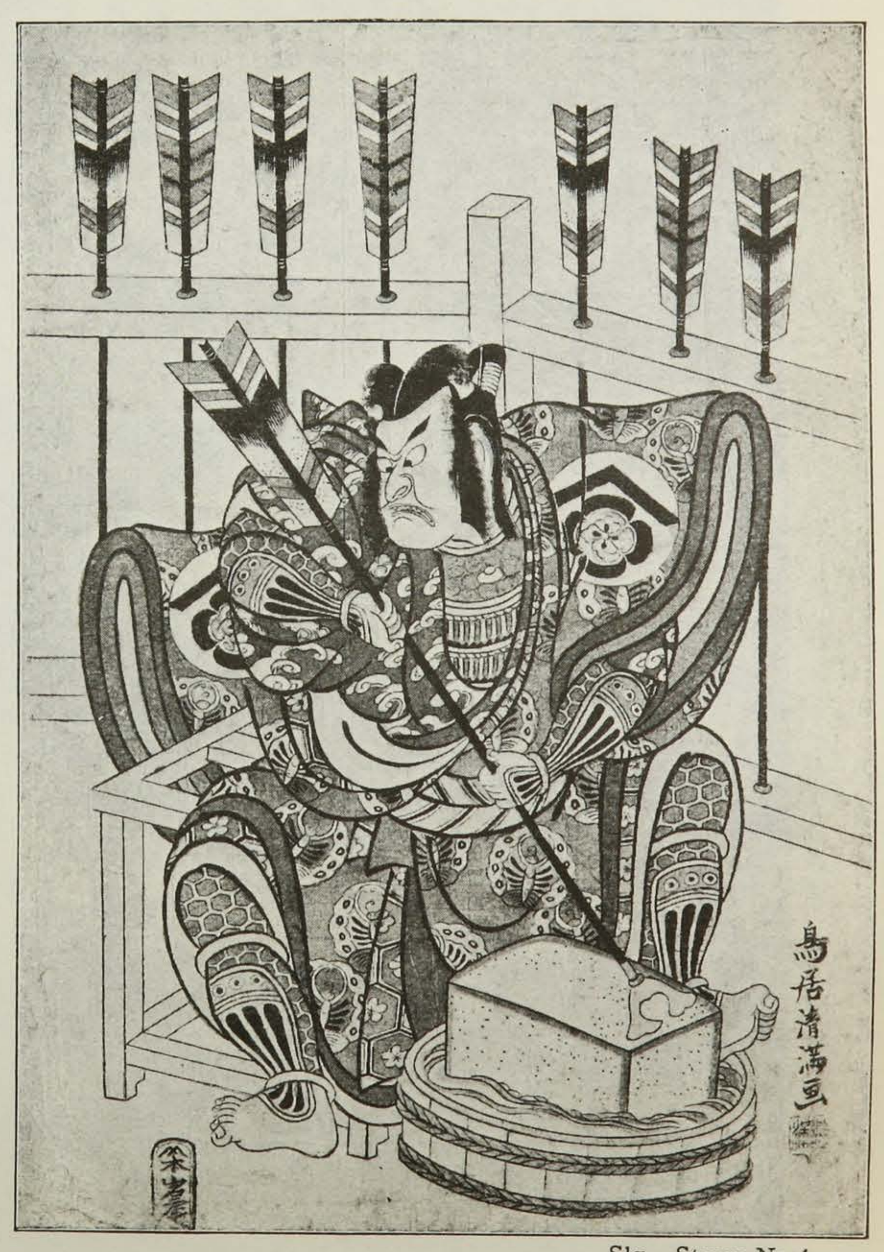
Que nous nous sommes lentement avancés dans la connaissance de la planète où nous vivons, l'une des plus petites pourtant du système



Onoe Kikugorō VI. in dem Tanzstück «Yama uba»



Matsumoto Kōshirō VIII.
als Soga no Gorō Tokimune in dem Stück: «Ya no ne Gorō»



Slg. Straus-Negbaur.

Ichikawa Danjurō II.
in der gleichen Rolle. Holzschnitt von Torii Kiyomitsu



Ichikawa Danshirō IV.



Ichikawa Danshirō IV.

als Saitō Musashibō Benkei in dem Tanzstück Kwanjinchō

Ichikawa Danjuro IX. in einer Shibaraku-Rolle



Onoe Matsusuke als Komori-Yasu und Ichimura Uzaemon als Kirare Yosaburō in dem Stück «Yo-wa-nasaka ukina-no-yokogushi» von Segawa Jokō

auquel elle appartient, qui n'est pas lui-même un des plus grands systèmes du ciel ! Hier encore pour l'Européen l'Extrême-Orient n'entrait pas dans la philosophie de l'histoire. Il n'a pas de place dans le *Discours sur l'histoire universelle* de Bossuet. Le génie de Voltaire devina la Chine ; mais il ne la connut point ; c'était pour nous au XVIII[e] siècle une contrée inaccessible. Ernest Renan, d'un esprit pourtant si vaste et si curieux, s'en inquiéta peu. Personne dans ma jeunesse ne m'a averti de la grandeur et de la beauté des antiques civilisations orientales. La Chine ne nous était guère connue que par ses porcelaines dont on ignorait l'âge et le Japon par ses estampes que nous admirions sans discernement. La génération européenne à laquelle appartient M. Paul-Louis Couchoud a pu la première parcourir, étudier, méditer à loisir la Chine ouverte et le Japon transformé, vainqueur de la Russie, rival des Etats-Unis, entré dans le concert mondial et s'y rendant redoutable par sa flotte, son armée et sa diplomatie.

M. Couchoud, dès qu'il vit le Japon, l'aima, non pour son adresse et sa promptitude étonnante à prendre aux Européens des armes afin de les combattre, mais pour son goût fin de la beauté, sa politesse, son art exquis de vivre et un sentiment de la nature d'une pénétration sans égale. N'eût été sa curiosité universelle et le besoin de tout voir, de tout embrasser qui le dévore, il eût, comme Lafcadio Hearn, embrassé, la vie japonaise et célébré pour le reste de ses jours, avec ce peuple ami du paysage, les fêtes de la première neige et des cerisiers en fleur.

III

Son livre commence par un article intitulé *Atmosphère japonaise* sur le sentiment de la nature au Japon et la place donnée à l'art dans ce pays où tout le monde est poète, dessinateur et musicien. On y peint et l'on y écrit avec le même pinceau, nous dit M. Couchoud, et la poésie n'y est pas savante. L'art est pour tous. La bûcheronne qui porte sur la tête un petit fagot y met quelques feuilles rouges. C'est le pays du dessin. D'un coup de pinceau on y fait vivre un animal. Ce qu'accomplit en Italie l'unique Pisanello s'accomplit constamment au Japon depuis des siècles. Notre auteur attribue cette habileté à peindre les animaux sauvages au sentiment de sympathie pour tout être animé qui est naturel aux Asiatiqus. Les Japonais ne se croient pas d'une autre essence que les bêtes. Que cela me les rend aimables ! Ils n'ont pas rompu le lien qui lie l'homme à la nature entière ; ils sont en communion avec la vie universelle, avec la bête et la plante ; ils ne se sont pas échappés par orgueil dans les vides espaces de la métaphysique.

IV

Après ces pages écrites avec amour, d'un style enchanteur, vient un morceau sur la muse japonaise, consacré particulièrement au haikai, poème à forme fixe, composé de dix-sept syllabes. C'est donc un très petit poème, auprès duquel notre sonnet européen semble une épopée. Il faut que ces dix-sept syllabes sortent du cœur naturellement. Au Japon le poète parle la langue de tous, celle qu'un paysan comprend et parle. Dans sa brièveté le haikai, paraît-il, caresse l'oreille et touche le cœur. Bashô, l'Epitecte et le Marc-Aurèle du Japon, excelle dans ce genre, qu'on est tenté de rapprocher de l'épigramme grecque. Mais il y a plus d'art dans Méléagre que dans Bashô. M. Couchoud, bien plus familier que nous avec le haikai, le goûte mieux. Il nous cite un assez grand nombre de ces jolis poèmes nains, dont il vante la vive allure. Persuasif comme à son ordinaire, il a inspiré, pendant la guerre, à un de ses amis, la pensée de rendre ses impressions de tranchée dans le rythme cher aux Japonais, et M. Vocance sut exprimer en haikai les émotions d'une sensibilité aiguë [1]).

V



Rodin Zeichnung

Le troisième morceau du recueil est intitulé *La patrie japonaise*. C'est le journal de l'auteur qui se trouvait à Tôkyô au mois de février 1904, quand éclata la guerre entre le Japon et la Russie, notes rapidement jetées sur le papier, pages d'un vif intérêt pour ceux qui ont vécu en France et en Angleterre les heures d'août et de septembre 1914, pages inestimables pour le petit nombre de ceux qui considèrent avec um esprit philosophique le cours des choses humaines. Ceux-là y verront peut-être que, pris en masse, au même degré de civilisation, les hommes diffèrent peu les uns des autres et agissent dans les mêmes circonstances à peu près de la même façon. Voilà des hommes de la race jaune qui se préparent à combattre un puissant ennemi. A les voir, à les entendre, un Français et, je crois bien, un Anglais, si l'amour-propre ne l'aveugle pas, se reconnaitra en eux. Devant l'ennemi, même patriotisme, même confiance, même enthousiasme. Trouvant, par avance, la formule que les alliés adopteront

---

1) Julien Vocance, *Cent Visions de guerre*.

le jour du grand conflit, le Nippon déclare qu'il combat pour la civilisation. Tous les partis n'en forment plus qu'un ; les socialistes seuls font entendre des protestations méprisées. Les commerçants se montrent extraordinairement belliqueux ; ils voient que pour eux la guerre est une bonne affaire. Le gouvernement suspend les garanties parlementaires et établit la censure des livres et des journaux. Les bonzes vont offrir aux soldats des tablettes de bonheur comme, dix ans plus tard, les aumôniers français distribueront dans les tranchées des médailles de l'Immaculée Conception. Des bons de guerre sont émis et les gros souscripteurs font, par patriotisme, de fructueuses affaires. Les particuliers versent leur or dans les caisses de l'Etat. Les baraques de foire où les badauds de Tôkyô voient tuer des Russes pour un sou rappellent assez bien, je pense, l'*Empire* flamboyant où les bourgeois à Londres applaudissaient un clown bourrant de coups de poing un mannequin à la ressemblance du président Kruger.

Si l'on veut marquer les nuances, on remarquera peut-être que le Japonais donna à l'Etat ses richesses avec une libéralité inconnue aux Européens. On reconnaîtra en maintes circonstances ce mépris asiatique de la mort sans exemple sous nos cieux. On est frappé aussi de l'esprit chevaleresque hérité des vieux samurai, qui se manifesta notamment avec splendeur lorsque l'ambassadeur de Russie quitta Tōkyō, comblé d'honneurs et de présents, et s'exprima souvent par un langage courtois à l'égard de l'ennemi. Mais il faut considérer que les Japonais n'avaient pas soutenu de longues guerres contre les Russes et n'en avaient pas éprouvé de dommages, que dès le début des hostilités le bonheur de leurs armes leur rendit la générosité facile et que d'ailleurs le ton changea du tout au tout quand on apprit que les Russes coulaient les bateaux de commerce et se livraient à la piraterie. Ils furent dès lors traités de barbares, de Goths et de Vandales.

Il ne faudrait pas pousser trop loin ces parallèles entre des peuples qui n'agissaient jamais dans des circonstances identiques. Toutefois la guerre se prête mieux que la paix à de telles comparaisons parce qu'elle découvre le fond primitif de l'humanité et montre les masses dans une action commune. Enfin conduits, sous l'empire d'un historien philosophe, à spéculer sur l'humanité dans le temps et dans l'espace, nous nous demandons si les mortels, soumis à la nécessité, ne se ressemblent pas beaucoup entre eux pour l'essentiel à toutes les époques et sur toute la surface de la planète, en dépit des différences que produisent la race, le climat et toutes particulières conditions de vie. Les anciens semblent avoir surtout considéré les ressemblances. Le XVIIe siècle et le XVIIIe s'étudiaient à trouver l'homme semblable à lui-même sous des dehors divers. Subitement, les romantiques, Walter Scott en ête, tournant leurs regards vers les

choses lointaines, sentirent les différences mieux que les ressemblances. Augustin Thierry, pour citer l'évocateur du passé qui, en une époque de dérèglement, garda toujours la mesure exacte et le ton juste, se plaît visiblement aux particularités distinctives et force dans ses tableaux la couleur locale. En un chapitre de ses études il querelle son prédécesseur, le vieil Anquetil, qui donne aux Français depuis Clovis jusqu'à Louis XIV des traits uniformes. Mais bientôt Sainte-Beuve, grand connaisseur des âmes, estimera que plus on étudie l'histoire, plus on trouve que les hommes et les choses se sont toujours beaucoup ressemblés sous les différences de forme et de costume [1]). Les grands et rapides progrès des sciences historiques ont balayé la défroque romantique. Mais pour semblables essentiellement que sont les hommes, il n'en est pas moins vrai que, comme l'exprime le commun langage, ce qui est étranger semble étrange. M. Couchoud est particulièrement doué pour écrire l'histoire selon les exigences de la pensée moderne : philosophe et artiste, il exprime avec un égal bonheur le général et le particulier.

VI

Nous arrivons au quatrième et dernier morceau du livre des *Sages et Poètes*. Il nous fait passer du Japon à la Chine, à la Chine immense et vénérable où, sous les Song, dit M. Couchoud, furent inventés des raffinements de sensibilité inconnus au reste du monde. C'est la relation d'une visite, je devrais dire d'un pèlerinage, au tombeau de Confucius à K'iu-feou. Notre auteur aime et fait aimer ce vieux sage qui parlait peu de la providence céleste, ne disait rien des choses qu'on ne sait pas, bornait son enseignement à la conduite de la vie et des affaires publiques et qui, avant les stoïciens, professa la charité du genre humain. M. P.-L. Couchoud prévoit, appelle le jour où l'élite de tous les peuples du monde enfin réunis en une seule famille célébrera, dans un même sanctuaire, Confucius et Socrate. Et c'est la conclusion de ce livre, qui, tout composé qu'il est d'articles détachés, forme un tout homogène par l'esprit et la doctrine.

VII

Le charme de M. Couchoud est dans cette faculté rare de se rendre présentes les choses anciennes ou lointaines que possèdent un Renan, un Ferrero, et qui donne à l'histoire l'intérêt d'un vivant spectacle. Il est doué de cette belle imagination aussi nécessaire à l'historien qu'au poète et sans laquelle rien n'apparaît, rien ne s'éclaire. Il a l'invention dans

---

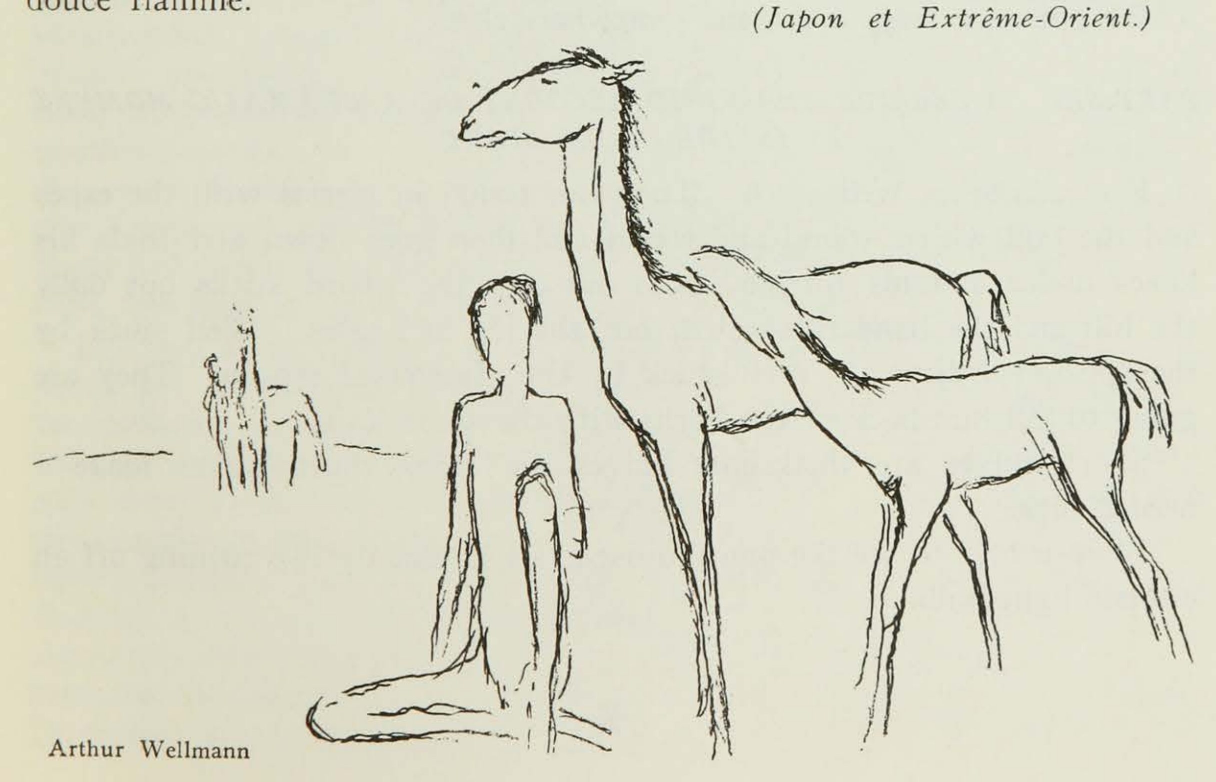
[1]) Pour bien sentir ce que nous disons ici, comparez les histoires de Mézerai et de Rollin avec celles des deux Thierry et de Michelet (Guizot en est resté à la vieille école). Vous serez plus frappé encore si vous rapprochez le *Télémaque* de Fénelon et le *Sêthos* de l'abbé Terrasson des *Martyrs* de Chateaubriand et de la *Salammbô* de Flaubert.

le sens profond du mot, l'art de trouver, de découvrir ce qui demeurait caché. Et cet esprit si pénétrant, qui va au fond des choses, semble seulement les effleurer, tant il y porte une main légère. Son esprit est naturellement enclin à la bienveillance, non qu'il se montre indulgent à l'excès envers les individus, qu'il s'efforce d'apprécier avec équité. Sa bienveillance est plus haute et ressemble à celle de Renan : c'est aux hommes, à la multitude obscure qu'elle se donne. En lui l'amour brille comme une lampe et dissipe les ombres de la foi éteinte. Il aime les hommes jusque dans leurs faiblesses et leurs égarements, et semble parfois s'excuser de ne pas partager leurs erreurs.

Il lui arrive ce qui arrive à la plupart des esprits méditatifs que exercent à l'excès la faculté de comprendre. Comme ils voient la raison de ce qui est, ils sont prêts à s'en accommoder. Ils ne combattent pas volontairement ce qu'ils approuvent le moins ; ils entrent dans la pensée populaire la plus opposée à la leur et tiennent compte des préjugés. La polémique leur fait horreur ; ils craignent de perdre leur temps à disputer, en quoi ils sont sages. Si pourtant les vieux Scandinaves avaient raison, quand ils croyaient à la vertu des runes, si un mot tracé sur une pierre pouvait changer le monde, qui mieux que ceux-là saurait écrire ce mot? — Mais que dis-je ? Ne l'écrivent-ils pas sans cesse, à leur insu, et leur pensée ne transforme-t-elle pas les sociétés ?

M. Couchoud écrit sans aucune affectation, sans effort apparent, avec un beau naturel et une grâce irrésistible ; son style concret éclaire, colore, anime les objets ; comme cette Vénus qu'invoque le plus grave des poètes latins, il fait naître les fleurs, répand la lumière, pénètre les cœurs d'une douce flamme.

(Japon et Extrême-Orient.)



Arthur Wellmann

PART TWO OF THE SOUL OF SPAIN WITH MCALMON AND BIRD THE PUBLISHERS

By

ERNEST HEMINGWAY

You come to Spain but do not remain. Anna Veronica, Marcial Veronica, Pablo Veronica, Gitanillo Veronica. No they cannot Veronica because the wind blows. The wind blows and it does not snows look at the bull with his bloody nose.

PART THREE OF THE SOUL OF SPAIN WITH MCALMON AND BIRD THE PUBLISHERS

There is no night life in Spain. They stay up late but they get up late. That is not night life. That is delaying the day. Night life is when you get up with a hangover in the morning. Night life is when everybody says what the hell and you do not remember who paid the bill. Night life goes round and round and you look at the wall to make it stop. Night life comes out of a bottle and goes into a jar. If you think how much are the drinks it is not night life.

PART FOUR OF THE SAME STORY

After a while there were no bull fights. What the hell no bull fights? No bull fights. Not really you can't mean it no bull fights. But there were no bull fights.

PART FIVE. FOLLOWS

We got on a train and went somewhere else.

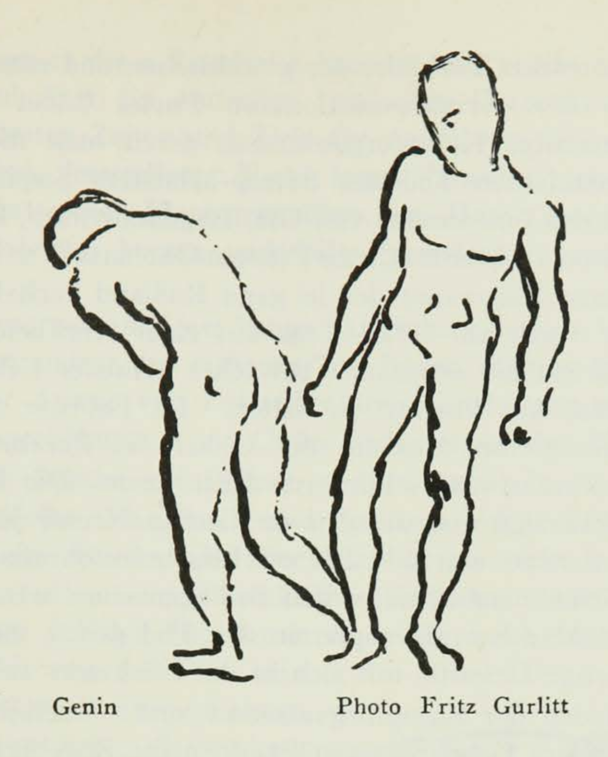
PART SIX. A SERIOUS AND VIVID ACCOUNT OF A DRAMATIC MOMENT IN THE CRUEL SPORT

Estocada stuck well stuck. They run round in circles with the capes and the bull whirls round and round and then goes down and folds his knees under and his tongue sticks out and the sword sticks out dully the hilt and the banderillos stick out sharply at angles. Well stuck by the applauded diestro. Well stuck by the afamoused espada. They are going to kill him back of the horns with the short knife.

Short knives are thickshort knives are quick short knives make a needed nick.

Women love to see the puntillo used. It is exactly like turning off an electric light bulb.





Genin Photo Fritz Gurlitt

SSAWINKOW

Aus dem Leben eines russischen Terroristen

Von

G. WITINSKIJ

„Der nicht zu erfassende, unversöhnliche, rabiateste, entschlossenste Feind der Bolschewisten ist zusammengebrochen." (Leitartikel der „Nachrichten" des Zentral-Vollzugskomitees des UdSSR vom 29. August 1924.)

Im Jahre 1901 veröffentlichte die russische Zeitschrift „Saria", das damals im Auslande erscheinende Organ der russischen Sozial-Demokraten, die durch ihr künstlerisches Niveau auffallende halbbelletristische Korrespondenz: „Auf dem Schub". Ihr Autor war Boris Ssawinkow, ein Petersburger Student, der wegen studentischer Aufwiegeleien nach dem Dorfe Kem am Ufer des nördlichen Eismeeres verschickt worden war. Der unternehmungslustige Jüngling, dem es offenbar in dem von Gott und den Menschen vergessenen Polarwinkel nicht gefiel, setzte sich eines Tages in ein Fischerboot, rollte die Segel auf und fuhr auf den Ozean hinaus. Kurze Zeit darauf erscheint Ssawinkow in Norwegen und bald danach in Frankreich, dem Zentrum der russischen revolutionären Emigration.

Das war zu der Zeit, als der Aufschwung der russischen Revolution deutlich wurde und die sozial-revolutionäre Partei die politische Arena betrat, mit der Erklärung, daß sie die Nachfolger der „Volksbefreier" („Narodowoljzy") seien. Die „Narodowoljzy" sind in der Geschichte fixiert als die Partei der terroristischen Akte (deren bekanntester die Ermordung Alexanders II. im Jahre 1881 war), und ihre Nachfolger sind entschlossen, diesem Beispiel zu folgen. Die zu jener Zeit schon bedeutende sozial-demokratische Partei kämpft mit aller Macht gegen diese für die politische Rückständigkeit Rußlands so charakteristischen Tendenzen, aber nichtsdestoweniger neigt sich die Sympathie weiter Kreise der russischen demokratischen Intelligenz und der sogenannten liberalen Gesellschaft den heldischen Terroristen zu, die in ihren tragischen Einzelkämpfen gegen den selbstherrlichen

Giganten an die leuchtenden Vorbilder der griechischen und römischen Tyranniciden erinnern. Innerhalb der sozial-revolutionären Partei bildet sich eine geheime, grausame und rachsüchtige Kampforganisation, deren man nicht habhaft werden kann. Auf den romantischen Tod des Satrap-Ministers Ssipiagin im Jahre 1902 folgen andere — fällt der Gouverneur von Ufa, Bogdanowitsch, kommt der Anschlag auf den Jekaterinoslawer Gouverneur, den Fürsten Obolenskij, usw. Im Sommer 1904 wird durch eine Bombe Ssasonows der in ganz Rußland verhaßte Minister Plehwe getötet. Die Bombe wurde am hellen Tage auf einer sehr belebten Straße Petersburgs geworfen, während der sorgsamst bewachte Minister sich in voller Uniform zum Zaren begab, um ihm Vortrag zu halten. Im Februar 1905 fällt als Opfer Kalajews der Vizekönig von Moskau, der Onkel des Zaren, Großfürst Sergius, der stumpfsinnigste Tyrann und schlimmste Reaktionär. Die Regierung wird von Panik erfaßt. Die liberalen und die demokratischen Kreise jubeln, die Auslandspresse ist von dieser Sensation erfüllt. Die mächtigste autokratische Macht der Welt schwankt in ihren Grundmauern, unter den Schlägen eines winzigen Häufleins von jungen Männern und Mädchen, die tapfer in den Tod gehen, die aber eine maßlose, in ihrer Zeit einzigartige Despotie mit sich in das Nichtsein ziehen.

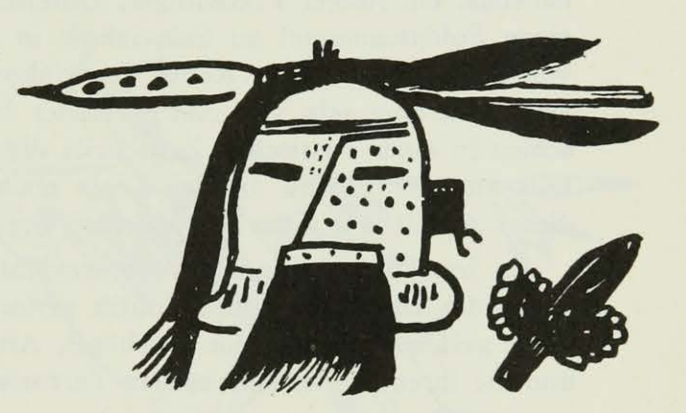
Mittel und Methoden der Kampforganisation sind — selbst für die Mitglieder der Partei — in absolutes Geheimnis gehüllt, doch die Zugehörigkeit zu dieser fast mystischen Organisation der Rächer wird von den in den Kampf einbezogenen Terroristen mutig bekannt, sobald sie bei der Tat ergriffen werden. Jetzt sind die Ereignisse in der Kampforganisation der Sozial-Revolutionäre längst Besitz der Geschichte geworden, und es ist seit langem kein Geheimnis, daß einer ihrer hervorragendsten Organisatoren und tätigsten Mitglieder Ssawinkow war, der wie für ein Verschwörerdasein größten Maßstabes geboren zu sein scheint, und dessen Taten an die erstaunlichsten Abenteuer der Carbonari — allerdings in die Zeit der Eisenbahnen, des Telegraphen und der wissenschaftlichen Chemie versetzt — erinnern. Seine Tätigkeit in jener Zeit scheint geradezu aus der Feder eines Dumas-père zu kommen.

Ssawinkow, elegant, gut gewachsen, von den besten Manieren, beherrscht mehrere Sprachen (er ist aus sehr gutem Hause; sein Vater war ein bekannter Richter und seine Mutter Feministin und Schriftstellerin), von außerordentlich sicherer Haltung und ebenso erstaunlicher Selbstbeherrschung wie teuflischer Kühnheit, wurde schnell die Seele der Organisation. Er ist heute der elegante Gardeoffizier, der in einem erstklassigen Petersburger Hotel wohnt und — wie sich das für einen jungen Lebemann vom Militär gehört — eine interessante „Freundin“ hat, die in einer stillen Straße der Hauptstadt eine behagliche kleine Wohnung innehat, wo sie für die Nächte ihren „Gönner“ empfängt. Diese Rolle erfüllt eine der schönen jungen Parteigenossinnen, doch auf dem „Herd der Liebe“ brodelt das Laboratorium der Bomben. Dieser strahlende Offizier hat natürlich auch einen ihm treu ergebenen Burschen — einen der jungen Bombenschwärmer, der sein Leben für das seines Satrapen opfert. Ssawinkows Rendezvous mit seinen Parteigenossen finden nur in den elegantesten Restaurants unter den Klängen eines Zigeunerorchesters bei einer Flasche Wein statt. Einen Monat darauf ist Ssawinkow schon ein solider Engländer, Repräsentant einer Londoner Weltfirma, der Rußland aus geschäftlichen Interessen bereist. Als Engländer versteht er selbstredend kein Wort Russisch und wird von seinem Dolmetscher überallhin begleitet. Natürlich hat der Dolmetscher ebensowenig wie sein Chef das geringste Interesse an der Verbreitung des englischen Handels. In den großen Städten mietet unser Engländer Banksafes, wo er in Handtaschen besten englischen Fabrikats Bomben von ungeheurer Kraft

aufbewahrt. Nachdem er diese Rundreise beendet hat, begibt sich Ssawinkow nach Petersburg und wird dort ein einfacher russischer Droschkenkutscher; auf diese Art lassen sich am besten Zeiten und Ziele der Ausfahrten des neuen Opfers, dessen Stunde geschlagen hat, feststellen. Nicht lange darauf ist er Zigarettenverkäufer auf der Straße und hat seinen Platz gegenüber dem Hause eines Ministers; er zankt sich mit den Schutzleuten herum und hält Freundschaft mit den Prostituierten des Rayons.

Heute in Paris, morgen in Kiew kennt Ssawinkow keinen Mißerfolg; er spottet aller Hindernisse: wo andere den sicheren Tod finden, geht er heil und unbeschädigt hervor und dreht der Armee von Polizeibeamten, Gendarmen und Spitzeln, für die sein Fang Geld, Rangerhöhungen und Orden bedeutet, — eine Nase.

Als Ssasonow die Bombe auf Plehwe abwarf, stand Ssawinkow nahe bei ihm. Nachdem sich die Wolke von Rauch und Splittern gelegt hatte, lag sein Freund, blutüberströmt, auf der Straße, aber der Wagen war nicht mehr zu sehen. Der Wagen ist davongesaust! — ein schrecklicher Gedanke! Alles andere vergessend, stürzt sich Ssawinkow auf den Fahrdamm zu seinem verwundeten Freund. „Junger Mann, gehen Sie da weg, hier ist kein Platz für Sie“ — hört er da jemand sagen, der ihn an der Schulter zieht. Ssawinkow sieht sich um: — ein Polizeikommisar, bleich wie der Tod, mit klappernden Zähnen. der erste Polizist, der an den Tatort gekommen war. Ssawinkow kommt zu sich und entfernt sich in der festen Ueberzeugung, daß alles verloren sei. Nach zwei Stunden erfährt er aus einem Extrablatt, daß der Wagen, der Minister und der Kutscher in Stücke zerrissen worden, die Pferde aber davon gejagt waren.



Tanzmaske der Rio-Grande-Indianer

Ein halbes Jahr später wird in Moskau von dem Studenten Kalajew eine Bombe auf den Großfürsten Sergej geworfen. Ssawinkow sitzt in einem Café, der Stelle des Attentats gegenüber. Der ganze Rayon wird von Militär und Polizei abgesperrt, alle werden angehalten und ihre Personalien festgestellt. Ssawinkow zeigt seine Papiere und geht ruhig davon.

Im Sommer 1904 wird in der Partei bekannt, daß eines der exponiertesten Mitglieder der Kampforganisation, Tatarow, Agent der politischen Polizei ist. Nachdem Ssawinkow sich hiervon überzeugt hat, fährt er nach Warschau, wo Tatarow damals wohnte, begibt sich am hellen Tage in dessen Wohnung, erschießt ihn und geht — ohne von irgend jemand belästigt zu werden — fort, nachdem er auf einem Zettel die Bemerkung hinterlassen hat: „Dies ist das Schicksal der Verräter.“

Im Herbst 1905 ist der Zar gezwungen, unter dem Anprall der wachsenden revolutionären Brandung eine Konstitution zu geben. Die Partei der Sozial-Revolutionäre erklärt, daß sie mit ihrer terroristischen Tätigkeit innehalten und diese ganz einstellen werde, wenn sich künftig zeigen sollte, daß das Regime der Despotie tatsächlich ein Ende genommen hat. Einige Monate vergehen ohne Attentate, aber bald kehrt der blinde Autokrat auf den alten Weg zurück, und die Kampforganisation ruft ihre Mitglieder aus dem Urlaub zurück; Ssawinkow nimmt seine Arbeit wieder auf. Die politischen Morde überstürzen sich; aber wir wollen hier nicht eine Geschichte der russischen Revolution geben, uns interessiert für den Augenblick die Persönlichkeit eines ihrer Helden.

In der Seefestung Sewastopol am Schwarzen Meer fand im Dezember 1905 ein Matrosenaufstand statt, der grausam unterdrückt wurde. Dabei zeichnete sich durch ganz besondere Härte der Kommandant der Festung, Admiral Nepljujew, aus. Nepljujew kommt auf die Liste der Kampforganisation. Im Frühjahr 1906 wird in Sewastopol anläßlich des Geburtstages des Zaren eine große Militärparade in Anwesenheit des Klerus und großer Volksmengen veranstaltet. Ein sonniger, strahlender Tag, Klang der Glocken, Militärmusik, blitzende Soldatenreihen, elegante Toiletten der anwesenden Damen. Da wird plötzlich eine furchtbare Bombe nach dem Admiral geworfen. Die Menschenmassen werden von Militär und Polizei umzingelt und unter ihnen Boris Ssawinkow festgenommen. Unter starker Bewachung wird er in die Kasematten abgeführt. Ueber ganz Rußland hin fliegen Telegramme: „Einer der gefährlichsten Terroristen, Ssawinkow, ist endlich arretiert; er wird seiner vorbildlichen Strafe nicht entgehen." Das Kriegsgericht findet aus Gründen der Vorsicht in den Kasematten selbst statt, das Urteil ist klar — die Kugel. Um die Vollstreckung etwas zu verzögern macht sein Verteidiger eine Eingabe an den Kassationsgerichtshof, deren Resultat jedoch keinem Zweifel unterliegt. Der Wachthabende, ein junger Freiwilliger, Unteroffizier, bringt am Tag vor der Hinrichtung einen Soldatenmantel zu Ssawinkow in die Zelle und führt ihn an allen Wachen vorbei ins Freie. Der Retter Ssawinkows wurde kurz darauf festgenommen und verurteilt, aber sein von ihm geretteter Held lebt noch heute. Ein Jahr darauf erschien in einer russischen Zeitschrift die leicht maskierte Beschreibung dieses Vorfalls und der Flucht, die den Leser noch jetzt in Aufregung versetzt. Der Autor dieser Arbeit war Ssawinkow selbst, der literarisch außerordentlich begabt ist.

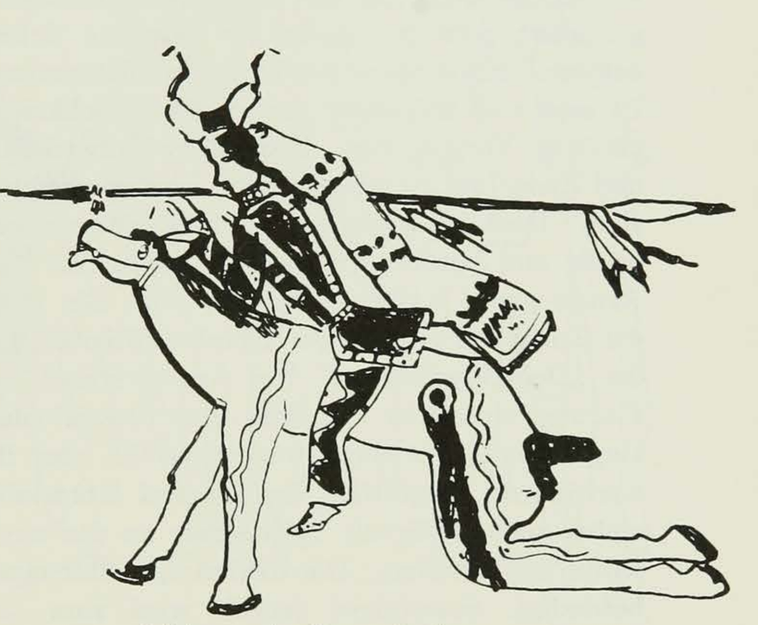
Zu jener Zeit beginnt der nachrevolutionäre Katzenjammer; die breiten Massen haben das Interesse an der Politik verloren, alle sind von der wenn auch nicht zu Ende geführten Revolution erschöpft, Attentate lösen keine Begeisterung mehr aus, und die ihren Reihen entrissenen Terroristen finden keine Stellvertreter mehr.

Ssawinkow begibt sich ins Ausland und veröffentlicht seine Erinnerungen an die Tätigkeit der Kampforganisation mit den Charakteristiken der gefallenen Freunde. Es ist dies kein trockenes Protokoll, sondern ein glänzendes literarisches Memoirenwerk, das man mit dem gleichen gespannten Interesse liest wie die beste Erzählung Conan-Doyles.

Zur selben Zeit, im Jahre 1909, erscheint in Rußland unter dem apokalyptischen Titel: „Das fahle Roß" ein belletristisches Werk, das Tagebuch eines terroristischen Revolutionärs. Der Autor, eine bis dahin niemand bekannte Persönlichkeit, W. Ropschin, offenbart ein starkes literarisches Talent. Das Buch erregt das größte Aufsehen. es wird in fremde Sprachen übersetzt und überall verschlungen. Sein Inhalt: Ein hervorragender Terrorist, der Führer einer terroristischen Gruppe ihm auf Leben und Tod ergebener junger Menschen beiderlei Geschlechts, macht mit diesen gemeinsam „Jagd" auf den Gouverneur. Sie werden verfolgt, — einzelne Mitglieder der Organisation geraten in die Hände der Polizei und müssen aufs Schaffot, das Attentat will nicht gelingen. Die Mitglieder der Organisation schwören, die Sache zu Ende zu führen, und überzeugt, daß ihr Führer die Macht zur Ausführung der Tat besitzt, vertrauen sie ihm. Er aber hat mittlerweile den Glauben an alles verloren. Er ist ein alter Terrorist, hat schon manchen Volksfeind vernichtet und am Ende doch die Ueberzeugung von der Heiligkeit seiner Sache verloren. Ich bin „ein Skalpjäger", „Meister der blutigen Zunft", sagt er von sich selbst. Fortgehen und alles im Stich lassen? Aber kann man denn, nachdem man soviel Blut vergossen hat, seinen Posten verlassen? Was sollte er der überzeugten Jugend sagen, die in diesem „Tun" eine große Heldentat sehen? Er liebt eine junge Frau, die Gattin

eines anderen, einen guten, schlichten Menschen, dem die Revolution fremd ist. Sie ist im Banne der dämonischen Persönlichkeit des Helden, aber ihrem Manne treu und kämpft mit der Versuchung. „Aber wenn ich das Recht habe, den Gouverneur zu töten, warum sollte ich dann nicht auch das Recht haben, den Mann der Frau zu töten, die ich liebe?" — fragt sich der Verführer — „bin ich doch Meister der roten Zunft; Blut ist Blut!" . . .

Die Sensation, die das Buch ausgelöst hatte, steigerte sich, als man erfuhr, daß der Autor Ropschin kein anderer als Ssawinkow selbst war. Auf die Frage, wie er, der Anführer des Terrors, ein solches von Enttäuschung durchtränktes Werk schreiben konnte, antwortet er, daß es sich hier um eine rein literarische Sache handle, die mit seiner persönlichen Stimmung nicht das mindeste zu tun habe. Und zum Beweis dessen, daß er derselbe geblieben sei, kehrt Ssawinkow nach Rußland zurück, um den Zaren zu ermorden. Das Vorhaben gelingt nicht. Die Polizei erfährt von den Vorbereitungen zu diesem Attentat, und das Landhaus in einem finnischen Kurort, in welchem Ssawinkow sich aufhält, wird nachts umstellt. Den Feind witternd, springt Ssawinkow aus dem Fenster, stürzt sich, von Kugeln umpfiffen, in das nicht weit davon vorbeifließende Flüßchen, erreicht das andere Ufer und flieht in den nahen Wald. Die Polizei umstellt den Wald, aber das Wild ist wieder entkommen. Die Polizei selbst veröffentlicht gedemütigt ihren Mißerfolg. Im Jahre 1910 gewinnt er für seine Zwecke zwei Matrosen auf dem Kreuzer „Rjurik", die sich bereitfinden, bei dem Besuch, den der Zar dem Schiff abzustatten hat, diesen zu erschießen. Sie verstecken Ssawinkow, der ihnen einen Revolver bringt, im Schiff. Der Zar kommt. Im letzten Augenblick aber schwindet vor der Tat den Matrosen der Mut. Und Ssawinkow muß nach der Parade das Schiff wieder heimlich verlassen. Sein Plan ist mißglückt, er aber unversehrt davongekommen.



Zeichnung der Dacota-Indianer

Ssawinkow zieht sich von der „Tätigkeit" zurück, und binnen kurzem erscheint der große chronologische Roman „Das, was nicht geschah" aus den Ereignissen der Revolution von 1905, für das eben derselbe Ropschin als Autor zeichnet. Der Roman ist in epischem, ruhigem Geiste nach der Tolstojschen Manier geschrieben, und ist eines der gelesensten Bücher jener Zeit. Die Karriere des Revolutionärs Ssawinkow schien beendet zu sein und der des glänzenden Schriftstellers Ropschin Platz zu machen.

Dann entbrennt der große Krieg. Unter den russischen Revolutionären entsteht eine Spaltung. Die einen, mit Lenin an der Spitze, behaupten, im Interesse der Freiheit sei es nötig, daß Rußland eine Niederlage erleide, die andern versuchten zu beweisen, daß ein besiegtes Land die Freiheit nicht gewinnen könne, daß es vielmehr notwendig sei, gemeinsam mit den großen Demokratien des Westens den „vollen Sieg" über den deutschen „Imperialismus" zu erlangen. Wäre das russische Volk einmal mit diesem fertig geworden, so würde es auch Herr werden über den inneren

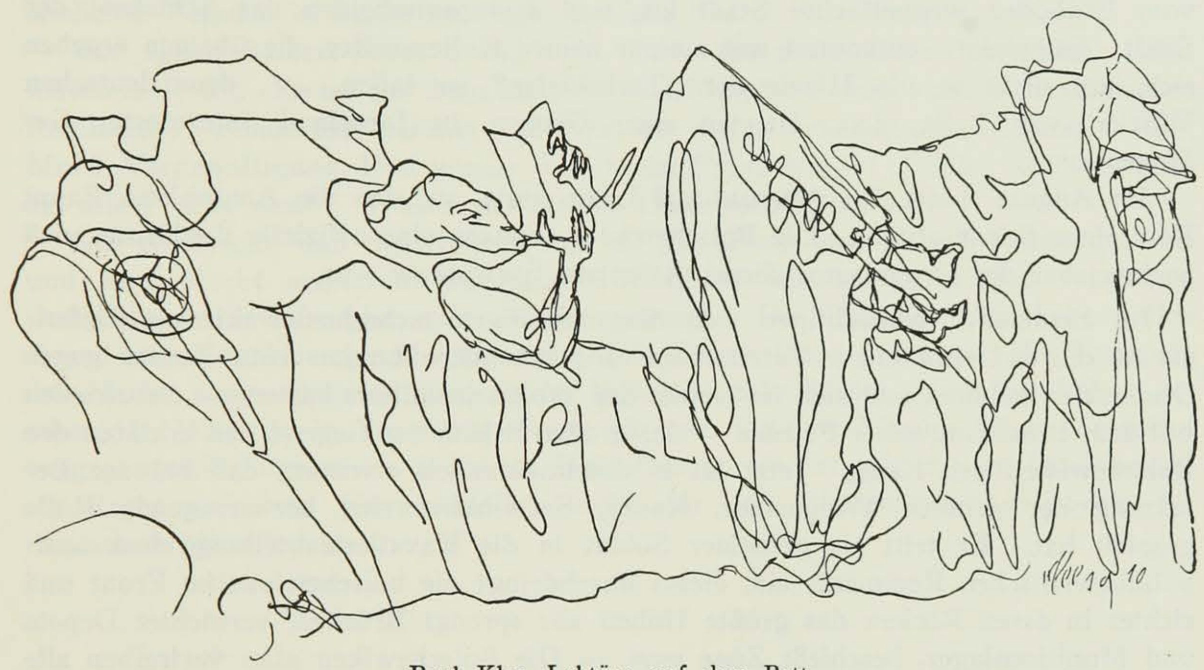
Feind, den Zaren und seine Agenten. Zu den Anhängern eines „vollen Sieges" gehört auch Ssawinkow. Er wird Korrespondent der russischen Presse von der französischen Front. Seine Briefe atmen den Haß gegen den Feind und klingen wie Schlachtruf. Der Deutschenhaß Ssawinkows ist so groß, daß Hervé, der denselben Weg vom sozialistischen Radikalismus bis zum brennendsten deutschfeindlichen Chauvinismus durchgemacht hat, kurz nach Ausbruch des Krieges in seinem „Victoire" mitteilen konnte: „Vor mir sitzt ein russischer Terrorist, vor dem der Zar mit allen seinen Ministern zu zittern gewohnt war. Jetzt aber rufen wir beide „Vive le Tsar!"

Wenige Tage nach Ausbruch der Revolution ist Ssawinkow in Rußland. Er wird empfangen wie ein Held. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß die Revolution so schnell durchgeführt werden konnte, weil das Volk kampfmüde war, und in der rechtzeitigen Erkenntnis dieses Umstandes ist übrigens auch das Unterpfand für die weiteren Siege Lenins zu suchen. Aber die Mehrzahl der Revolutionäre und unter diesen auch Ssawinkow sahen damals die Sache mit andern Augen an: der unfähige Zar und seine stumpfsinnigen Minister hatten das Volk am Kampf gehindert, jetzt war es an der Zeit, den Krieg mit frischen Kräften wieder aufzunehmen. Ssawinkow begibt sich als Kommissar der neuen Regierung an die Front. Er setzt sich mit seiner ganzen Persönlichkeit ein. Die Generäle betrachten ihn fast als einen Vorgesetzten. Ssawinkow entwickelt an der Front eine teuflische Energie, und Ende Juni 1917 beginnt an der österreichischen Front eine wohlgelungene Offensive. Doch da rücken zur Unterstützung der Oesterreicher deutsche Heeresteile heran, und der Sieg verwandelt sich in eine Niederlage. Die russische „Revolutions"-Armee gerät in Panik und ermordet alle jene Kommandeure, die die Soldaten in die Schlacht treiben. Der Oberbefehlshaber, General Korniloff, erklärt, an allem sei die „Demokratisierung" der Armee schuld und verlangt die sofortige Wiedereinführung strengster Disziplin und rücksichtsloser Anwendung der Todesstrafe bei Ungehorsam. Die Regierung schwankt, aber ihr Armeekommissar, der „Demokrat" Ssawinkow, unterstützt den General Korniloff aufs wärmste, auch er ist für Disziplin, auch er für die Todesstrafe an den unglücklichen Soldaten, die nicht wissen, wofür sie kämpfen. Die Regierung wählt einen mittleren Weg, mit dem sie keinen befriedigt, Ssawinkow jedoch wird zum Kriegsminister mit dem Auftrag der Reorganisierung der Armee ernannt. Anfang September 1917 erklären General Korniloff und das Hauptquartier der Regierung „der Verräter, die sich den Deutschen ergeben" habe, den Krieg und schicken ein Korps Ergebener auf Petersburg. Sich selbst erklärt Korniloff als Diktator. Die Sache verlief im Sande, das Korps blieb vor Petersburg stehen, die Soldaten erklärten, man habe sie getäuscht, sie hätten nicht gewußt, wohin man sie führte. Korniloff wird arretiert, und die Untersuchungen zur Aufklärung der Verhetzung zur Meuterei beginnen. Auf Ssawinkow fällt der schwere Verdacht, daß gerade er als Mitglied der Regierung und unzufrieden über deren Schwanken auf den verzweifelten Schritt Korniloffs Einfluß gehabt habe und als Kriegsminister in der Lage gewesen wäre, die Machinationen bis zu dem ihm geeignet erscheinenden Augenblick zu vertuschen. Ssawinkow muß seinen Posten verlassen, doch seine Rolle in dieser Angelegenheit ist bis heute unaufgeklärt.

Zwei Monate darauf bricht die bolschewistische Revolution aus. Eine tollkühne Gruppe von Bolschewisten benutzt die Unzufriedenheit des Volkes über den in die Länge gezogenen Krieg, um die Macht an sich zu reißen. Die Massen des Volkes sind mit ihnen, die höheren Schichten sind gegen sie. Ssawinkow schließt sich

natürlich den Reihen der Antibolschewisten an. Schon an dem dem Umsturz folgenden Tage ist er an der Spitze einer kleinen Kosakenabteilung, die nach Petersburg reitet, um die „Rebellen" zu strafen. Dieser Feldzug mißlingt: die Kosaken, von dem Feuer der Matrosen — dieser bolschewistischen Garde — empfangen, machen kehrt, und Ssawinkow zieht sich nach dem Süden, an den Don zurück, wo einige Generäle mit dem aus der Haft entflohenen Korniloff gemeinsam einen Angriff auf die Hauptstadt vorbereiten. Aber er kann sich mit ihnen nicht verbünden. Für Ssawinkow sind die Generäle rückständige, beschränkte Bürokraten; für sie ist er — trotz all seiner Feindschaft gegen die Bolschewisten — ein ebensolcher Bolschewik, der Mörder von Ministern und dem Onkel des Zaren, den man trotz allem am besten doch gehängt hätte.

Ssawinkow begibt sich in das Zentrum, und dort, im Herzen der bolschewistischen Macht, nimmt er seine alte Tätigkeit als Verschwörer wieder auf. Für ihn, der die erfahrenen zaristischen Gendarmen getäuscht hat, ist es kinderleicht, die



Paul Klee, Lektüre auf dem Bett.
Zeichnung. (Mit Genehmigung des Goltz-Verlages, München.)

junge bolschewistische Polizei zum Narren zu halten. Eine ebenso blutdürstige wie unerfahrene Polizei, die es versteht, die von ihr Arretierten zu töten, meist aber nicht diejenigen festnimmt, auf die es ankommt. Ssawinkow tritt in engste Beziehungen zu allen antibolschewistischen Organisationen, gleichviel welcher politischen Richtung, wenn sie nur bereit sind, gegen die Bolschewiken loszuschlagen (von denen es damals in Moskau wimmelte). Er wird finanziell von der Entente-Vertretung, die sich damals noch in Moskau aufhielt, unterstützt und organisiert eine Abteilung von Verschwörern wie in der guten alten Zeit. Die Bolschewisten setzen einen großen Preis auf den Kopf Ssawinkows; er hält sich ständig in Moskau auf, immer begleitet von seinem Adjutanten, dem Kornett Klepikoff, man sieht ihn häufig, aber man kann seiner nicht habhaft werden. Einmal stoßen sie mit einer Gruppe von sechs bewaffneten Matrosen zusammen. Drei erschießen sie, die übrigen entfliehen, doch Ssawinkow ist mit seinem Freunde verschwunden, bevor andere herbeikommen. Zufällig trifft Ssawinkow auf der Straße mit dem Volkskommissar Lunatscharskij zusammen, mit dem er seit zwanzig Jahren bekannt ist;

Ssawinkow greift nach dem Revolver, aber Lunatscharskij zieht es vor, ihn nicht zu erkennen und geht vorüber. Wie er sich bei einem Friseur rasieren läßt, erblickt Ssawinkow auf dem Nachbarstuhl einen alten Freund, den jetzt zu seinem Todfeind gewordenen Chef der furchtbaren bolschewistischen Organisation der „Tscheka", Manuilskij. Aber Manuilskij, der weiß, daß Ssawinkow nicht gewohnt ist, sich zu ergeben, und daß Ssawinkows Kugel seinen Kopf zuerst treffen wird, erhebt sich, zahlt und geht hinaus.

Im Juli 1918 organisiert eine bewaffnete Gruppe in Jaroslawl plötzlich einen antibolschewistischen Aufstand, tötet die lokalen bolschewistischen Führer und reißt die Macht über die Stadt an sich. Das gleiche ereignet sich mit den Städten Rybinsk und Murom. Der Aufstand ist von Ssawinkow organisiert, der heimlich eine Gruppe seiner Leute in der Stadt gesammelt hatte. Jaroslawl ist eine große Stadt nicht weit von Moskau, und die Bolschewisten setzen alles daran, den Aufstand zu unterdrücken. Aber das gelingt ihnen nicht; der Kampf zieht sich achtzehn Tage hin. Nun lassen die Bolschewisten giftige Gase auf die schon halb vom Erdboden weggelöschte Stadt los, und diese entscheiden das Schicksal der Stadt. Ssawinkow entkommt mit einigen seiner Helfershelfer, die übrigen ergeben sich, um nicht in die Hände der „Tschekisten" zu fallen, . . . dem deutschen Offizier von Balk, dem ältesten einer Gruppe in Jaroslawl internierter Gefangener.

Im August findet das Attentat auf Lenin statt, auf den die Anarchistin Fanni Roid einen Schuß abgibt. Die Bolschewisten erlassen eine offizielle Erklärung, daß nachweisbar der Organisator dieses Attentats Ssawinkow war.

Im September bemächtigen sich die ehemaligen tschechoslowakischen Gefangenen, die auf russischem Territorium eine besondere Legion zum Kampf gegen Oesterreich gebildet und sich im Gebiet der Wolga installiert hatten, — unzufrieden mit dem Brest-Litowsker Frieden — der großen Städte der Gegend und erklären den Bolschewisten den Krieg. Jetzt ist es dokumentarisch erwiesen, daß bei der Besetzung der größten Wolgastadt, Kasan, Ssawinkow eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er tritt als gemeiner Soldat in die Kavallerieabteilung eines antibolschewistischen Regiments ein, dieses durchdringt die bolschewistische Front und richtet in deren Rücken das größte Unheil an: sprengt Brücken, vernichtet Depots und Munitionslager, beschießt Züge usw. — Die Bolschewiken aber vertreiben alle ihre Feinde.

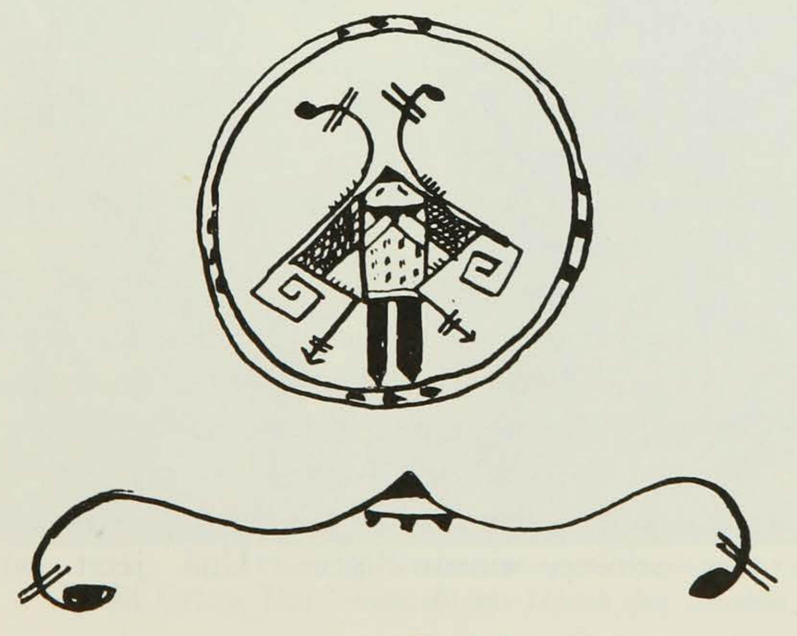
Der Weltkrieg wurde beendigt, und 1919 ist Ssawinkow in Paris; er ist der Gesandte der antibolschewistischen Organisation und ist bemüht, die Entente dazu zu überreden, daß sie das freigewordene Heer zum Kampf gegen die Bolsche wisten nach Rußland entsende. Der darauffolgende Einzug einer Interventions armee in Rußland, der den Bürgerkrieg außerordentlich verschärfte, ist sein Werk.

Im Sommer 1920 bricht zwischen Sowjetrußland und Polen Krieg aus. Da es sich um einen Kampf gegen die Bolschewisten handelt, kann Ssawinkow dabei nicht fehlen. Ungeachtet dessen, daß es sich um Polen, den unversöhnlichen Feind Rußlands handelt, organisiert der Patriot Ssawinkow in blindem Haß seine nicht unbedeutenden Detachements und erhält seinen Teil an der Front; nach seiner Meinung darf man im Kampf gegen die Bolschewisten sich selbst mit den Feinden seines Vaterlandes verbünden. Er treibt die Sowjetregimenter in die Flucht; die in seine Hände geratenden Bolschewisten läßt er mitleidslos hinrichten, die einfachen Soldaten dagegen gehen gern auf seine Seite über. Er selbst kämpft während der Schlachten wie jeder gemeine Soldat. Der Krieg endigt mit der Niederlage der Sowjetarmee, und die Bolschewisten bieten den Polen einen für diese günstigen

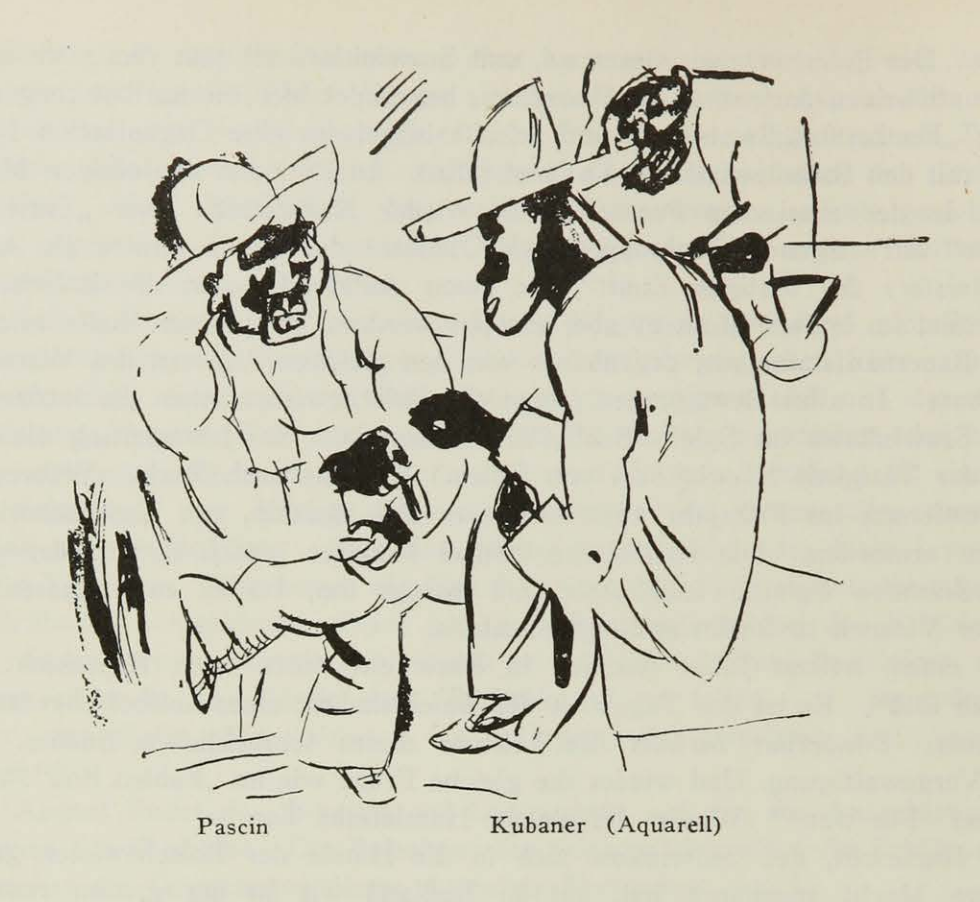
Frieden. Die Polen nehmen diesen an, und Ssawinkow, der sein Ziel nicht erreicht hat, nimmt seinen Aufenthalt in Warschau, begründet hier die antibolschewistische Zeitung „Freiheit" („Swaboda") und schafft insgeheim eine Organisation für den Kampf mit den Bolschewisten in Rußland selbst. In Perioden von einigen Monaten tauchen in der russischen Presse immer wieder Nachrichten über „Ssawinkow-Prozesse" auf: irgendwo entpuppen sich Offiziere der Roten Armee als Agenten des „Meisters der blutigen Zunft", die einen Aufstand gegen die Bolschewisten vorbereiten, im letzten Moment aber ertappt werden; an anderer Stelle bricht ein großer Bauernaufstand aus, organisiert von den gleichen Agenten des Warschauer Redakteurs. In allen Bewegungen gegen die Bolschewisten sehen die letzteren die Hände Ssawinkows im Spiel. Schließlich forderte die Sowjetregierung die Liquidation der Tätigkeit Ssawinkows von Polen. Er geht nach Paris. Während der Genuakonferenz im Frühjahr 1922 begibt er sich dorthin, um Tschitscherin und Joffe zu ermorden. Die italienische Polizei bemerkt jedoch den in der ganzen Welt bekannten Bolschewistenhasser und zwingt ihn, Italien zu verlassen. Ein ähnlicher Versuch in Berlin mißlingt ebenfalls.

Vor einem halben Jahre erschien in Paris ein neues Buch Ropschins: „Das schwarze Roß". Es ist das Tagebuch des Befehlshabers eines antibolschewistischen Regiments. Sonderbar berührt die Lektüre dieses schrecklichen Buches. Blut, Mord, Vergewaltigung. Und wieder die gleiche Frage wie im „Fahlen Roß": „Wozu das alles? Für wen?" Wieder der gleiche Hamletsche Ton. —

Die Nachricht, daß Ssawinkow sich in die Hände der Bolschewisten gegeben und ihre Macht anerkannt hat, hat in Rußland wie in der großen russischen Emigration wie eine platzende Bombe gewirkt. Die Bolschewisten haben allen Grund zu triumphieren, und nicht ohne tiefe Berechtigung haben sie, die Tausende der Helfer dieses Dämons hingerichtet haben, effektvoll ihm selbst das Leben geschenkt! Was ist in der Seele dieses für ein Volk verhängnisvollen Menschen vorgegangen? War er bis heute ein Held Dumas', so hat von nun an Dostojewski ein Recht auf ihn. Unverständlich bleibt für den Westeuropäer die Seele des russischen Menschen!



Zeichnung der Hopi-Indianer



Pascin Kubaner (Aquarell)

HANA-KO

(FRÄULEIN HANA)

Japanische Farce

Der Herr: Kwaja, bist du da, hm?
Kwaja: Hier bin ich.

Der Herr: Es ist schon einige Zeit her, daß ich nicht mehr bei Fräulein Hana gewesen bin; sie wird sich fragen, ob meine Gefühle für sie noch dieselben sind.

Kwaja: Das ist wahr.

Der Herr: Ich möchte also heute abend zu ihr gehen und bei dieser Gelegenheit dich um einen Dienst bitten. Wirst du es tun?

Kwaja: O, Sie sprechen ja plötzlich ganz anders mit mir! Gewiß, Sie können ganz über mich verfügen.

Der Herr: Das höre ich gern; ich will dir kurz sagen, um was es sich handelt. Um meine Freiheit wieder zu bekommen, habe ich die Berggöttin[1]) betrogen. Ich sagte ihr unter anderem, daß ich mich sieben Tage lang der sitzenden Betrachtungsweise hingeben würde, und daß sie sich während dieser Zeit nicht blicken lassen dürfe. Ich habe ihr noch alles mögliche andere vorgelogen. Es wurde ihr sehr schwer, einzuwilligen. Und jetzt will ich also

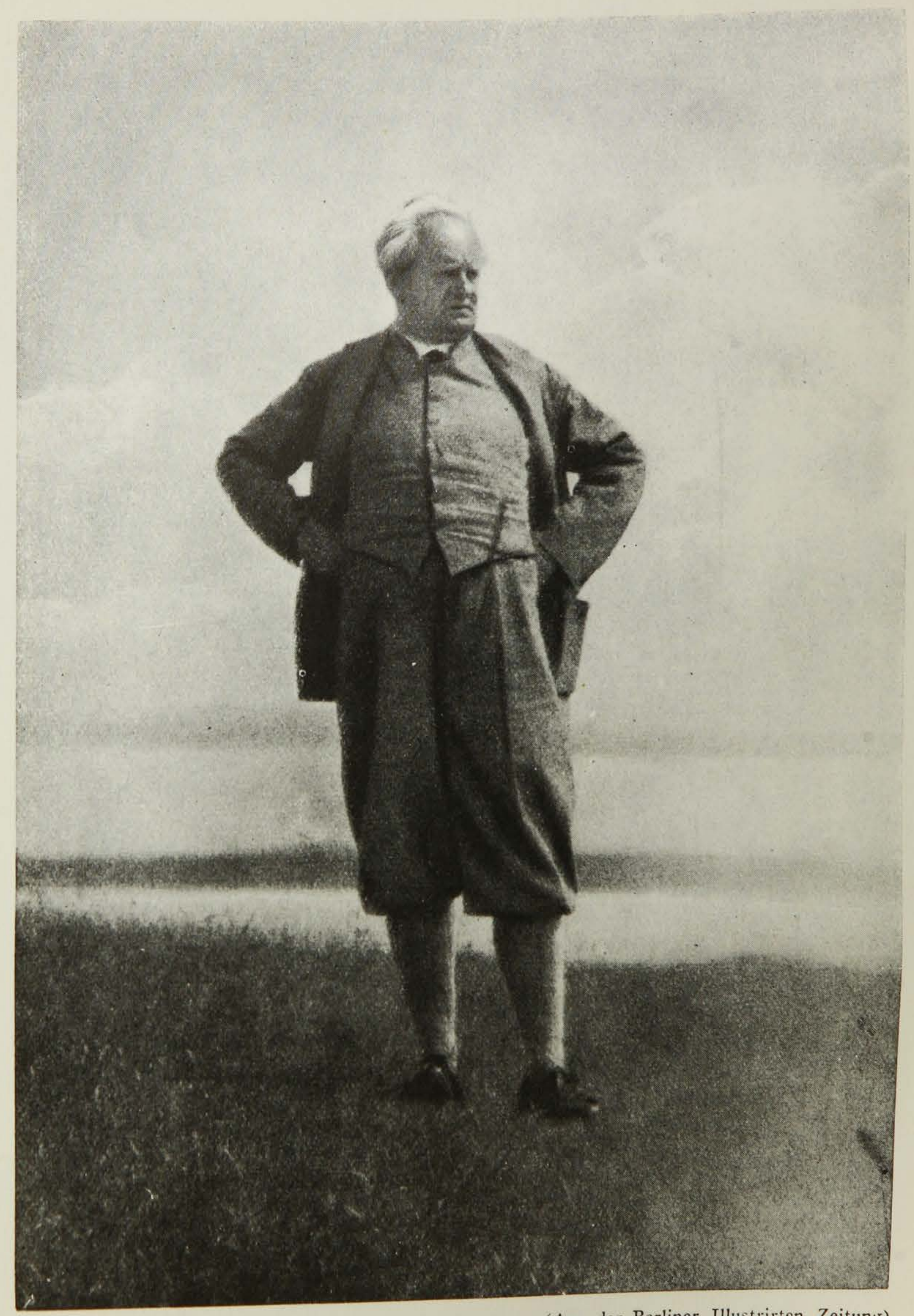
---

[1]) Seine Frau, die er so bezeichnet.



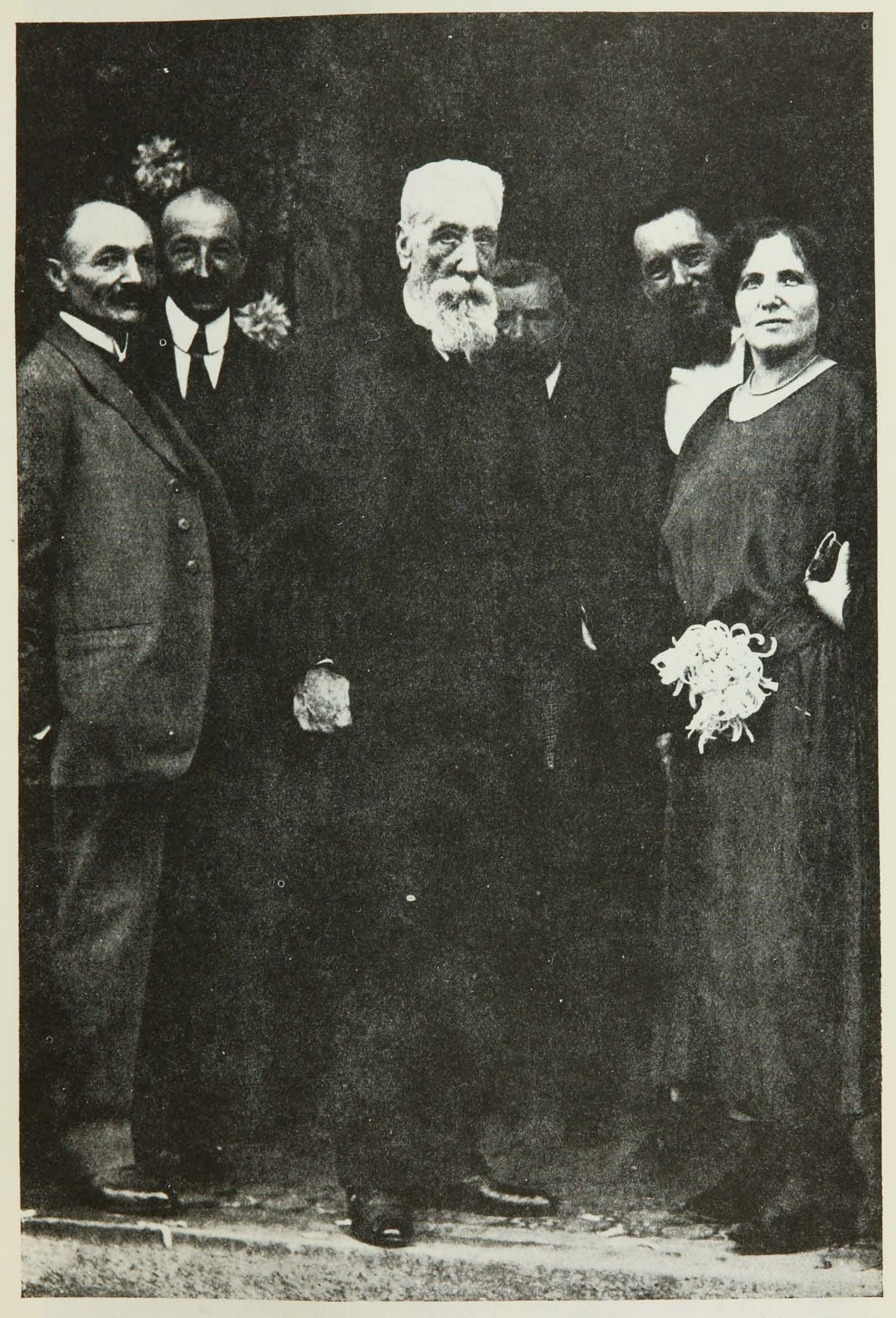
(Photo: A. V. Amsterdamsche Kunsthandel Paul Cassirer & Co.

El Greco, Das Gastmahl im Hause des Simeon



(Aus der Berliner Illustrirten Zeitung)

Gerhart Hauptmann auf Hiddensee



Anatole France am Tage seiner Hochzeit (Photo Bonney)



(Photo Galerie Flechtheim)
Alfred Sisley, Hampton Court (Oelg.)

Ruder-Regatta in Henley

(Photo Galerie Flechtheim)

Claude Monet, Die Terrasse. Oelgemälde. 1881

(Photo Bonney)

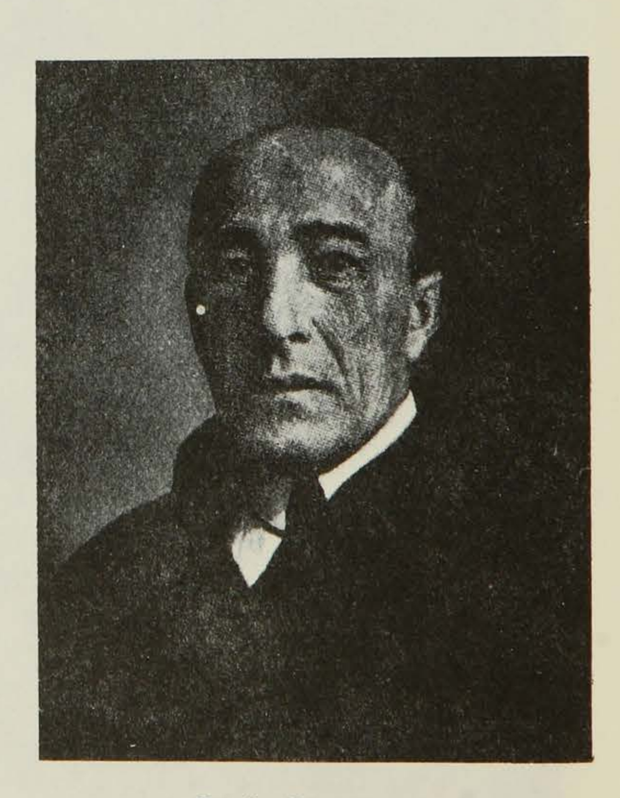
Der Garten im Frühjahr

(Photo Bonney)

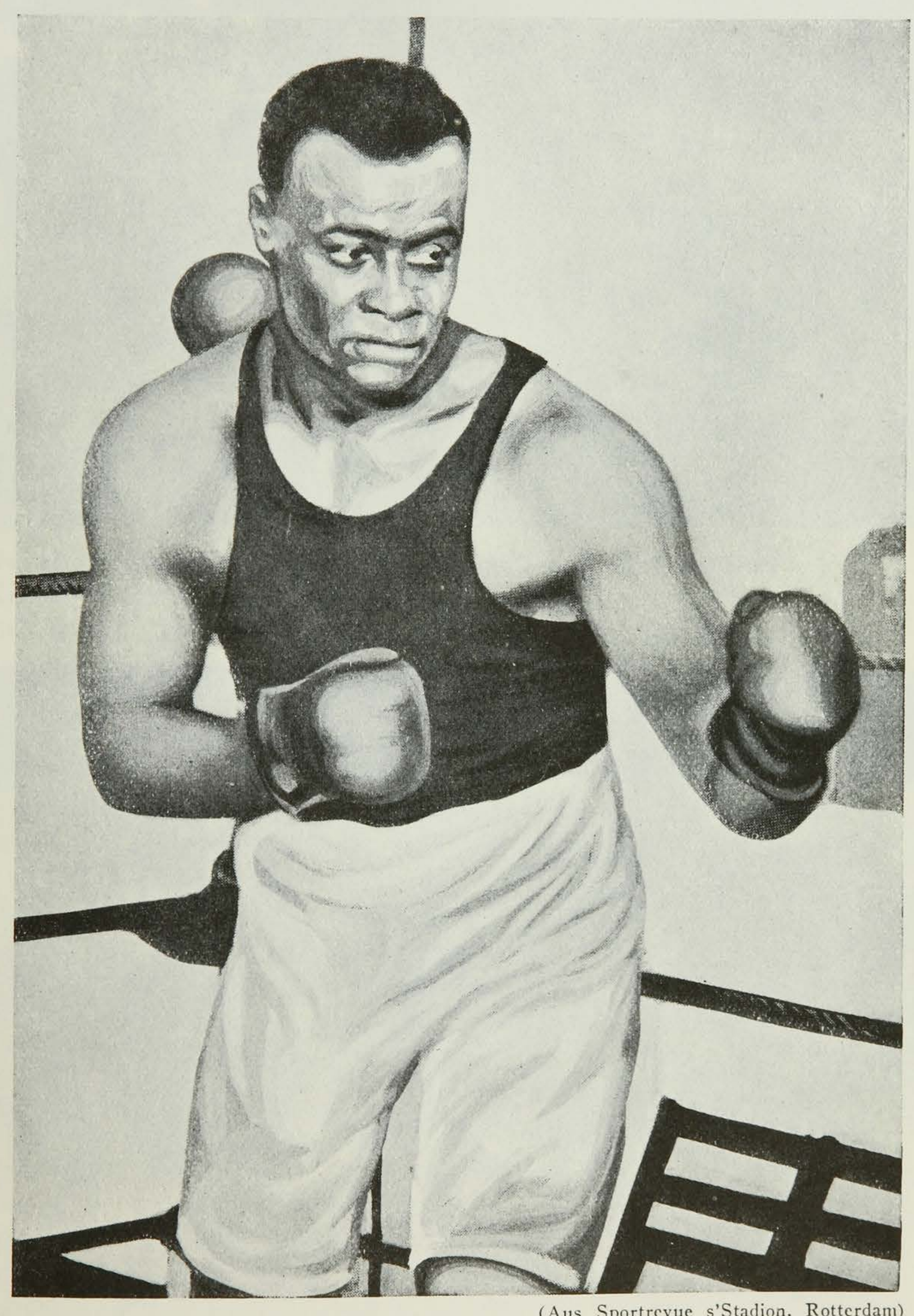
Anatole Frances Haus »La Bechellerie« bei Tours



Herr und Frau Emil Flechtheim
in Wildungen 1923



Boris Ssawinkow



(Aus Sportrevue s'Stadion, Rotterdam)

Harry Wills, der „Braune Panther"



Die Gertrud-Hoffman-Girls bei einer Fechtübung im Freien



(Photo Riebicke, Charlottenburg)

Schwedische Soldaten im Schnee

zu Fräulein Hana und mir von ihr die Falten, die ich in der letzten Zeit bekommen habe, wieder wegstreichen lassen. Du aber sollst dich bis über den Kopf in diese Decke des Nachdenkens hüllen und mußt bis zu meiner Rückkehr in dieser nachdenkenden Stellung bleiben. Wenn die Berggöttin kommt, und was sie auch sagen mag, beschränke dich darauf, den Kopf in dieser Verkleidung hin und her zu bewegen, und sag' kein Wort. Vor allen Dingen mach' es gut, damit sie nichts merkt. Ich bitte dich sehr um diese Gefälligkeit.

Kwaja: Ich werde in die schrecklichste Verlegenheit kommen; wenn die Sache herauskommt, wird mich die gnädige Frau zu Tode prügeln lassen; daher ist es doch wirklich unmöglich.

Der Herr: Was! Es ist unmöglich, sagst du? Dann hast du also keine Furcht vor mir, sondern vor der gnädigen Frau? Komm', stell' dich hierher, ich will dir den Kopf abschneiden und ihn in die Luft werfen.

Kwaja: Ach! Hören Sie mich an! Ich fürchte den Herrn ganz gewiß mehr als die gnädige Frau. Ich will alles tun, was Sie von mir verlangen.

Der Herr: Ist das auch wirklich wahr?

Kwaja: Ganz bestimmt, ich lüge nicht.

Der Herr: Ich bin zufrieden mit dir, geh' also. Ich habe dir dies nur gesagt, um dich zu erschrecken. Und weil ich allzu große Lust habe, Fräulein Hana zu besuchen. Ich vertraue dir also ganz in dieser Beziehung! Los! Versuche, dir diese Decke des Nachdenkens um den Kopf zu legen. Ich muß sehen, wie du aussiehst. Großartig, einfach großartig! Gut, ich gehe nun fort und komme bald wieder. Leb wohl! Auf Wiedersehen! Ich komme bald zurück!

Kwaja: Herr, gnädiger Herr, bitte, kommen Sie bald zurück!

Der Herr: Ruhe, reg' dich nicht auf.

Kwaja: Es ist wohl eine große Freiheit, die ich mir herausnehme, aber würden Sie wohl die Güte haben, wenn Sie bei Fräulein Hana sind, und ihr sagen, daß ich dem roten Pflaumenbaum vor ihrem Hause eine Botschaft anvertraut habe.

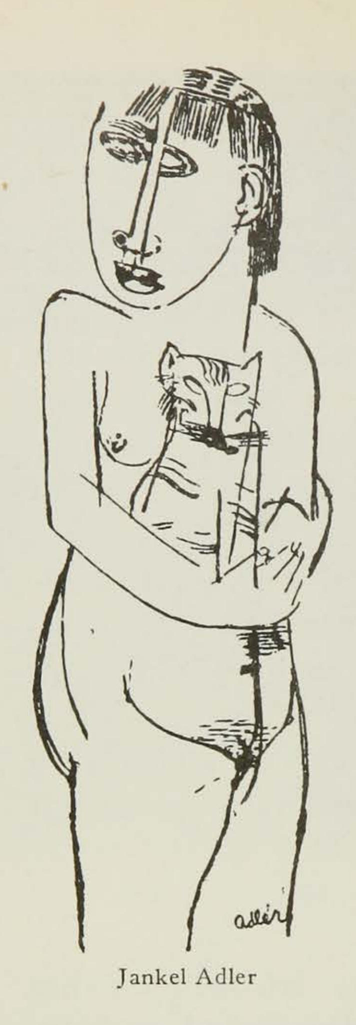
Der Herr: Wahrhaftig, das ist gut, das ist ausgezeichnet! Das nächste Mal nehme ich dich mit und zeige dir den Pflaumenbaum, damit du dich freust.

Kwaja: O, ich bin Ihnen so dankbar.

Der Herr: Ach! Ich bin sehr zufrieden und will nun schnell zu Fräulein Hana gehen. (Er geht in den Kagami no ma zurück.)[1])

*

[1]) Spiegelzimmer, Foyer der Schauspieler.


Jankel Adler

Die Frau: Mein Mann bat mich um seine Freiheit, weil er, wie er sagte, sich sieben Tage lang der sitzenden Betrachtungsweise hingeben wolle. Er darf weder warmes noch kaltes Wasser trinken, und das scheint mir doch zu übertrieben. Er hat mir zwar gesagt, daß selbst ich während seiner Betrachtung nicht zu ihm kommen dürfe, aber das kann man unmöglich aushalten. Ich will nur im Vorübergehen ein wenig sehen, wie es um ihn steht. (Sie kommt näher.) Na nu, na nu! Er hat die Decke des Nachdenkens um den Kopf gelegt; das muß doch unbehaglich sein. Sag' doch etwas, sprich doch! Du bist so jung und machst sutra? Das ist doch kein Leben, wenn man sich kasteit. Willst du nicht eine Kleinigkeit zu dir nehmen? Ach, es ist schrecklich, er sagt nichts, er bewegt nur den Kopf. Das kann dir doch nicht angenehm sein. O, nimm' doch diese Decke weg! — Was auch kommen mag, ich hebe sie hoch!

Kwaja: O, welch ein Unglück, welch Unglück! Seien Sie so gut und verzeihen Sie mir!

Die Frau: Wahrhaftig, ich dachte, es sei mein Mann. Was machst du da? O, ich bin außer mir. Wo ist der Herr hingegangen? Sprich! Wenn du es nicht sagst, lasse ich dich totschlagen!

Kwaja: Ach Gott, ach Gott, ich werde es Ihnen sagen. Das Leben geht mir über alles! Ich sag' es, ich sag' es!

Die Frau: Sag' es sofort! Sofort sagst du es! Wie bin ich böse, wie bin ich böse!

Kwaja: Weil der Herr zu Fräulein Hana gehen wollte — — —

Die Frau: Ah, auch du, auch du nennst sie „Fräulein"?

Kwaja: Nein! Er ist zu dieser Dirne Hana gegangen; er wollte, daß ich mir diese Decke über den Kopf legte; ich versuchte auf alle mögliche Weise zu entkommen, aber er hat seinen Säbel gezogen und gedroht, mich zu töten. Hätte ich es verweigert, er würde mich auf der Stelle getötet haben. Ich konnte nicht anders, und deshalb bin ich hier. Ich bin nicht der Anstifter gewesen, und nun seien Sie so gütig und schonen Sie mein Leben. (Er weint.)

Die Frau: Nun höre einmal, du sagst, du hast dich geweigert, aber er hat dich mit dem Tode bedroht, so daß du nicht anders gekonnt hast.

Kwaja: Ja, ja, das stimmt.

Die Frau: Das kommt mir auch sehr wahrscheinlich vor. Nun habe auch ich dich etwas zu fragen. Willigst du ein?

Kwaja: Sie haben nur zu befehlen. Um der gnädigen Frau zu dienen, gebe ich mein Leben hin.

Die Frau: O, das freut mich, dann lege diese Decke des Nachdenkens um meinen Kopf und mache mich so zurecht, wie du es warst.

Kwaja: O, Sie verlangen Schreckliches von mir. Der Herr wird mich töten, wenn er kommt. Deshalb wollen Sie mich gütigst entschuldigen.

Die Frau: Du Schelm, du hast Furcht vor dem Herrn und keine vor mir? Ich werde dich totschlagen lassen.

Kwaja: O, mein Gott, ich lege die Decke um Sie, ich lege sie Ihnen um! Das Leben geht vor! Ich mache Sie zurecht.

Die Frau: Gut, gut, mach' schnell! Nun, Kwaja, sehe ich dem Herrn sehr ähnlich?

Kwaja: Ganz und gar, als ob's der Herr wäre.

Die Frau: Ich bin zufrieden mit dir. Geh' jetzt zu meiner Tante in die obere Stadt, ich werde nach dir schicken lassen, wenn des Herrn Laune danach ist. Mach schnell.

Kwaja: Schicken Sie mir jemanden, wenn der Augenblick günstig ist. Ach, es wird mir Schreckliches passieren! Ich gehe also in die obere Stadt.

*

Der Herr. (Er tritt singend ein. Er hat einen Kosode[1]) über seinen Anzug geworfen, die Haare sind in Unordnung.)

Sie öffnet den Gürtel von Seide und Samt
Und wir sind glücklich zusammen!
Mein Herz bewegt sich wie
Die Zweige der Weide im Wind.
Kann ich's wohl jemals vergessen?
Sie mußte mich ja von weit her
Zurück ins Leben führen.
Und wenn ich mich umwende,
Um sie noch einmal zu sehen,
Erblick' ich nur den schmalen Mond.
O, groß ist meine Trauer!

Sieh da, ich bin so zufrieden, daß ich mit mir selbst spreche. Taro Kwaja wird mich mit Ungeduld erwarten. So, ich will hineingehen

[1]) Seidener, wattierter Ueberzieher.

und ihm eine Freude machen. Ach ja, ach ja, ich möchte Herr über viele Menschen sein! Er hält sich gut, genau wie ich es ihm sagte. Hallo! Taro Kwaja! Sieh mal, ich bin wieder da, hallo! Warum sprichst du nicht? Du bist gewiß müde. Aber freue du dich trotz alledem auch. Als ich sie sah, warst du das Erste, von dem sie sprach. Aber jetzt muß ich dir erzählen, wie alles verlaufen ist. Als ich zuerst bei ihr dort unten ankam, war alles sehr still, was mich wunderte; ich kam leise näher und lauschte, was drinnen vorging, ich hörte Fräulein Hana singen:

„Wenn das Licht der Lampe verlöscht,
Traurig und einsam die Stunde ist,
Kommt dann wohl mein Herr?"

Ich fand das reizend. Ich pochte, poch poch, an die Tür im Winkel. Dann sang sie von neuem:

„Wer klopft an die verborgene Tür
Zu dieser späten Stunde,
Die meiner Tugend schadet? Es ist der Kirigisu.[1])

Dann sang ich ihr meine Antwort:

„Wer steht wohl in der Nacht
Im Regen naß vor Eurer Tür?
Ihr fragt, wer's sei. Erwartet Ihr denn zwei?"

Dann kam Fräulein Hana heraus, nahm mich bei der Hand, führte mich in das Zimmer und sagte zu mir: „O, wie freundlich von Ihnen, daß Sie bei diesem Regen gekommen sind." Und sie gab mir ein bequemes Gewand. Zwischen unseren Plaudereien, unseren Tänzen, Liedern und Vergnügungen stieß plötzlich der Rabe seinen morgendlichen Schrei aus. Mir war, als ob erst die Hälfte der Zeit vergangen war, und schon sang der Rabe sein Morgenlied! Als ich ihr sagte, nun müsse ich Abschied nehmen, antwortete mir Fräulein Hana:

„Hier gibt's einen Busch im Schatten der Berge,
Da singt stets ein Rabe in Mondscheinnächten.
Schließt zu und geht zu Bett, die Nacht ist erst halb um."

Ich erwiderte ihr, daß sie ohne Zweifel recht hätte, daß aber der Morgen dämmerte, die Leute mich sehen könnten, und ich nun fort müsse.

---

[1]) Art Meise.

Dann fragte sie, wann ich wohl wiederkäme, und fügte hinzu, daß ich wohl große Sehnsucht nach der Berggöttin hätte. Und in einem Lied beschrieb ich ihr das Aussehen der Berggöttin:

„Seh' ich die Frauen anderer Männer und
Betrachte dann die meine, muß ich sagen,
Daß sie aussieht wie'n bemooster alter Affe,
Aus den tiefsten Bergen kommend,
Aufgeweicht vom vielen Regen."

Sie lachte laut auf. Dann ist dieser Kosode ein Andenken an Fräulein Hana. Die Berggöttin darf's nicht wissen. Ich brauche ihn nur abzuwerfen; ich gebe ihn dir, aber paß auf, daß die Berggöttin nichts merkt. Nimm die Decke des Nachdenkens ab, ich will wieder deinen Platz einnehmen. (Er hebt die Decke hoch.)

Die Frau: Nun! Die Berggöttin soll ihn nicht sehen, sagst du? Ach, das ist also deine berühmte sitzende Betrachtungsweise!

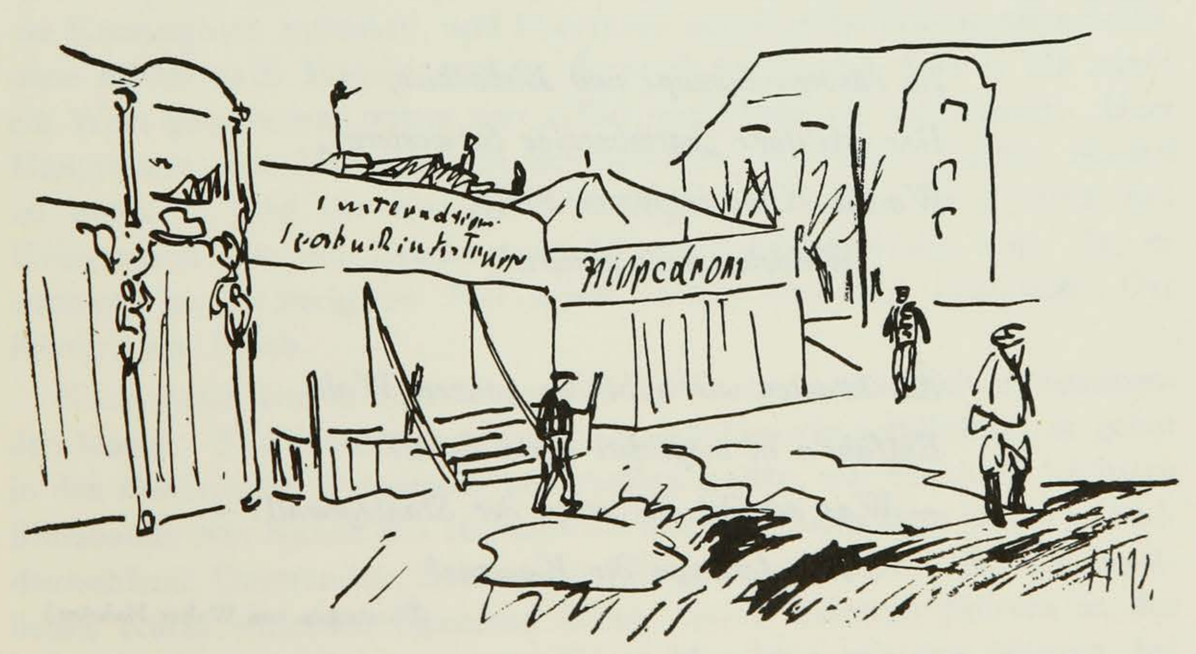
Der Herr: O, was ist das?

Die Frau: Du wirst dir denken können, daß ich unversöhnlich bin!

Der Herr: Beruhige dich, verzeihe mir! Verzeihe mir!

Die Frau: Du glaubst, du kannst nur einfach weglaufen, du irrst. (Verfolgung.)

Nach der französischen Uebersetzung von Noel Péri in «Japon et Extrême-Orient».



H. M. Pechstein

KASERNE UND WALD

Von

JEAN POTTIER*)

Ich wollt' im Fontainebleau'er Wald
Auskosten ganz die Atmosphäre.
Doch dieser liebliche Aufenthalt
Wimmelt vom Militäre.

Zwischen Granitstein und Geäst
Ums Morgenrot der Herr Trompeter
Erweckt die Vögel in ihrem Nest
Mit dröhnendem Gezeter.

Das Schweigen breitet seinen Samt
Bis in die tiefsten Schluchten drüben;
Da müssen die Tambours sich gerade, verdammt!
Im Trommelwirbel üben!

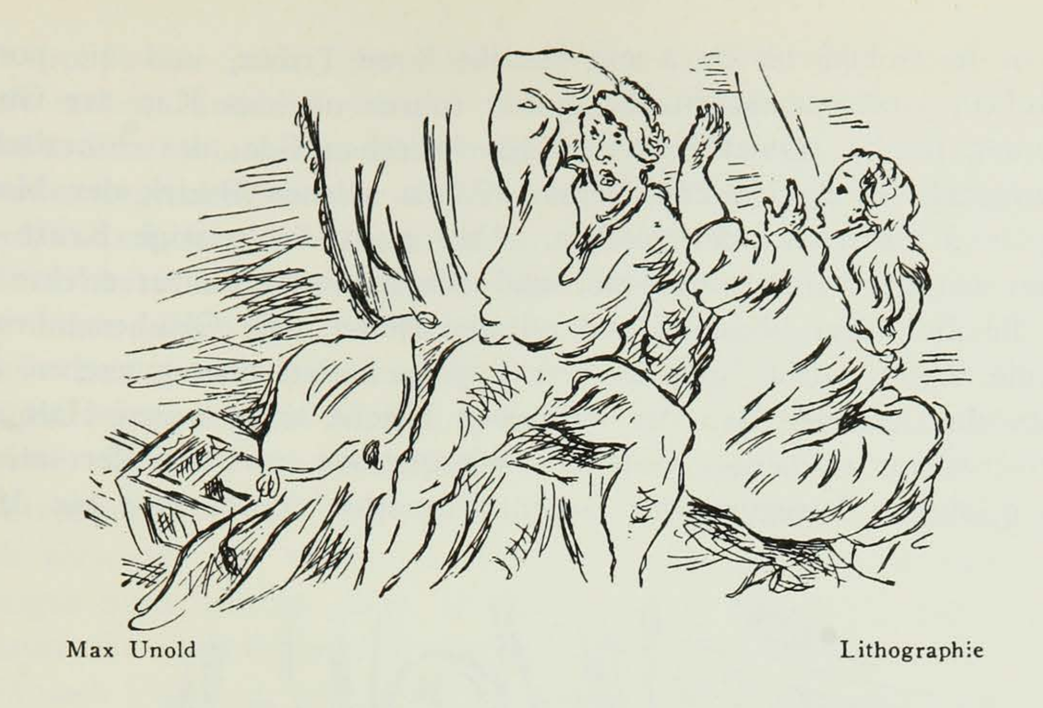
Es dünsten Schnaps und Liebe hier,
Des Militärs „barmherzige Schwestern",
Wo die Kühe in ihrem Revier
Weideten noch gestern!

Ach könnten wir nicht den ganzen Wald
Entführ'n in möglichst weite Ferne?
— Was schadet das schon der Staatsgewalt! —
Nur fort von der Kaserne!

(Übertragen von Walter Mehring.)

---

*) Aus „Französische Revolutionslieder" im Malik-Verlag.



Max Unold Lithographie

ALONSO DE CONTRERAS
LEBEN, TATEN UND ABENTEUER

Von

OTTO FISCHER

Im Jahre 1625 lud der Dichter Lope de Vega den Hauptmann Alonso de Contreras in sein Haus in Madrid. Contreras hatte vier Kompagnien befehligt, die auf den Galeeren von Genua Dienst tun sollten und in Lissabon ihre Einschiffung erwarteten — plötzlich wurden die Truppen beurlaubt, die Kompagnien entlassen, und Contreras kehrte ohne Dienst, ohne Stelle, ohne Mittel nach Madrid zurück. Lope de Vega, mit dem er nie zuvor ein Wort gesprochen, stellte ihm sofort sein Haus zur Verfügung: „Herr Hauptmann, mit Männern wie Sie hat man die Pflicht, seinen Mantel zu teilen.“ Und der Dichter beherbergte, bewirtete, ja kleidete den Kriegsmann wie ein Bruder und Kamerad acht Monate lang. Ja, er widmete im Zwanzigsten Teil seiner Werke ihm eine Komödie: Der König ohne Reich.

Noch stand damals Spanien auf der Höhe einer die Welt umspannenden Macht. Sein König war Alleinherr der iberischen Halbinsel, er gebot in den flandrischen Provinzen, beherrschte Italien, war durch die nächsten Blutsbande dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, dem Herrn in Süddeutschland, Oesterreich, Böhmen und Ungarn verknüpft. Bei der päpstlichen Kurie entschied Spaniens Wort. Seine Galeeren führten in der Levante mit den Türken, an der Küste Marokkos mit den Mauren, bei den westindischen Inseln mit England und Holland Krieg. Dem König

sandten die Goldländer Peru und Mexiko ihren Tribut, und die portugiesischen, jetzt spanischen Karavellen fuhren um das Kap der Guten Hoffnung in die fernen Kolonien des indischen Goa, des chinesischen Makao nach Spezereien und Perlen. Einen solchen Bezirk der Macht hatte die Erde noch nicht gesehen. Aber auch die geistige Kraft der Nation war groß und umfassend, und die spanische Kultur erlebte damals die Zeit ihrer höchsten und reifsten Blüte. Die Glaubensinbrunst und die Willenszucht Ignatius von Loyolas hatten dem morschen und bereits sich lösenden Bau der römischen Kirche einen neuen Halt und ein unerwartet stählernes Gefüge wiedergegeben, und mit der universalen geistigen Bewegung der Gegenreformation flutete eine bis dahin



Max Unold Lithographie

fremde, zerknirschende und berauschende Frömmigkeit aus Spanien, dem Lande der heiligen Teresa, über das ganze katholische Europa. Der kastilische Geist, eine stolze, glühende, streng sich selber bezwingende Männlichkeit, verband sich damals in der Harmonie des Schaffens mit der weichen und üppigen Phantasiefülle des Südens: es dichteten unter vielen Genossen Cervantes, Calderon und Lope, es malten der Grieche Theotokopuli, Zurbaran, Ribera, Velasquez und Murillo. Alle Gaben, welche die Natur diesem leidenschaftlichen und strengen Volke geschenkt, kamen damals zu ihrer letzten und vollkommensten Entfaltung.

Aber nicht bloß die Künstler und Dichter, nicht die Könige, Staatsmänner und Priester allein wirkten zusammen zu diesem Gebäude spanischer Macht und Blüte, im Grunde emporgetragen wurde es von der Manneskraft eines in Entbehrungen großen und in feuriger Tapferkeit unüberwindlichen Volkes von Kriegern, Seefahrern und Abenteurern.

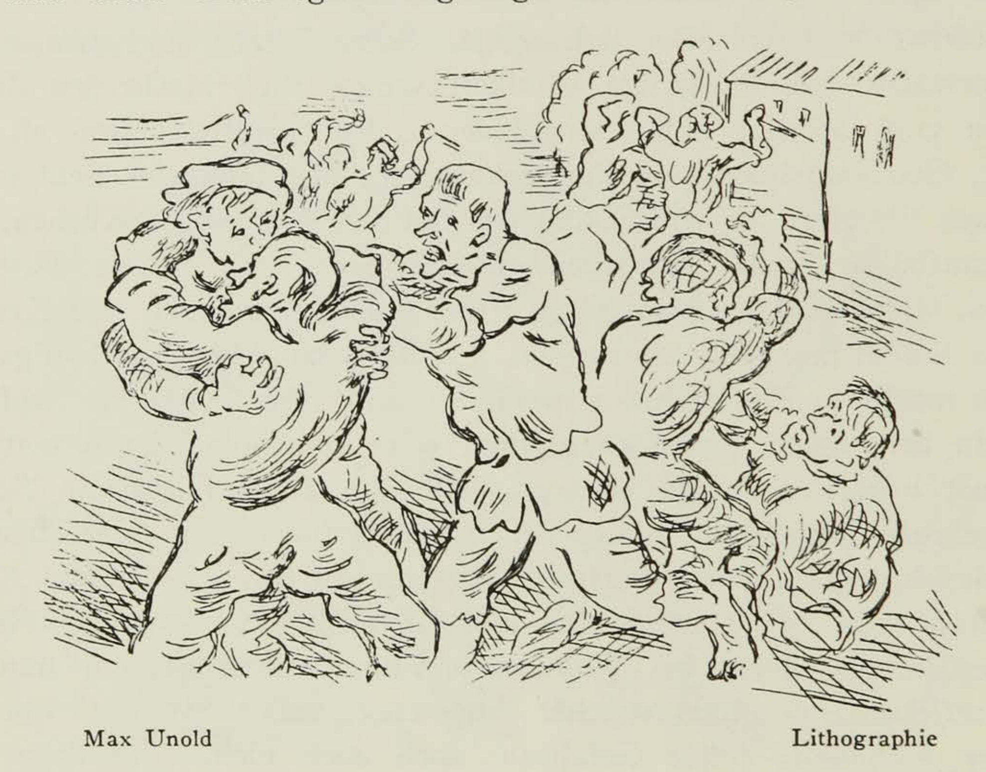
Der spanische Soldat, der Kapitän des spanischen Königs, haben die Welt erobert und die endlosen Kriege dieses Weltreichs geführt. Der prachtvollste, von Leben sprühende Vertreter dieses Kriegertums, dieses Abenteurergeschlechts war Alonso de Contreras. Er hatte gelebt und lebte, was Lope de Vega dichtete, und die Freundschaft der beiden Männer hatte wohl ihren tiefen Sinn. Seine bunten Schicksale und Abenteuer mögen dem Dichter einen unendlichen Stoff von Bildern und Erlebnissen geschenkt haben. Er gab dem Krieger zum Kunstwerk gesteigert sein Schicksal zurück, indem er das Lustspiel ihm widmete, das er einer Episode aus Contreras' Leben verdankte.

Contreras verdankt alles sich selbst. Seine Eltern sind arm, er ist früh verwaist. Die unbändige Wildheit seines Bluts macht den Zwölfjährigen zum Mörder eines Mitschülers. Er schüttelt dies ab wie Wasser, Gewissensbisse sind ihm unbekannt. Mit Dreizehn zieht er ins Feld nach Flandern, er will Soldat werden und beginnt als Küchenjunge seine Laufbahn. Soldat geworden, desertiert er nach Italien. Palermo, Messina, Malta sind der Schauplatz seiner ersten Abenteuer. Als Knappe, bald als Soldat des Johanniterordens und des spanischen Vizekönigs von Sizilien macht er Beutefahrten in die Levante, ihn fesselt die Seefahrt, und sein helläugiger praktischer Sinn, seine unbändige Tapferkeit und Tatenlust bringen es bald so weit, daß ihm als Kapitän ein Schiff, bald mehrere Schiffe zu immer neuen Erkundungs- und Beutezügen in die türkischen Gewässer anvertraut werden. An den Küsten von Algier und Tunis, von Aegypten, Syrien und Kleinasien, zwischen den Inseln des Aegäischen Meers bis Saloniki und um Morea beginnt nun ein Seefahrerleben voll phantastischer Abenteuer, voller Streiche von unerhörter Kühnheit, voller Gefahren, doch auch nicht ohne Züge von schöner Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Großmut. Die reiche Beute, die Contreras heimbringt, wird in Sizilien, in Malta rasch mit den Dirnen verjubelt.

Endlich fällt es ihm ein, nach Madrid heimzukehren, um nach zehn Jahren seine Mutter, seine Geschwister wiederzusehen. Als frischbestallter Fähnrich hebt er in Ecija eine Kompagnie aus, auf dem Marsch nach Portugal stößt sein Hauptmann zu ihr, dieser stellt Contreras' Mädchen nach, Contreras sticht ihn nieder, rechtfertigt sich in Madrid, zieht in Lissabon ein, wird aber mit den dort versammelten Truppen entlassen und kehrt wieder auf die sizilianischen Beutegaleeren zurück. Die unglückliche Landung und Schlacht bei Hammamet ist ihm ein tief niederschlagendes Erlebnis. Auf Sizilien heiratet er eine wohlhabende Witwe; da sie ihn nach kurzer, glücklicher Ehe mit einem Freund betrügt, macht er beide nieder und kehrt nach Spanien zurück. Eine weitere Enttäuschung bei Hofe, wo ihm eine Hauptmanns-

stelle versprochen, aber nicht erteilt wird, läßt den Gedanken, der Welt Lebewohl zu sagen, alsbald Entschluß und Verwirklichung werden. Contreras baut sich eine Einsiedelei und lebt als frommer Büßer am Abhang des Moncayo, in der Mitte Spaniens.

Hier nimmt sein Schicksal eine überraschende Wendung. Er wird verhaftet, nach Madrid geschleppt, gefoltert, da man ihn im falschen Verdacht hat, der heimliche König der aufständischen Morisken, d. h. der insgeheim dem alten Glauben anhängenden Nachkommen der einstigen maurischen Herren des Landes, zu sein. Durch unverzagte Standhaftigkeit und unter Lebensgefahr gelingt es Contreras, sich von dieser



Max Unold — Lithographie

Anklage zu reinigen. Mit der Anwartschaft auf eine Kompagnie in Flandern liegt er die nächsten Jahre in Brüssel und Cambrai in Garnison, zieht dann mitten durch das feindliche Frankreich nach Italien, um auf Malta als Waffenbruder in den Johanniterorden einzutreten. Nach Spanien zurückgekehrt, bringen ihn neue Händel wiederum in Konflikt mit der Justiz von Madrid. Er reist über Genua nach Rom, wird hier vergiftet, kommt nach Malta, von da wieder nach Spanien, wo er nun endlich die langersehnte Hauptmannschaft und Kompagnie erhält. Kaum trifft er bei dieser ein, so versucht ihn sein eigener Fähnrich und Vetter sogleich mit Gift aus dem Wege zu schaffen. Genesen, stößt Contreras in Cadiz zu der für die Flotte bestimmten Armee, nach langem Warten und widersprechenden Orders erhält er endlich Befehl, mit zwei Gallionen Portorico in Westindien zu entsetzen. Der geübte Seefahrer erreicht sein Ziel, bei San Domingo und Kuba gelingen ihm glückliche Treffen gegen Walter Raleigh, den englischen Freibeuter, er erbaut neue Schanz-

werke und kehrt ein Jahr nach der Ausfahrt in die Heimat zurück. Sein nächstes Unternehmen ist die Entsetzung und Verproviantierung der Festung La Mamora in Marokko, es gelingt so glänzend, daß Contreras dem König selber darüber berichten darf. Höfische Intrigen berauben ihn des Admiralspostens, den der König ihm verspricht, er nimmt von neuem Dienst als Hauptmann bei der Flotte und wird schließlich, wie schon berichtet, mit seinen Truppen entlassen.

Contreras denkt nun daran, aus seiner Eigenschaft als Waffenbruder der Johanniter Nutzen zu ziehen, er wird vom Vizekönig von Sizilien zum Statthalter einer kleinen Insel ernannt, erbaut und begabt dort eine Kirche und reist nach Rom, um kraft dieser Verdienste vom Papste selber eine Breve zu erzwingen, in dessen Befolgung der Orden in Malta in alle Würden der Ordensritter ihn einsetzt. In Rom tritt er dann in die Dienste des spanischen Botschafters Grafen Monterey, macht sich den vier spanischen Kardinälen, die Rom besuchen, nützlich und beginnt, Ende des Jahres 1630, die Aufzeichnung seiner Lebensschicksale. Der Graf wird Vizekönig von Neapel, Contreras übernimmt den Befehl der Leibwache. In Nola erlebt er alle Schrecken eines Ausbruchs des Vesuv, in Casales streitet er sich mit dem Erzbischof, in Aquila mit den Bürgern und Straßenräubern, um Gerechtigkeit und Ordnung in einer Welt verrotteter Mißbräuche zu schaffen. Als Hauptmann der Panzerreiter entfaltet er den höchsten Prunk einer glänzenden Parade. Da er aber seinen Bruder und Neffen mit allen Mitteln zu befördern sucht, gerät er in Ungnade und verläßt Neapel, um nach Palermo zu ziehen. Hier erhält er eine Bulle des Ordens, die ihn zum Komtur einer spanischen Ballei ernennt. Er kehrt über Neapel und Genua nach Madrid zurück, er hat noch einmal Schwierigkeiten, um die Rechte seines Bruders und seine eigene Ehre zu verteidigen, und hier — es ist im Jahr 1633 — bricht die Handschrift von Contreras' Lebensbeschreibung ab. Seine späteren Schicksale, sein Ende sind unbekannt.

Contreras' Selbstbiographie gibt uns das bunteste und lebendigste Bild dieser Epoche. Es ist selten, daß ein Mann des Schwerts und der Abenteuer wie er sein eigenes Leben beschreibt, und es ist erquickend, nach so viel literarischen Selbstbespiegelungen diese Schrift eines Tatmenschen zu lesen. Er schreibt, wie er ist: eitel und voller Ehrgeiz, aber auch stolz und tapfer, offen und ohne Umschweif. Er gibt sich keinen Betrachtungen hin, das wäre zu langwierig, er läßt Tatsachen und Taten für sich reden, berichtet seine Erlebnisse, knapp und klar, er schreibt wie mit dem Degen anstatt mit der Feder. Sein Spanisch ist von einer unglaublich gedrängten Kürze, erinnert an die Knappheit römischer Geschichtschreiber. Dabei sieht dieser Tatmensch mit scharfem Aug' die bunte Fülle des Lebens, mit raschen Strichen malt er

Bilder und Situationen, daß sie farbig, greifbar mit einemmal vor dem Leser stehen. Das blaue Aegäische Meer rauscht um die Schiffe wie zu Odysseus' Tagen, in Neapel, in Palermo tönt aus den Schenken nächtlich der Lärm betrunkener Soldaten, an der gelben afrikanischen Küste brechen die nackten Mauren plötzlich mit einem Pfeilhagel aus dem Rohr, in buntester Tracht empfangen die Griechen der Inseln, Männer und Frauen, der Priester voran, den ritterlichen Spanier und geleiten ihn feierlich zur Kirche und zum Gastmahl, dann wieder dröhnt durch die Gassen Madrids der Trommelschlag der Werber, die Würfel rasseln, und aus den verrufenen Häusern winken die Frauen, die Alguazils schleppen den Verhafteten gebunden ins Gefängnis, und vor dem Alkalden beginnt die Folter. Und zwischen dem allen Contreras: Contreras schlägt die Feinde nieder, Contreras steuert das Schiff listig unter dem Bug der Verfolger durch, Contreras raubt nächtlich aus dem Lustschloß des Türken die schöne Geliebte, Contreras bändigt die Meuternden auf der Galeere, Contreras tritt stolz vor König und Papst, erzwingt sich Achtung und Ehren, Contreras sticht den Nebenbuhler nieder, durchbohrt das treulose Weib, Contreras wirft die Welt von sich, lebt als Büßer von Gras und Zwiebeln, Contreras, der Küchenjunge, endet als Komtur von St. Johann.

Ich glaube, diese Lebensgeschichte bedarf keines Kommentars. Was sollten Erklärungen einzelner uns fremder Bezeichnungen und Verhältnisse? Wer der Erzählung sich hingibt, dem wird alles ohne weiteres plastisch und klar. Was sollten lange Exkurse über spanische Politik und Geschichte? Man lese Contreras' Taten und Abenteuer, und man ist mitten drin im lebendigen Geschehen. Die Zeit vor dreihundert Jahren, die Zeit von heute sind eins.

Alonso de Contreras. Leben, Taten und Abenteuer, von ihm selbst geschrieben, aus dem Spanischen übertragen von Otto Fischer. Mit Bildern von Max Unold — Im Propyläen-Verlag.



RICHARD GÖTZ

Ein Lebensbild

Von

H. v. WEDDERKOP

Richard Götz ist nicht verrückt, nicht rappelig, kein Narr. Nicht, wenn man diese Worte üblich schlechthin gebraucht; nur, wenn man sie ehrenhalber gebraucht. In jedem Falle ist er erhaben. Ohne gerade etwas von einem Adler zu haben, kreist er, hochgestimmt, in ungeheuren Höhen, doch ohne sich weiter zu wundern, es ist seine Privatbelustigung, die er genießt, ohne eine einzige Pause der Ekstase einzulegen. Er läßt nicht einen Augenblick vom Gegenstande ab, liebt sachlich Höhen, Kälte und Härten und bleibt vergnügt. Er geht zu Nest (Romanisches Café) mit Regelmäßigkeit; er liebt die Regelmäßigkeit, die Massenhaftigkeit und besonders das Wiederkehrende. Doch ohne ein Serienmensch zu sein: seine Liebe ist, einmal gefaßt, unabänderlich. Er ist der treueste Mensch, der existiert. Nicht viele können sich seiner Treue rühmen.

Bei Götz kehrt alles wieder: gewisse Namen, Géricault, Beardsley, in denen er badet, andere, Seurat, Pola Negri, Wilhelm Löwenstein, mit denen er täglich mehr verschmilzt, die täglichen Gänge, nur noch ein Wechsel zu nennen, von Wohnung nach Neukölln am Wasser und zurück ins Romanische Café. Die Namen, sie mögen ihm bis ins Mark vertraut sein, lernt er mit nie erlahmendem Interesse jeden Tag von neuem kennen, ist in sich überrascht, den Klang aus eigenem Munde zu hören, stets in weiter Reserve dabei, als ob er abwesend wäre. Götz' Luft- und irdisches Rayon weist festgelegte Bahnen auf, die er ausläuft. Er will nichts weiter als seine Bahn, hält Linie, schweift nicht ab, läßt sich nicht ein auf Fiorituren, ist männlich und nie unzufrieden. Höchstens, daß er sich Neues, das er am Wege findet, für das nächste Mal merkt, um darauf zurückzukommen; aber erst, nachdem bedacht, ob es konveniert.

Ohne Sinn für Besonderheiten. Sein Sinn für den Ozon der reinen Luft will unbeschriebenes Dasein, um die Kleinheiten der täglichen Aeußerungen noch deutlich wahrzunehmen; um wieder zu Gültigkeiten zu kommen, Differenzierungen, die durch ein einmaliges Sichvergessen schon an Deutlichkeit verlieren würden, bei lautem Stammeln ganz verschwinden. Damit würde er den Fehler der Zeit korrigieren, wenn die Zeit Geduld hätte, auf ihn zu hören.

Er rekapituliert in dem „Écoute" des Beardsley[1]) (wenn er Geld haben wollte) die Psyche der französischen Frau. Er ist für Zwischentöne, Abkürzungen, nicht für Wälzer beschreibenden Inhalts.

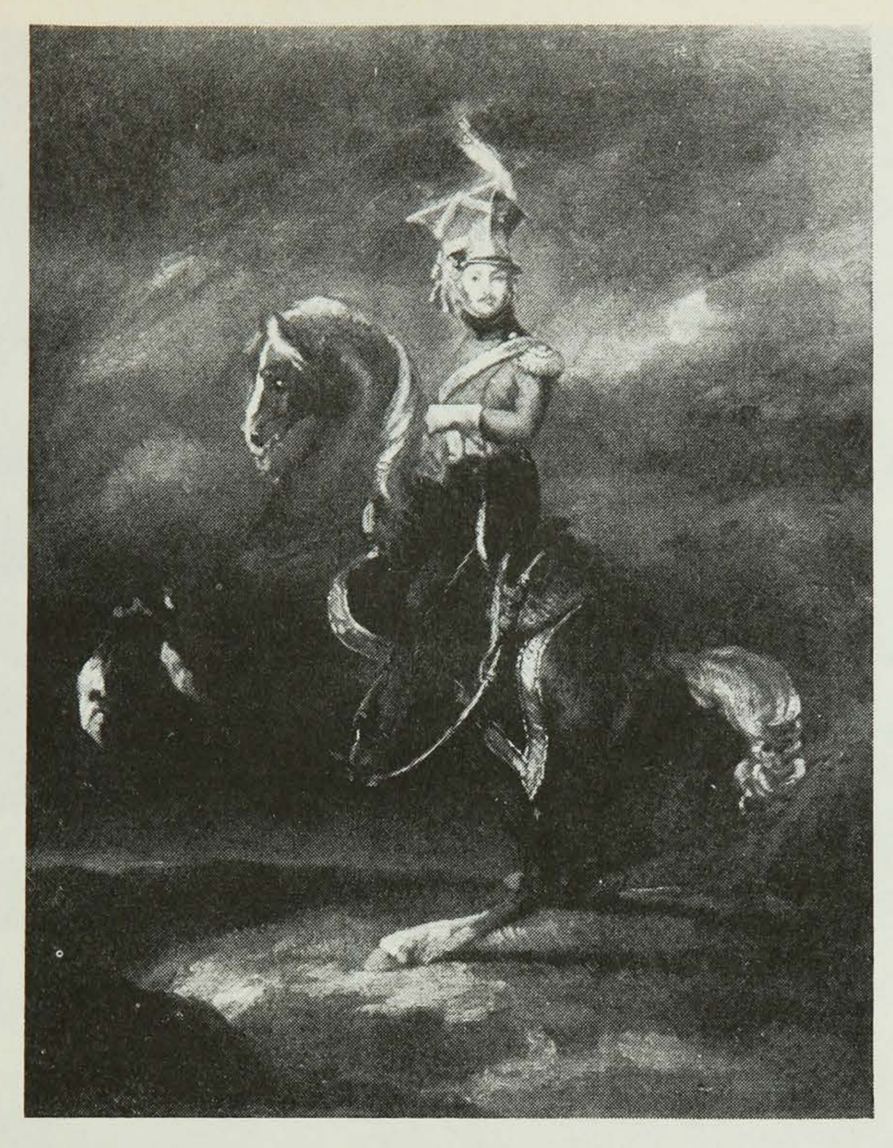
Götz ist plattester Durchschnitt, aber in einem englischen, jedenfalls in einem höheren Bereich, wo er ansässig ist und ungezwungen sich bewegt. Bereits ist er geläutert, leidet nicht mehr, hat abgeschlossen. Er ist eine Erquickung, wo die ganze Umwelt ringt, noch dazu vergebens, oder sich an den kleinen Dingen des Täglichen entlang tastet. Für viele ist er ein Stein des Anstoßes, Läuterung wird nicht notiert, hemmend für voranstrebenden Unsinn. Sie fürchten schlechten Einfluß für ihren Eifer, ihr tägliches Beruhigungsmittel.

Götz ist wohlhabend. Nicht, weil er aus einem Seidenhaus stammt, sondern, weil er außerdem den Anschauungen dieses Hauses zuwider handelte. Nachdem Géricault und Seurat und durchaus auch der Beardsley gegen das Seidenhaus recht behalten hatten, kann er es sich leisten, unbehelligt seine immer gleichen Wege zu gehen, sein Leben immer unabänderlicher zu gestalten, immer mehr nur Götz zu sein. Nachdem sich die Ansicht des Seidenhauses über Géricault, Beardsley und Seurat als falsch herausgestellt hat, seine als richtig, stört ihn niemand mehr. Das Seidenhaus war der letzte und einzige Störer, es wollte scheiden, was Gott zusammengeführt hat.

Götz, Géricault, der Beardsley und Seurat wurden gegen 1908 definitiv zusammengebracht und gehören sich von da ab. Bis 1903 diente er München ab mit Käthe Brauer und Spitzweg. Dann sah er ein, in Paris, daß er nie wie Seurat malen würde, so daß er jetzt Sammler und gewöhnlicher Mensch werden konnte, wozu er bestimmt war. Seine Drei vereinigte er in dem höchsten Atelier, das er in Paris finden konnte, im alten Atelier Whistlers in der Rue Notre Dame des Champs. Hier hingen 36 Géricaults an den Wänden und der „Chahut" von Seurat, der Beardsley lag im Bett oder auf dem Dachgarten in der Hängematte. Götz ging angeregt hin und her, unruhig, alles zu umfassen. Herr und Frau Kommerzienrat Ch. aus Köln, die Götz' Sammlung sehen wollten, trafen den Beardsley im Bett. Götz führte Herrn und Frau Ch. langsam die Wände entlang. Der Beardsley hatte große, blaue Augen und lange Wimpern und verfolgte die Näherkommenden genau. Er ließ sich nichts merken, auch nicht, als sie zum Bett kamen und lange den Mops von Géricault besahen, ein frappierendes Bild. Auch Götz ließ sich nichts merken, auch Herr und Frau Ch. nicht. Sie zogen langsam ab.

---

[1]) *Götz' Freundin aus seiner Pariser Zeit, so genannt, weil er sie für mager hielt, was sie aber nicht war.*



Géricault, Prinz Poniatowski (Oelgemälde)
(Berlin, Slg. Richard Goetz)



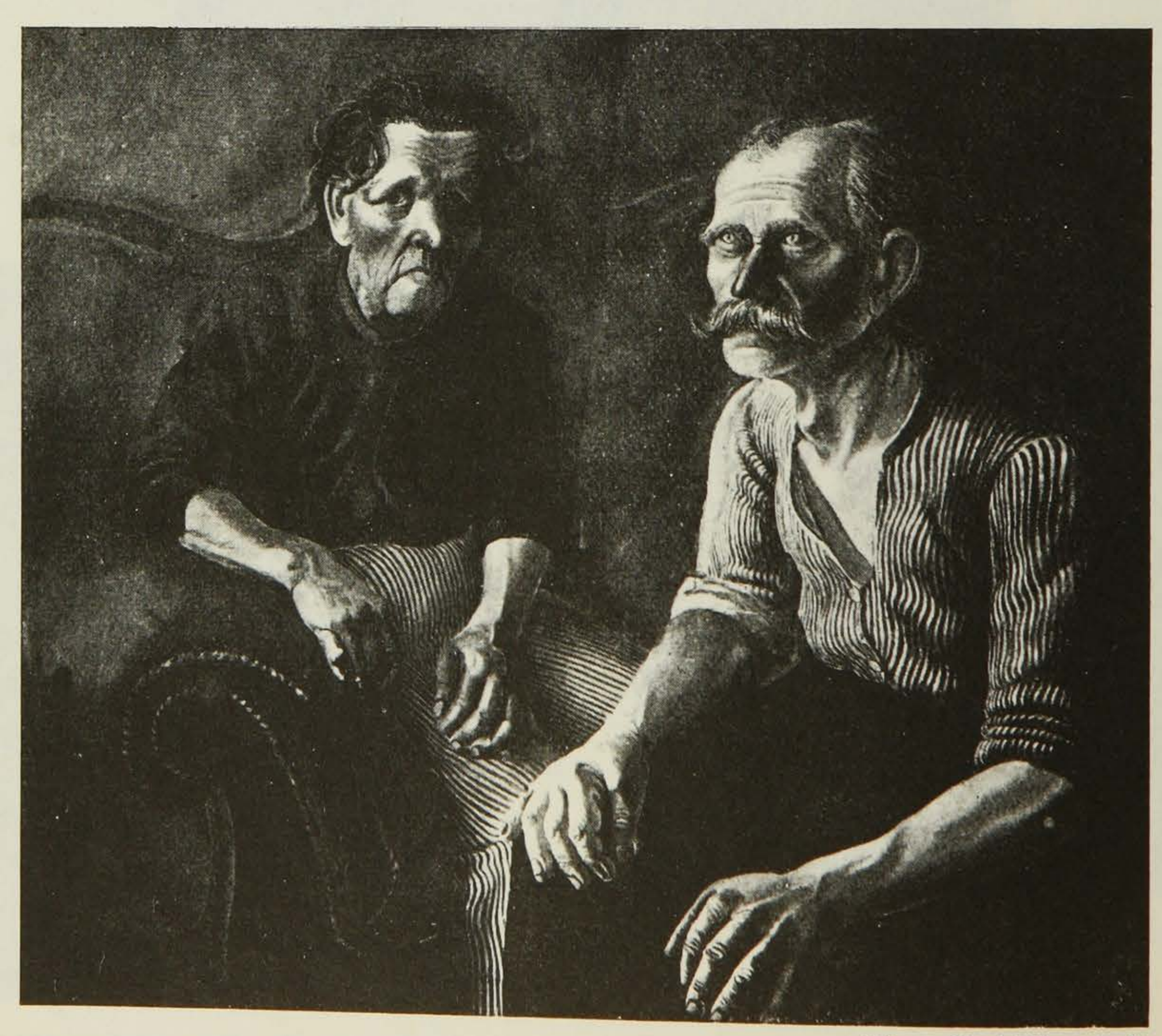
Richard Goetz zeigt seinem Neffen Bilder von Géricault



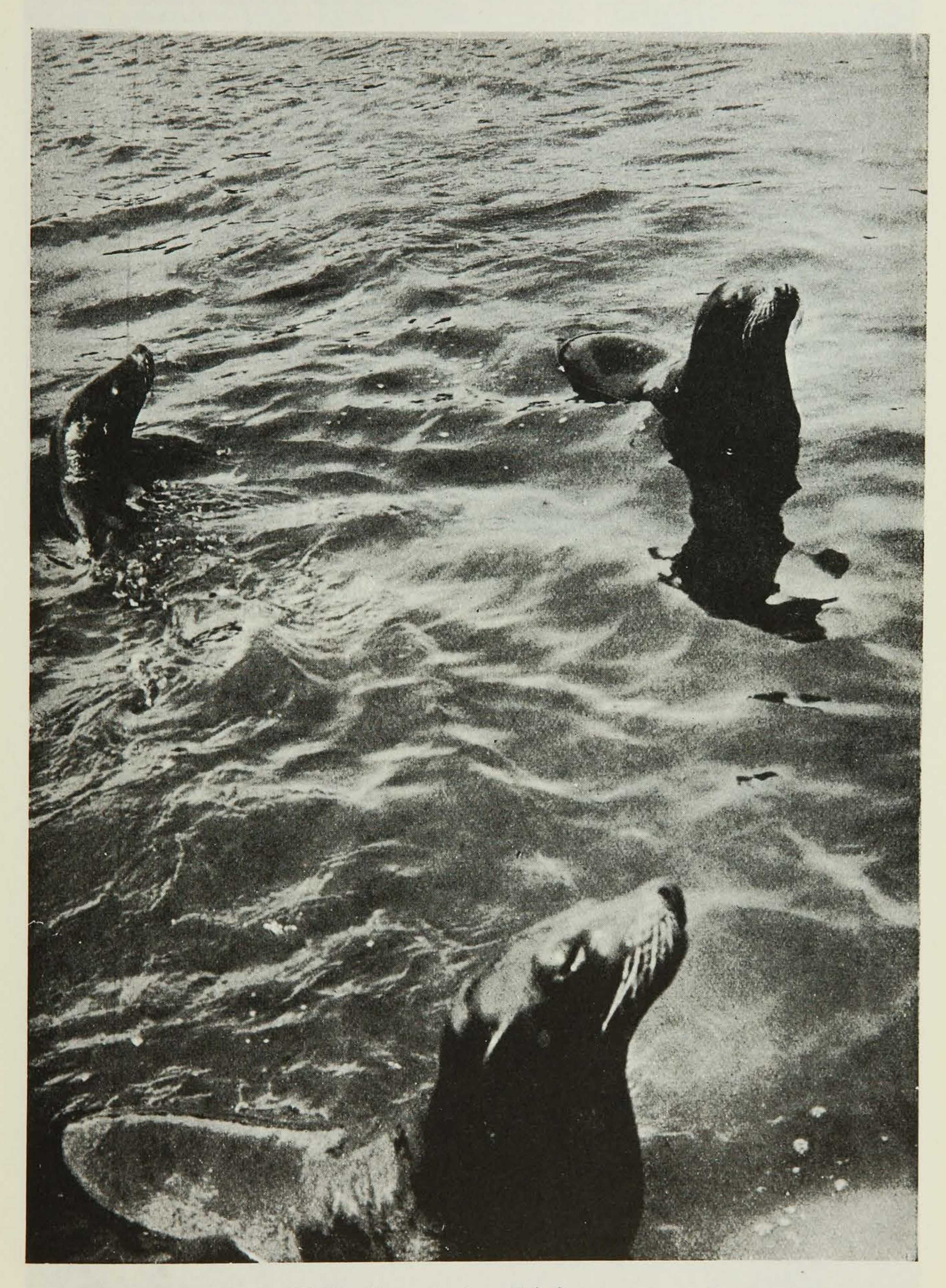
Géricault. Der Box (Oelgemälde)
(Richard Goëtzens Paßbild)



Max Liebermann (Photo Paul Cassirer) (Im Besitz des Künstlers)



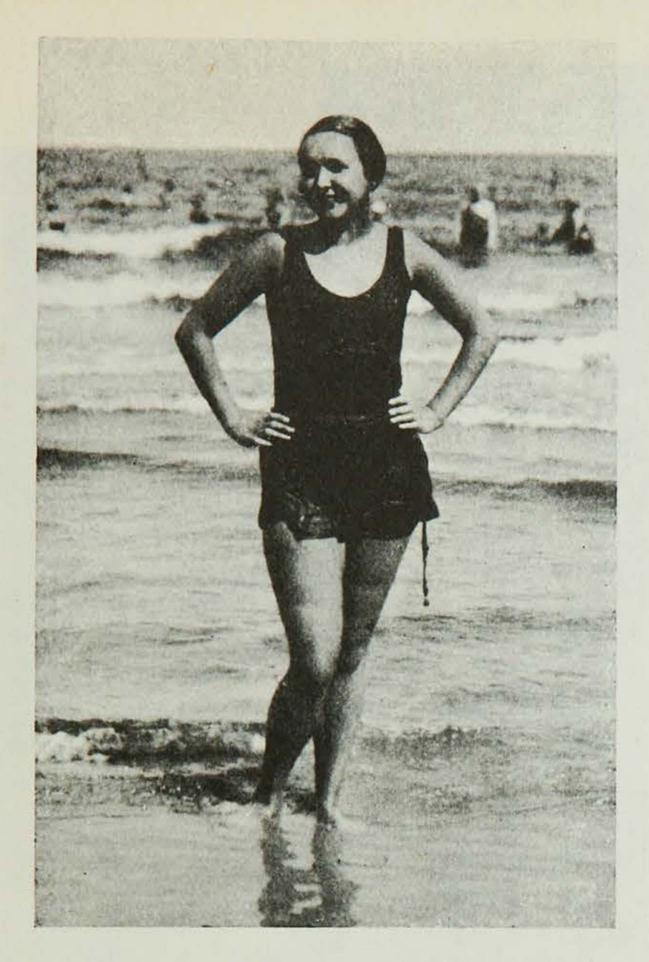
Otto Dix (Photo Karl Nierendorf) (Köln. Museum Wallraf-Richartz)



Die Seelöwen in einer Erholungspause

Bei der Arbeit unter Wasser

Fertig zur Vorstellung



Charell Revue „An Alle“. Dina Gralla



Der schwedische Maler Isaac Grünewald in Husaren-Uniform 1919

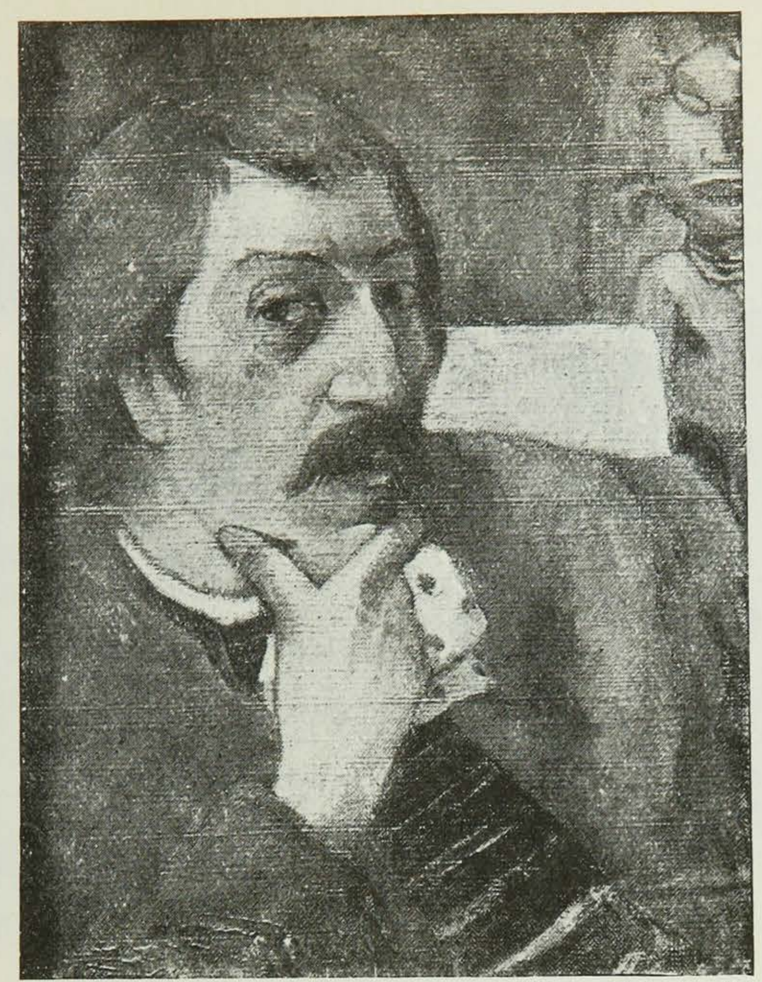
Isaac Grünewald, Dekorationsentwurf für „Oberon“ in der Stockholmer Oper



Militärmusik

Tiller Girls

(Photo Schloß-Atelier, Berlin)



(Rhein. Privatbesitz)

Paul Gauguin

(Photo Fritz Gurlitt, Berlin)

Lovis Corinth



Lugano, Slg. Reber

Renée Sintenis, Zebukalb. Bronze



(Köln, Galerie Flechtheim)

T'ang Terrakotta



(Klischee Figaro Artistique)

Oreste Licudis, Der Doge Foscari
(Bronze-Plakette)



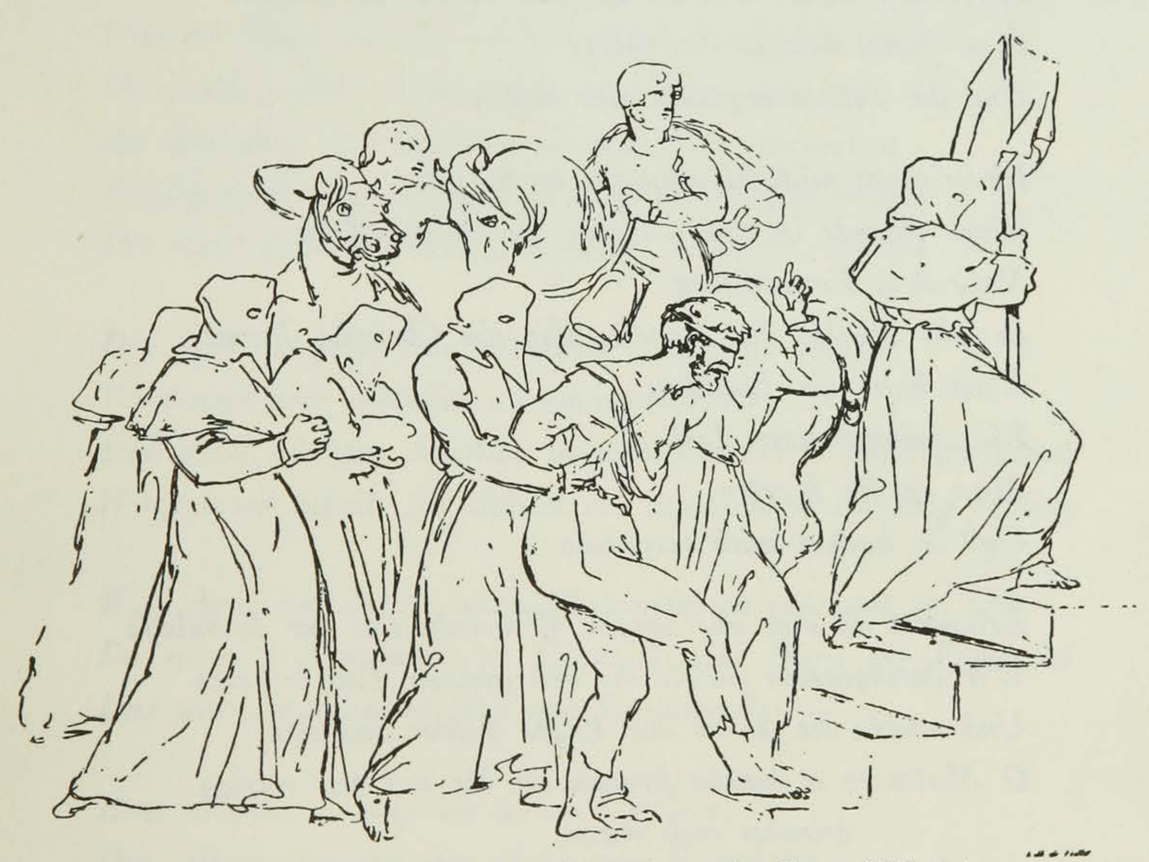
(Berlin, Dr. Burchard)

T'ang Marmorkopf

des Täglichen etwa weniger monoton ginge. Monotonie für den Außenstehenden, für Götz die täglich sich erneuernde Aufregung.

Götz ist nötig, von einem einsichtigen Schicksal eingesetzt, um die Entwicklung zu beargwöhnen. Nicht, indem er aktiv in sie eingriffe — für solche Arbeit verfügt er nicht über genügend Lust an Sterilität —, sondern als ein unverrückbares, widerstandsfähiges Hindernis für untrainierte Stürmer. Während diese hellen bzw. trüben Auges in die neue Zeit streben, strebt Götz in seinen Géricault hinein und ist aufs höchste gespannt auf die Entwicklung seines Helden.

Er ist ein Weiser — schwer zu beschleichen —, an den der Geschäftige seine Zeit verliert. Er bleibt konstant. Die einzige Veränderung der letzten Zeit, unvorhergesehen — phänomenal für seine Verhältnisse — ist, daß er seit einem halben Jahr jeden Abend Ananasbowle trinkt.



Géricault Zeichnung. (Mit Genehmigung des Herrn Bibliothekars der Ecole des Beaux Arts)

DER REISENDE

Von

GUILLAUME APOLLINAIRE

Öffnet mir diese Tür die ich fand im dunkelen Weinen

Das Leben ist wandelbar auch wie euripische Flut

Du sahst eine Wolkenbank herunterreichen
Verwaister Dampfer der in kommende Fieber treibt
Und aller Bedeutungen und aller Reuen
erinnerst du dich
Fahlheiten Fische Archen Blumen Haut des Golfes
Eine Nacht war es das Meer
Und die Flüsse ergossen sich hinein

Ich erinnere mich ich erinnere mich noch
Eines Abends in eine traurige Herberge geflohn
Nahe dem Luxembourg
In dem Dunkel des Raumes flog ein Christus davon
Einer hatte ein Frettchen
Ein Anderer einen Igel
Man spielte Karten
Und du hattest mich vergessen

Erinnerst du dich des langen Waisenhauses der Bahnhöfe
Wir durchquerten Städte die den ganzen Tag kreisten
Und nachts die Sonne des Tages wieder ausspien
O Matrosen o dunkle Frauen ihr die mit mir reisten
erinnert euch daran

Zwei Matrosen die nie ihre Kameradschaft brachen
Zwei Matrosen die nie miteinander sprachen
Der Jüngere fiel sterbend auf die Seite

O meine lieben Gefährten
Elektrische Läutewerke der Bahnhofshallen Gesang der
Schnitterinnen aus der Weite

Schlitten eines Schlächters Regiment zahlloser Straßen
Kavalkade der Brücken bleifarbene Alkoholnächte
Städte die immer ich sah Wirbel und tolle Schächte

Erinnerst du dich der Horizonte und der klagenden Herde der Landschaften
Zypressen warfen unter dem Mond ihre Schatten
Ich lauschte diese Nacht dem sommerlichen Verscheiden
Ein klagender Vogel verirrt in sein Leiden
Und ewiger Ton eines Flusses breit dunkel im Schoß der Matten

Doch während alle Blicke sich mündungswärts neigen
Alle sterbenden Blicke aller Augen
Warten die Ufer verlassen grasig beströmt von der Schweigen Laugen
Und der Berg nur der anderen Seite darf Helle zeigen
Da lautlos schon nicht mehr vom Leben getragen
An dem Berg hin Schatten die schnell vorüberwehen
Profilgestellt oder plötzlich verwischte Gesichter drehen
Die ihrer Lanzen flüchtige Schatten vorwärts schlagen

Die Schatten gegen den senkrecht steigenden Hang
Wachsend oder plötzlich zusammensinkend
Und diese bärtigen Schatten in menschlichem Weinen ertrinkend
Hingleitend Schritt für Schritt den leuchtenden Bergzug entlang

Wen denn auf diesen alten Photographien erkennst du noch
Du erinnerst dich noch des Tages da eine Biene ins Feuer fiel
Das war du erinnerst dich am Sommerende

Zwei Matrosen ewig im treuen Vereinen
Der Ältere trug um den Hals eine Eisenkette
Der Jüngere flocht sein blondes Haar zum Zopf

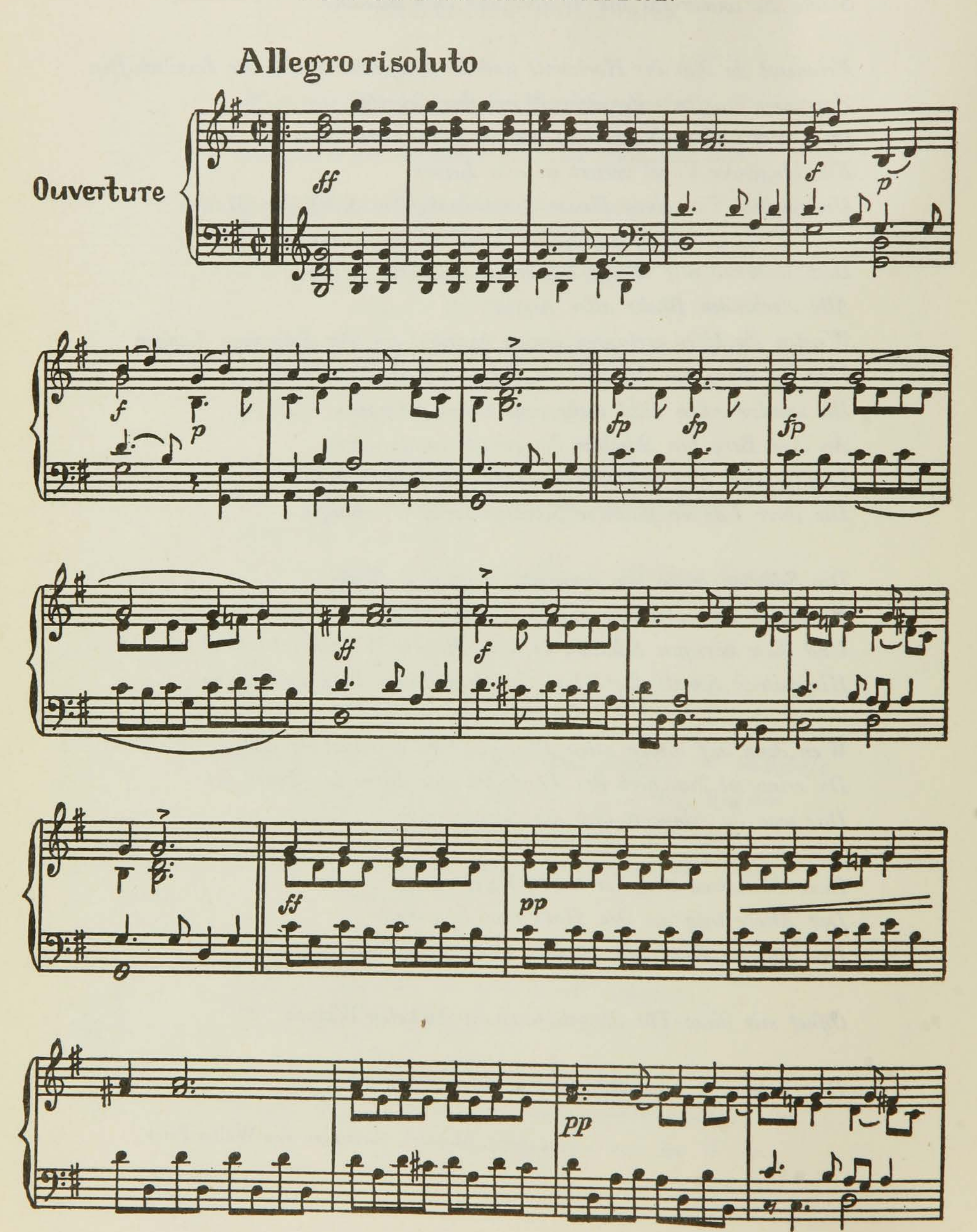
Öffnet mir diese Tür die ich fand im dunkelen Weinen

Das Leben ist wandelbar auch wie euripische Flut.

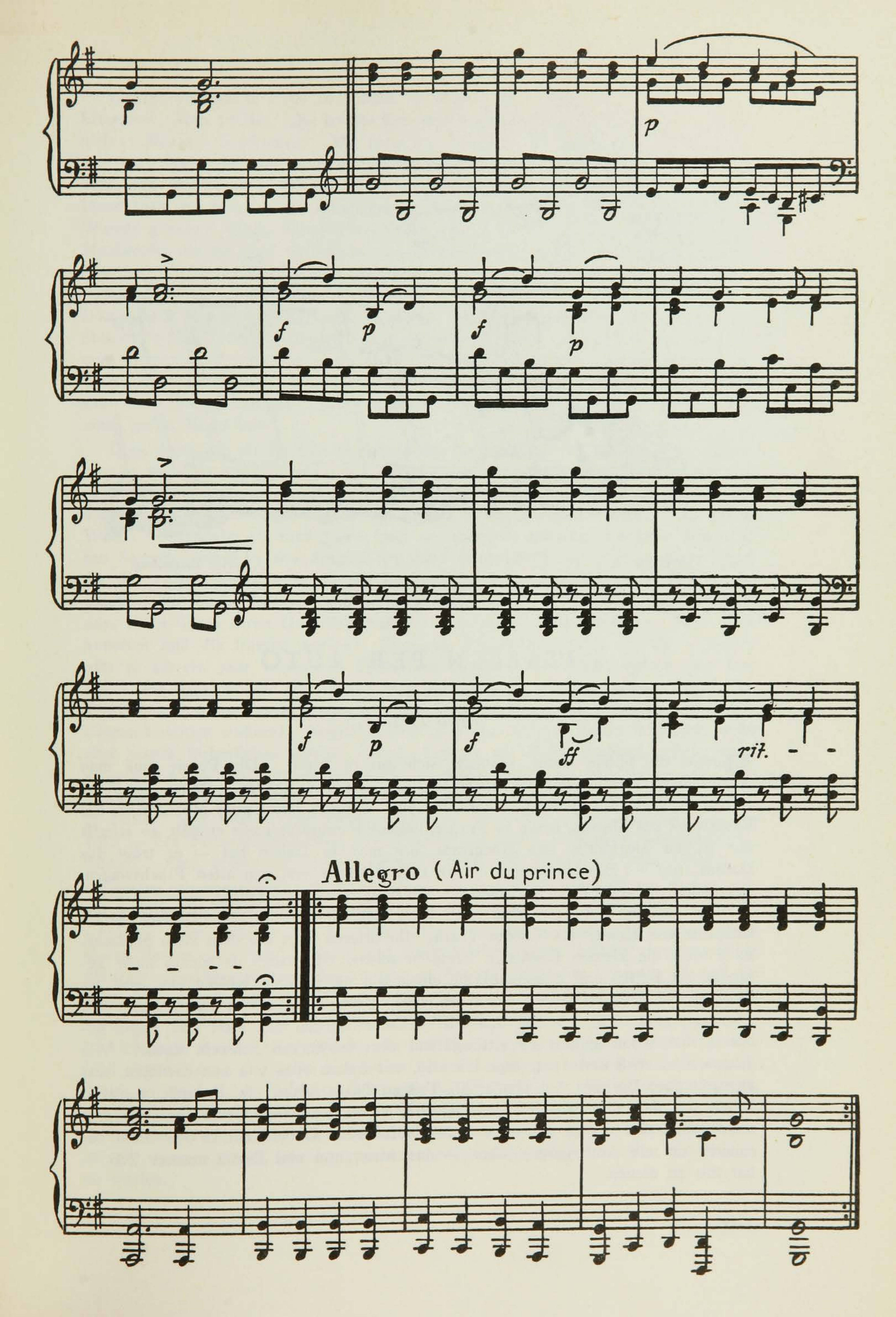
Aus „Alcools“, übertragen von Walter Petry

ALTE ENGLISCHE MUSIK*)

NACH JOHN BULL (1563–1628) UND PURCELL (1658–1698)
OUVERTÜRE UND LIED DES FÜRSTEN. FÜR PIANO ARRANGIERT
VON ROGER DÉSORMIÈRE.



*) Gespielt als Zwischenaktsmusik von Cocteaus „Romeo und Julia" in der «Soirée de Paris».


p
f
p
f
p
f
p
f
ff
rit.
Allegro (Air du prince)



Purrmann — Ajaccio, Zeichnung

ITALIEN PER AUTO

Von

NINO FRANK

Poesie, die blinde Dame, schneuzt sich nur in Samt. „Die Poesie muß man ins Auto setzen", hat — glaube ich — Apollinaire gesagt. Italien per Auto — heute? Wenn für Blaise Cendrars und Jean Cocteau, beide gute Mechaniker, das Räderwerk des Motors, made in France, keine Geheimnisse mehr enthält, so schafft der Wagen Marinettis, das Modernste, das man in Italien hat — er trägt das Datum 1912 —, Beklemmungen. Ganz zu schweigen von den alten Frachtwagen, den andere — zur Förderung mancher Mißverständnisse — fahren. —

Wir Jungen von 1918 sind zur Welt gekommen mit den Taschen voller Literatur von Homer bis Tristan Tzara. Ihr älteren habt auf dem alten Schlachtfelde noch die kleinen Dadaisten kämpfen sehen; wir haben da nichts mehr gefunden als Perlen und Schweine; die einen wie die anderen widern uns jetzt an. Aber es ist Uebertreibung, wenn ich sage: „wir Jungen von 1918", denn alle „Jungen" sind nicht wie Sie und ich: Manche werden mit Bart und Logik geboren, und schon sausen sie rittlings auf dem schwarzen Schwein davon. Wir Jungen von 1918 und 1924, sage ich also, wir haben alles von uns gewiesen, was an papierenen Büchern von Homer bis Tristan Tzara reicht. Ja, Freunde, wie weit haben wir das alles von uns geschleudert, damit man uns Neues gebe, Leidenschaftliches, wie wir es selbst zu geben versuchen! Dabei geht es uns nicht besonders um ein Auto gerade, aber — das Auto, nun mal Besitz unserer Zeit — hat uns zu dienen.

Wenige vereinzelte Fälle in Italien, an denen uns etwas liegt — der Rest ist Literatur. Man erklärt: „Es ist die Zeit der Vorbereitung." Gewiß! Das besagt: nichts! Nur ein Geständnis. „Bis 1914 war Leben in der Bude" — „es war doch was los", sagen die von 1914, und wir glauben ihnen. Marinetti war noch nicht kahl, und die Toskaner (Papini, Soffici, Palazzeschi) machten noch keine Politik. Dann kam der Krieg. Ein schwarzes Loch! Die wenigen Bücher, die sich über Wasser gehalten haben, bringen uns heute zum Lachen. Und nach 1918 — eine Maskerade, die uns, weil sie Ramsch ist, wenig berührt. Aufflammen des Futurismus, eines naiven Aesthetizismus und nach und nach Beruhigung, 1922 stehen wir nackt und bloß da oder doch beinahe so, was uns angenehm wäre — denn Pirandello und Bontempelli entschädigen uns voll und ganz —, hätten wir nicht gleichzeitig einen üblen Geschmack auf der Zunge, der uns nicht behagt. Avantgarde: der Futurismus, immer noch und die Entdeckung Rimbauds (hier ernst gesprochen!). Das Gros: Bücher für Backfische und Bücher für alte Herren. Gegen all dies lehnt sich kein Mensch auf, man fährt fort, Wollstrümpfe zu stricken, und läßt Gott einen guten Mann sein.

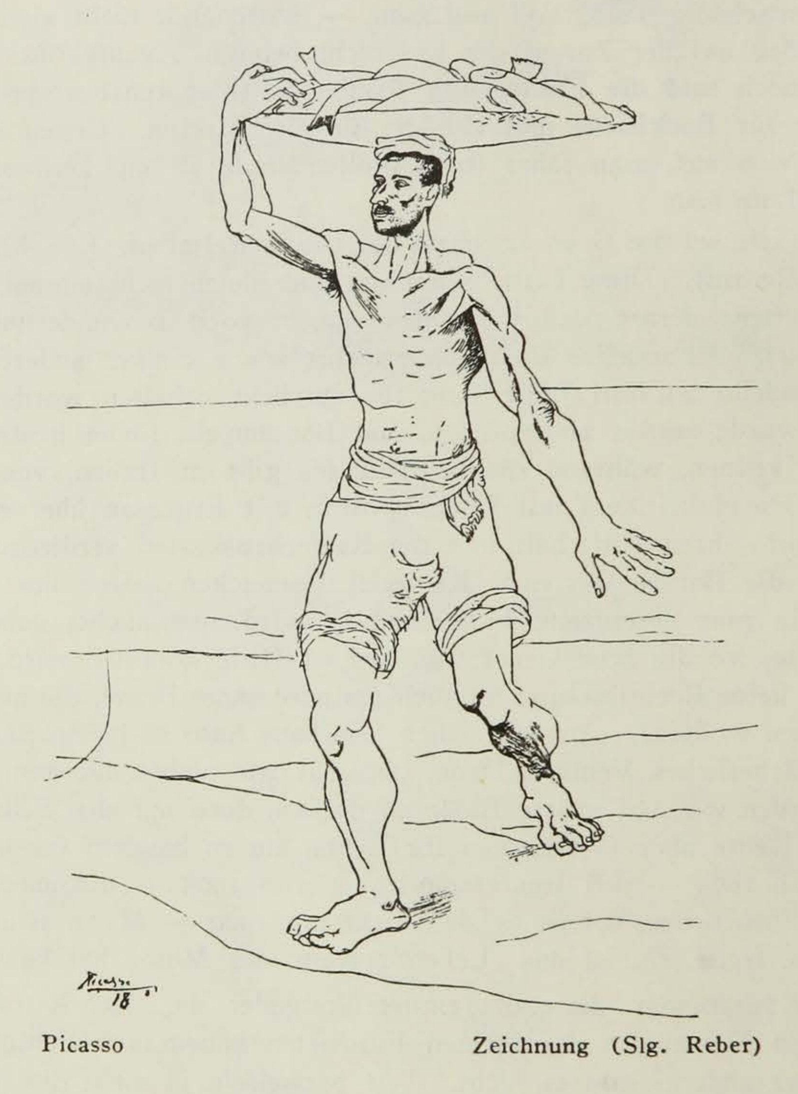
Dies, sagte ich, sei der Geisteszustand des heutigen Italien. Es gibt kein Leben: es gibt nur Literatur. Diese Leute schreiben und ahnen nicht einmal, daß sie sich auflehnen könnten; derart, daß wir notgedrungen noch Bewunderung finden für die „Wurstigkeit" Pirandellos und Bontempellis sowie einiger anderer mit gutem Willen. Pirandello ist fünf Jahre lang für verrückt gehalten worden. Rosso di san Secondo wurde restlos ausgepfiffen, und Bontempelli findet heute noch Leser, die ihn nicht kennen, während die Kritiker (es gibt in Italien, von Tilgher abgesehen, nur Pseudokritiker) mit Lobeshymnen, mit Ergüssen über einen Paslieri oder einen Gotto ihren Unterhalt und die Kaffeehauskosten verdienen. Wer wird kommen und die Bombe werfen? Keinerlei Vorzeichen zeigen ihn an — nichts gibt es als ein paar vereinzelte Fälle, und es wird auch nichts geben oder fast nichts, bis 1930, wo die neue Generation uns zu Hilfe kommen wird. Durch den Fascismus ist keine Beeinflussung möglich (es gab einige Brave, die uns mit diesem Götzen kommen wollten). Augenblicklich also kein Auto zu haben in Italien, wohl aber manch lächerliches Vehikel. Denn, obgleich wir nichts dagegen haben, nackt zu gehen, würden wir, um unsere Blöße zu decken, doch nur den Schnitt von 1924 anerkennen. Heute aber (= morgen für Leute, die zu handeln verstehen) gibt es in Italien: von 1895 — den Impressionismus; von 1905 — d'Annunzio und von 1912 — den Futurismus, sofern es sich nicht um 1920 — Manzoni und Leopardi, handelt. Also, frage ich, ist das „Leben"? Nein, der Motor hat keine Essenz. —

Fassen wir zusammen: die endgereimten Vierzeiler, die Herr X uns bietet, und die inoffiziellen Kanonaden der kleinen Futuristen haben mit Dichtung nichts zu schaffen. Aber anderes gibt es nicht. Wir bezweifeln ja nicht die Aufrichtigkeit dieser Herren, aber wir erklären, daß sie keinerlei Talent besitzen; und wenn sie dennoch schreiben, so liegt das an unserer Sorglosigkeit und unserem Mangel an Mut. Was ich für die Poesie gesagt habe, läßt sich auf den Roman wie auf das Theater ausdehnen. Die Verkommenheit ist allgemein.

Uebrigens ist das sehr einfach. In Italien ist jedermann ein wenig Professor. Und dennoch sind da, wenn man genau hinsieht, ein paar vereinzelte Fälle — mit denen wir und die nachsichtige Welt uns halten wollen —; die es verdienen, von uns zitiert zu werden: Dramaturgen, Romanciers und Journalisten, die zurzeit die Strecke beherrschen. Ihre Jugend ist der unseren verschwistert, und ihre Sympathie ist uns teuer, wertvoll, um im gegebenen Augenblick uns beizustehen, die Bombe zu werfen.

2.

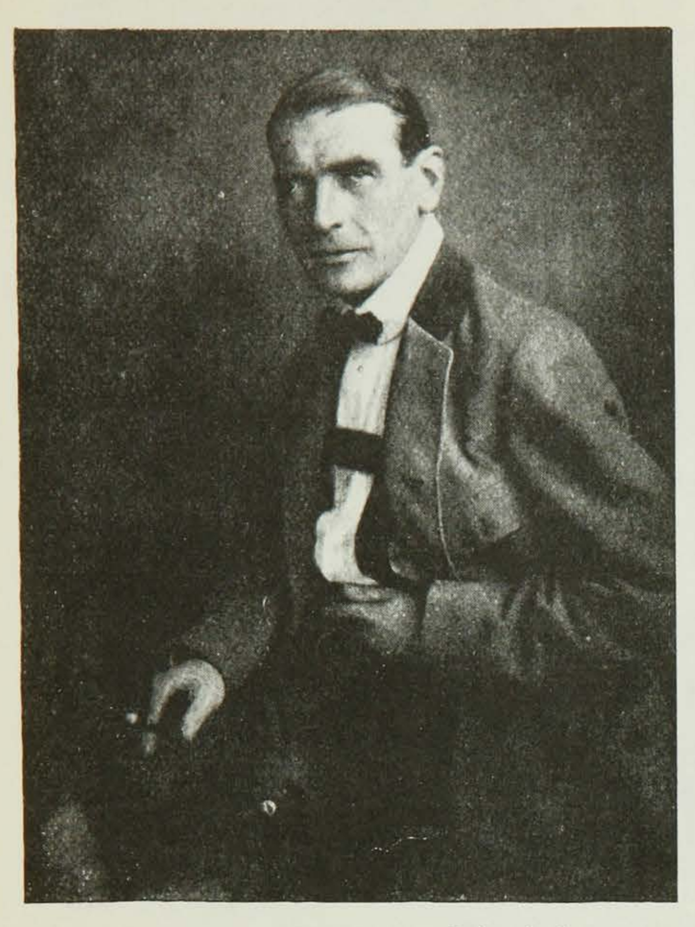
Pirandello: kleiner Satan mit weißem Spitzbart, der größte lebende Dramaturg der Welt; es macht uns Freude, das konstatieren zu dürfen. Fünfundzwanzig Jahre brauchte man zu der Feststellung, daß seine Novellen Meisterwerke sind und vielleicht noch sein Theater übertreffen. Er führte die schärfsten Hiebe (Proust reicht nicht an ihn heran) gegen den Bluff der Persönlichkeit; es ist die Schaffung einer neuen Atmosphäre, die nackte Erkenntnis der absurden Moderne, der originellste Stil seit Nietzsche, und das ist nicht alles: es sind die ersten unbekannten Schauer einer Dichtkunst, eines Lebens; die auch nicht abgeschwächt werden durch



Picasso Zeichnung (Slg. Reber)

die Blumenbüschel von Rhetorik, die er uns allzu oft statt des einfachen Wortes bietet. Diese neuen Schauer (zeitgemäße, um deutlicher zu sprechen) gestatten uns in bezug auf Pirandello von Genie zu sprechen. Man hat uns den photographischen Apparat erklärt; uns sein Inneres sichtbar zu machen war bis heute keinem gelungen; Pirandello hat uns gezeigt und erklärt, was Tschechow und Strindberg nur zu sehen vermochten.

In seiner Gefolgschaft sind junge Schriftsteller gekommen, von denen manche an der ersten Wegkreuzung schon die Richtung verloren haben: Rosso di san Secondo zum Beispiel, der Begabteste von ihnen. Seine „Fantoshes“, welche Vorkriegsprobleme stellen, sind ein Meisterwerk, aber seine folgenden Sachen sind glatter Betrug; könnten wir ihm Schlimmeres nachsagen? Er geht zurück. —



Hofrat Dr. Richard v. Schaukal
in seiner Semmeringer Lieblingstracht



Anläßlich der Amerikafahrt des Z. R. III
Graf Zeppelin 1912



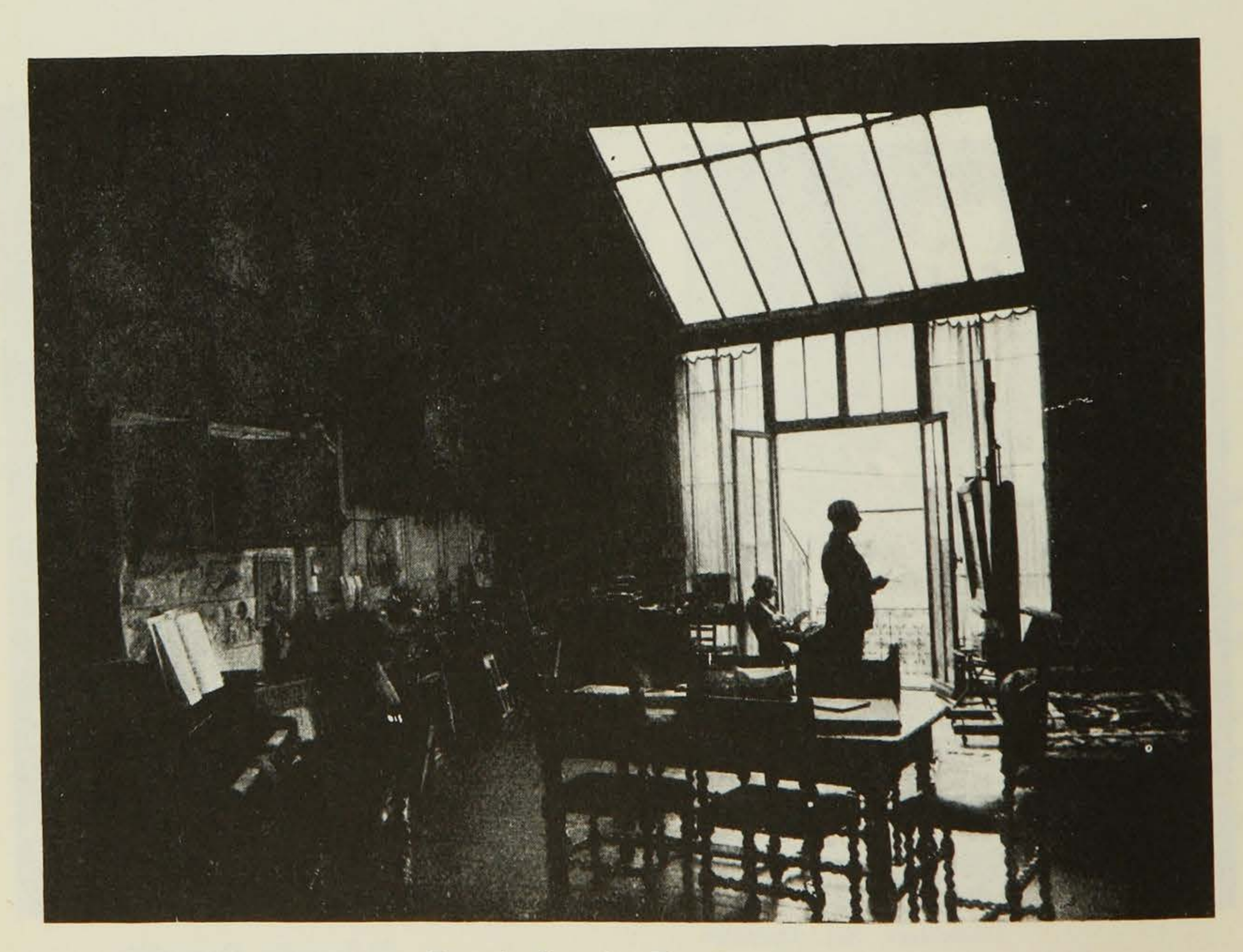
Düsseldorf, Slg. Dorpalen
Heinrich Nauen,
Der Parkhotelgeiger Mungo, Oelg.



Delacroix, Paganini
Nach Waldmann, Das Bildnis im 19. Jahrh.



1914. Das Atelier von Richard Goetz mit dem „Beardsley“

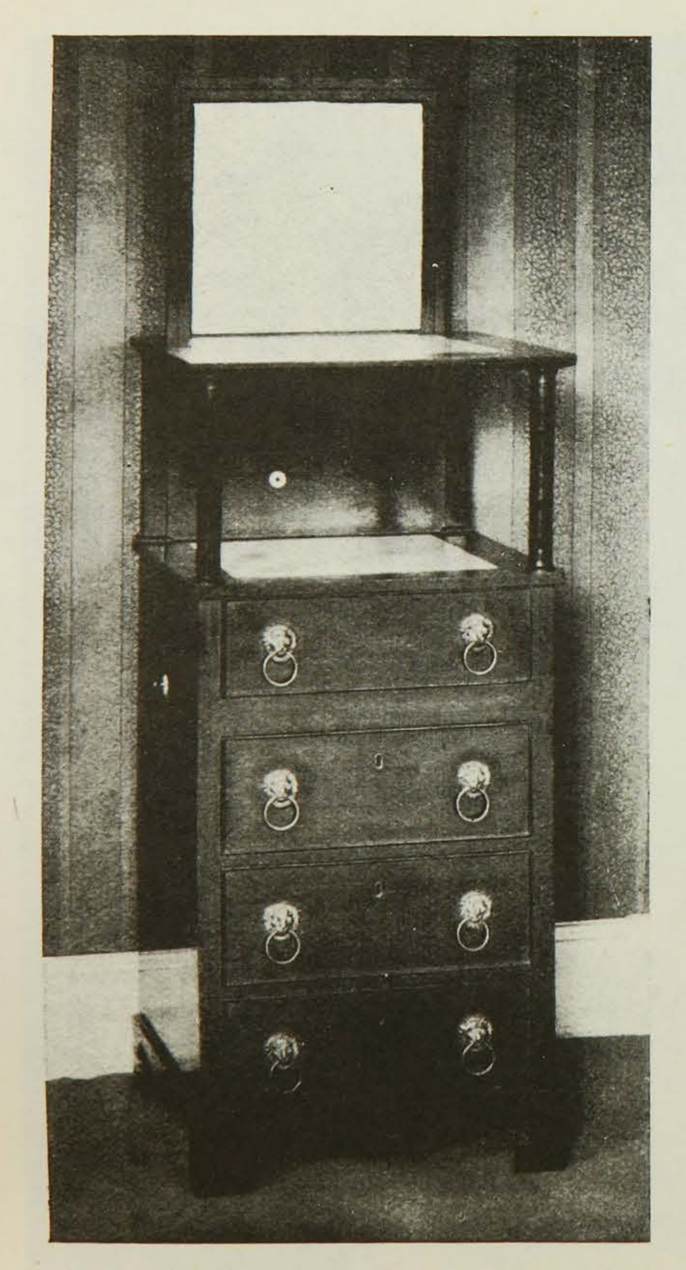


1924. Das Atelier der Familie Grünewald

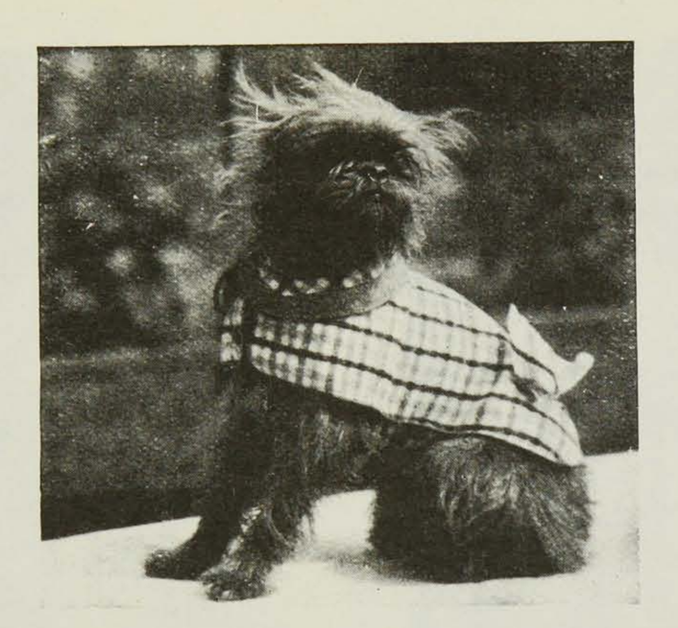
(Photo Bonney)

Die Galerie der Gelbsterne bei Drécol in Paris

Die ehemaligen Garde-Ulanen bei Caputh an der Havel



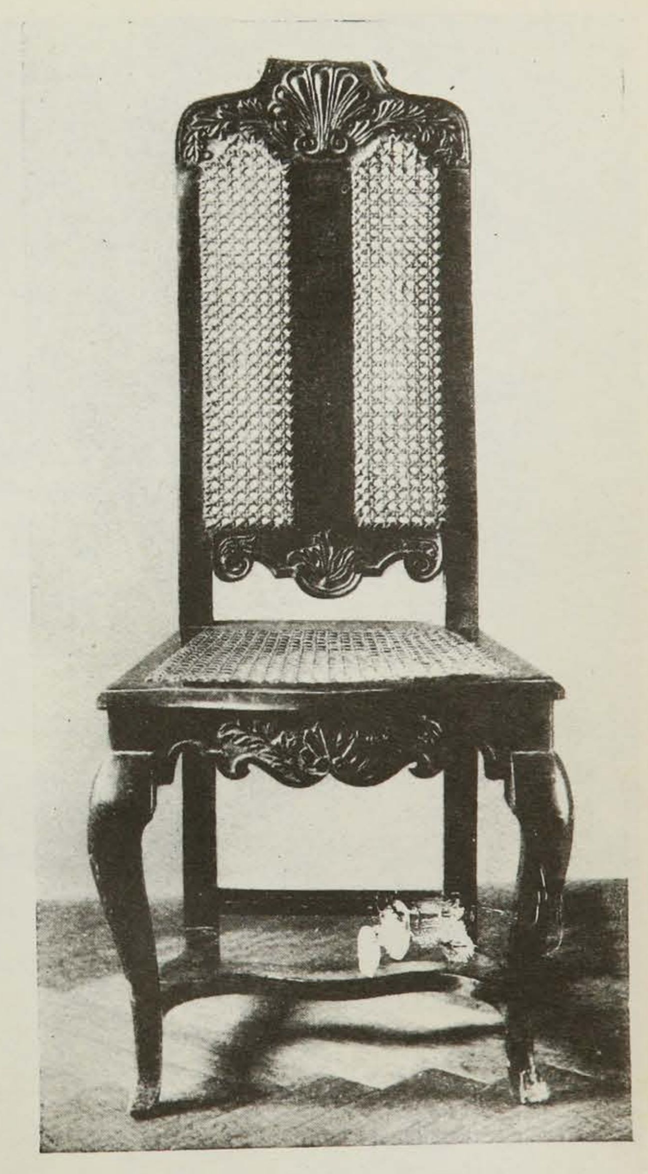
Englisches Rasiermöbel um 1785
Mahagoniholz mit Bronzebeschlägen
Sammlung Flatow u. Priemer,
Berlin W 10, Viktoriastraße 29.





Die letzte Hundemode

(Photo Bonney)



Barockstuhl
Mitte des XVIII. Jahrhunderts
Nußbaum mit Rohrgeflecht
Sammlung Flatow u. Priemer,
Berlin W 10, Viktoriastraße 29.

Lodvoci, der nächste nach ihm, hat einige sehr schlichte, menschliche Dinge vermengt mit Literatur; er streift das Kunstwerk sehr häufig, hoffen wir, daß es ihm — der am Ertrinken ist — gelingt, sich zu retten, indem er sich von der Literatur freimacht. — Janoto M. Martini, Narziß und Romantiker, vermag, während er von sich selber spricht, uns zu interessieren; aber sein Horizont ist notwendig begrenzt und uns zu fern; immerhin zählen wir ihn nicht zu unseren Feinden. Andere Schriftsteller: Pea, Stef. Laudi, Ratti, bemühen sich, etwas zu leisten; wir können ihnen unsere Billigung nicht versagen.

Neben diesen und in der Folge eines doppelsinnigen Stückes von Chiarelli sah man verschiedene Dramatiker einen Weg einschlagen, den man gebahnt glaubte: das Theater der „Groteske"; es erinnerte an die Stücke von Molnar und manchmal an Shaw: Das hatte man sich ein wenig zu leicht gemacht und konnte uns damit nicht übermäßig fesseln. Chiarelli als der unbewußte Schöpfer des Genres, Antonelli, sein Leerlauf, Cavacchioli, der Maeterlinck und Ibsen wiederholte, indem er ihnen ein paar futuristische Arabesken anfügte — sie alle sind letzten Endes gescheitert.

Nach Marinettis synthetischem Theater, das langweiligster Nonsens war, kamen Versuche mit einem „Music-Hall-Theater" in Rom im Theater der „Unabhängigen" unter der Regie A. G. Bragaglias; dies näherte sich — in einer etwas abweichenden Formel — den Versuchen Jean Cocteaus. Ein kleines Libretto von Bontempelli: „Das Gebüsch im Nordwesten", bezeichnet so ziemlich die Versuche dieser Gruppe. Man hat darunter andere Stücke von Pirandello, Alvaro und Vergano gesehen, die viel besser als das Nichts immerhin waren. Wir glauben, daß — für das Theater wenigstens — die Bombe von dorther kommen könnte. Also im Grunde genommen ist das alles doch nicht ganz hoffnungslos. —

3.

An Prosa gab es — von den wenigen Ausnahmen abgesehen — nur Bücher für Backfische und Bücher für alte Herren. Der Roman — ein zweideutiges Genre — ist in keiner Weise italienisch; man versteht ihn bei uns nicht zu schreiben; die italienische Form ist die der Erzählung, die „Novelle", seit Jahrhunderten. Der Italiener — geborener Dichter, wie der Franzose geborener „moqueur" ist — hat keinen langen Atem; er braucht kurze Sachen von nur zwei Dimensionen; alles das ist wohl leicht zu verstehen, wenn man sich den italienischen Charakter vor Augen hält. In diesem Punkte glauben wir den Theoretikern aufs Wort: es liegt uns nur daran, festzustellen, daß ein in Paris oder selbst in England irgendwie fabrizierter Roman als solcher — nicht, was Kolorit, Psychologie und andere Lappalien anbetrifft — jedem italienischen Produkt überlegen ist. Obgleich einige italienische Erzähler — selbst heute — unvergleichlich sind.

Zum Beispiel Pirandello: wir lieben ihn wirklich sehr, diesen großen Erzähler, den das Leben der Menschen ängstigt, und, wie gesagt, wir nennen Pirandello genial. Neben ihm kann man von Bontempelli sprechen, diesem entzückenden Prosaisten, der vielleicht der fortgeschrittenste Schriftsteller ist, den wir in Italien haben; er hat es verstanden, uns der vierten Dimension entgegenzuführen; „Eve Ultime" sein letztes Buch, moderne Fabel in unbestimmtem Formcharakter, bietet uns das Auto, nach dem uns gelüstet. Aber lohnt es die Mühe, uns mit diesem zu engagieren, da wir wissen, daß aus der leichten Hand dieses Dichters andere, bessere folgen werden? Am Weltende, zwischen Gletschern und Verzweiflung, wird allein Massimo Bontempelli überleben, in der einen Hand einen Spiegel, in

der anderen die Zigarette: es wird für ihn die Gelegenheit zu einer gesteigerten Unterhaltung sein.

Noch mehr von uns? Preisverleihungen sind nicht unsere Sache, aber Weglassung würde uns leid tun: Luccini, der das Leben am unversöhnlichsten, am härtesten auf schwarzem Grund zeichnet; Lodovici, der sich nur in ungesunder Atmosphäre und in Ausbrüchen menschlichen Sarkasmus gefiel; Saponaro, dessen Werk ein Drama ist „Von der Dichtung zum Feuilletonroman"; Pea, der uns mit Bildern von sonnengebadeter Einfältigkeit ohne Weichheit und ähnliche Dummheiten entzückt hat; Alvaro mit der Rauheit des Schriftstellers, der alle Feinheiten kennt, um sich über sie hinwegzusetzen. Habe ich sie alle genannt? Nein, aber auch keinen zu viel.

Sagen wir es offen: es fehlt uns in Italien der Roman von heute; es fehlt uns eine Gruppe von Schriftstellern, die fähig wären, uns unseren Tag, unser Leben zu schildern, das Leben derer von 1924. Keine Valéry Larbauds, Mac Orlans, um nur Franzosen zu nennen! Alles in diesem Genre Gemachte ist Banalität oder ganz glatte Imitation. Bontempelli hat sich auf diesem Gebiet versucht und mit Erfolg. Panzini, der ein ausgezeichneter Novellist ist, hat im Roman uns nur müßiges Geschwätz geliefert, so daß wir vorzogen, „Rubè" von S. A. Borgese zu lesen, was, wenn auch als Ganzes verfehlt, nach unserer Meinung recht interessante Partien enthält. Und die anderen? Einige uns sympathische Namen sind noch dabei: Govani, Baldini, Montano, Martini, Saovinio — aber wir erwarten von ihnen noch den großen feierlichen Absprung. Sie sind uns viel lieber als die greisenhaften Vielschreiber, die uns, wie Zuccoli oder Ambra, seit zwanzig Jahren langweilen, oder die jungen Nieten, die wieder an ihrer Kurzatmigkeit scheitern, wie Rocca oder Moretti (es ist lange her, seit dieser letztere seinen Fehlsprung machte).

Die Namen derer, die auf dem europäischen Parterre getanzt haben: Papini, Soffici, Marinetti, sind eingeschlafen im großen Schoß der Kirche oder der Politik. An ihre Stelle setzen wir heute Pirandello und Bontempelli, garantiert reine Goldmünze; sie vergelten uns reichlich allen Kummer.

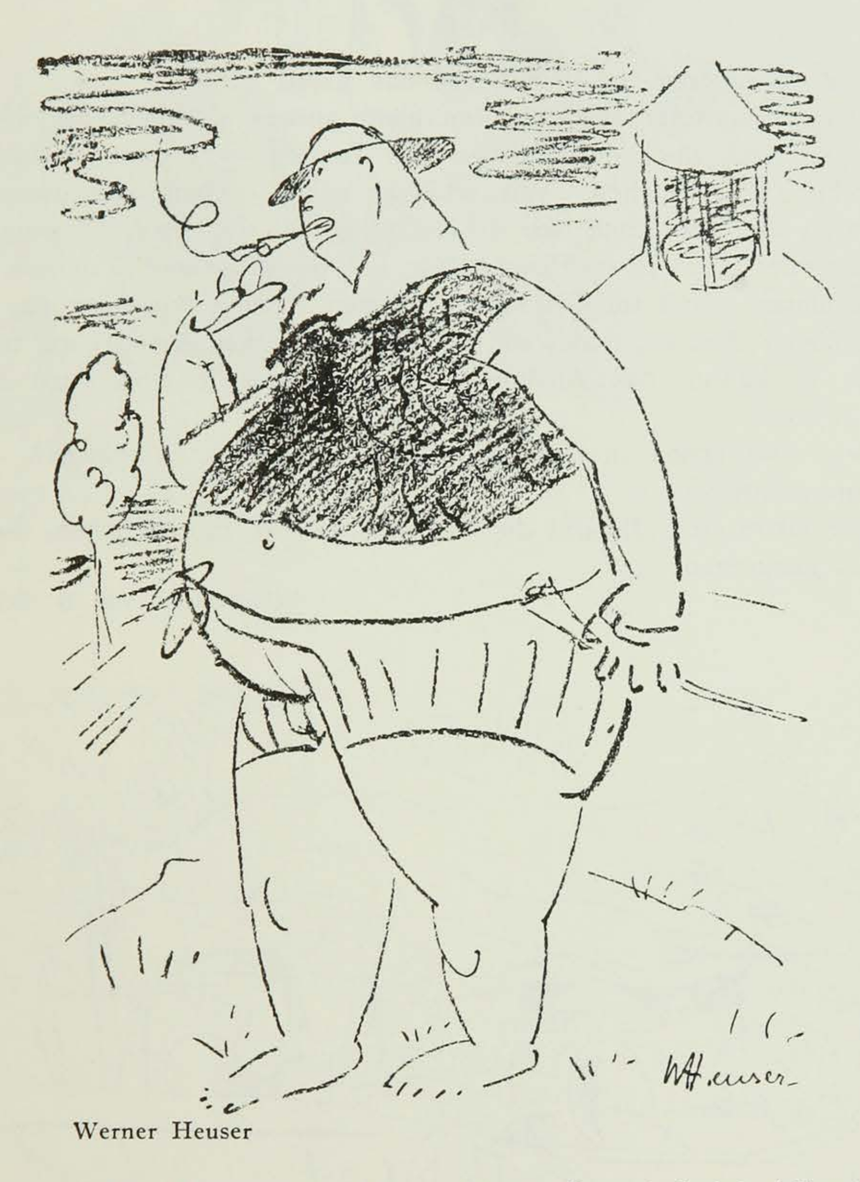
Zur Rechtfertigung des oben Gesagten ergänzen wir: Panzini war ein ausgezeichneter Romancier, Pirandello und Bontempelli sind es vielleicht auch, Lodovici, Alvaro und Martini sind Novellisten, und ihre Romane stehen hinter ihren Novellen zurück. Mario Puccini, der italienische Schriftsteller, der am besten einen Roman aufzubauen versteht, allein, ist vielleicht ein besserer Romancier als Novellist.

4.

Wir möchten heute noch vom italienischen Journalismus sprechen: er ist nicht ohne Bedeutung. Und wir fürchten nicht zu übertreiben, wenn wir sagen, daß er sehr gut entwickelt ist und unstreitig mit zu den besten der Welt gehört. Einige italienische Zeitungen, wie der im Ausland hinlänglich bekannte „Corriere della Sera", sind durchaus international und interessanter als die meisten in Italien erscheinenden Bücher. Keine dieser Zeitungen ist literarisch — man würde sie nicht lesen; fast alle sind sie politisch —, aber es gibt auch keine von rein informatorischem Charakter, und ihr Einfluß auf das innere Gleichgewicht des Landes ist enorm. Denn da in Italien die Existenz einer ausschließlich literarischen Revue undenkbar wäre — mehrere Zusammenbrüche haben es gezeigt — hat man das System der „dritten Seiten", die man heute literarisch-wissenschaftlich haben will und die jetzt die eigentliche italienische Revue darstellen; derart, daß man neuer-

dings zu einer Sammlung der „dritten Seiten" schreiten kann, von der jeder Band ausgezeichnete journalistische Schriften eines mehr oder weniger literarischen Journalisten enthält.

Es ist sonderbar genug, daß wir trotzdem fast keine Journalisten im Sinne der Berichterstatter, wie sie Frankreich und Deutschland haben, besitzen: fast alle — und es gibt ausgezeichnete unter ihnen — haben sich auf Spezialgebiete begeben; die einen, die von der Politik sich haben mitreißen lassen, haben hier große Energien ausgewirkt: von dem Diktator Mussolini, dem Direktor des „Popolo d'Italia",



Werner Heuser

bis zu Vincenzo Morello und zu Mario Missiroli und Luigi Albertini, die die großen politischen Führer Italiens aller Richtungen geworden sind. L. Barzini und A. Fraccaroli verdanken wir ausgezeichnete Berichterstattung und häufig in der Information den Vorrang Italiens über das Ausland; unter den Jungen verstanden es F. Sacchi, G. Buongiovanni, G. Calza-Bedolo, das Publikum mitzureißen. Andere, durch die Kritik herbeigelockt, erlangten hier beträchtliche Bedeutung: Renato Simoni, der bis zum Erscheinen Adriano Tilghers der große Meister der Theaterkritik war, u. a.; Tilgher, der Kritiker des „Mondo", hat als erster die Bedeutung der Pirondello'schen Dramen und die Entstehung einer neuen Theaterkunst, eines neuen tragischen Gefühls, erkannt. Gute Kunstkritiker gab es dagegen nicht, denn die Versuche Calzinis und Djettis konnten uns immer nur zum Lachen bringen.

Noch hatten wir Literaturkritiker, denn Borgese kann uns schwerlich befriedigen, und Janni gibt sich mit Büchern nur wenig ab. Dieser letztere, wie Bontempelli, der sich auch hierin ausgezeichnet hat, sind die wenigen Berichterstatter, die uns für belanglose und ephemere Dinge zu interessieren verstanden; und noch ein anderer — als Romancier und Kritiker wertlos —: Ugodjetti war von jeher und ist noch der entzückendste unserer Berichterstatter. Wir können uns über den italienischen Journalismus nicht beklagen.

5.

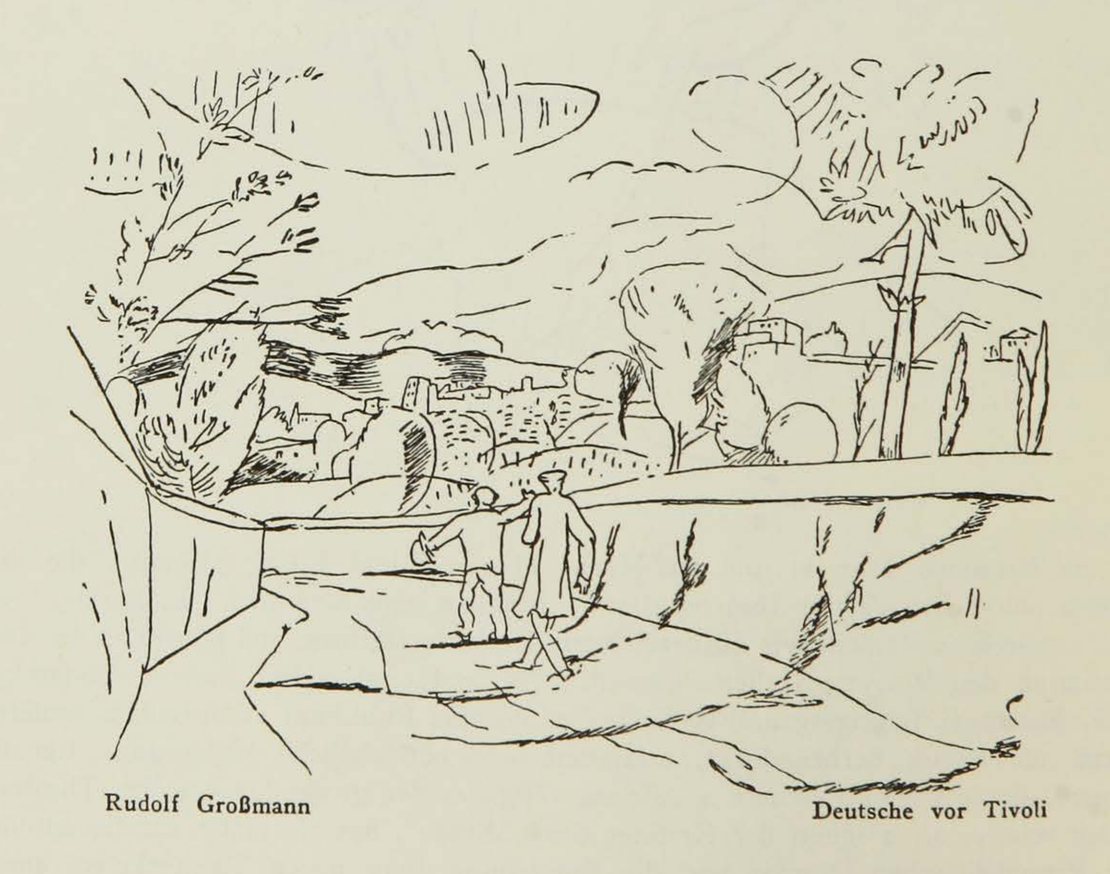
Man müßte resümieren. — Wir lieben das nicht.

Ein vorzeitig erstatteter Bericht kann nicht anders als täuschen. Uns Jungen hat man — wie auch an anderen Orten den Jungen — Wunder prophezeit; wir haben sie nicht eintreten sehen. Wir schlagen aus — gegen alles, was uns rückständig, veraltet erscheint, und wir lehnen alles ab. Nichtsdestoweniger kennen wir den Wert des Unsrigen: Pirandellos, Bontempellis und Tilghers, was wir gern laut bekennen. Und im Grunde genommen können wir zugeben, daß unser Pessimismus übertrieben ist, und wenn Italien noch keinen Apollinaire, noch keinen Proust hatte, so kannte das Ausland unseren Pirandello und wird es unseren Bontempelli lieben.

Sollten wir etwa schon in dem Auto sitzen, ohne es zu wissen? Nein, das nicht, aber immerhin . . .

Und unsere Grimassen, die mit der Wahrheit nichts zu tun haben, dienen dazu, uns angenehm anzuregen.

(Uebersetzt von B. Schiratzki)



Rudolf Großmann — Deutsche vor Tivoli



Matisse Die Odaliske. Zeichnung. (Mit Genehmigung der Marées Ges.)

THE LADY POETS WITH FOOT NOTES

By *ERNEST HEMINGWAY*

One lady poet was a nymphomaniac and wrote for Vanity Fair. [1])

One lady poet's husband was killed in the war. [2])

One lady poet wanted her lover, but was afraid of having a baby. When she finally got married, she found she couldn't have a baby.[3])

One lady poet slept with Bill Reedy got fatter and fatter and made half a million dollars writing bum plays. [4])

One lady poet never had enough to eat. [5])

One lady poet was big and fat and no fool. [6])

---

[1]) College nymphomaniac. Favourite lyric poet of leading editorial writer N. Y. Tribune.

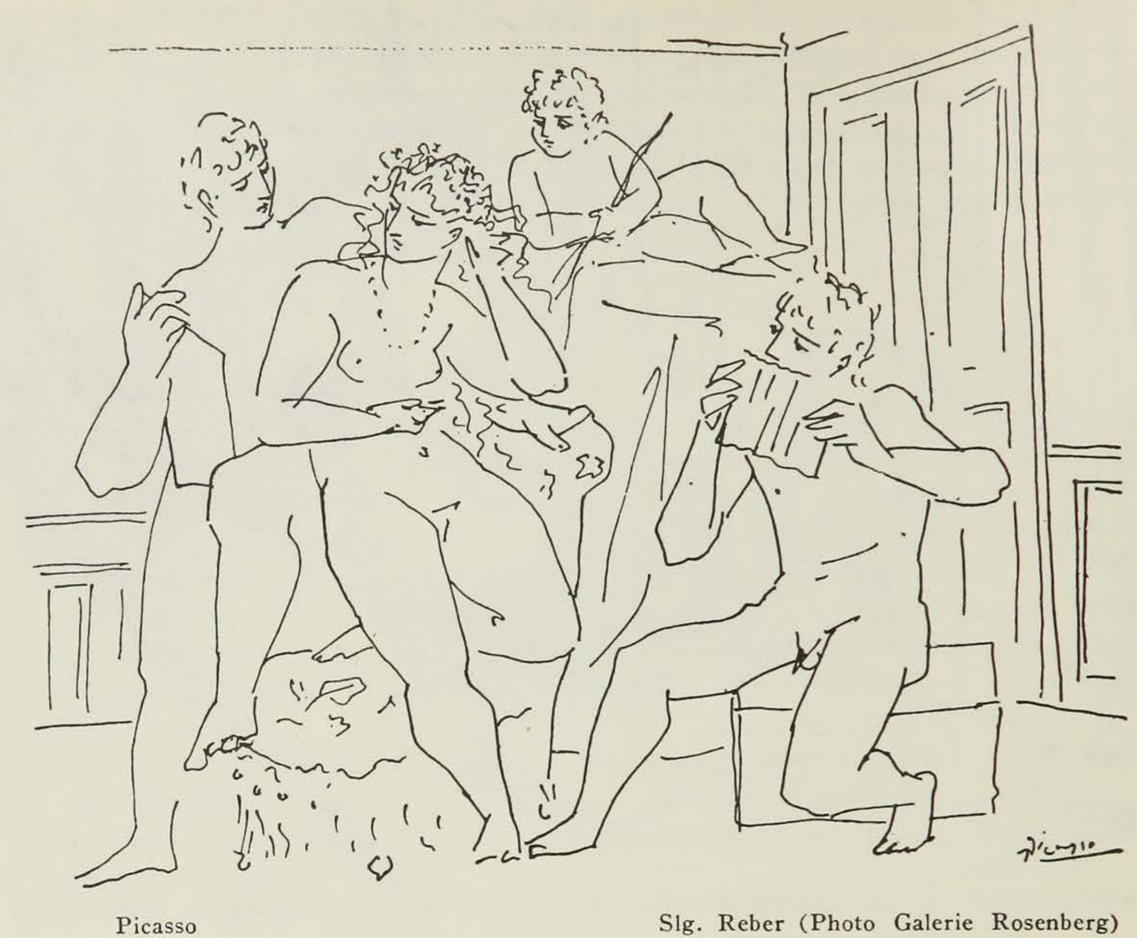
[2]) It sold her stuff.

[3]) Favourite of State University male virgins. Wonderful on unrequited love.

[4]) Stomach's gone bad from liquor. Expects do something really good soon.

[5]) It showed in her work.

[6]) She smoked cigars all right, but her stuff was no good.



Picasso Slg. Reber (Photo Galerie Rosenberg)

DRUNTER UND DRÜBER

Von

LUIGI PIRANDELLO

Eilig, wortlos, jedes Geräusch vermeidend, hatten sie bedrückt die kleine Holztreppe erstiegen. Professor Carmelo Sabato — mit einer dickbauchigen Flasche Wein, die er wie ein Wickelkind im Steckkissen in den Armen trug, Professor Lamella, sein alter Schüler, in jeder Hand eine Flasche Bier.

Nun saßen sie schon mehr als eine Stunde auf der über Dächern und Kaminen angelegten Dachterrasse zwischen Schornsteinen und Wasserrinnen unter dem dichten und dauernden Funkeln der zahllosen Sterne, die den Himmel durchbohrten, ohne die Finsternis der tiefen Nacht zu zerstreuen, und philosophierten.

Und tranken.

Professor Sabato Wein; Wein bis zum Krepieren; was lag ihm daran! Professor Lamella Bier: er legte keinen Wert aufs Sterben.

Aus den Häusern, von den Straßen der Stadt stieg schon lange nicht der geringste Lärm mehr empor. Nur ab und zu ein Wagenrollen in der Ferne.

Die Nacht war drückend schwül; Professor Carmelo Sabato hatte zuerst seine Krawatte gelöst, dann seinen Kragen abgeknöpft, darauf noch die Weste geöffnet und das Hemd über seiner zottigen Brust, und endlich ungeachtet der Ermahnung Lamellas: „Mein teurer Meister, das wird Ihnen nicht bekommen!“, hatte er seinen Rock ausgezogen und unter reichlichem Stöhnen sich untergelegt, um auf der harten Holzbank — die Beine lagen ausgestreckt zu beiden Seiten eines durch Regen und Kälte morschgewordenen Tischchens — besser zu sitzen.

Den großen, kahlen, glattrasierten Kopf ließ er schwer herabhängen; unter den dichten, überfallenden Augenbrauen waren die trüben, rotunterlaufenen Augen halb geschlossen, und er sprach mit schwacher, verschleierter, stockender Stimme wie ein aus dem Traum Stöhnender:

„Mein kleiner Henry, mein lieber, kleiner Henry,“ sagte er, „du quälst mich . . . Ich versichere dich, du quälst mich, quälst mich furchtbar . . .“

Lamella, ein kleiner, blonder Mann, mager und gallig, von äußerster Nervosität, lag in einer Art Hängematte, die am Kopfende in einem an der Mauer der Terrasse befestigten Ring, am Fußende an zwei an dem Querbalken des Geländers befestigten Eisenstangen hing. Wenn er den Arm ausstreckte, konnte er die auf der Erde stehenden Flaschen erreichen. Regelmäßig ergriff er die schon geleerte Flasche und wurde darüber gereizt. Bei einem solchen Fehlgriff stieß er sie mit dem Handrücken um, und sie rollte den abschüssigen Boden entlang, zur größten Bestürzung des alten Professors Sabato, der sich auf alle Viere warf und rutschend die Flasche einzuholen versuchte, wobei er in verängstigtem Tone greinte:

„Ich bitte dich . . . ich bitte dich . . . bist du denn verrückt . . . da unten glauben sie ja, es donnert!“

Lamella vollführte beim Sprechen die seltsamsten Verzerrungen; er konnte sich keinen Augenblick ruhig verhalten, zog sich in sich zusammen, reckte sich, fuchtelte mit Händen und Füßen in der Luft herum:

„Ich weiß sehr wohl, daß ich Sie quäle, mein teurer Meister, aber das tue ich absichtlich. Sie müssen gesunden! Ich will Sie wieder erwecken! Und ich wiederhole Ihnen, daß Ihre Ideen veraltet sind, veraltet, veraltet . . . Denken Sie doch einmal ordentlich darüber nach, und Sie werden mir recht geben!“

Mein kleiner Henry, mein lieber, kleiner Henry, das sind keine Ideen,“ flehte Sabato in seinem stockenden, kläglichen Tone. „Früher einmal, da waren das vielleicht Ideen! Heute ist es ein Gefühl, ein Be-

dürfnis für mich geworden, mein Kind: wie der Wein . . . ein Bedürfnis . . ."

„Ganz richtig, und ich werde Ihnen zeigen, daß es dumm ist," fuhr der andere fort. „Ich werde Ihnen den Wein entziehen und Ihnen andere Gefühle beibringen."

„Wie du mich quälst . . .!"

„Im Gegenteil, ich tue Ihnen wohl! Hören Sie doch! Sie sagen: „Ich sehe auf die Sterne," nicht wahr? Nein, Sie sagen: „Ich b e t r a c h t e . ." Das ist edler. Also: „Ich betrachte die Sterne, und sogleich fühle ich, wie unsre unendliche Kleinheit versinkt." Hören Sie, wie gut Sie noch sprechen, teurer Meister? Ich erinnere mich, daß Sie immer gut gesprochen haben, auch damals, als Sie Ihre Lektionen lasen. „Versinkt" ist sehr gut ausgedrückt! „Was bleibt dann von der Erde?" fragen Sie. „Vom Menschen, all unserm Ruhm, aller unsrer Größe?" — Nicht wahr, das ist's?"

Professor Sabato hatte einige Male mit seinem dicken, rasierten Kopf wie bejahend genickt. Eine seiner Hände lag, sich selbst überlassen, wie tot, auf der Bank; die andere stak unter dem Hemd und wühlte in dem Bärenfell auf seiner Brust.

Lamella begann lebhaft von neuem:

„Und das behaupten Sie im Ernst, mein teurer Meister?! Verzeihung, daß der Mensch imstande ist, seine unendliche Kleinheit derart zu fühlen und zu begreifen — was bedeutet das denn? Doch nur, daß er imstande ist, die unendliche Größe des Universums zu verstehen und zu begreifen! Wie kann man also vom Menschen sagen, er sei klein?!"

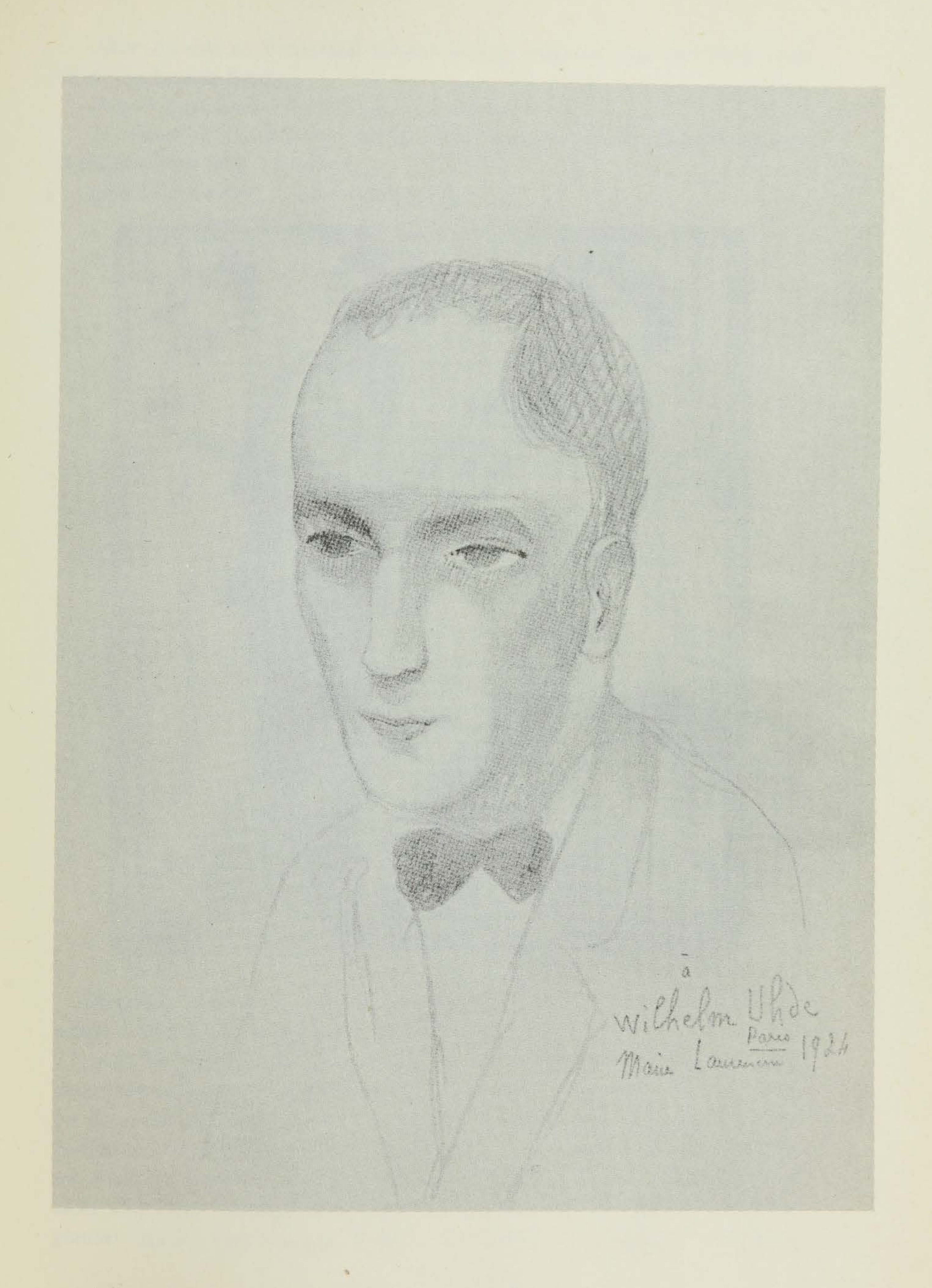
„Klein . . . klein . . ." wiederholte Professor Sabato, und seine Stimme schien aus unendlicher Ferne zu kommen.

Lamella darauf immer zorniger:

„Sie scherzen! Klein? Aber ich muß doch unbedingt — begreifen Sie! — von dieser Unendlichkeit etwas in mir selbst haben. Sonst würde mir der Begriff ja fehlen. Ich hätte ebensowenig einen Begriff davon wie, sagen wir, mein Stiefel oder mein Blut! Etwas von dieser Unendlichkeit! — So daß, wenn ich, wie eben jetzt, meine Blicke auf die Sterne richte, plötzlich die Unermeßlichkeit des Raumes sich vor mir auftut und unvergleichlich vor mir ersteht — dieses Raumes, durch den Welten rollen: Welten, deren ungeheure Größe ich fühle und begreife . . . Aber diese Größe, wem, wem eignet sie denn? Mir, mein teurer Meister! Denn in mir ist das lebendige Gefühl dafür! Also, wie können Sie sagen, der Mensch sei klein — da er doch so viel Größe in sich trägt?!"

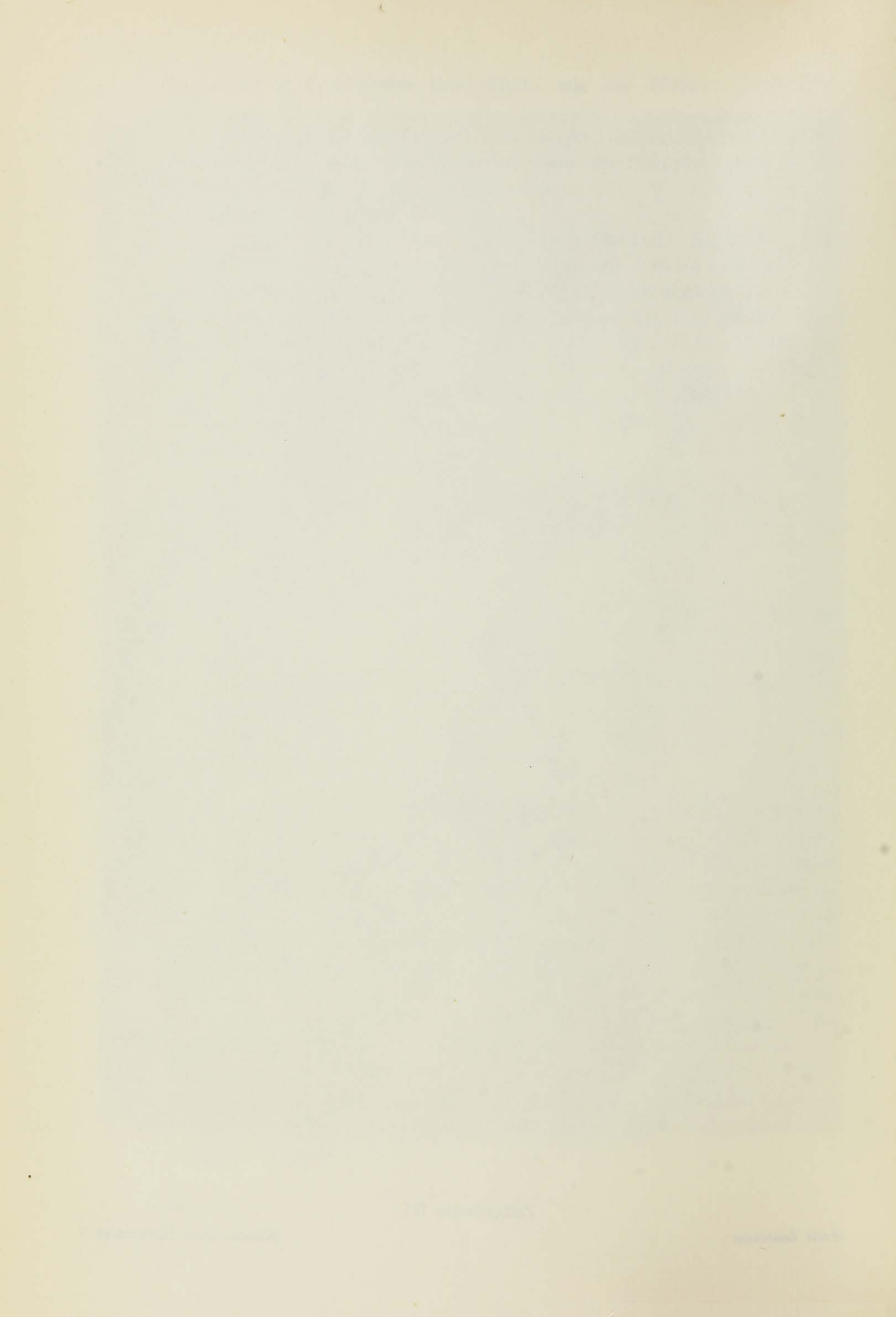
Ein plötzlicher und seltsamer Schrei — „Srrri" — zerriß die tiefe Stille, die der letzten Frage Lamellas gefolgt war. Er sprang hoch:

„Wie? Was sagen Sie?"



Zeitgenossen III

Marie Laurencin — Wilhelm Uhde (Zeichnung)



Aber da sah er Professor Sabato reglos, wie tot, mit der Stirn auf dem Tischrande liegen.

Der Schrei einer Fledermaus, zweifellos.

In dieser Stellung hatte, auf die Worte Lamellas, Professor Carmelo Sabato einige Male gestöhnt:

„Du tötest mich . . . du tötest mich . . .“



Laboureur — Zeichnung (Marie Laurencins Atelier)

Plötzlich aber hatte ihn eine Idee erleuchtet, er hob den Kopf un schrie voller Zorn seinem alten Schüler zu:

„Ah! So urteilst du? Dabei bleibst du stehen? Aber so setze doch deine verdammten Schlußfolgerungen fort! Was besagt denn das, was du da erzählst?! Bestenfalls doch, daß die Größe des Menschen in dem Gefühl seiner unendlichen Kleinheit ruht! Es besagt, daß der Mensch nur groß ist, wenn er, im Hinblick auf die Unendlichkeit, sich ganz klein sieht und fühlt; und daß er nie so klein ist als dann, wenn er sich groß glaubt! Das ist damit genug! Welche Erleichterung, welchen Trost ziehst

du also hieraus, — aus der Tatsache, zu wissen, daß der Mensch auf diesem Planeten der gräßlichsten Verzweiflung ausgesetzt ist: groß zu sehen, was klein ist — alle Dinge dieser Erde — und klein zu sehen, was groß ist — die Sterne!“

Wütend ergriff er die Flasche und stürzte nacheinander zwei Gläser Wein hinunter, als ob er sich diese wohl verdient, als ob er, nach dem, was er soeben ausgesprochen, das unantastbare Recht erworben hätte, sie in sich hineinzugießen.

„Wo ist hier der Zusammenhang? Was hat das mit unserer Frage zu tun?“ schrie Lamella mit aus der Hängematte geschleuderten Beinen, die er nicht weniger heftig als die Arme warf, als ob er sich auf den Professor stürzen wollte. — „Erleichterung! Trost! Das suchen Sie! Ja, ich weiß, klein müssen Sie sich sehen, müssen Sie sich fühlen . . .“

„Klein — gewiß . . . Klein, klein . . .“

„Klein unter Kleinheit und Armseligkeit . . .!“

„Ja, gewiß . . .“

„Auf einem Infinitesimal-Atom im Raume plaziert, nicht wahr?“

„Ja, ja . . . infinitesimal . . .“

„Und warum? Um sich ungestraft herabwürdigen, um am Platze faulen zu können!“

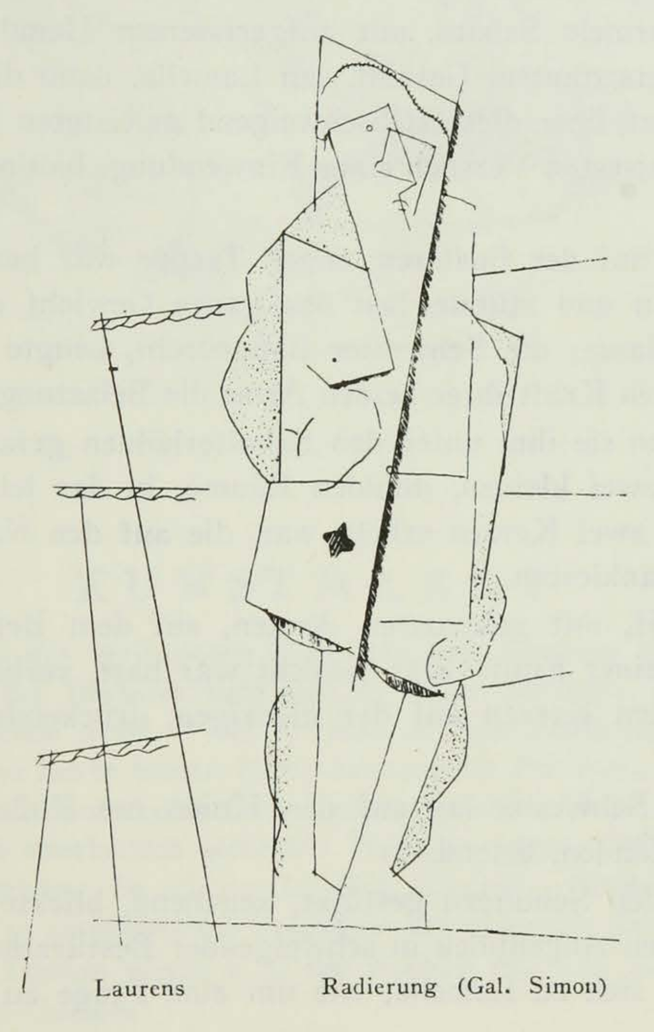
Professor Sabato antwortete nicht: er hatte wieder — diesmal aber schon mit zitternder Hand — sein Glas an den Mund geführt. Er nickte „ja“ mit dem dicken Kopfe, ohne das Trinken zu unterbrechen.

„Schämen Sie sich nicht? Schämen Sie sich nicht?“ heulte Lamella. „Wenn wirklich das Leben, wenn der Mensch das Unglück in sich trägt, das Sie da vorgeben, so ist es an uns, es edel zu ertragen. Die Sterne sind groß, ich aber bin klein, und deshalb besaufe ich mich, was? Das ist Ihre Logik! Aber die Sterne sind klein, hören Sie? klein, wenn Sie sie nicht groß begreifen: In Ihnen, nur in Ihnen besteht diese Größe und das Maß dieser Größe! Und wenn Sie groß genug sind, die Dinge, die uns klein scheinen wie die Sterne, groß zu sehen, warum wollen Sie dann die Dinge, die allen groß und herrlich scheinen, klein und armselig sehen. Die so scheinen und so sind, mein teurer Meister! Nein, er ist nicht klein, wie Sie ihn sehen, der Mensch, der die Größe der Sterne geschaffen hat, der Mensch, der hier in seiner Brust die Größe der Sterne trägt, diese Unendlichkeit, diese Ewigkeit der Gestirne, die Seele des unsterblichen Universums . . . Was machen Sie? Ah, Sie weinen? Das fehlte noch! Sie sind schon betrunken, mein teurer Meister!“

Lamella sprang aus der Hängematte und neigte sich über Professor Sabato, der, an die Wand gelehnt, vor Schluchzen geschüttelt wurde, das ihm mit den Rülpsern, die einer nach dem andern mit Weingestank aus seinen Eingeweiden hochstiegen, aufzustoßen schien.

„Genug, genug, um Gottes willen!“ schrie ihm Lamella zu. „Sie machen mich wütend, da Sie mich mitleidig machen. — Ein Mann von Ihrer Intelligenz, von Ihrem Wissen — sich derart zu erniedrigen! Schändlich! Sie haben eine Seele, eine Seele haben Sie, eine Seele . . . Ich erinnere mich ihrer, einer edlen, für das Gute brennenden Seele, ja ich erinnere mich ihrer.“

„Ich bitte dich, ich bitte dich . . .“ stöhnte Professor Carmelo Sabato, „mein kleiner Henry, mein lieber, kleiner Henry . . . ich bitte dich, sage mir nicht, daß ich eine unsterbliche Seele habe. Außerhalb meiner, außer-



Laurens Radierung (Gal. Simon)

halb! Ja, so ist es, ja, so! Diese unsterbliche Seele ist außerhalb unser . . . Du, du kannst sie einatmen; du bist noch nicht verdorben . . . Du atmest sie ein wie die Luft, und du fühlst sie in dir . . . an manchen Tagen mehr, an manchen weniger . . . Das ist es, was ich behaupte. Sie ist außerhalb unser . . . Laß sie draußen, um Gottes willen! die unsterbliche Seele. Ich, ich will sie nicht, nein, ich nicht . . . Ich habe mich absichtlich beschmutzt, weil ich sie nicht mehr will, nicht mehr atmen will . . . Ich fülle mich mit Wein, weil ich sie nicht mehr will. Ich will sie nicht mehr in mir fühlen! . . . Ich lasse sie Ihnen . . . Fühlen Sie sie doch in sich! Nein, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr . . .“

In diesem Augenblick rief eine weiche Stimme aus dem Hintergrund der Terrasse:

„Mein Herr . . .“

Lamella wandte sich um. In der schwarzen Umrahmung der weißen Tür erschienen die großen Haubenflügel einer barmherzigen Schwester als weißer Fleck.

Der junge Professor eilte hin, flüsterte mit der Schwester, worauf beide sich sanft dem Betrunkenen näherten und ihn unter den Arm faßten, um ihn aufzurichten.

Professor Carmelo Sabato, mit aufgerissenem Hemd, schwankendem Kopf, tränenüberströmtem Gesicht, sah Lamella, dann die Schwester an, erstaunt, verdutzt, über diese stillschweigend geleisteten Dienste und ließ sich, ohne den leisesten Versuch einer Einwendung, haltlos taumelnd fortführen.

Der Abstieg auf der finsteren, engen Treppe war beschwerlich. Lamella ging voran und stützte fast das ganze Gewicht dieser schweren, nachgebenden Masse; die Schwester hinterdrein, beugte sich weit über, um mit der ganzen Kraft ihrer beiden Arme die Belastung zurückzuhalten.

Endlich hatten sie ihn, unter den Schulterhöhlen gefaßt, nach Durchschreitung der zwei kleinen, dunklen Räume, in das letzte Zimmer gebracht, das von zwei Kerzen erhellt war, die auf den Nachttischchen zu beiden Seiten flankierten.

Hier lag steif, mit gekreuzten Armen, auf dem Bette ausgestreckt, der Leichnam seiner Frau. Das Gesicht war hart, verbissen, durch den Reflex der beiden Kerzen auf der niedrigen, drückenden Zimmerdecke noch bleierner.

Eine zweite Schwester lag auf den Knien am Fußende des Bettes, mit gefalteten Händen, betend.

Noch unter den Schultern gestützt, keuchend, blickte Professor Carmelo Sabato einen Augenblick in schweigender Bestürztheit auf die Tote. Dann kehrte er sich zu Lamella, wie um eine Frage zu stellen:

„Ah?“

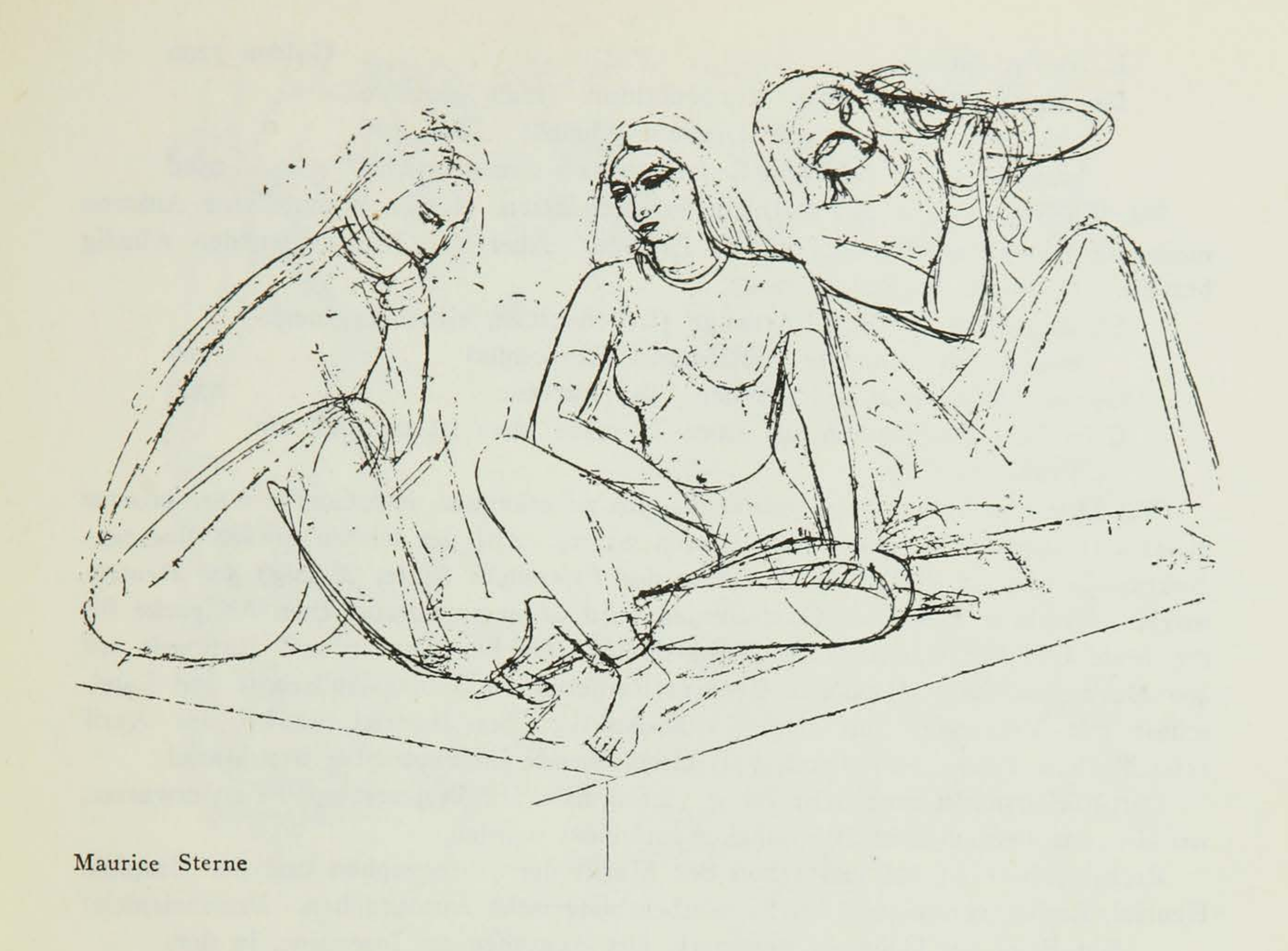
Die Schwester machte ihm, ohne Zorn, in trauriger und geduldiger Demut ein Zeichen, niederzuknien wie sie.

„Die Seele, ah?“ sagte endlich zitternd Sabato. „Die unsterbliche Seele, ah?“

„Mein Herr!“ bat die andere, ältere Schwester.

„Ah? Ja, ja . . . sofort!“ sagte erschrocken Professor Carmelo Sabato und ließ sich, nicht ohne Mühe, auf die Knie nieder.

Er fiel, mit dem Gesicht die Erde berührend, hin, blieb einen Augenblick so liegen, während er sich mit der Faust an die Brust schlug.



Maurice Sterne

KUNSTMARKT

Der Kunstmarkt des verflossenen Frühjahrs und Sommers war allgemein auf flau gestimmt, der des Herbstes steht erst in seinen Anfängen, die „Saison", wie es der Jargon so schön nennt — auf die man so viele Hoffnungen setzt, hat erst begonnen. Trotzdem hat in beiden Zeitabschnitten das Publikum bereits reiche Gelegenheit gehabt, sein durch keine Namen zu bestechendes Urteil, den wählerischen Geschmack und die unerbittlich sichtende Wahl zu zeigen, die der böse Kunsthandel so sehr fürchtet. In allen Ländern Europas. Einige Beispiele mögen zitiert werden und zu respektvollem Vergleiche nebeneinander gestellt sein.

Bei Christie in London wurde u. a. der Nachlaß des Earl of Fife versteigert. Hierbei brachten in Guineen:

Reynolds, Bildnis Lady Mary Coke 4800
Massys, zehnfigurige Pieta 3900
S. v. Rysdael, eine ungewöhnlich schöne Landschaft mit reicher Staffage 1650

Ein österreichisches Nachfolgeland hatte seine erste große Auktion mit der altberühmten Sammlung Palffy, die in Bad Pistyan aufgelöst wurde. Aus den Resultaten — in böhmischen Kronen — bemerkenswert:

Makart, Frühling und Herbst 79 000
Tiepolo, Anna und Maria 41 000

Bei Muller u. Cie. gab die Sammlung Fournier dem internationalen Publikum Gelegenheit, in der französischen Kunst des 18. und vom Anfang des 19. Jahrhunderts die Spreu strenge vom Weizen zu sondern. Zum Beispiel:

L. Boily, Interieur . . . . Gulden 7200
Drousais, ein herrliches Knabenbildnis (man erinnere sich, was Diderot von Drouais schrieb! Das Bild hatte 1902 auf der Vente Russel 105 000 Frs. gebracht) „ 2500

Wir Berliner wollen uns da nicht lumpen lassen. Lepke brachte eine Auktion moderner Gemälde. Mit schlechtem Erfolge. Aber die Meister wurden würdig bezahlt. Beispiele in Rentenmark:

Stauffer-Bern, Bildnis l'Arronge (Lebensgröße, eines der merkwürdigsten Bildnisse des jungen Realismus) 700
Oswald Achenbach, Garten der Villa Farnese 2700
Caro-Delvaille, Damen auf einer Terrasse (dies ist nämlich ein Franzose) 3200

Wir Deutsche haben lange gebraucht, um zu erkennen, daß Goethe einer unserer größten Graphiker ist. Aber jetzt wissen wir es. Auf der letzten großen Boerner-Auktion brachte z. B. Dürers Wirkung der Eifersucht (guter Abzug) 500 Rentenmark. Rembrandts kleiner Goldschmied wird in einem vorzüglichen Abdrucke für die Ende Oktober stattfindende Rembrandtauktion bei Amsler und Ruthardt auf 400 Mark geschätzt. Hingegen Goethes Radierungen Gebirgslandschaft und Landschaft mit Wasserfall auf der Goethe-Auktion bei Henrici, Berlin, im April 1160 Mark und die Gebirgslandschaft allein ebenda im September 610 Mark!

Der Büchermarkt noch sehr ruhig. Ereignisse auf ihm erst später zu erwarten, wo ein paar beträchtliche Bibliotheken aufgelöst werden.

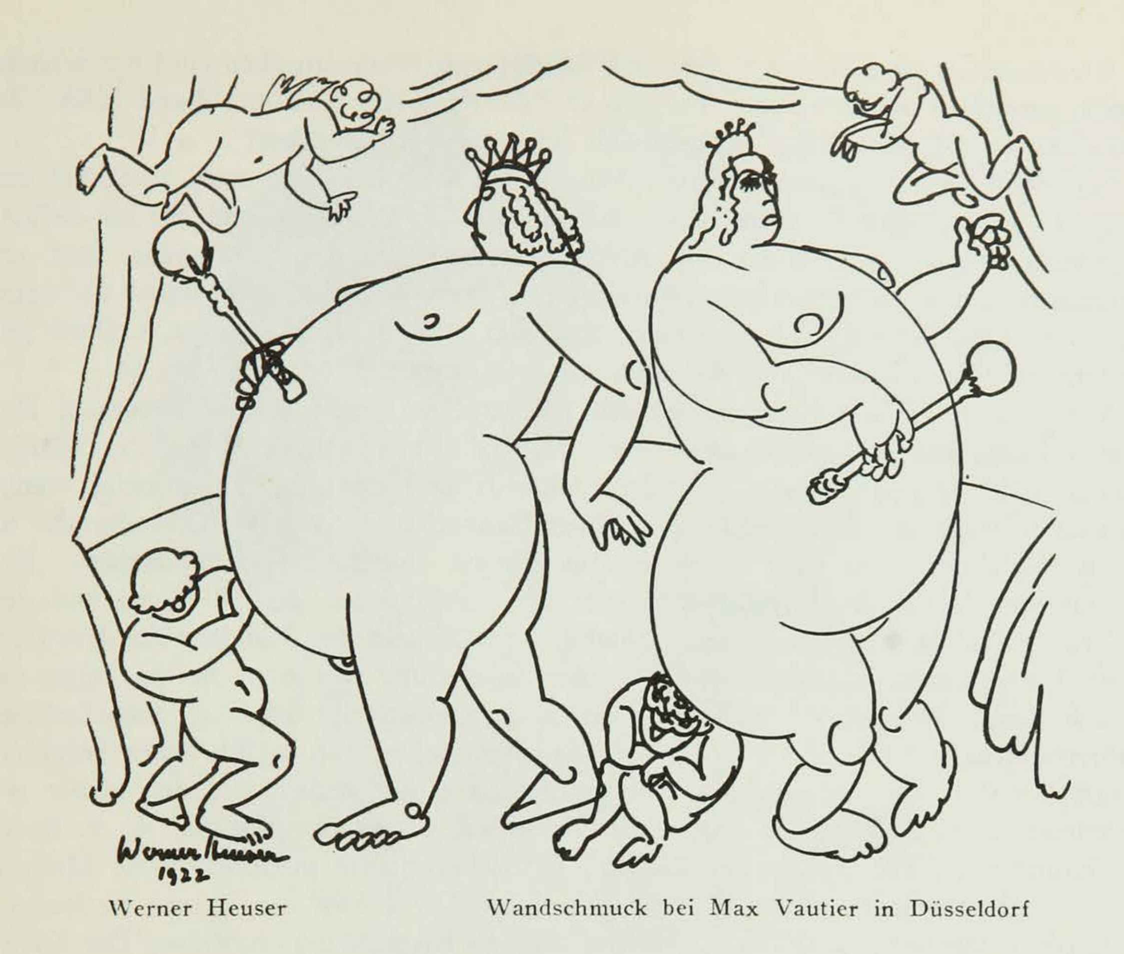
Recht lebhaft ist bei uns schon der Markt der Autographen und der Graphik. Henrici, Berlin, versteigerte im September historische Autographen. Preisbeispiele:

Ein Brief des Generals Bonaparte aus Aegypten an Josephine, in dem er feststellt, daß Aegypten Vieh und Getreide, er aber kein Geld für seine Truppen hat . . . . 1900.— Mark
Ein Brief der Maria Antoinette an die Prinzessin von Lamballe (Bangen vor der heraufziehenden Revolution darin) . . . . 1100.— „
Ein Brief Bebels aus dem Jahre 1869 über deutsch-französische Verbrüderung . . . . 45.— „

Am 6. und 7. Oktober gab es bei Henrici in Berlin Farbstiche und Schabkunst des 18. Jahrhunderts und bei Graupe in Berlin moderne außerdeutsche Graphik (vor der deutschen Graphik haben die Auktionsinstitute seit dem letzten Frühjahr einige Scheu). Ein paar Preise:

Freudenberger, Blätter aus der bekannten Kostümerie zwischen 300 und . . . . 400 Mark
Munch, Das Mädchen und der Tod . . . . 280 „
Das kranke Mädchen (klein) . . . . 200 „
Mixelle, Der Roman (seltener franz. Farbstich) . . . . 1310 „
Toulouse-Lautrec, Elles (vollständig) . . . . 1150 „
Blätter von W. Ward, das Stück ca. . . . . 500 „
Goya, Los Proverbios, vollständige Ausgabe von 1864 vor der Numerierung . . . . 250 „

Brieger.



Werner Heuser — Wandschmuck bei Max Vautier in Düsseldorf

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Vom Uebergang des „Querschnitt" in den Propyläen-Verlag war schon die Rede, so daß wir hier von sonstigen Objekten unserer Arbeit sprechen können. Beispielsweise vom *„Kleinen Propyläen-Buch"*, dem neuen bibliophilen und doch wohlfeilen Buch. Bis jetzt sind die acht ersten Bändchen dieser neuen Serie erschienen. Sie sind in starkfarbigem Ganzleinen sowohl wie in Satin zu haben. Sie bringen Einzelwerke und Lebensdokumente wie Cazottes „Biondetta", Feuerbachs „Vermächtnis" und das Lebensbild der Ottilie von Goethe, und sie bringen Querschnitte durch das lyrische und novellistische Schaffen einzelner Dichter oder ganzer Epochen: Cervantes, Gogol, Heine, Lyrik der Lebenden, Heinrich Mann. Im Laufe der Jahre sollen sie noch viele andere Dinge bringen.

Auch mit den *„Propyläen-Skizzenbüchern"* haben wir Neues eingeleitet. Heraus sind die Bände Leonardo (mit einer Einleitung von Wilhelm von Bode), Raffael (mit einer Einleitung von Oskar Fischel), Fragonard (mit einer Einleitung von C. F. Foerster) und Goya (mit einer Einleitung von August L. Mayer), je 32 der schönsten, wirkungsvollsten oder charakteristischsten Handzeichnungen in mehrfarbigem Offsetdruck. Der ganze Reichtum und Zauber, der den Skizzen als den ersten Niederschriften künstlerischer Inspiration anhaftet, spricht hier klarer und packender als sonstwo, zumal die moderne Reproduktionstechnik von der Unmittelbarkeit und Frische der sparsamen Linien und leichten Tönungen der Studienblätter kaum etwas verloren gehen läßt. Die Hefte zeigen ein ansprechendes Quartformat in biegsamem Deckel und machen zum erstenmal den Versuch, Handzeichnungen getreu und doch zu erschwinglichem Ladenpreis zu publizieren. Es ist beabsichtigt, ähnliche Bände von namhaften Künstlern aller Zeiten und Völker herauszubringen.

Von unseren schon in der Vollendung begriffenen Werkausgaben sind um weitere Bände bereichert worden: Der *Turgenjeff* (Band VIII), *Schiller* (Band XX). Zu *Dostojewskis* „Totem Haus" gesellt sich jetzt der „Raskolnikoff".

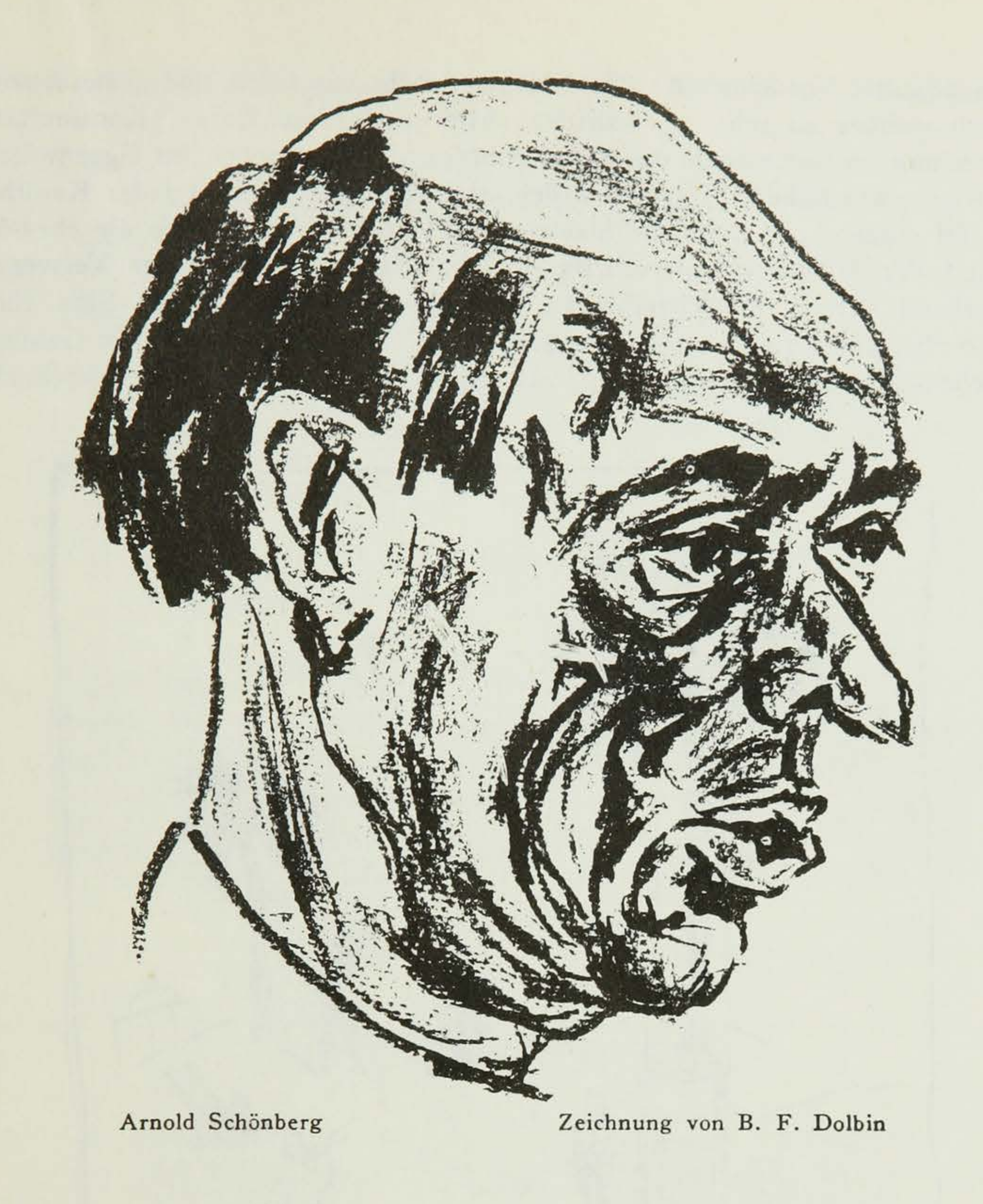
Die Serie des Propyläen-Verlags „Werke der Weltliteratur" wird vermehrt um *Tolstois* „Auferstehung", in der Uebersetzung von H. W. Röhl, und um die Selbstbiographie *Benvenuto Cellinis,* die Alfred Semerau aus der in Florenz 1901 erschienenen einzig authentischen, italienischen Ausgabe von Oratio Bacci übersetzt hat. Der Band ist so reich illustriert, daß sich eine Anschauung von Cellinis gesamtem Schaffen und der angrenzenden zeitgenössischen Produktion ergibt.

Von der „Propyläen-*Kunstgeschichte*" erscheint in Kürze die von Professor Dr. Gustav Pauli, Direktor der Hamburger Kunsthalle, bearbeitete „Kunst des Klassizismus und der Romantik". Die Zusammenstellung des reichen, zumeist wenig bekannten Materials durch einen berufenen Kenner zeigt, wie viel „Modernes" in diesen Schöpfungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlummert. Behandelt werden die drei großen Gruppen der Architektur, der Bildnerei und der Malerei in Italien, Frankreich, Deutschland, England und den Ländern des Nordens. Einer bedeutsamen, glänzend geschriebenen Einleitung von 140 Seiten folgt ein Bilderkorpus von 350 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und 45 mehrfarbige, Kupfertiefdruck- und Offsettafeln. Den Beschluß bildet ein ausführlicher beschreibender Katalog der Abbildungen. So reiht sich dieser neue Band den bisher erschienenen E. v. Sydow, Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit, W. v. Bode, Die Kunst der Frührenaissance, *Max J. Friedländer,* Die niederländische Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts, *Werner Weisbach,* Die Kunst des Barock in Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, würdig an. In Kürze wird erscheinen Die Kunst des alten Orients (Aegypten, Babylonien, Assyrien usw.) von Prof. Dr. Heinrich Schäfer und Dr. Walter Andrae.

Unter dem Titel *„Frühe japanische Holzschnitte"* veröffentlicht der Propyläen-Verlag eine Sammlung von 25 auserlesenen Blättern aus der Sammlung Straus-Negbaur mit einer Einleitung von Professor Dr. Curt Glaser, dem Direktor der Staatlichen Kunstbibliothek, Berlin, und einem beschreibenden Verzeichnis von Fritz Rumpf, dem besten Kenner des japanischen Theaters und der Geschichte des Holzschnittes. Es sind wiedergegeben Holzschnitte von Moronobu, Kiyonobu d. Ä., Kiyonobu d. J., Kiyomasu d. J., Chincho, Kiyoharu, Kiyotomo, Masanobu, Toshinobu, Shigenobu, Shigenaga. Die Faksimilereproduktion der farbigen Blätter lag in den Händen der graphischen Anstalt Ganymed, dem Drucker der Marées-Gesellschaft.

Von dem spanischen Schelmenroman des Mendoza *„Lazarillo de Tormes"* erscheint eine einmalige Luxusausgabe auf Bütten mit 28 Radierungen von *Hans Meid.*





Arnold Schönberg Zeichnung von B. F. Dolbin

MARGINALIEN

Demokratie und Leben.

Ansprache Thomas Manns in Amsterdam, er erkennt in Venedig Lübeck wieder.

Auf der Durchreise nach London, wo er Gast des Pen-Clubs war, hielt Thomas Mann in Amsterdam bei einem ihm zu Ehren vom „Literarischen Verein" veranstalteten Festmahl eine Rede, aus deren in holländischen Blättern erschienenem Wortlaut wir die folgende Stelle übernehmen:

Der Hanseat, der immer in gewissem Sinne ein Sohn des Mittelalters bleibt, der Sohn Lübecks, der nicht umhin konnte, in dem signorilen Venedig, sobald er es zum erstenmal betrat, die Vaterstadt, maurisch verzaubert, wiederzuerkennen, kann sich nicht fremd fühlen vor dem patrizischen Angesicht, in der handelsaristokratischen Atmosphäre Amsterdams, das man hundertmal das nordische Venedig genannt hat.

Was bedeutet Vornehmheit? Es bedeutet: nicht von heute und gestern, sondern historisch weither zu sein; es bedeutet: Alter und lange Dauer, Kontinuität, die Verwurzelung im Gewesenen, die Repräsentation des Gewesenen im Gegenwärtigen: — Vertrauenswürdigkeit. Darum ist der aristokratische Instinkt jeder Kaufmannskultur tief eingeboren; denn die historische Perspektive ist es, die die ehrwürdige Sicherheit der Handlungsunterschrift schafft. Mit dem Geist der Verwegenheit also verband sich in handeltreibenden Gemeinschaften immer der Sinn für das Gravitätische, das Strenge und Gediegene, das Noble und Fromme, ein Geschmack, eine Lebenshaltung und -stimmung, als deren Ausdruck man eine durchgehende



Pretzfelder

Vorliebe für die schwarze Farbe, zum Zeichen der Ablehnung aller leichtgestimmten und verpflichtungslosen Unsolidität, betrachten kann, eine Vorliebe, die im Widerspruch stand zu der Buntheit, der kostümlichen Farbenfreudigkeit des übrigen mittelalterlichen Volkslebens. Als ich mich zuerst in Amsterdam umsah, fiel mir eine dekorative Besonderheit vieler alter oder dem alten Bilde angepaßter Bürgerhäuser auf, die sich in den Grachten spiegeln: die in weißen Sandstein eingefaßten, schwarz gestrichenen Fassadenflächen. Ich mußte an das Sargschwarz der Gondeln Venedigs denken, an das schwarze Habit der venezianischen Handelsherren, an das ebenfalls schwarze, nach spanisch-niederländischen Motiven gearbeitete historische Kostüm der nordischen Stadtsignorien; und es beschäftigte mich der Geschmack am ernsten Schwarz als Ausdruck repräsentativer Noblesse. Ist nicht

Schwarz die Farbe des Todes? Und ist es nicht eigentümlich, daß der Mensch die Idee der Vornehmheit unwillkürlich an diejenige des Todes knüpft? So will es unser religiöser Instinkt, der dem Gedanken des Todes entspringt. Das historisch-aristokratische Prinzip, die Verbundenheit mit dem Gewesenen, ist geistlicher Art, und wo sie herrscht, wo sie menschlich betont und überbetont wird, da liegt das Leben, die Idee des Lebens notwendig im Scheine des Profanen und Geheimen.

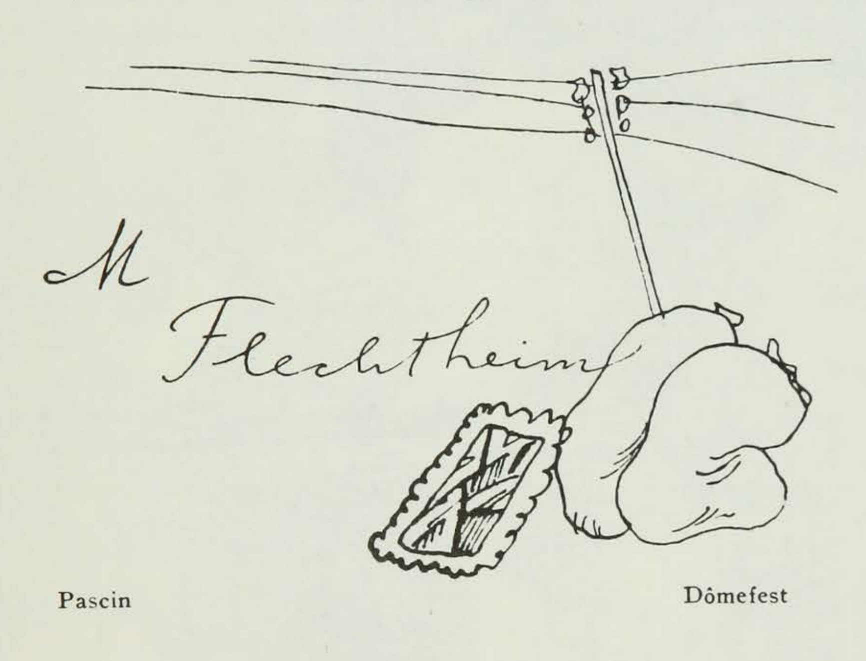
Hier ist, wo Vernunft und Sittlichkeit, die Träger und Diener des Lebens, verbessernd einzugreifen haben. „Idio," hat Dante gesagt, „non vuole religioso di noi, se non il cuore." Das heißt: Wir dürfen die Vorstellung menschlicher Vornehmheit nicht auf den Todesgedanken festlegen. Im Herzen dem Tode, der Vergangenheit fromm verbunden, sollen wir den Tod nicht Herr sein lassen über unsern Kopf, unsere Gedanken.

Dem Pathos der Frömmigkeit muß dasjenige der Freiheit gegenüberstehen, dem aristokratischen Todesprinzip das demokratische Prinzip des Lebens, und der Zukunft die Wage halten, damit das allein und endgültig Vornehme, damit Humanität entstehe.

Ja, es ist sogar der europäische Augenblick gekommen, wo eine bewußte Ueberbetonung der demokratischen Lebensidee vor dem aristokratischen Todesprinzip zur vitalen Notwendigkeit geworden ist. Man spricht und berät heute viel über eine zu erhoffende seelische Gesundung Europas. Was aber ist denn das, seelische Gesundung? Es ist die ideelle, grundsätzliche Wendung vom Tode weg zum Leben. Die aber ist schwer und tut weh; denn Europa ist ein romantisches Land; es krankt an Vergangenheit, an einem lebensgefährlichen Zuviel von historischer Frömmigkeit, aristokratischer Todesverbundenheit, die es bezwingen muß,

wenn anders es sich nicht zu vornehm für das Leben dünkt und zu sterben entschlossen ist.

Die noble, alte Stadt Amsterdam sei uns ein Beispiel. Aristokratisch wurzelnd in den Tiefen der Jahrhunderte, erhebt sie ihr Haupt in die Freiheitssphäre des modernen, des lebensfreundlich-, lebenswillig-demokratischen Gedankens. Ist es ein Zufall, daß hier ein Kreis europäisch gesinnter Schriftsteller sich gebildet hat? Der Schriftsteller, der Dichter ist ja ein „irritabilis vates"; Talent ist im wesentlichen Sensitivität, Empfindlichkeit für Zukunftsnotwendigkeiten. Dichter mögen Sorgenkinder des Lebens sein, geneigt und ständig in Gefahr, sich an Krankheit und Tod als Mächte und Prinzipien zu verlieren: Kinder des Lebens bleiben sie eben doch und im Grunde zur sittlichen Güte bestimmt. Der Dichter, der in einer geschichtlichen Stunde, wie der gegenwärtigen, nicht die Partei des Lebens ergriffe, wäre wahrhaftig nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.



Pascin Dômefest

Dr. Peter Wust und Anatole France.

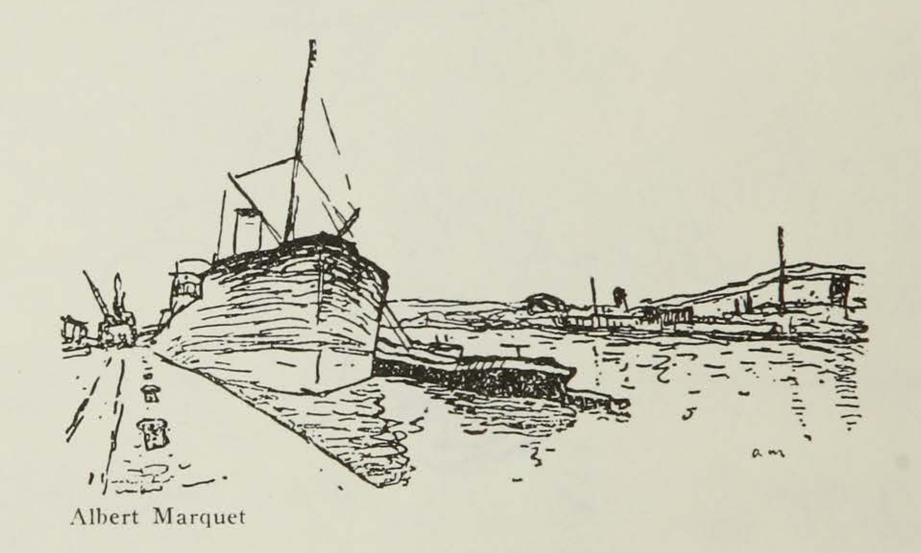
Stück für Stück versinkt vor unseren Augen die alte Welt eines müden Zweifels und eines alles verstehenden, alles verzeihenden Historismus *in den stürmisch bewegten Fluten unserer Gegenwart.* Und so hat sich nun auch Anatole France, *der skeptisch lächelnde Weise Frankreichs,* der Zeitgenosse und letzte Erbe von Ernest Renan und Hippolite Taine, *ganz leise und fast verschämt* mit seiner Zweifelsgeste aus unserem Kreise *fortgeschlichen, um dem neuen Geschlecht eines immer massiver werdenden Glaubensmutes,* wie es scheint, auch seinerseits nun *endlich Raum zu geben.* Die Jugend Frankreichs war schon längst mit kühnem Wagemut über ihn und seine lächelnde Skepsis hinweggeschritten. Und nun, nachdem er hinweggegangen ist, wird sie *seinen warnenden Finger nicht mehr zu scheuen haben und seine ewigen, endlosen Fragezeichen* nicht mehr zu fürchten brauchen.

Denn so gewiß Anatole France ein Skeptiker im verwegensten Sinne des Wortes gewesen ist, er war auch ein Heiliger.

Und ich vor allem, *mein lieber, guter Meister Anatole,* ich möchte keine schwere, *gar zu plump hinabkollernde Scholle* auf deinen Sarg werfen, den du dir in achtzig langen und reicherfüllten Lebensjahren mühsam genug als dein endgültiges Friedenshaus errungen hast. Ich möchte zum Dank für so manches *eine Handvoll leichter Erde* hinabwerfen in deine Gruft, damit dein so schwer erkämpfter Friede

nicht gestört werde. *Denn du weißt es ja am besten, wie oft du mir nahe sein mußtest* in den Stunden, wenn mit dem Mut zur Setzung des Positiven zuweilen auch die Hybris des Dogmatismus im wallenden Blut emporstieg und jene Liebe gefährdete, die uns zu maßvoller Weisheit hinzustreben treibt. *Schon seit geraumer Zeit stehst du, lieber Meister Anatole,* du weißt es, *mit deinem schalkhaft warnenden Lächeln hinter meinem Rücken auf dem kleinen Tisch,* und wenn ich wieder einmal am Pult schreibend und denkend mich allzu selbstgewiß vorgewagt habe im Bereich absoluter Bejahung, dann schaue ich rückwärts in deine gütigen und friedvollen Augen und lasse *mir eine kleine Predigt halten.*

Nicht weit vom Bois de Boulogne besaß er eine ihrem Aeußeren nach einfache, im Innern jedoch reich eingerichtete Villa, und die mit Büchern und Antiquitäten aller Art angefüllten Räume waren *geradezu ein Symbol seines Geistes.* Es ist „eine Stadt von Büchern", in der er sich heimisch gemacht hat, und wie ein König des Geistes gebietet der lächelnde Greis in dieser ganz eigenartigen, ganz unvergeßlichen Umwelt. Es wird erzählt, *daß die Schiffer auf der Seine* in den späten



Albert Marquet

Nachtstunden sich oft nach der immer *noch brennenden Studierlampe des greisen Einsiedlers Anatole orientiert* hätten [1]). Die Bücher aller Jahrhunderte und die Gedanken aller Jahrhunderte, das war die Welt, in der dieser Geist *wie ein Eremit* lebte, und die er in allen seinen Werken in immer neuer Beleuchtung widerstrahlen ließ. Indem er *immer wieder alte Bücher und alte Stiche durch seine Hände gehen ließ,* so bemerkt Lanson, wird es ihm *zur Gewohnheit, in der Vergangenheit zu leben,* diese Vergangenheit als immer wieder anders geartet zu erkennen und *diese ewige Andersheit als das eigentliche Parfüm der Geschichte* zu entdecken. *Und doch ist France nicht ganz wahllos gewesen.*

Wundervoll leuchtet die Naivität und die rührende Unschuld dieses Skeptikers zuweilen an Stellen auf, wo er sein eigenes Ich vor den Richterstuhl der Weisheit zitiert. — — —

Und damit nehmen wir Abschied von ihm an seinem Grabe. Und damit nehme *auch ich Abschied von dir, mein lieber, guter* Meister Anatole, der ich dir dankbar sein muß — *trotz alledem.* Wenn du jetzt in deinem neuen Reiche *dein liebes*

---

[1]) Die Studierlampe des „greisen Einsiedlers", der ein sehr geselliges Leben führte, hatte einen Lampenschirm. Die Seine fließt sehr weit weg; es fahren sehr wenig Schiffer darauf, die die brennende Lampe des Einsiedlers nicht sehen können, und Dr. Peter Wust verwechselt die verschiedenen Einsiedler an der Seine, Anat. France mit Flaubert, und auch bei Flaubert stimmt es nicht, sondern ist eine Literatenerfindung.

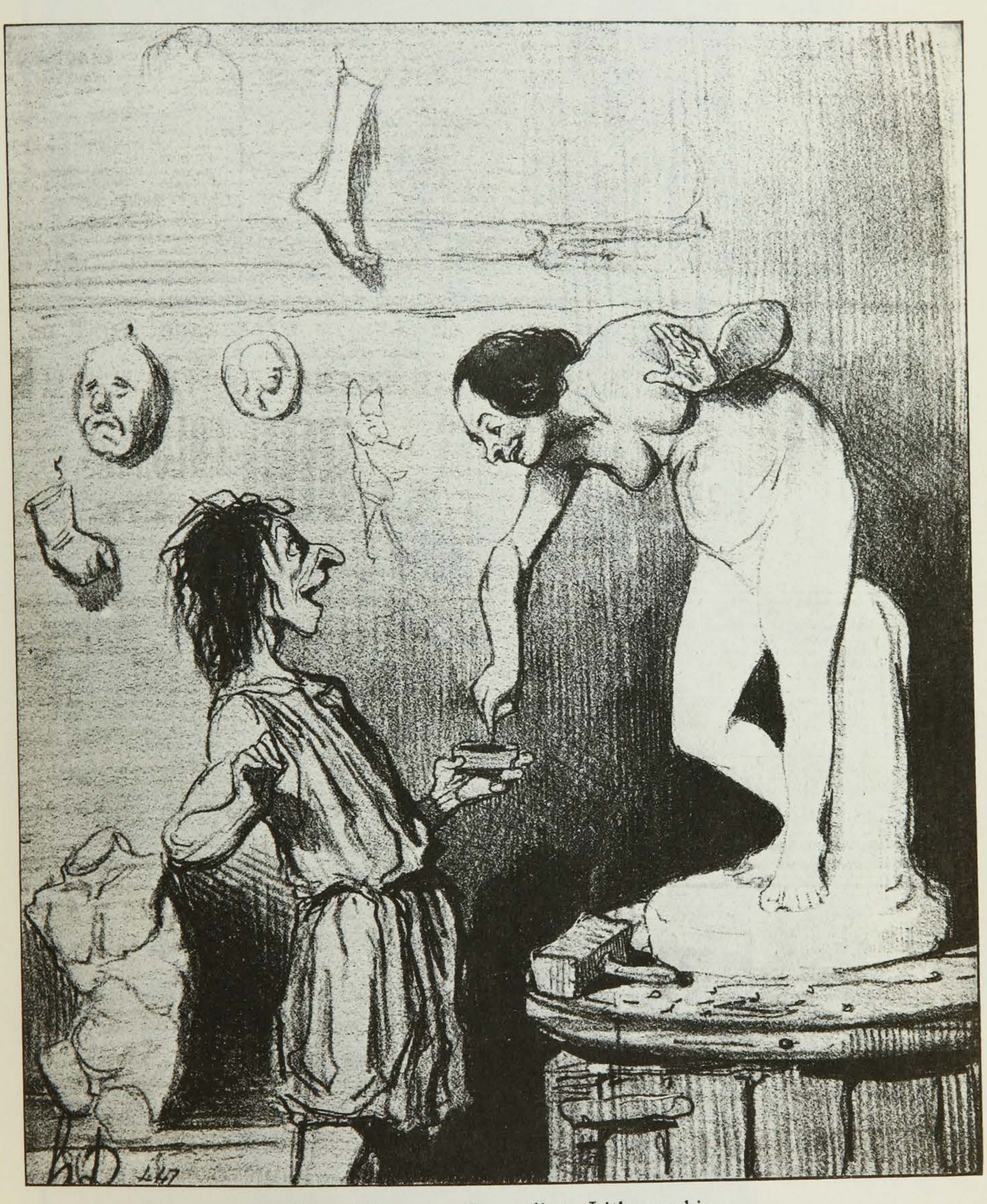
Aus Pauli, Die Kunst des Klassizismus und der Romantik



Erwin Speckter, Die Schwestern des Künstlers. Hamburg, Kunsthalle



Gustave Doré, Holzschnitt zu Rabelais Gargantua u. Pantagruel
Aus Pauli, Klassizismus und Romantik (Propyläen-Verlag)



Honoré Daumier, Pygmalion. Lithographie
Aus Pauli, Klassizismus und Romantik (Propyläen-Verlag)



Burne-Jones, Kreuzigung
Entwurf für ein Glasgemälde



Deutsche Automobil-Ausstellung Berlin, 5.–14. Dezemb. 24

Personenwagen=Halle. Dux: Stand 165 – Presto: Stand 13
Lastwagenhalle. Magirus: Stand 574 – Vomag: Stand 418

Mütterlein wieder triffst, das dir die ersten Aufklärungen über das Wesen des Fragezeichens gab, dann wirst du doch im Recht sein, wenn du nunmehr wieder wie damals als Knabe dich weigern solltest, Fragezeichen zu setzen. Denn *nunmehr bist du in jener Region angelangt,* nach der in aller Skepsis stets deine große Wahrheitssehnsucht dich hintrieb, in jener Region, wo es keine Fragezeichen mehr gibt. *Und so ruhe denn sanft* in den stilleren Bezirken *der ewigen Urbejahung,* nachdem du hier unten alle Abgründe der Skepsis und der Relativitäten bis zur Ermattung durchwandert hast! *(Kölnische Volkszeitung.)*

Curtius est en France.

Combien de critiques étrangers, parmi ceux-là même qui se sont consacrés, à un moment donné, à l'étude de nos lettres, sont aujourd'hui connus du public français? Unamuno, Benedetto Croce, Edmond Gosse, Georg Brandes ... Quelque liste qu'on tente de dresser des noms dont la réputation ou l'œuvre sont parvenues jusqu'à nous, elle apparaît aussitôt, sous le point de vue de l'étranger, incomplète et disparate.

Curtius est peut-être aujourd'hui le seul Allemand chez qui s'allient une intelligence lucide, une sensibilité vive et personnelle, une érudition qui n'est jamais en défaut, une culture à la fois très française et vraiment européenne, c'est-à-dire cet ensemble des qualités qui peuvent faire un grand critique franco-allemand.

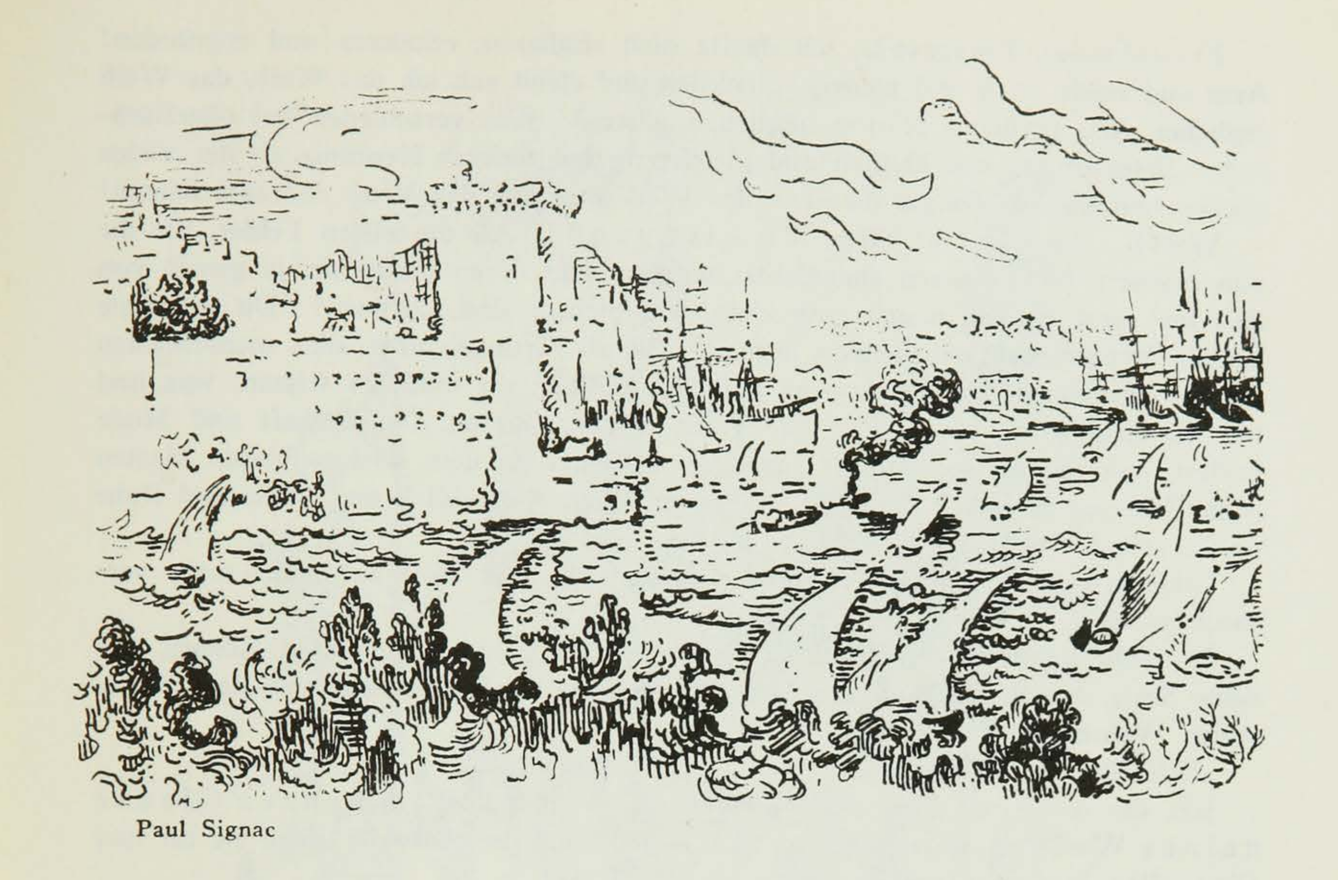
On s'étonne parfois de la variété de ses dons. Est-ce le même écrivain — est-ce un critique étranger? — qui, un jour, avec un tact parfaitement sûr, analyse les rythmes les plus subtils de Paul Valéry, un autre jour définit l'art de Proust, montre, avec un recul et une largeur de vue qui forcent l'admiration, le développement de quelque grande idée à travers le XIXe siècle français, et trouve moyen encore de consacrer à Balzac un ouvrage de 500 pages, qui est une étude d'une densité et d'une richesse étonnantes? ...

On a jeté récemment le nom de Curtius dans la discussion du problème oriental-occidental. On a cité de lui une phrase qui disait à peu près: «L'Allemagne n'a plus les yeux tournés vers la France. Elle attend de l'Orient un idéal nouveau.» Sur ce point, il convient peut-être de préciser la pensée du critique allemand, d'enlever à cette pensée le caractère un peu abrupt qu'elle a pris dans la formule par quoi on l'a résumée.

De 1650 à 1800, telle est, en bref, la thèse de Curtius: la France a eu pour la première fois l'hégémonie intellectuelle de l'Europe. Dans la littérature, dans l'architecture, dans les mœurs, elle a imposé son style. Le système classique fut une création d'une merveilleuse unité. Mais la révolution française, le romantisme ont détruit ce style. Ils ont donné à la France une idéologie nouvelle, grâce à quoi, encore une fois, durant tout le XIXe siècle, elle domina le monde occidental. Mais l'idéal démocratique du progrès et de la liberté a cessé de fasciner les esprits. Il n'a plus de prise sur l'Europe, parce que le travail historique et critique du XIXe siècle lui a enlevé sa force vitale. La France, encore une fois, se renouvellera-t-elle? «Quoi qu'il en soit, *ni l'importance historique de la France, ni les sympathies qu'on peut, à l'heure présente, lui témoigner ne sont changées*», conclut Curtius.

«La France est un vase clos, un aliment complet qui intéresse l'Europe mais que l'Europe n'intéresse pas.» M. Curtius, qui cite cette phrase de Paul Morand, n'en disconvient pas. Et des Européens attentifs à la vie française, il est un des premiers. Maurice Betz.

(«Les Nouvelles Littéraires».)



Paul Signac

„Wie bist du, Weib?"*)

Welch große, geheimnisvolle Frage!

Wie und was bist du, du großes Rätsel des Lebens, du Sphinx, du seltsam verhülltes, dämonisches Geschöpf? Du, die du uns geboren, unsere Jugend gehütet, die du uns als Kinder geherzt und geküßt, als Jünglinge begeistert, als Männer entzückt und berauscht hast, wer bist du, Frau? Die du Kriege entfachen, Könige vom Throne stürzen, arme Menschen reich und reiche wieder bettelarm machen kannst, wer, was und wie bist du? ... Kannst du ergründet, kannst du enthüllt werden, du überirdisch-mächtig Wesen? Kann all das mystische Dunkel, das in dir und um dich webt, ergründet werden? Du hehrstes Wunder, du Sonne des Daseins, gib Antwort! ...

Fast scheint es, als wären alle diese Fragen zu tief, zu heilig, als daß es eine Antwort auf sie gäbe! Als wären sie ein einziger, lauter Klageruf, ein einzig schmerzliches Stöhnen der Menschheit ob der Ohnmacht, sie zu lösen.

Und doch! Es gibt die Lösung, sie ist zu finden, kann gefunden werden!

Nicht der Philosoph mit seinen tausend Thesen und Antithesen, nicht der Dichter mit seinen schönsten Reimen, nicht der theoretisch denkende und forschende Ethnologe kann sie finden, auch nicht — das Weib selbst! Einzig und allein der Arzt, der in rastlos jahrelangem Streben Körper und Seele der Menschen erforscht, der Frauenarzt, vor dem das Weib ohne Schminke, ohne Verstellung, ohne Tand und Flitterwerk sich so zeigt, sich so zeigen muß, wie es wirklich ist. Das Weib in seinem Werden und Vergehen, in dem großen Rätsel seiner Seele, seiner Liebe, seines Empfindens und Empfangens, seines Gewährens und Genießens!

*) Aus dem Verlagsprospekt über das Buch: „Wie bist du, Weib?" Betrachtungen über Körper, Seele, Sexualleben und Erotik des Weibes. Mit einem Anhange: Die Prostitution. Von Dr. Bernhard Bauer 21.—22. Tausend. Nikola-Verlag.

Frauenkörper, Frauenseele, ich durfte dich studieren, erkennen und ergründen! Arm und reich, hoch und niedrig, glücklich und elend sah ich das Weib, das Weib jeglicher Art, jeglicher Nation, jeglichen Alters! Wie verschieden bei oberflächlicher Betrachtung, wie ähnlich und gleichartig bei tieferer Kenntnis all der vielen großen und kleinen Dinge, die eben das Weib und nur das Weib charakterisieren!

Weib, du bist schön, du bist groß! All die vielen Fehler, die dir von Hassern und Neidern angedichtet werden, und deren einige du ja gewiß von Eva her ererbt haben magst, wie klein, wie nichtig sind sie doch! Du sollst sie kennen lernen, mußt sie kennen lernen! Du als Grundelement alles menschlichen Lebens und Seins, als Fundament jeglicher Kultur, du mußt es wissen, was und wie du bist! Du, die du Zeit für Tanz, Musik, Gesang, Gesellschaft und Mode findest, halt ein in dem wilden Jagen nach Genuß, in dem noch wilderen Hasten nach Erfolgen jeglicher Art, und weihe nur einen Augenblick der Muße und Ruhe — dir selbst, der Erkenntnis deines eigenen Ich!

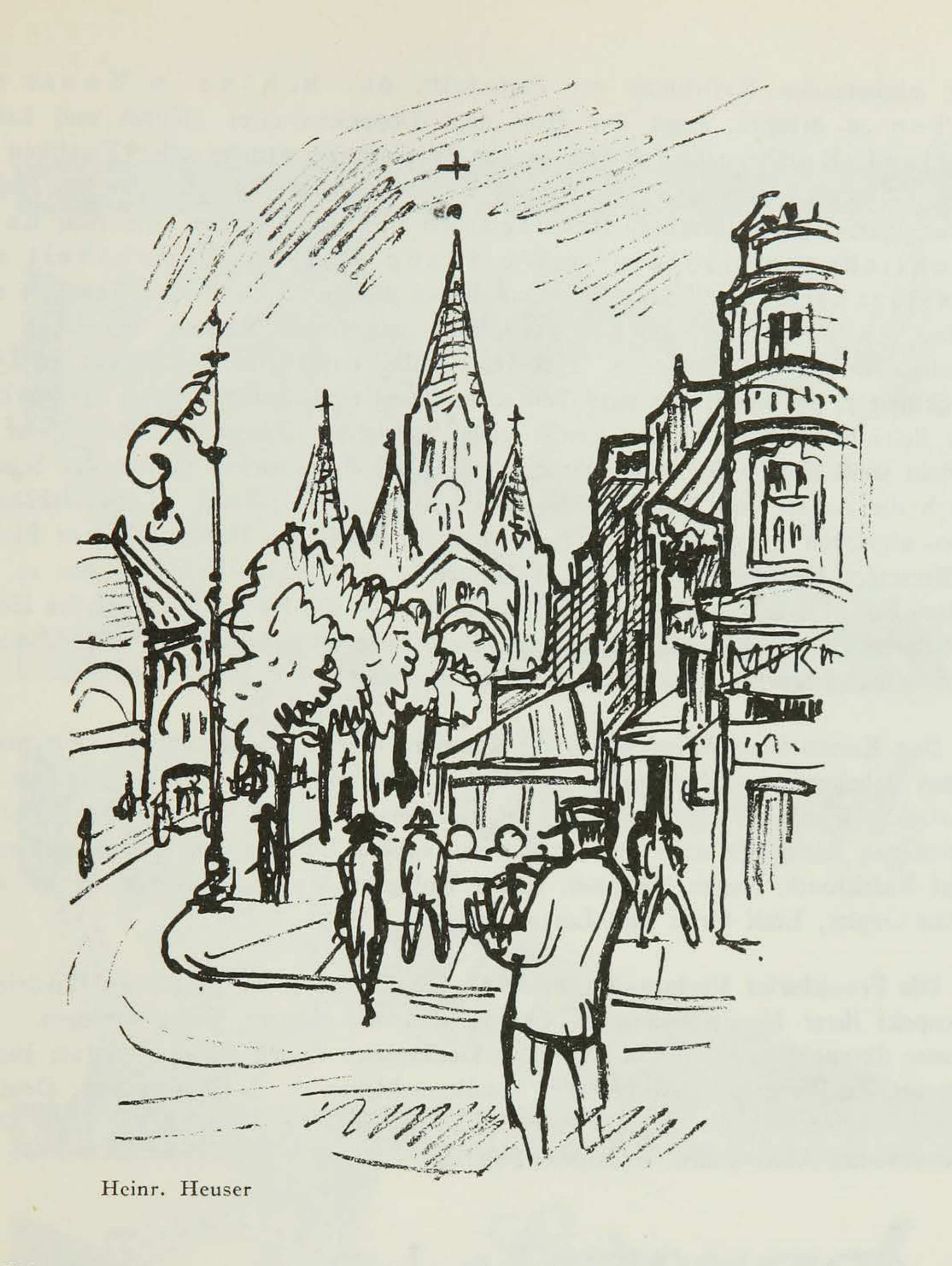
Erkenne dich selbst, du Rätsel der Schöpfung, und du wirst nicht mehr verkannt werden!

Ich will dir dazu verhelfen! Ich will dir sagen, wie dein Körper, wie deine Seele, wie dein Empfinden ist — unverblümt und überzeugt von dem Werte voller Wahrheit.

„Wie bist du, Weib?“

Ich, der so tief in deine Seele blickte, der ich mich im hehren Glanze deines Wesens sonnen durfte — ich weiß die Antwort, gebe sie dir und allen, allen Menschen preis!

Dr. Bernhard A. Bauer.



Heinr. Heuser

„Die Schönheit", Monatsschrift für Kunst und Leben, Jahrgang XX, Heft 7. Verlag der Schönheit, Richard A. Giesecke, Dresden-A. 24, Preis M. 1,25. — Aus dem Rundschreiben des Verlags.

Während das Doppelheft der Schönheit „Richard Wagner" den Spuren des Bayreuther Meisters als Lebenserneuerer folgte und damit die ethischen und biologischen Ziele der Körperkulturbewegung mit dem Namen Richard Wagners verflechten konnte — während dieses Doppelheft weiter neues Bildmaterial zu den Werken des Schöpfers des deutschen Tondramas beibrachte und danach, auch hinsichtlich des Textes, aus berufensten Federn von den Bayreuther Kunstkritikern als die beste buchhändlerische Erscheinung bezeichnet wird, die bei Wiederaufnahme der Festspiele zu verzeichnen ist — kehrt Heft 7 der Schönheit wieder zu dem altbewährten Thema des schönen menschlichen Körperbildes zurück. Gemäß den parallel laufenden, aber auf ein

Ziel hinleitenden Richtlinien der Zeitschrift, das Schöne in Kunst und Leben zu bringen, trägt das Heft dem Doppelcharakter „Kunst und Leben" vollauf Rechnung. Kunst in der Wiedergabe wundervoller Plastiken von Daniel Stocker, Ludwig Dasio, Hubert Netzer, August Schreitmüller, L. Federn-Staudinger, August Bischof, Hans Petzbach und Max Kruse, die dem nachdenklichen Aufsatz von Wolfgang Greiser „Nacktheit und plastische Kunst" zum Resonnanzboden dienen. Leben, also Natur in einer Reihe von Aufnahmen aus der Tanzschule von Lotte Neelsen, Hamburg, dem Institut für neuen Bühnentanz. Näheres darüber enthält die Einführung zu Ideale Nacktheit 7, der die Bilder zum Teil entnommen sind, und die unter dem Wimpel des Schönheitsuchers Goethe gewiß viele begeisterte Freunde findet. Sehr geschickt weiß Heft 7 der Schönheit dem sonst nur dionysischen Kultus des Schönen durch die Arbeit von Ernst Köhler-Haussen „Lebensbejahung — Lebenserhöhung" einen ethischen Inhalt zu geben, der seinen künstlerischen Niederschlag in Richard Schlemmers Novelle „Tempel der Schönheit" findet. „Im Zeichen einer so vertieften beideinigen Schönheit werden wir siegen" — das ist das Leitwort des Heftes, das damit gleichzeitig das Banner des in der Gründung befindlichen Schönheits-Bundes auf ethisch-ästhetischer Grundlage entfaltet.

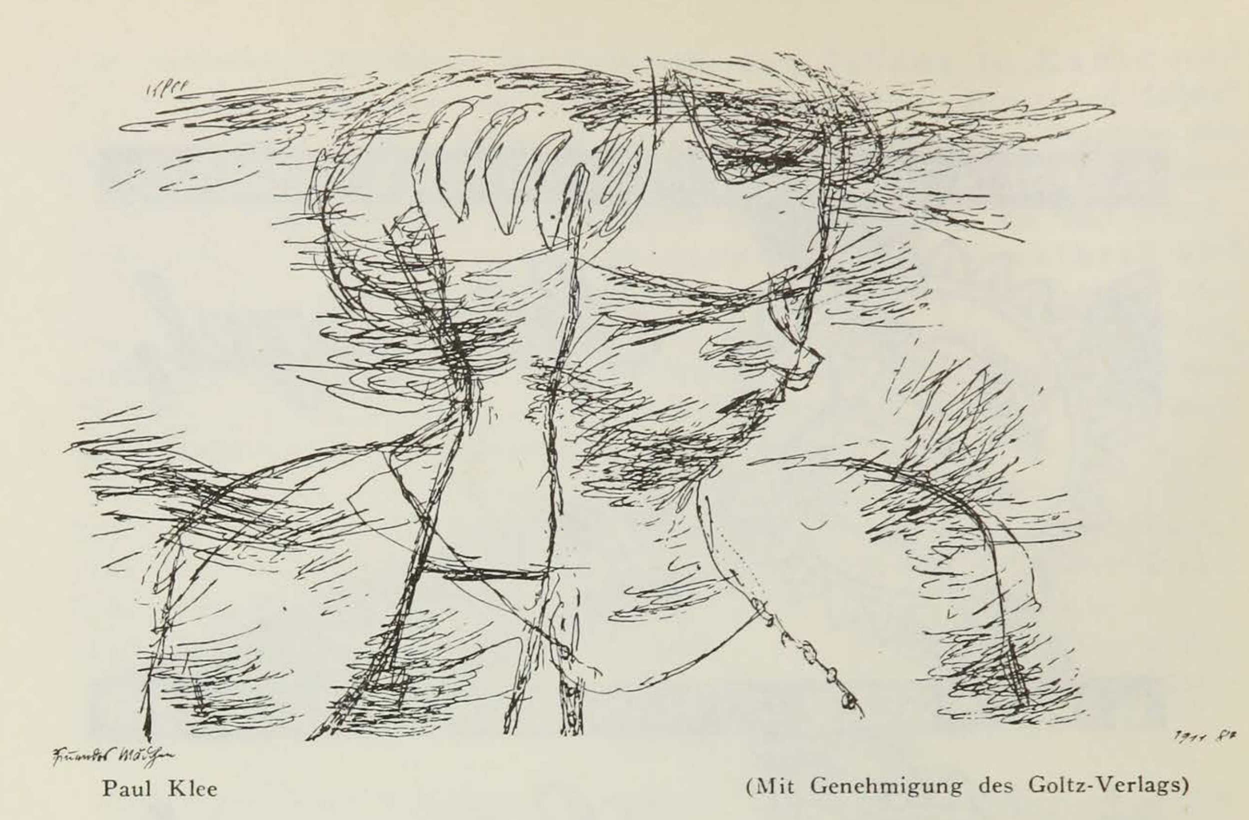
Der Kunstverlag Wohlgemuth & Lissner, Berlin, weist auf das Erscheinen seines Jahrbuches der „Originalgraphik", 5. Jahrgang, hin. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans W. Singer. Von den künstlerischen Mitarbeitern der bisher erschienenen Jahrgänge seien genannt: Lovis Corinth, Ludwig von Hofmann, Leopold Graf Kalckreuth, Eugen Kirchner, Käthe Kollwitz, Max Liebermann, Hans Meid, Ernst Oppler, Emil Orlik und Lesser-Ury.

Die Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G., Frankfurt a. M., gibt einen illustrierten Prospekt ihrer Neuerscheinungen heraus, den wir diesem Hefte beilegen. Wir nennen daraus: Bernhard Diebold: Der Denkspieler Georg Kaiser. Sainte Beuve: Literarische Porträte. Handbuch der Musikgeschichte. A. E. Brinckmann: Deutsche Städtebaukunst. Hans Schrader: Phidias. Chinesische Keramik, von der Han-Zeit bis zum XIX. Jahrh. v. Robert Schmidt.


B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Schokolade


B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Kakao


B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Pralinen
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



Paul Klee (Mit Genehmigung des Goltz-Verlags)

Soldatenbrief.

Mein Liebe Paul!

Je suis rentrée de Valenciennes aujourd'hui et j'ai été bien triste quand Maman m'a dit qu'Anton était venu dimanche, j'aurais tant voulu le voir pour que je lui donne une lettre pour toi, je te remercie de ta gentille lettre, je vois pour là que tu ne m'oublie pas et aussi que tu fais des grands progrès en Français.

Je voudrais t'écire plus souvent mais je ne peux mettre des lettres mêmes des cartes à la poste de C... j'ai peur pour les facteurs tout de suite téléphonne, tu me demandes d'aller te rendre visite mais pour le moment impossible Papa pas content pour moi partir maintenant, si il y a moyens tache de venir avant ton retour en Allemagne qui ne sera pas de longue durée je suppose, maintenant quand je suis huit jours sans te voir je suis toujours triste, je n'ai plus que toi en tête toi seul que j'aime tu ne saurais comprendre vombien il est dur pour moi quand je dois te quitter, prenons patience mon Paul et ne nous laissons pas attrister le cœur par cette courte séparation il est bien vrai que le temps marche d'une lenteur désespérante quand il doit nous réunir mais j'espère cependant avoir bientôt encore le bonheur de revoir men idole.

Je te quitte en attendant le bonheur de pouvoir serrer bien prés sur mon cœur ton cœur aimant, à toi, mon adoré les plus tendres baisers de celle

qui t'adore

Ta M....

Viels, viels gusse von Yoanna für Anton. Ich bin sehr traurig, dass ich Dich nicht besuchen kann. Aber ich liebe Dich immer. Bleibe mir nur immer treue, mein liebe, sehr liebe Paul.

Viels grusse und gusse von deine *M.* —

Maintenant aussi ta carte arrivée merçi beaucoup encore une grosse baise

à bientôt

deine Fräulein



DÖRFEL
VOX
VOX
MUSIKINSTRUMENTE
WUNDER DER TONWIEDERGABE



Le Clair, Original-Carton zu einem Gobelin aus der Zeit um 1760
Sammlung Herrmann Gerson, Berlin



Des Pharao Auszug zur Verfolgung der Kinder Israel

Die aus Sand auf Sand gebaute Kirche

Erich Weinert: Einheitsvolkslied.

(Für Gesang- und andere Gemütsvereine als Ausflugshymne sehr geeignet. Der Text ist in sinniger Weise aus allen Schätzen des deutschen Liederhorts, ohne Unterschied der Partei, zusammengetragen worden, und legen wir dieses Einheitslied allen Sangesfreunden warm in die Kehle.)

Melodie: „Stimmt an usw."

Stimmt an mit hellem hohen Klang!
Nun muß sich alles wenden.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Mit Herzen, Mund und Händen.

Das Wandern ist des Müllers Lust.
Was blasen die Trompeten?
Wir treten mutig Brust an Brust
Zum Beten, ja zum Beten.

Stolz weht die Flagge schwarzweißrot
An uns und allen Dingen.
Wir sterben gern den Heldentod.
Es muß uns doch gelingen!

Ich schieß den Hirsch im wilden Furst.
Wie brennt mein Eingeweide!
Ein frischer Trunk, ein deutscher Durst
Im Wald und auf der Heide.

Ich steh allein auf weiter Flur.
O Täler weit, o Höhen!
Drum, Brüder, reicht die Hand zum Schwur!
Sie blieb von selber stehen.

Ein freies Leben führen wir.
Ich trage, wo ich gehe
Ein treues, deutsches Herz bei mir.
Was kommt dort von der Höhe?

Die Lerche schmettert himmelan.
Es geht von Mund zu Munde
Der Kaiser ist ein lieber Mann.
In einem kühlen Grunde.

Frühlingsnummer *„Lachen links"*.

KANTOROWICZ

Renée Sintenis

leichten Art, den *treffsicheren Gedankenpfeil vom Bogen abzuschnellen.* Aber in Frankreich wie fast überall haben aus der Vergangenheit zwei geistige Linien, immer schärfer getrennt, sich bis in die Gegenwart hinein fortgesetzt, und er gehörte zu der Linie der Montaigne und Voltaire, zu den Skeptikern, den Zerbrechern der ehernen Tafeln, den Zerstörern der Vorurteile, *zu den hellen, lächelnden Ungläubigen,* denen mit dem Ballast der doktrinären Glaubenssätze, mit nationalistischen und klerikalen Ketten, die Familie der stirnrunzelnden Eiferer, der in Engigkeit und Dunkel lebenden Höhlenbewohner gegenübersteht. Er war Franzose und *zugleich der letzte jener Hellenisten,* die in der Sonne der Schönheit sich badeten und ihre alten Götter mit heiterer Ueberlegenheit beiseiteschoben, ohne in den pedantischen, fauchenden Fanatismus der Bilderstürmer zu verfallen. Keine Erdenschwere haftete ihm an.

Ich habe ihn manchmal in seinem Hause, dicht an der Avenue du Bois de Boulogne, besucht, wenn er, mit einer hohen rotseidenen Kappe auf dem länglich und schmal geformten Kopfe, seine Jünger um sich versammelte und, wie ein griechischer Weiser, von vielerlei Dingen zu ihnen sprach ... Der schönste der Sterne stirbt, aber er wird nicht nur in Millionen Funken weiterleben, sondern *voll und unzerstört als eine leuchtende Erscheinung am Himmel stehen.*

(Berliner Tageblatt.)

Die „Editions des Quatre Chemins"-Paris haben gelegentlich der großen Aufführungen des *„Russischen Balletts"* unter Diaghilew zwei Bände herausgebracht: *Les Biches,* Dekorationen von *Marie Laurencin,* Musik von Francis Poulend, und *Les Fâcheux,* Dekorationen von *Georges Braque,* Musik von Georges Auric. Die Reproduktionen der Dekorationen, die in Paris einen ungeheuren Beifall auslösten, sind handkoloriert. Es sind nur eine ganz beschränkte Anzahl Exemplare gefertigt, die zu beziehen sind durch die Galerie Flechtheim oder direkt vom Verlag: Les Editions des Quatre Chemins, Paris, Rue de Calais 6.

Berufung deutscher Künstler nach Frankreich. Unser Wiener Korrespondent meldet: Der Regisseur *Karlheinz Martin* ist von der Direktion des Théâtre des Champs Elysées eingeladen worden, einige Stücke zu inszenieren. Gleichzeitig wurde ihm ein mehrjähriges Engagement angeboten.

Durch Neudruck einiger vergriffener Teile ist es uns möglich geworden, eine geringe Anzahl von vollständigen Exemplaren des in unseren Besitz übergegangenen großen Werkes von

F. Dahn, Die Könige der Germanen

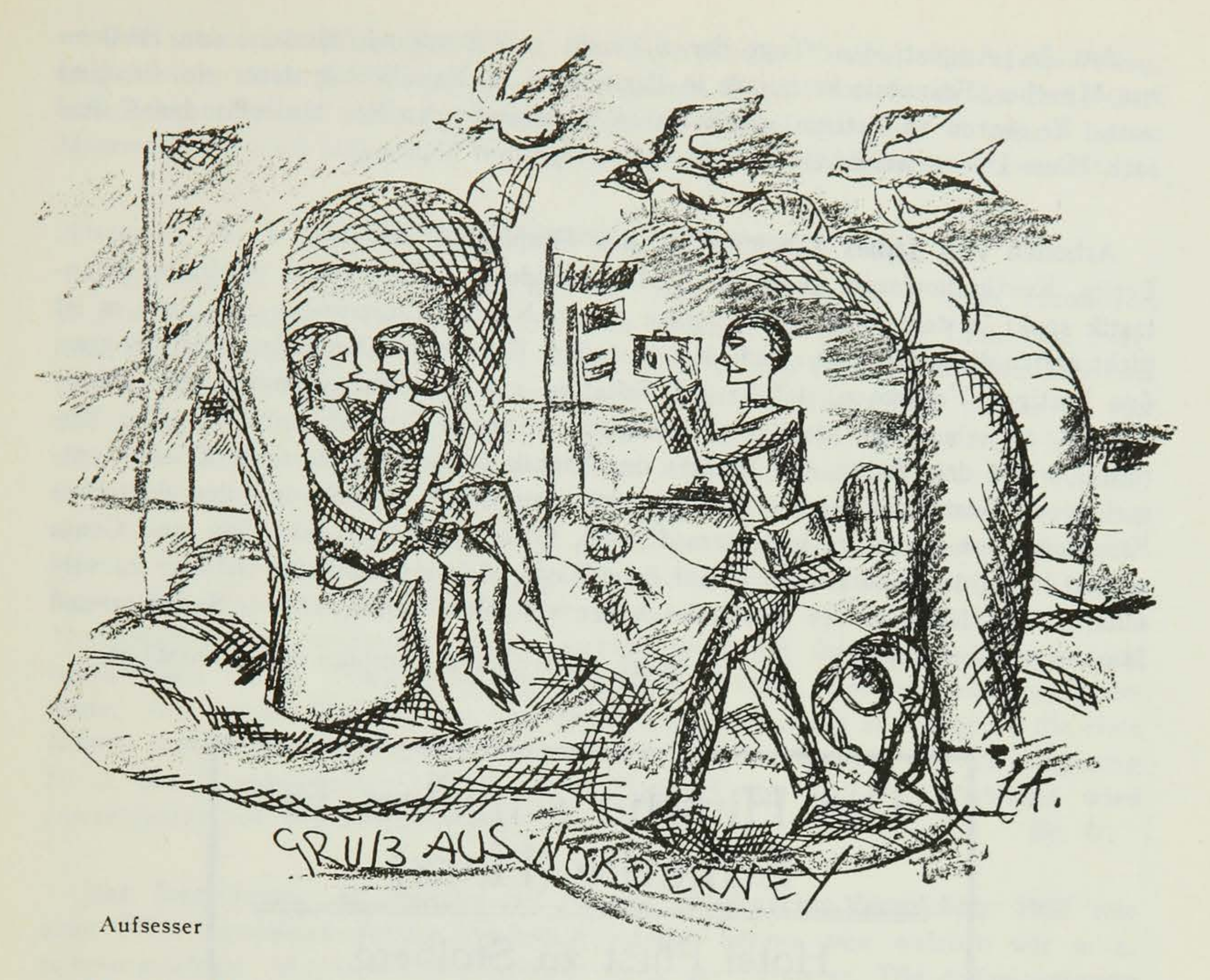
zusammenzustellen, und gestatten uns hiermit freibleibend anzubieten:

Dahn, Felix, Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt. 12 Bände in 20 Teilen (Band 1, 2 und 6 in 2. Auflage) und Gesamtregister von Friedel Dahn. 1866—1911. In 12 Halbleinenbänden statt 225.— für GM. 144.— (= Doll. 35.—)

Buchhandlung Gustav Fock, Gesellschaft m. beschr. Haftung,
Schloßgasse 7—9 Leipzig, Markgrafenstr. 4—6.

Engueulade d'une Duchesse entrante à la «Cigale» à l'occasion des «Soirées de Paris» par la foule: «T'aurais dû mettre un soutien-gorge; ça t'aurait pas fait de mal!»

Die große Charell-Revue: die künstlerisch gediegenste, sauberst gearbeitete, in Farben und Formen bestkomponierte aller augenblicklich in Europa gespielten Revuen. Auf diesem Gebiete Paris und New York zu schlagen, ist ein Ereignis. Höhepunkte: die Eingangsszene, die russischen Sänger, Kalifornien, die Jazzband und vor allem die unvergleichliche Parodie bzw. Verherrlichung des Pazifismus bzw. des Militärs. Bravo, Charell!



Aufsesser

Un jour **Picasso demande à Basler:** „Dis-donc, Basler, est-ce vrai qu'il y a du juif dans la peinture?"

Basler: „Mais oui! Mon Dieux, tout ton cubisme n'est que du Talmud."

Alexander Granach, der sich diesen Sommer verschiedene Monate in Kampen-Sylt aufhielt, war besonders erfreut über die starke Echohaltigkeit der Insel. Er sprach infolgedessen besonders nachts nie ohne Echo, so daß die zahlreichen Verehrer seines Stimmaterials auf ihre Kosten kamen. Einige keusche Bauernhäuser hat er mit dem ihm eigenen Wortschatz total verbeult.

Unser Mitarbeiter Hofrat Dr. Richard von Schaukal feierte seinen fünfzigsten Geburtstag.

Arnold Schönberg feierte seinen fünfzigsten Geburtstag.

Professor Artur Kampf, der Bruder Eugen Kampfs, der Kandidat der Köln. Ztg. für den Düsseldorfer Akademiedirektorposten, feierte seinen 60. Geburtstag.

Sie haben ihre Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Durch Neudruck einiger vergriffener Teile ist es uns möglich geworden, eine geringe Anzahl von vollständigen Exemplaren des in unseren Besitz übergegangenen großen Werkes von

F. Dahn, Die Könige der Germanen

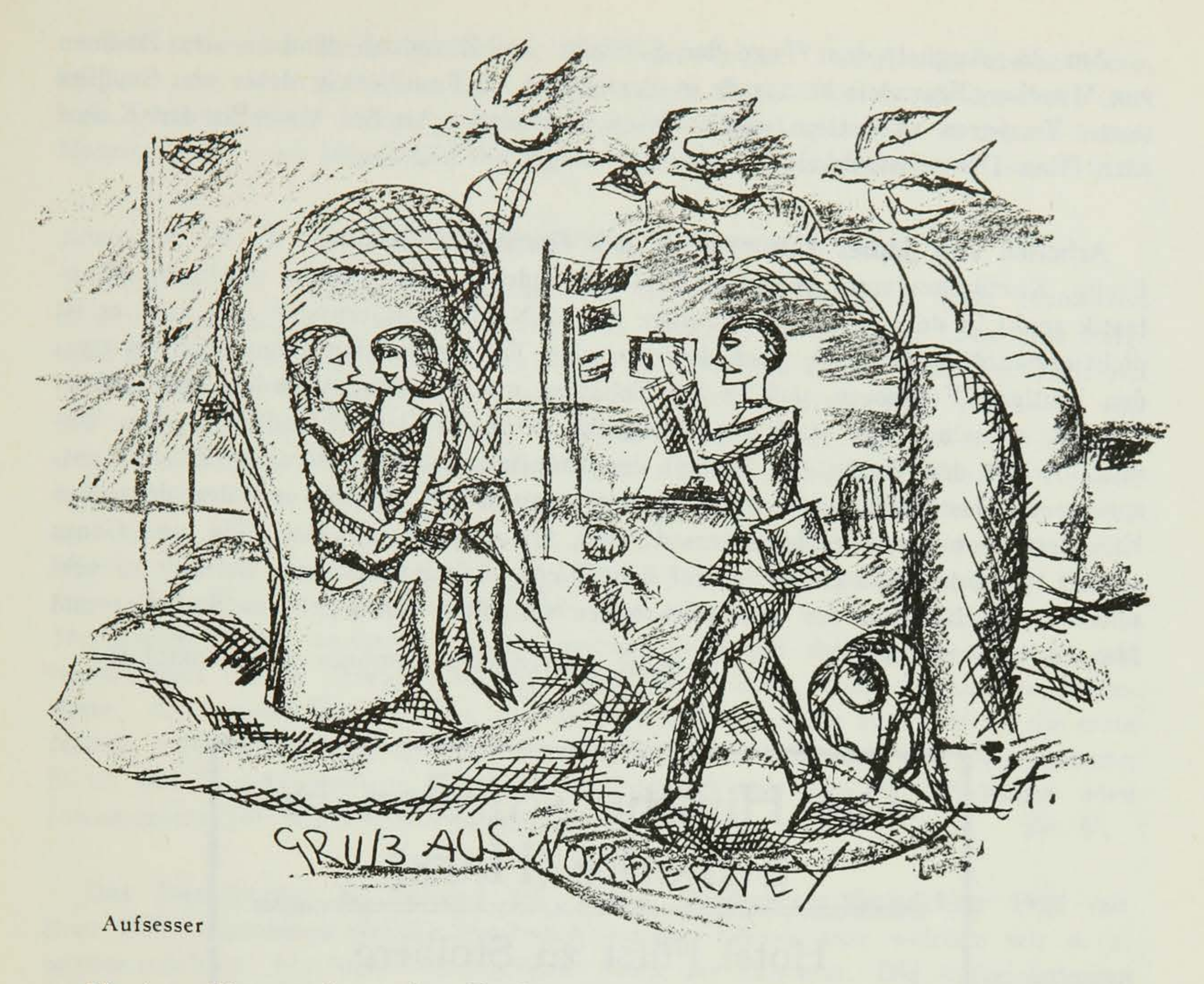
zusammenzustellen, und gestatten uns hiermit freibleibend anzubieten:

Dahn, Felix, Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt. 12 Bände in 20 Teilen (Band 1, 2 und 6 in 2. Auflage) und Gesamtregister von Friedel Dahn. 1866—1911. In 12 Halbleinenbänden statt 225.— für GM. 144.— (= Doll. 35.—)

Buchhandlung Gustav Fock, Gesellschaft m. beschr. Haftung,
Schloßgasse 7—9 Leipzig, Markgrafenstr. 4—6.

Engueulade d'une Duchesse entrante à la «Cigale» à l'occasion des «Soirées de Paris» par la foule: «T'aurais dû mettre un soutien-gorge; ça t'aurait pas fait de mal!»

Die große Charell-Revue: die künstlerisch gediegenste, sauberst gearbeitete, in Farben und Formen bestkomponierte aller augenblicklich in Europa gespielten Revuen. Auf diesem Gebiete Paris und New York zu schlagen, ist ein Ereignis. Höhepunkte: die Eingangsszene, die russischen Sänger, Kalifornien, die Jazzband und vor allem die unvergleichliche Parodie bzw. Verherrlichung des Pazifismus bzw. des Militärs. Bravo, Charell!



Aufsesser

Un jour **Picasso demande à Basler:** „Dis-donc, Basler, est-ce vrai qu'il y a du juif dans la peinture?"

Basler: „Mais oui! Mon Dieux, tout ton cubisme n'est que du Talmud."

Alexander Granach, der sich diesen Sommer verschiedene Monate in Kampen-Sylt aufhielt, war besonders erfreut über die starke Echohaltigkeit der Insel. Er sprach infolgedessen besonders nachts nie ohne Echo, so daß die zahlreichen Verehrer seines Stimmaterials auf ihre Kosten kamen. Einige keusche Bauernhäuser hat er mit dem ihm eigenen Wortschatz total verbeult.

Unser Mitarbeiter Hofrat Dr. Richard von Schaukal feierte seinen fünfzigsten Geburtstag.

Arnold Schönberg feierte seinen fünfzigsten Geburtstag.

Professor Artur Kampf, der Bruder Eugen Kampfs, der Kandidat der Köln. Ztg. für den Düsseldorfer Akademiedirektorposten, feierte seinen 60. Geburtstag.

Sie haben ihre Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Am 25. August, dem Tage der Schlacht von Zorndorf, fand in den Räumen von Mitscher, Französische Straße in Berlin, der 22. Familientag derer von Seydlitz statt. Es waren 15 Vettern und 6 Basen anwesend. An Se. Majestät den Kaiser nach Haus Doorn wurde ein Ergebenheitstelegramm abgesandt.

Arbeiten von James Ensor zeigt das Graphische Kabinett I. B. Neumann, Berlin, Kurfürstendamm (Leitung Karl Nierendorf). Die gleiche nordische Phantastik spukt in dem Werk des Vlamen, die in Noldes Radierungen lebt, und es ist nicht erstaunlich, daß Ensor sich den deutschen Expressionisten näher fühlt als etwa den heutigen Franzosen, daß er ihr Schaffen mit Interesse verfolgt und „glücklich ist, zu sehen, wie stark die Bewegung heute in Deutschland ist“. Die Unmittelbarkeit der Vision, die Einheit der Empfindung, die innerstem Erleben entspringende Gestaltung verbindet Ensor mit van Gogh, Munch und den deutschen Künstlern, von denen er besonders Heckel, Otto Mueller, Nolde, Dix und Grosz schätzt. Die deutsche Kunst ist auf dem Wege, sich international Geltung zu verschaffen, die Künstler des Auslandes haben sie schon „entdeckt“ — Sammler und Museen werden folgen. (Karl Nierendorfs Annonce im Kunstblatt.)

Das Düsseldorfer Schauspielhaus wird unter der Generalintendanz Sämann-Lindemann nach zweijähriger Pause Ende dieses Monats wieder eröffnet. Der Leitung steht ein „geistiger Beirat“ zur Seite, der sich aus Martin Buber, Albrecht Schaeffer und Wilhelm Worringer zusammensetzt. Als Regisseure werden Felix Emmel und Franz Goebels tätig sein, die Schriftleitung der „Masken“ wird Kurt Heynicke innehaben. An Schauspielkräften sind u. a. verpflichtet: Eva Gottgetreu, Hedwig Sparrer und Leonie Vogel, Dr. Peter Esser, Karl Kyser und Erich Thormann. *(„Voss. Ztg.“)*

Interview. Der frühere Reichskanzler Dr. Wirth erklärte in einer Unterredung mit einem Pressevertreter, ein gedeihendes England könnte Seite an Seite mit einem gedeihenden Deutschland leben. Die Zukunft Europas hänge von der Wiederherstellung Deutschlands ab, die ohne die Dawes-Anleihe nicht möglich sei. Der Dawes-Bericht werde erst ein Erfolg sein, wenn er im rechten Geiste ausgelegt und wenn die Anleihe gezeichnet werde, denn dann werde Deutschland neues Leben eingeflößt werden. Dies werde einen großen Schritt in der Richtung auf die Wiederherstellung und die Wohlfahrt Europas bedeuten. *(K. V.)*

Der schwerste Mann gestorben. Bauunternehmer Osthoff von Haspe erlag, 64 Jahre alt, einem Gehirnschlag. In der ganzen Gegend war er als der dicke Osthoff bekannt. Sein Körpergewicht betrug 480 Pfund und war in seinen besten Mannesjahren noch höher. *(Hasper Intelligenzblatt.)*

Kunstversteigerung in Hannover.

Vom 25. bis 27. November kommt bei Hans v. d. Porten u. Sohn, Hannover, u. a. die Sammlung Becker, Schwerin, zum Verkauf, die in erster Linie eine treffliche Auswahl von Gemälden des 19. Jahrh. enthält. Von älteren deutschen Meistern ist der bekannte Goethe-Tischbein vertreten. Weiterhin sind Bilder vorhanden von Ed. v. Steinle, J. A. Klein, Preller, G. Buchholz, H. Thoma. Die ältere Düsseldorfer Malerei weist einige gute Namen wie O. Achenbach, Vautier, Kröner, E. v. Gebhardt usw. auf. Ganz besonders ist die Münchener Schule vertreten; man findet hier u. a. Spitzweg, Leibl, Defregger, Lenbach (ein großes Bismarckbildnis, 1880 datiert), Trübner u. a. Berlin zeigt Lovis Corinth, Skarbina, H. Herrmann, Saltzmann. Norddeutschland wird durch Leop. v. Kalckreuth und Paula Modersohn-Becker vertreten. Auch diesmal wird die französische Malerei gut repräsentiert durch Troyon, Courbet, Daubigny, Renoir, Toulouse-Lautrec, Lhermitte. Am zweiten Tage kommt eine graphische Sammlung zum Aufruf, die erste Namen enthält, ferner einige gute alte Blätter. Den Abschluß der Versteigerung bildet das Kunstgewerbe. Katalog mit Vorwort von Dr. Fr. Wedekind wird Interessenten auf Wunsch frei zugesandt. *Dr. U.*

Der Insel-Verlag zu Leipzig bringt sein **Weihnachts-Verzeichnis 1924** mit einer Fülle anerkennenswerter Bucherscheinungen heraus, von welchen wir u. a. nennen möchten: Martin Andersen-Nexö: Pelle, der Eroberer. Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Erstes Erlebnis. Abbé Prévost: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevaliers des Grieux. Arthur Rimbaud: Leben und Dichtung. Friedrich von Stendhal (Henry Beyle): Rot und Schwarz. Kakuzo Okakura: Die Ideale des Ostens. Emile Verhaeren: Rembrandt. Die Familie Mendelssohn. Insel-Almanach auf das Jahr 1925.

Notre ami et collaborateur, Florent Fels, donnera tous les quinze jours dans *Vossische Zeitung* un *courrier de Paris,* où il étudiera alternativement, le mouvement littéraire et artistique en France. Nous aurons là une suite de renseignement scrupuleusement établis et d'un intérêt documentaire incontestable.

Cocktails.

„Manhattan-Cocktail": 2 parts Gordon-Gin, 1 part Italian Vermouth, a dash Angostura-bitter, 1 part Maraschino (no Sherry) and a few drops of Brandy.

„Martini-Cocktail": 2 parts Gin, 1 part Italian Vermouth a few drops of Lemon, 1 Olive (instead of Olive a piece of Lemon peel).

„Jack-Rose-Cocktail": 2 parts Sloe-Gin, 1 part Brandy, a dash of Angostura. Put some lumps of ice in a shaker, pour ingredients on the ice, shake well 3 minutes and pour off the ice into the glasses (first keep cool).

There are at least perhaps 500 different sorts of Cocktails, which will be published from time to time in the "Querschnitt".

Plakate auf den W. C.'s der Dampfer der Scheldemündung. Gebruiks Aanwijzing. Na het gebruik der privaat, verlate man deze plaats niet, dan nadet men de pot geheel gereinigd heeft. Gelukt dit
niet by de eerste
mal, dan erhale
men deze bewerking.

Vriendelijk en ernstig verzoek het vloeken en ijdel gebruik van Gods naam na te laten. (Bond tegen het schenden door het vloeken van Gods heiligen naam.)

Sollte dieses Heft wider Erwarten dem Leser gefallen haben, so gehe er hin und abonniere bei seinem Buchhändler auf den „Querschnitt". Monatlich erscheint ein Heft zum Preise von M. 1,50.



EIN NEUER OSSENDOWSKI

IN DEN DSCHUNGELN DER WÄLDER UND MENSCHEN

Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung der amerikanischen Original - Ausgabe »MAN AND MYSTERY IN ASIA«

Herausgegeben von Wolf von Dewall

1.–30. Tausend

PREIS

für die in Halbleinen gebundene Ausgabe 399 Seiten mit einer Karte Goldmark 6.–

INHALT:

Einführung / Vorwort / Biographisches über Ossendowski

Teil I

Das Land der Nomadenzüge: Der Bittersee / Galgenvögel / Die versunkene Stadt Unter Blumen / Zähmung von Tatarenrossen / Ein Steppendrama / Eine Tarantelschlacht / Der Fluch des Abuk Khan / Hochzeitsgebräuche eines Präriestammes

Teil II

Das Tigerland: Die Perle des Ostens / See- und Straßenräuber / Ein ausgeplündertes Meer / Der Tigerklub / Der rote Ginsengteufel / Meine Flucht vor dem Tiger / Eine Kosakentragödie / Einauge / Ein sterbendes Volk / Die Tigermänner / Der betrunkene Tiger / Männer der Tat / Der Alkohol als Mörder / Ein Jägerparadies / Im Sumpf / Gefährliche Erlebnisse / „Allein bin ich in dieser Welt"

Teil III

Die Insel der Verdammten: Ein ungastliches Land / Unter den Ainos / Bei denen, die der Hölle entkamen / Der Rächer von Onor / Ein Zweikampf mit einem Bären Der schwarze Mönch

Teil IV

Im Schatten des großen Altai: In der Kulundasteppe / Eine kirgische Wolfsjagd / Eine nicht ganz wissenschaftliche Expedition / Ein Goldsucher / Vor dem Antlitz Gottes / Eine Bärenjagd und ein Schamanenfluch / Die Flucht vor Bibi-Aine

*

Der Verfasser zeigt uns das Sibirien der Vorkriegszeit, die sittliche Verkommenheit und Roheit russischer Offiziere, Soldaten, Beamten und Händler, er läßt uns in die Seelen der zu furchtbarster materieller und geistiger Erniedrigung verdammten Sträflinge und der in die Taiga entkommenen Flüchtlinge blicken, er führt uns ein in die Gebiete der friedliebenden, aber vom Russentum hart bedrängten Steppenkinder und der vom Alkohol dezimierten Ureingeborenen, er macht uns zu Zeugen fanatischer religiöser Szenen — aber zwischen die Schilderungen der grauenvollen Zustände, die die Voraussetzung für das Gedeihen des Bolschewismus waren, flicht er immer wieder so liebliche Natur- und Jagdbilder ein, daß dies Buch zwar zu erschüttern, aber keinen Augenblick zu ermüden vermag

---

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. m. b. H.



ABTEILUNG BUCHVERLAG FRANKFURT am MAIN

Die
schönste Heine-Ausgabe

Heines Werke

in Einzelausgaben mit Bildern aus seiner Zeit
Herausgegeben von
G. A. E. Bogeng
Neue revidierte Original-Ausgabe. Sorgfältig durchgesehener und nach den Manuskripten ergänzter Text. Dokumentarische Bilder- und Melodien-Beigaben. Bisher erschienen 10 Bände
In allen Buchhandlungen zu haben
Hoffmann u. Campe Verlag
Hamburg — Berlin W 35

KLEINE GALERIE

BERLIN, NEUE WILHELMSTR. 9-11
Leitung Rudolf Wiltschek

KOLLEKTIV-AUSSTELLUNGEN

MODERNE DEUTSCHE U. FRANZÖSISCHE MEISTER
GEMÄLDE / HANDZEICH-NUNGEN / GRAPHIK
PLASTIK

*







Bestellen Sie
Gutes Deutsch
Eine Zeitschrift zur Pflege u. Vertiefung der deutschen Sprache / Ein Berater für alle schwierig. Fragen der Grammatik u. Rechtschreibung / Ein Lehrmeister für alle, die ein richtiges Deutsch lernen wollen / Erscheint monatl. zweimal / Bezugspr. vierteljährl. 3.— M., monatl. 1.— M. Probenummern geg. Einsendung von 50 Pf. in 5 Pfennig-Briefmarken. Bestellung. nehmen entgegen jede Postanstalt, jede Buchhandlung u. der **Verlag Süßerott G. m. b. H., Berlin W 57**
Bülowstraße 68

Radiumbad Oberschlema

IM SÄCHSISCHEN ERZGEBIRGE

Stärkste radioaktive Heilquellen / Auffrischungs- und Verjüngungskuren / Heilanzeigen: Gicht, Rheumatismus, Ischias, Arterienverkalkung, Stoffwechsel usw. / Sommer- und Winterkuren

*

SCHRIFTEN
DURCH DIE BADEVERWALTUNG

Die Gefahren der Seife:

Runzelnbildung, Ansteckungsgefahr

Sie sind gewiß darüber erstaunt, daß wir den Begriff „Gefahr“ mit Seife in Zusammenhang bringen. Hier liegt aber tatsächlich eine nur wenigen bekannte Schädigung der gesamten Kulturmenschheit und eine Gefährdung der Gesundheit vor, auf die bisher nur wenige Wissenschaftler hingewiesen haben: Das ständige Auslaugen durch die Seifenwaschungen — auch die beste Toilette-Seife laugt aus — bringt die Haut um ihren besten Schutzstoff, nämlich das von den Talgdrüsen ständig erzeugte Hautfett. Der große Hygieniker Pettenkofer bewies einst an sich selbst, daß ein gesunder Magen sogar Cholera-Bazillen vertragen kann. Der Nachweis, daß die gesunde Haut jeder Infektion standhält und frei von Ausschlag, trockenen und nassen Flechten (Bartflechten), Mitesser und Pickel bleibt, kann jederzeit erbracht werden. Wirklich einwandfreie Haut aber besitzt unter der Einwirkung der üblichen Seifenwaschungen kein Mensch. Nicht genug kann vor dem nachträglichen Heraufbringen von Cremes auf die Haut gewarnt werden, die infolge ihrer ungeeigneten Zusammensetzung durch Porenverschmierung, Talgdrüsen und Hautatmung in ihrer Funktion schädigen, ev. auch sonst die Haut reizen.

Wie oft haben unsere Zeitgenossen sich schon darüber den Kopf zerbrochen, welches Geheimnis eine Kleopatra (geboren 68 v. Chr.) wohl anwandte, um noch in einem verhältnismäßig hohen Alter zwei so stolze Herrennaturen, wie Cäsar und Antonius durch ihren Liebreiz zu bestricken. Von ihrem geheimnisvollen Mittel besagt eine aufgefundene Hieroglypheninschrift:

„es mache die Haut dem Golde und Elfenbein ähnlich und wie vom himmlischen Sonnenglanz strahlend“. Wenn es gelänge, dieses Mittel zu finden, so könnten wir das Runzligwerden der Haut und die äußerlichen Spuren des Alters verwischen und in unserem Aussehen, solange die Sonne unserem Erdenwallen scheint, jung und frisch erscheinen.

Dieses Geheimnis ist entdeckt, und nicht nur das allein, es ist gleich ins Moderne übersetzt und so entwickelt werden, daß nicht mehr die überaus zeitraubenden umständlichen Prozeduren altägyptischer Schönheitspflege notwendig sind, sondern man kann sich gewissermaßen im Handumdrehen die richtige Hautpflege angedeihen lassen: Wir bleiben bei dem Kulturfaktor „Seife“, aber nicht mehr bei der uns unserem Hautschutz — das Hautfett — raubenden Seife, sondern der Hortiflor-Creme-Seife. Ein Ring feinster fettreicher Toilette-Seife erhält bei unserer Hortiflor-Creme-



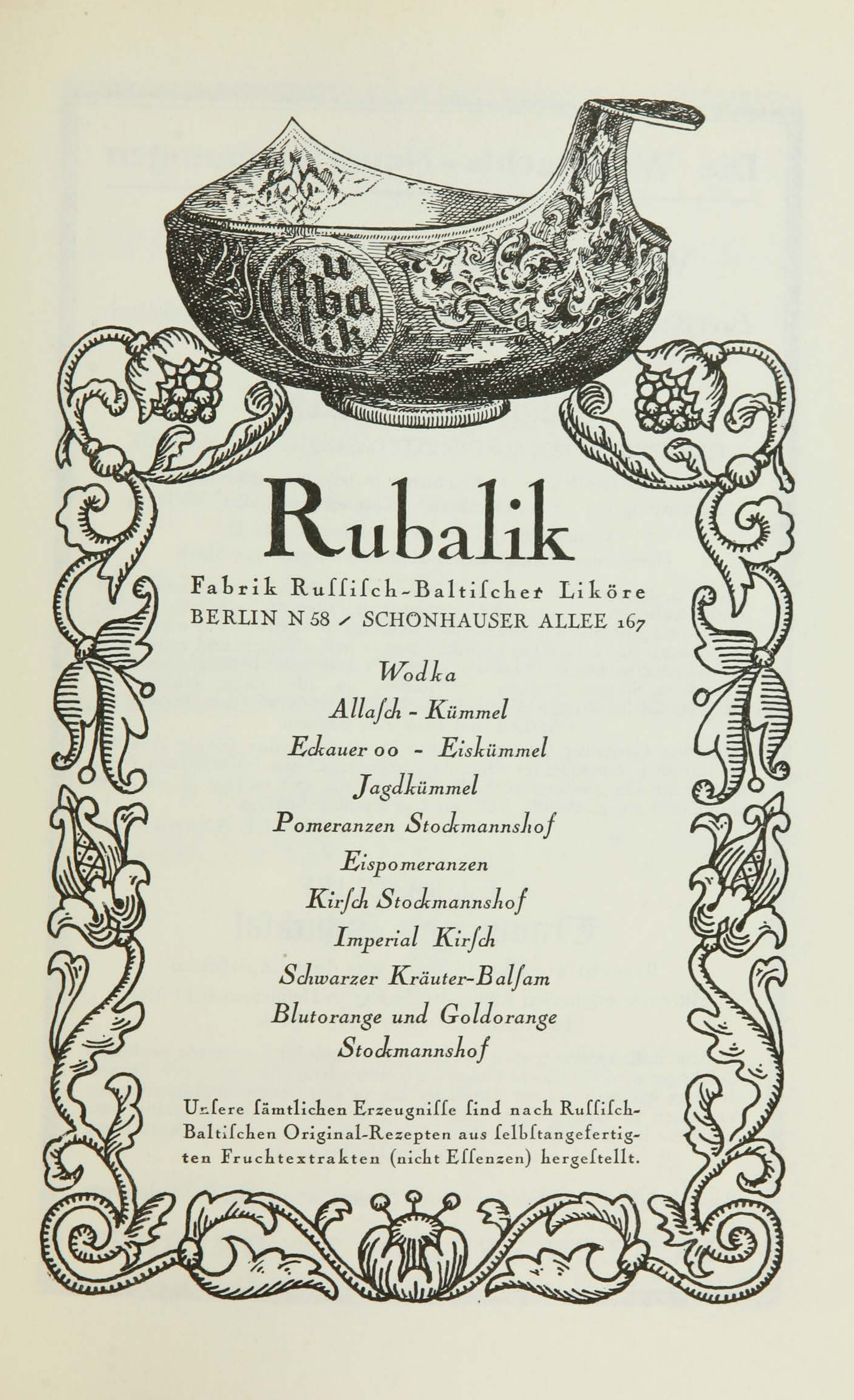
Seife eine Achse aus konzentrierter Creme mit einer genau berechneten Menge an einem eigenartig zusammengesetzten Hautfunktionsfett (eben das geheimnisvolle Mittel der Kleopatra), welches das an den Porenausgängen durch Schmutz verdickte und leicht entfernbare Fett unserer Hautdrüsen ersetzt. Dieses Hautfunktionsfett schützt nicht nur unsere Haut bis zu einem hohen Grade vor Ansteckung, sondern es schützt auch vor Erschlaffung: Die Runzelnbildung wird verhindert, aber das nicht allein — selbst vorhandene Falten, Krähenfüße, Runzeln, unbewußt verursacht durch alte Sünden in der Hautpflege, bringt die Hortiflor-Creme-Seife zum Schwinden. —

Ihr Reinlichkeitsbedürfnis darf nun nicht mehr zur Mißhandlung der Haut führen. Ist Selbstschädigung aus bedauerlichem Irrtum noch entschuldbar, bewußte Selbstschädigung wäre eine Sünde wider die Haut und das umsomehr, als wir Sie mit dieser bedeutenden Errungenschaft der Wissenschaft, ohne daß Ihnen die geringsten Kosten entstehen, vertraut machen wollen.

Schreiben Sie noch heute eine Postkarte folgenden Inhalts: An den Hortiflor-Vertrieb G. m. b. H., Berlin 72, Alexandrinenstr. 26. Senden Sie mir ganz kostenlos und portofrei ein Probestück Hortiflor-Creme-Seife, das Büchlein „Die Gefahren der Seife“ und den Fragebogen, betreffend Preisbewerbung. Ihre Unterschrift und genaue Adresse. —

Es werden Preise verteilt.

Wir haben die Absicht, ein Büchlein über den Geruchs- und Schönheitssinn herauszugeben. An Versuchsobjekten, die wir Ihnen nebst Fragebogen mitsenden, können Sie die Schärfe Ihres Geruchssinnes prüfen. Für die Einsendung unserer leichtausfüllbaren Fragebogen werden Preise verteilt. Es kann nur für die bestbeantworteten ein Preis gewährt werden und eine Verlosung findet nicht statt. Diesem gesetzlich zulässigen Preisausschreiben liegt lediglich kulturelles Bestreben zugrunde.


Rubalik
Rubalik
Fabrik Russisch-Baltischer Liköre
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allasch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirsch Stockmannshof
Imperial Kirsch
Schwarzer Kräuter-Balsam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unsere sämtlichen Erzeugnisse sind nach Russisch-Baltischen Original-Rezepten aus selbstangefertigten Fruchtextrakten (nicht Essenzen) hergestellt.



Busch
Das schönste Geschenk ein
Busch Multinett
Busch-Theatergläser und Feldstecher, die Erzeugnisse des erlesenen Geschmacks und der vorzüglichen Optik
In allen optischen Fachgeschäften zu haben.
EMIL BUSCH A.-G. OPTISCHE INDUSTRIE, RATHENOW

Leo N. Tolstoj-Ausgabe

Vollständig in 15 Bänden

Herausgegeben von Dr. Otto Buek

Bisher sind erschienen:

ANNA KARENINA
Deutsch von Aug. Scholz. Zwei Bände. 634 u. 547 S.
In Ganzleinen M. 12.–

AUFERSTEHUNG
Deutsch v. Aug. Scholz. 580 Seiten. In Ganzl. M. 6.–

DIE KOSAKEN / IM SCHNEESTURM / DAS FAMILIENGLÜCK
Drei Erzählungen. Deutsch von Aug. Scholz.
366 Seiten. In Ganzleinen M. 4.50

JUGENDERINNERUNGEN
KINDHEIT
KNABENALTER / JÜNGLINGSJAHRE
Deutsch v. Maria Einstein. 471 S. In Ganzl. M. 5.50

SEWASTOPOL
DER MORGEN DES GUTSHERRN
EIN ÜBERFALL
AUFZEICHNUNGEN EINES MARKEURS
EIN HOLZSCHLAG
Erzählungen aus den Jahren 1852–1855
384 Seiten. In Ganzleinen M. 5.–

Im Dezember werden erscheinen:

POLIKUSCHKA
ZWEI HUSAREN / EINE BEGEGNUNG / LUZERN / ALBERT / DREI TODE / LEINWANDMESSER
DEKABRISTEN
Erzählungen aus den Jahren 1856–1878

Die anderen Werke werden rasch folgen, so daß die Ausgabe in wenigen Monaten vollständig vorliegen wird. Jeder Band ist einzeln lieferbar

„Anlage und Ausstattung bezeugen, daß hier die deutsche Tolstoj-Ausgabe geschaffen wird."
Weser-Zeitung, Bremen.

„Dankbar, demütig und berauscht lesen wir diese Bücher und freuen uns, daß sie uns vom Verlag Bruno Cassirer in der ausgezeichneten Übersetzung von Aug. Scholz und in so vornehmer Form von neuem vorgelegt werden."
Fritz Engel im Berliner Tageblatt.

„. . . verdeutscht von Aug. Scholz, womit die Güte der Übersetzung verbürgt ist. Der Einband ist Ganzleinen in einem kostbaren Terrakottaton mit sparsamen und zierlichen Mustern in Goldaufdruck. Das Ganze wie geschaffen für den Weihnachtstisch der gebildeten Frau. Das Papier ist leicht, aber gut, der Druck klar, ohne luxuriös zu wirken."
Deutsche Allgemeine Zeitung.

BRUNO CASSIRER
BERLIN



DER QUERSCHNITT

IV. Jahrgang Heft 6

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

★

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin
Verantwortlich für die Anzeigen: Wolfgang Hünefeld, Berlin

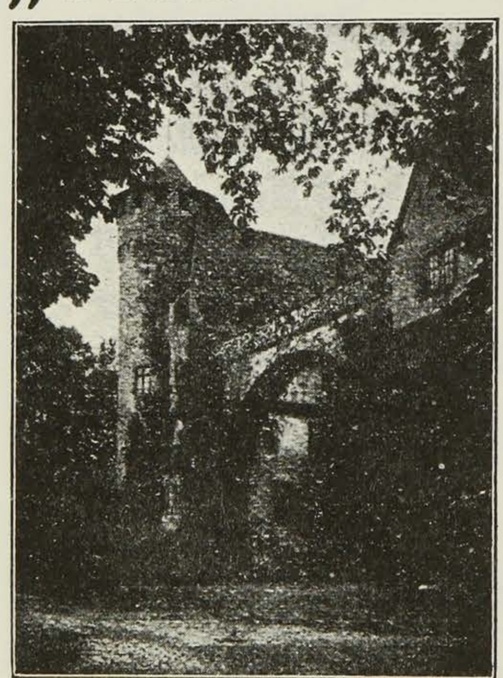


Jede Frage wird ausführlich und erschöpfend nach neuesten wissenschaftlichen Gesichtspunkten beantwortet.

„Orbis Terrarum“ Die Länder der Erde im Bild

Baukunst — Landschaft — Volksleben

Format 31,5×24 cm



Schloß Fürstenau bei Michelstadt im Odenwald.
Aus Hielscher „Deutschland“.

Kurt Hielscher: **„Das unbekannte Spanien“** Über 300 Seit. Abbildungen in Kupfertiefdruck und 24 Seiten einleitender Text. 30. Tausend. In Halbleder gebunden . . . . M. 29.—

Hanns Holdt / Hugo von Hofmannsthal: **„Griechenland“.** Ueber 170 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck. 18. Tausend. In Halbleder gebunden . . . . M. 23.—

Ernst Boerschmann: **„Baukunst und Landschaft in China“.** Über 280 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck, 24 Seiten einführender Text. 10. Tausend. In Halbleder gebunden M. 29.—

Kurt Hielscher: **„Deutschland“.** Über 300 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck. Einleitung von Gerhart Hauptmann. 55. Tausend. In Leinen geb. M. 24.—, in Halbleder geb. M. 32.—

„Skandinavien“, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland. Über 270 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck und Text. In Halbleder gebunden . . . . M. 32.—

Ernst Kühnel: **„Nordafrika“, Tripolis, Tunis, Algier, Marokko.** Über 270 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck und Text. In Halbleder gebunden . . . . M. 29.—

Schöner als die Natur sehen wir beim Studium der Bände die Welt vor uns.

So urteilt die Presse:

Man nimmt es zur Hand blättert und staunt, wie hier Land und Architektur zusammen gesehen wird. Das ist mehr, als Photographie sonst bietet.
(Dresdener Neueste Nachrichten.)

5 Tage zur Ansicht u. mit bedingungslos. Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen lief. wir diese Werke, um Gelegenheit zu geben, Ausstattung u. Inhalt eingehend zu prüfen.

Auf Wunsch erfolgt Lieferg. unt. Anrechng eines Teilzahlungszuschlag. v. 10% gegen **6 Monatszahlungen**
Ausführl. Prosp. kostenl. — Bestellschein nebenstehend!

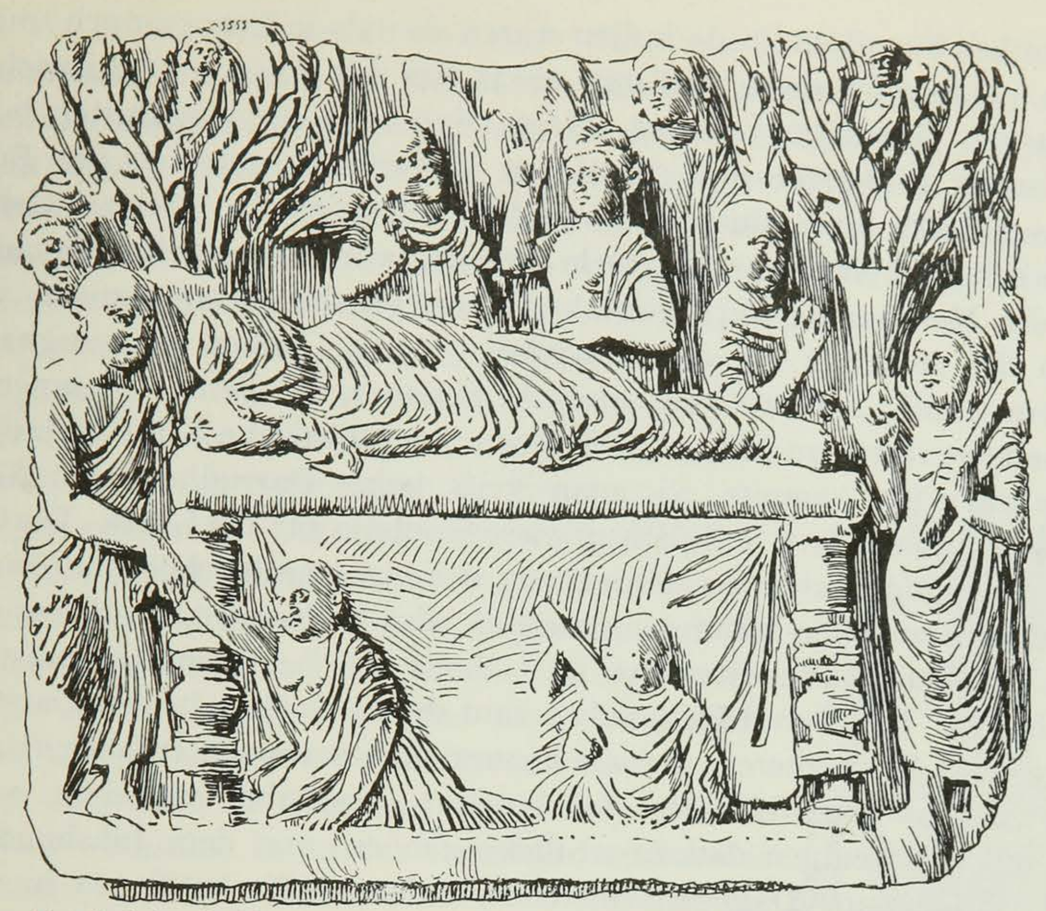
Buchhandlung
Bial & Freund, Berlin S 42
Alexandrinenstraße 97 — Postscheckkonto Nr. 29652.

Bestellschein.

Ich bestelle bei der Buchhandlung **Bial & Freund, Berlin S 42,** lt. Inserat im „Querschnitt“ **Meyers Konversationslexikon,** 7. neu bearbeitete Aufl., Band 1 in Halbled **30.**— GM. Die Bände 2—12 nach Erscheinen zu den noch festzusetzenden Preisen. **Orbis Terrarum: Spanien,** in Halbled. 29 GM., **Griechenland,** in Halbled. 23 GM., **China,** in Halbled. 29 GM , **Deutschland,** in Leinen 24 GM., in Halbled. 32 GM., **Skandinavien,** in Halbled. 32 GM., **Nordafrika** in Halbled. 29 GM. Die Begleichung erfolgt durch 6 Monatszahlungen unter Anrechnung eines Teilzahlungszuschl. von 10%. Ich bin berechtigt, die Werke bei Nichtgefallen innerhalb 5 Tagen an die Firma zurückzusenden. Eigentumsrecht vorbehalten. Erfüllungsort Berlin-Mitte.

Ort, Dat. u. genaue Adresse: ....

Name u. Stand: ....



Der Tod des Buddha — Berlin, Museum für Völkerkunde — Relief aus Gandhāra

BUDDHATYPEN

Einige prinzipielle Dinge

Von

*LEONHARD ADAM *)*

„In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben."

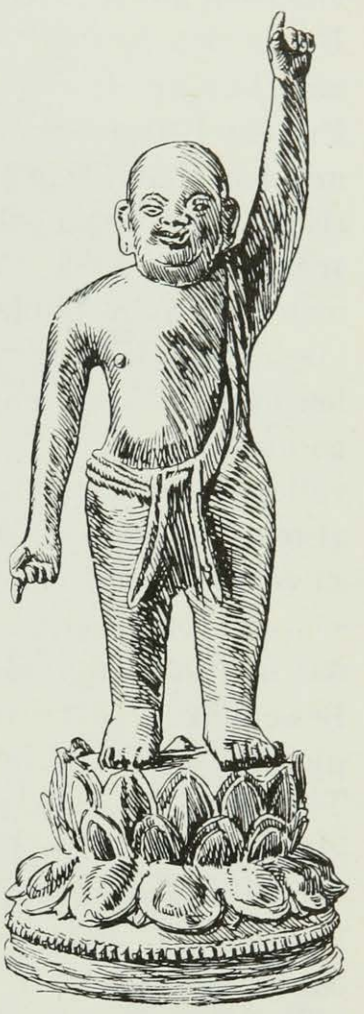
So schrieb Goethe vor rund hundert Jahren in den „Zahmen Xenien", und mit Staunen lesen es die Menschen einer Zeit, welche es endlich gelernt hat, die Erscheinungen der Kunst nicht mehr europazentrisch zu betrachten. Allerdings, wenn Goethe bekannte: „Die indischen Götzen, die sind mir ein Graus —", so meinte er damit die Gestalten des brahmanischen Pantheons mit den mannigfachen Tierformen und dem Gewimmel zahlreicher Gliedmaßen, nicht aber dachte er an Darstellungen des Buddha. Die Überreste der bud-

*) Vom Verfasser erscheint soeben im Verlage Strecker u. Schröder in Stuttgart eine gemeinverständliche Einführung in das Verständnis typischer buddhistischer Kultusfiguren unter dem Titel *„Buddhastatuen"*, Ursprung und Formen der Buddhagestalt, XII + 115 S. mit 1 Titelbild, 48 Tafeln und 20 Textbildern.

dhistischen Plastik in Vorderindien waren damals in Europa noch unbekannt, geschweige denn, daß man etwas von der graeco-buddhistischen Kunst von Gandhāra*) wußte. Heute sind zwar die wichtigsten buddhistischen Bildwerke aus sämtlichen Verbreitungsgebieten des Buddhismus durch viele illustrierte Veröffentlichungen den meisten Gebildeten bekannt. Weniger allgemein geläufig waren bis vor kurzem auch nur die Kernpunkte der archäologischen Forschungsergebnisse, vor allem der Arbeiten von E. C. Bayley (1852), General Cunningham, Vincent Smith, Albert Grünwedel, A. Foucher, M. Pelliot — um nur die bedeutendsten zu nennen. Die älteste buddhistische Kunst in Indien (3. Jahrh. v. Chr.) kannte, wie man weiß, keine Darstellung des Religionsstifters, sondern lediglich gewisse Symbole für die Lehre. Die Gestalt des Buddha aber wurde erst von der aus griechischen und orientalischen Elementen zusammengesetzten, also hellenistischen Kunst des griechisch-baktrischen Reiches, im Gebiete des heutigen Afghanistan, geschaffen. Die Gandhārabuddhas sind demnach die ältesten Darstellungen des Erleuchteten, die wir kennen. Sie stammen frühestens aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, sind aber vielleicht noch jünger. Die wenigen datierten Stücke gehören erst dem Jahrhundert nach Christus an. Dagegen entstehen national-indische Typen in den Skulpturen der Gupta-Zeit nicht vor dem vierten, wahrscheinlich erst im fünften nachchristlichen Jahrhundert. Bestehen bleiben in Indien die Stellungen und Haltungen des Buddha, die Körperbildung als androgyner Typus, vom alexandrinischen Apollo oder vom Dionysos abgeleitet; erhalten bleibt u. a. die Schematisierung des Haares in die kleinen Löckchen, welche die Buddhalegende erwähnt. Aber wir wissen heute, daß nicht nur die Literatur die bildende Kunst, sondern daß umgekehrt auch die vorhandene Plastik die Legende beeinflußt hat, und hierfür ist vielleicht der interessanteste Beleg das Mißverständnis des hochgebundenen griechischen Haarknotens, aus welchem sich der sonst schwer zu erklärende „Intelligenzknorren" auf dem Schädel des Buddha entwickelt hat. Dies geschah noch in Gandhāra selbst; aber dann sehen wir den Schädelknorren bis in die moderne Zeit in Tibet und der Mongolei ebenso wie in Ostasien, in Birma und in Siam. So ist der Einfluß der wesentlich mit hellenischen Formen, aber indischen Gegenständen arbeitenden Mischkunst von Gandhāra auf die gesamte buddhistische Kunst späterer Zeiten und in den anderen Ländern des Kontinents ein außerordentlich starker gewesen. Seit den überraschenden Funden der in Chinesisch-Turkestan ausgeführten Expeditionen, insbesondere den Forschungen von Sir

*) Die Kulturprovinz Gandhāra umfaßt etwa Afghanistan und einen großen Teil des nordwestlichen Britisch-Indien.

M. A. Stein, Grünwedel und A. v. Le Coq, ist aufgeklärt, daß die Gandhārakunst nicht nur durch das Medium der indischen Kunst des Reiches Magadha fortgewirkt hat, sondern auch auf dem Wege über Zentralasien nach dem fernen Osten gelangte. Dort, in jetzt sandverwehten Oasen Chinesisch-Turkestans, wurde die Tradition der Malerei und Plastik von Gandhāra fortgesetzt, dort erfolgte auch bei aller konservativen Behandlung der körperlichen Attribute und Stellungen der Buddhagestalt deren Anpassung an den ostasiatischen Rassetypus, wie uns dies A. v. Le Coq erst jüngst in seiner „Buddhistischen Spätantike in Mittelasien" vor Augen geführt hat. Werfen wir einen vergleichenden Blick auf Buddhatypen aus verschiedenen nationalen Kultusgebieten, so finden wir auf der einen Seite immer wieder dieselben Körpermerkmale und die gleichen Körper- und Handhaltungen, wie sie schon in Gandhāra geschaffen wurden, mag auch die Deutung nach lokalen Traditionen wechseln; so ist der stehende Buddha mit erhobener rechter Hand, wohl einer der ältesten, wenn nicht der älteste Typus überhaupt, in Gandhāra sicherlich als Bildnis eines Lehrers gemeint. Später aber entsteht die Legende, in welcher der aus dem Himmel zur Erde zurückgekehrte Buddha sein Ebenbild aus Sandelholz, das sich auf ihn zu bewegt, mit der erhobenen Rechten zurückweist. In Siam wieder erfolgt die Zurückweisung des Sandelholzbildes mit der linken Hand, mit der rechten dagegen die Zurückweisung des Vaters, der den Sohn davon abhalten möchte, sein Prinzenleben aufzugeben und Mönch zu werden. Wenn heute noch manche ästhetischen Schriftsteller aus irgendwelchen Erwägungen die religiöse oder legendäre Bedeutung eines Stückes als unwesentlich für ihre künstlerische Erfassung hinzustellen versuchen, so übersehen sie dabei, daß eine religiöse Bedeutung, ein ethischer Inhalt, gleichzeitig eine ästhetische Funktion haben kann. Wollten wir asiatische Bildwerke mit den Augen des Europäers ansehen — und im Anfang wird uns allerdings nichts anderes übrigbleiben —, so entsteht in uns naturgemäß ein ganz anderer ästhetischer Niederschlag als in dem Falle, daß es uns gelingt, uns in die Absichten und Empfindungen des asiatischen Künstlers und Beschauers zu versetzen. Ist dies aber nicht


Sākyamuni (d. i. Buddha) als Kind
Chinesische Bronze

möglich, so werden nur subjektiv-europäische und jedenfalls irrige Eindrücke sich bilden. Bei Buddhastatuen gilt dies um so mehr, als die Gesichtszüge, abgesehen von den jeweils verschiedenen Rassemerkmalen, unveränderlich sind. Tatsächlich ist das leise, doch unerschütterliche Lächeln der apollinischen Buddhas von Gandhāra überall erhalten geblieben, wo buddhistische Bildwerke entstanden, und vielleicht am feinsten ist es in Japan verstanden und neu belebt worden. Da so das Antlitz sich stets gleichbleibt, so kommt es erst recht an auf Haltung des Körpers, Bewegung oder Stellung der Gliedmaßen. Um ein Beispiel zu geben: der siamesische Buddha, der beide Hände mit den Handflächen nach vorn vorstreckt, wurde, als man die siamesische Tradition noch nicht kannte, ganz einfach interpretiert als der segnende Buddha. Wen oder was er segnen sollte, darüber machte man sich kein Kopfzerbrechen, obschon man sich leicht davon hätte überzeugen können, daß der Buddha zwar meditiert, darauf die Erleuchtung erlangt und den von ihm gefundenen Pfad zur Erleuchtung endlich gelehrt, nicht aber ihn seinen Anhängern in weniger mühevoller Art einfach durch seinen „Segen“ vermittelt hat. Hier wurden also europäisch-christliche Ideen herangezogen, um eine Darstellung zu verstehen, die in Wahrheit etwas ganz anderes ausdrückt: es handelt sich um eine legendäre Episode, um die Zurückdrängung des Meeres, das sich vor dem Buddha erhebt, und das mittels jener zurückweisenden Bewegung beider Hände besänftigt wird. Oder betrachten wir den gleichfalls nur in Birma und Siam, doch sehr selten vorkommenden Typus mit über der Brust gekreuzten Händen. Hierzu besagt die Erklärung nach dem Erläuterungsbuche des siamesischen Prinzen Somdet Phra Paramanujit (gestorben 1854), daß der Buddha nach Erlangung der Erleuchtung dargestellt sei, in Überlegung, ob er „die Norm verkünden“, d. h. seine Lehre anderen Menschen mitteilen solle.

Niemand wird jemals die religiöse Kunst des Ostens verstehen, geschweige denn sie anderen erläutern können, sofern er nicht zuvor sich in die religiösen Zusammenhänge vertieft hat, aus denen die Kultusfiguren ja erst hervorgegangen sind. Rein persönliche Impressionen vor asiatischen Kunstwerken dürften in kein anderes Gebiet einschlagen als in das der Belletristik, wenn sie überhaupt der Öffentlichkeit unterbreitet werden müssen. Bis vor kurzem war das Publikum in diesen Fragen mangels leicht zugänglicher populärer Literatur über die gesicherten Forschungsergebnisse nicht ausreichend unterrichtet. Diesen Umstand benutzten gewisse Schriftsteller, die selbst durch archäologische Fachkenntnisse nicht allzu stark beschwert waren. Sie suchten dem Publikum weiszumachen, daß die Kunst von Gandhāra, die Geburtsstätte aller bekannten und wohl aller je vorhanden ge-

wesenen Buddhatypen, keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt habe, daß sogar die buddhistische Plastik Vorderindiens aus der Zeit der Gupta-Könige (seit 319 n. Chr.), also über dreihundert Jahre nach der höchsten Blüte der graeco-buddhistischen Kunst, ohne das Vorbild der letzteren denkbar sei. Inzwischen hat Albert v. Le Coqs großes Tafelwerk „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien" ein reiches Bildermaterial wie nüchterne historische Daten und archäologische Tatsachen sprechen lassen, in London ist (bei Butterworth u. Co.) das Buch des indischen Professors Gauranga Nath Banerjee „Hellenism in Ancient India" erschienen, etwa in der Art des heute etwas überholten kleinen Buches des belgischen Grafen Goblet d'Alviella „Ce que l'Inde doit à la Grèce", doch breiter angelegt. Das Publikum ist gegenüber den erwähnten Versuchen kritisch geworden, und das in seinen Motiven einigermaßen unklare, jedenfalls aber von Europamüdigkeit zeugende Bestreben, jeden antiken Einfluß auf indische oder gar ostasiatische Kunst als gering hinzustellen, noch lieber ganz zu leugnen, kann als abgetan gelten.



Sāngkha Chāi, Siamesischer Dickbauchbuddha
Berlin, Museum für Völkerkunde

Vielleicht hätten die Inder, wenn nicht die schöpferische Tat im hellenistischen Gandhāra geschehen wäre, einst selbst in Abweichung vom ursprünglichen Nur-Symbolismus die Gestalt des Meisters darzustellen versucht. Aber wir dürfen bezweifeln, daß dann ohne das antike Vorbild jenes überirdisch lächelnde Antlitz geschaffen worden wäre, das uns vertraut ist. Und dieser Zweifel erhält seine Berechtigung, wenn man die seelenlosen Skulpturen der Jaina-Heiligen betrachtet, deren archäologische Vergangenheit zwar noch nicht ganz aufgeklärt ist, offenbar aber mit Gandhāra in keinem Zusammenhang steht.



Kupfer aus: Neujahrsgeschenk für gute und fromme Kinder, Stuttgart um 1815

ALTE KINDERBÜCHER

Von

KARL HOBRECKER

Die Jugendliteratur wurde weniger im Interesse der Kinder als in dem der Eltern geschaffen. Pädagogisch bezopfte Gelehrsamkeit verdarb das Kinderbuch von dem Tage an, wo es künstlich gezüchtet wurde, und reichte statt einfacher Kost ein geschmackloses Zeug, ungenießbar durch den Aufguß einer fade-süßen Moralsuppe. Die große Masse aller literarischen Jugendunterhaltung wurde immer in den Dienst der Erziehung gestellt.

Diesem Ungeschick begegnen wir nicht nur in dem Jahrhundert der Philanthropisten, die einem gutgemeinten, aber verfehlt angelegten Jugendschrifttum zum Dasein verhalfen, sondern schon früher. Was wir aus alter Zeit Gutes kennen, ist nur recht wenig.

Das erste gedruckte Buch in Kinderhänden war damals die Fibel. In ihrer einfachsten Form nur ein Blatt mit den Buchstaben des ABC's, wurde sie bald durch Leseübungen ergänzt: die einzelnen

Lettern wurden zu Silben geordnet, diese zu kurzen Worten und Sätzen vereinigt. So erwuchs auf natürliche Art ein Schulbuch, das nicht auf Unterhaltung ausging, aber doch seinen Anteil am Entstehen der Unterhaltungsliteratur für die Jugend hatte. Denn schon früh war man bestrebt, den Leseunterricht durch anschauliche Bilder zu unterstützen und den Anfängern mit Begriffen auf die Sprünge zu helfen. So wurde die Fibel auch zum Vorläufer des Bilderbuchs.

An ihren kräftigen Holzschnitten, die so gut zu den grob geschnitzten Fibeltexten passen, freuen wir uns heute angesichts der gesuchten Manier unserer Kunst ganz besonders. Da ist ein Fuhrmann, der auf einem derben Gaul reitet. Er schwingt die Peitsche: o! o! ist sein Ruf, den alle Kinder von der Landstraße her kennen. An der Öffnung des Mundes ist der Buchstabe O leicht zu behalten. Ein Zottelbär muß das brummende M verkörpern, die zischende Schlange versinnbildlicht das S. Waren die Buchstaben Gedächtnisgut geworden, so folgten die wuchtigen Sätze in einsilbigen Worten: „Es end sich all Ding. Geld ist gut wers hat. Guts Muts laßt uns seyn. Mach der Red nit viel. Pfaff lern was recht ist." Daran schlossen sich Einmaleins, Glaubensartikel, Benedicte, Gratias und ein Gebet.

Die Fibeln, aus dem ersten Jahrhundert des gedruckten Buches stammend, blieben sich lange Zeit ähnlich. Einfach handwerksmäßig hergestellte Holzschnitte und ebenso kunstlos-naive Verse — natürlich mit einer Moral versehen, denn ohne die geht's in einem Kinderbuche so leicht nicht — finden wir noch bis in die neueste Zeit. Dürfen wir diese Lehrbücher auch nur bedingt zur Jugendliteratur rechnen — sie sind hier genannt, weil sie etwas Rechtes darstellen, von gutem Schrot und Korn.

Als Lesebuch benutzte die Schule früherer Jahrhunderte Katechismus, Bibel und Gesangbuch. Erst 1772 schuf ein märkischer Junker das Lesebuch mit kurzen erzählenden Abschnitten aus dem täglichen Leben. Es war Eberhard v. Rochow, der sich mit seinem „Kinderfreund, zum Gebrauche in Landschulen" sehr verdient machte. Der Menschenfreund erlöste seine kleinen Untertanen wenigstens etwas von der ödesten Langeweile des Unterrichts. Er brachte in seinem Buche freilich auch nur moralische Geschichten, aber er wünschte doch die Kinder von Dingen zu unterhalten, die ihnen lieber waren als das Gesangbuch. Er brachte auch praktische Regeln für die Landwirtschaft, Wetterkunde, Hausmittel bei Unglücks- und Krankheitsfällen — kurz, er machte ein gutes Buch, wie es der Bauernbub brauchte. Das, was dem Werkchen von Künstlichem anhaftete — es war eben doch ein Kind seiner Zeit —, ließ der gesunde Sinn des Landvolkes wohl gern ungelesen.


Ein Dieb entflieht aus Furcht vor Schlägen.

D d

Was Du gefunden hast, gieb an den rechten Mann.
Als wenns gestohlen wär, sieht man es sonsten an.

Eine Frau nimt den Enten ihre Eyer weg.

E e

Von einer Ente komt das Ey:
Rath, was von beyden älter sey.

Eine sitzende Frau wärmt sich am Feuer.

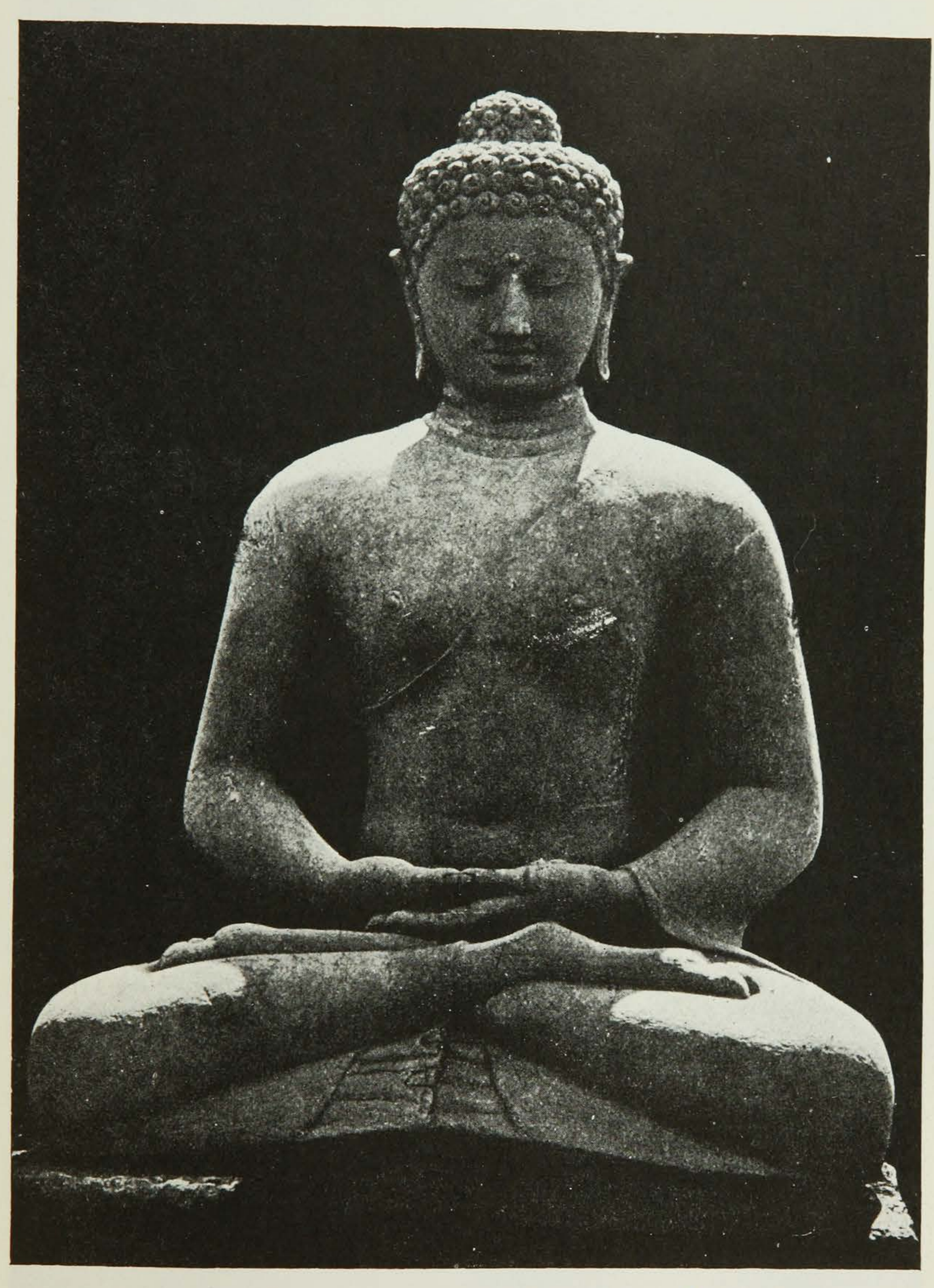
F f

Wen jung schon Fleiß und Tugend zieren,
Der braucht im Alter nicht zu frieren.

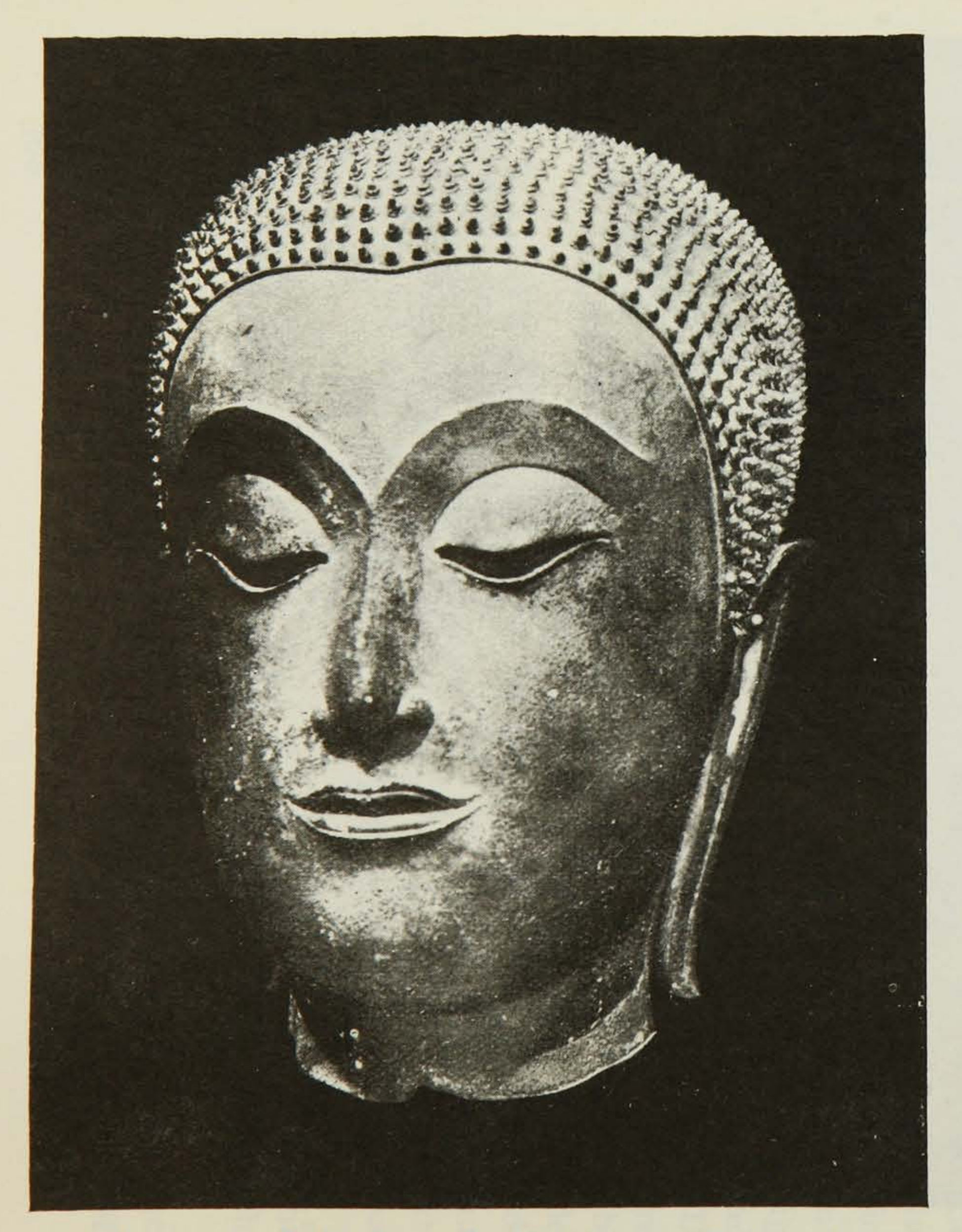
Seite einer alten Fibel von 1788. (Aus Hobrecker, Alte vergessene Kinderbücher, Mauritius-Verlag, Berlin)

Die rein pädagogische Literatur können wir hier nur als geistige Verwandte des alten Kinderbuchs streifen. Wirklich unterhaltende Jugendschriften außerhalb der Schule gab es bis ins letzte Drittel des 18. Jahrhunderts noch sehr wenig. Als die erste ihrer Art müssen wir den Esopus des Burkard Waldis ansehen. Weil das Volksbuch, z. B. die Geschichte vom Reineke Fuchs, schon immer die Lektüre der Kleinen ausmachte, griff Waldis zu dem uralten Text, den er durch Zusätze eigener Erfindung reizvoll erweiterte. Die Fibeln, von denen oben Textproben gegeben werden, stammen aus den Jahren 1531 und 1534, der Esopus wurde 1548 „gantz new gemacht, nicht den Gelerten und die es besser können, sondern der lieben Jugent, Knaben und Jungfrawen, zu Dienst und Förderung“ ausdrücklich gewidmet. Es ist ein stattliches Werk, 400 Fabeln enthaltend. Derber, vierschrötiger Stoff, keineswegs zimperlich im Ausdruck, leider ganz ohne Beigabe von Bildern.

Selbstverständlich verfolgt auch der alte Waldis mit seinem Buche erzieherische Zwecke, und die Moral seiner Fabeln ist zuweilen länger

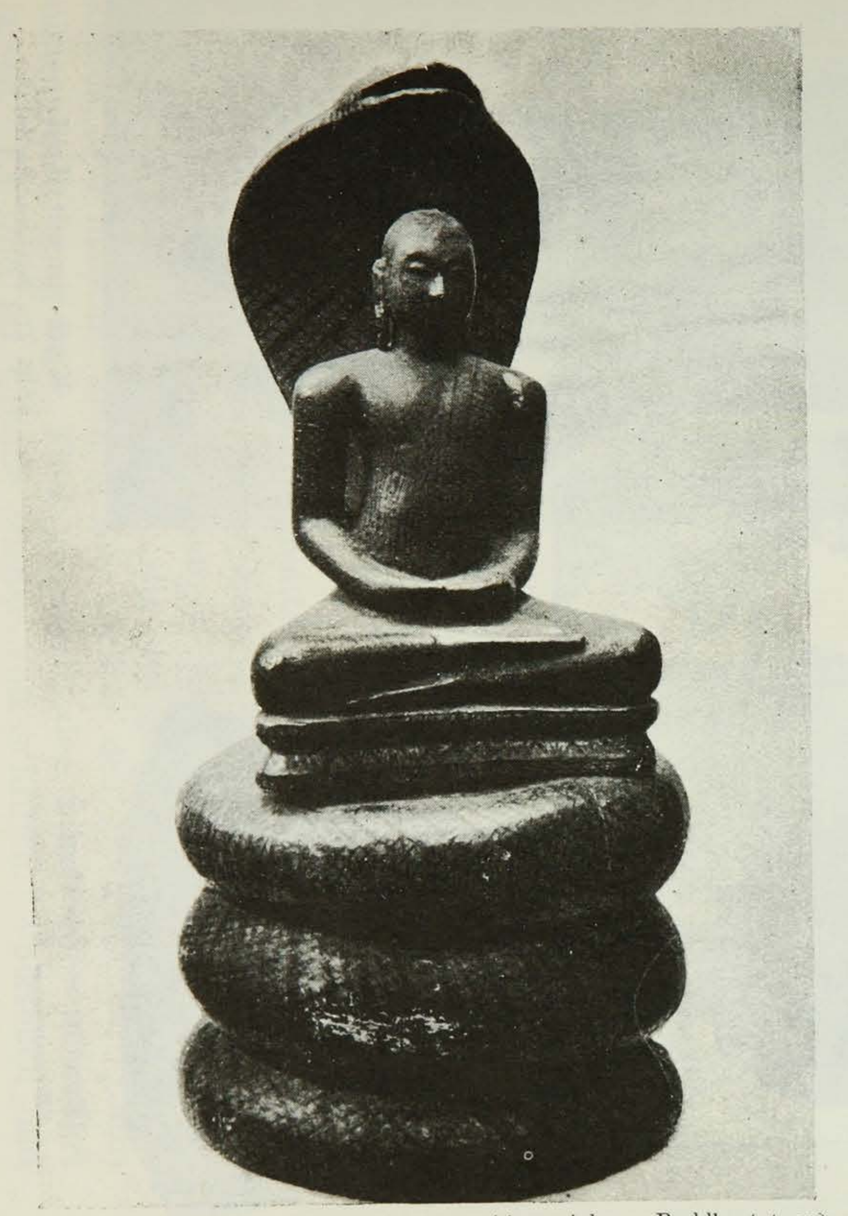


Ein Buddha von Barabudur (Java)
(Aus Leonhard Adam, Buddhastatuen)



Kopf einer Nebenfigur (Lieblingsschüler Buddhas?)
Siamesische Bronze. (Slg. Glenk-Worch, Berlin)

Einer der 24 Jinas (Heilige der Jaina-Religion)
Sandstein. (Museum für Völkerkunde, Berlin)



(Aus Adam, Buddhastatuen)

Gautama Buddha,
vom Schlangenkönig Mueilinda überkrönt



(Mus. f. Völkerkunde, Berlin)

Buddha auf dem Boote
Siamesische Bronze



Buddha in Ueberlegung
(Birmanische Holzstatuette)



Kuan-yin mit Kind
(Slg. Th. Bohlken, Berlin)

als diese selbst. Aber er bringt ein frisches und fröhliches Buch zustande, an dem man noch heute seine Freude haben kann — vorausgesetzt, daß man für einfache Dinge empfänglich geblieben ist. Waldis ist kein trokkener Lehrmeister, er ist namentlich in seinen eigenen Erzählungen lustig. Er verzichtet auf die bärbeißige Gravität des Schulmonarchen und ebenso auf die süße Lieblichkeit der Kindergärtnerin. Er schreibt, wie es ihm ums Herz ist, unbesorgt um prüde Seelen, ohne kleinliche Bedenken. Das gefällt mir an ihm, und wenn man Kindern aus ihm vorliest, freuen sie sich mehr als bei Herzblättchens Zeitvertreib.



Seite einer alten Fibel von 1788. (Aus Hobrecker, Alte vergessene Kinderbücher, Mauritius-Verlag, Berlin)

Um dieselbe Zeit, wie dieser Esopus, entstanden ein paar Bücher Georg Wickrams: „Der jungen Knaben Spiegel“, „Das Buch von den sieben Hauptlastern“, die der Jugend ebenso langweilig kamen, wie mancher andere alte Dichter den Erwachsenen. Chronistenpflicht mag ihrer Titel gedenken, den Inhalt aber unberührt lassen. Es sind im Grunde wieder Volksschriften. Volksbuch und Kinderbuch sind eben von allernächster Verwandtschaft.

Dem Volksbuche, diesmal dem Reineke Fuchs, nachgebildet ist auch das zweite bedeutende Kinderbuch ältester Art, „Der Froschmäuseler“ Georg Rollenhagens. Gleich Waldis Esopus nicht frei von epischer Breite, hat diese Parodie der Ilias, der Krieg zwischen Frosch und Maus, doch ungemein ansprechende Kapitel. Das über 700 Oktavseiten umfassende Werk steckt voller Fabeln und Göttergeschichten, „Der fröhlichen Jugend zur anmutigen und nützlichen Lehre gewidmet“ (1595). Es erlebte zahlreiche Auflagen und Bearbeitungen, von denen die frühesten ohne Bildwerk, spätere aber mit guten, wenn auch keinem großen Meister angehörenden Holzschnitten versehen waren.

Höchst bezeichnend sind schon die Namen für all die streitbaren Helden unseres Epos: Bausback, Der Frösche König, Dreckpatz, Blehbauch, Plumpart — und im feindlichen Lager der Mäuse: Bröseldieb, Tellerlecker, Gutbischen, Sparkrümlein — welch ein Reichtum an Erfindung! Der Hahn heißt Riechwetter, der Storch Leisetritt, ist das nicht hübsch? Den Kindern, die als unverbildete Menschen ein feines Gefühl für Humor haben, hat Rollenhagen es recht gemacht.

Herzhafte Kost! Da erzählt einer von des Ulysses Gefährten, wie gut er's als Sau bei der Circe gehabt hat. „Hier hatt' ich Fried' und gute Ruh', Man trug mir Trank und Speise zu Und ließ mich schlemmen wie ein Schwein, Im Paradies kann's nicht besser seyn.“ Die urwüchsige, drollige Art der Erzählung wird leider durch Einschaltungen von allzu großer Länge beeinträchtigt. Schält man aber den Kern heraus, die Geschichte vom kläglichen Ende des Mauseprinzen und dem grimmigen Krieg, den dieser betrübliche Vorfall entzündete, so bleibt ein fesselndes, in sich geschlossenes Werk, gediegen und doch munter, ein Kinderbuch, wie es sein soll.

Mit diesen beiden volkstümlichen Jugendschriften ist die Liste wirklich bedeutender Erscheinungen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert geschlossen. Als vom Volksbuche abgeleitet soll aber noch eines anspruchslosen Schriftchens gedacht werden, das sich in seiner natürlichen Art getrost neben Waldis und Rollenhagen stellen kann, wenn auch in respektvollem Abstand: Johann Chr. Ludwig's auserlesene Räthzel, Frankfurt 1749. Es ist zwar sehr lehrreich gestaltet, hat aber manches Vergnügliche in sich. Die Rätsel selbst werden lateinisch und deutsch gereimt vorgetragen, die Auflösungen sind mit schöner Rede Überfluß, manch guter Erzählung und mit einigermaßen unwahrscheinlicher Naturgeschichte geziert. Das Ganze hebt sich erfreulich aus seiner Umgebung ab.

Ergänzend sei erwähnt, daß auch ein Faustbuch in der Bearbeitung Widmanns schon 1599 der Jugend vorgelegt wurde, natürlich zu warnendem Beispiel grewlicher und abschewlicher Sünden.

Ob das sehr wirksam war? Ich erinnere mich, daß wir Buben nach demselben Faust uns ganz unbesorgt auf einem Faßritte die Hosen zerrissen und sogar regelrechte Teufelsbeschwörungen mit dem Erfolg unendlichen Gruselns unternahmen. Sehr viel Glück wird auch der überzeugendste Moralist in alter Zeit nicht bei seinem Publikum im Kinderrocke gehabt haben. Wer las denn wohl solche tugendhaften Bücher, wie z.B. Der christlichen Jungfrawen Ehrenkräntzlein (Lucas Martini, 1580) — Sonntagsevangelien für Kinder (Samuel Hebel, 1571) und derlei unkindliche Dinge, von denen auch Rollenhagen etliche zustande gebracht hat? Zu den Unterhaltungsschriften können wir sie doch unmöglich rechnen!



Seite einer alten Fibel von 1788. (Aus Hobrecker, Alte vergessene Kinderbücher, Mauritius-Verlag, Berlin)

Zwischen diesen und dem Lehrbuche stehen dann wieder andere, entweder Enzyklopädien oder Sammelbände, die das Ganze des ersten Jugendschrifttums als überwiegend trockenen Stoff charakterisieren. Zu den ersteren, den halb lehrhaft, halb unterhaltend gemeinten, gehören der berühmte Orbis pictus des Amos Comenius von 1658 und seine unendlich vielen Nachahmungen. Es sind bildlich ausgestattete

Lexika, zur Anschauung bestimmt, mehrsprachig abgefaßt, deren anfangs nur sehr knapp bemessener Text später durch ausführliche Beschreibung des Dargestellten erweitert wurde. Diese Darstellungen in ihrer primitiven Art gefallen uns heute hauptsächlich an jenen Büchern, und auch manch unfreiwilliger Humor, der in vielen derartigen Erzeugnissen steckt.

Ähnlich dem Orbis pictus zeigt sich — um noch etwas Typisches herauszugreifen — ein lederner Schmöker, betitelt Neue Acerra philologica (Magdeburg 1715), in welchem der studierenden Jugend die Begriffe für antike Gegenstände aus den alten Klassikern näher gebracht werden — Schulstaub auf jeder seiner 958 Seiten. Von Sammelbänden sei genannt: Joh. Pet. Millers historisch-moralische Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens der Jugend, Helmstädt 1754. Ein Gemisch von Dingen aus der Naturkunde, Religion, Philosophie und Geschichte, alles in streng wissenschaftlicher Weise dargestellt, und ein unförmlicher Roman (Die merkwürdigen Begebenheiten Samuel Lamwilles) soll da die muntere Jugend erfrischen. Ich glaube, sie hat diese handlichen Bände mehr zum Werfen als zur Lektüre benutzt.

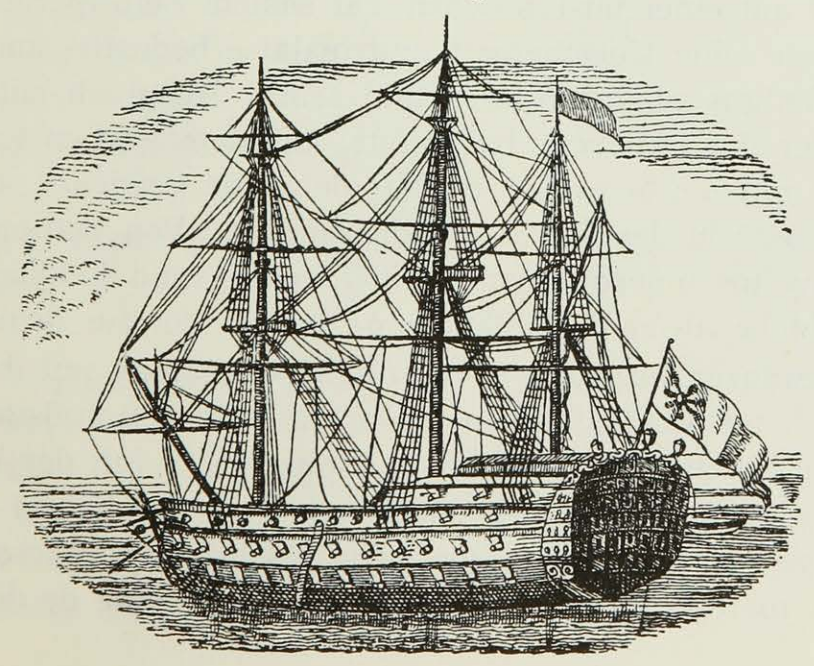
Noch müssen wir einiger Dinge gedenken, die nicht minder auf erzieherischem Gebiet liegen, der Tischzuchten und Höflichkeitsbücher. Diese Katechismen guten Benehmens sind zwar nicht unterhaltend gemeint, aber doch in muntere Verse gebracht. Allgemeiner bekannt ist Dedekinds Grobianus, eine verkehrte Tischzucht des 16. Jahrhunderts, die auf satirische Weise erzieht. Sie wendet sich aber ebensogut an Erwachsene wie an die Jugend.

Eher als diese Sittenlehren kann man die zahlreichen Ausgaben biblischer Geschichten zu den Unterhaltungsbüchern rechnen. Die schlichten Erzählungen vom Paradiese, vom Tobias mit seinem Hündchen, vom Joseph und seinen Brüdern eignen sich vorzüglich als Lesestoff für Kinder und bildeten ein beliebtes Thema für alle Jugendschriftfabrikanten. Das wäre ganz gut und schön, wenn sie kindlichfroh und nicht frömmelnd vorgetragen würden.

Den dürftig-unzulänglichen Versuchen, die Jugend literarisch zu unterhalten, folgte gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Überproduktion, die gleich weit übers Ziel hinausschoß. Die Philanthropen traten auf den Plan, die Basedow, Christian Felix Weiße, Campe, Salzmann usw. Sie schufen eine forcierte Jugendliteratur, sie meinten es gut und legten doch nur den Grund zur Massenfabrikation. Sie schrieben selbst zu viel und ebneten anderen Vielschreibern den Weg ins flache Ödland der Geistlosigkeit. Die nach ihnen kamen, hatten nicht den Geist eines Salzmann oder Campe, insbesondere schrieben sie nicht den geschliffenen Stil des letzteren. Mögen wir heute auch

die Tendenz dieser Überragenden mißbilligen — ihre Art, für Kinder zu erzählen, machten ihnen nur ganz wenige nach.

Es entstanden ungezählte Kinderzeitschriften, Fabelbücher, Geschichten aller Art, jene äußerlich anmutigen Dinge, die mit verschwindenden Ausnahmen ohne inneren Gehalt sind. Die guten Kinderbücher — bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts — kann man an den Fingern herzählen. Es hat aber, das dürfen wir nicht vergessen, auch Vorzügliches gegeben. Das meiste ist im Wuste des Schlechten untergegangen. Die Gleichgültigkeit der Eltern war daran schuld, selbst zur Blütezeit des Kinderbuches, wo Schönes in Fülle da war. Dichter und Künstler von bestem Range, die sich den Kleinen widmeten, hat es genug gegeben. Leider gilt da die Regel: sind große Illustratoren am Kinderbuche beteiligt, so taugt der Text nicht viel, und guten Texten werden selten ebenbürtige Bilder beigegeben. Wie manche Banalität hat Hosemann illustrieren müssen! Andere unserer Meister trafen es besser, sie zeichneten für das Volksmärchen und Volkslied, für die unverfälschten Texte wahrer Jugenddichter, die nichts von zopfiger Schulfuchserei an sich hatten. Pocci, der sich die Texte zu seinen Bildern selber schuf, ist einer der wenigen urechten Kinderfreunde, die berufen sind, für die Jugend zu schaffen. Und gerade seine Kunst gilt als dilettantisch! Es gibt noch einige Zeichner und Dichter seiner Art, längst vergessen oder verkannt. Lassen wir darum lieber alles kritische Analysieren. Es bleibt uns viel größerer Genuß, wenn wir die Jugendschriften nicht vom literarischen, sondern vom kindlich unverbildeten Standpunkte aus betrachten, uns unbefangen an dem freuen, was frisch, einfach und natürlich vor uns hintritt, und für die Schwächen des Herrn Präzeptors im Kinderbuche ein verständnisvolles Augenzwinkern haben.



WINKE FÜR KATZENZUCHT

Von

HEINRICH ZIMMER

Ein Brief Berlin — Bombay braucht 16 Tage, trotzdem ist Indien für uns immer das „Land der Märchen". Und gar „wenn einer eine Reise tut" (nach Indien), „so kann er viel erzählen" — uns eigentlich so ziemlich alles. Beweis: der baltische Graf und seine Nutzanwendung beim deutschen Lesetier: die Schule der Weisheit. — Sie hat aber noch keinem wehgetan, und das ist verdächtig, denn Weisheit gehört zu den Explosivstoffen, — „. . . erzähl' er nur weiter, Herr Urian!" — Neobuddhisten, Verleger, Tagesheilande der verwüsteten Zeitseele (Format Klein-Jesus) propagieren das Land der Märchen, ein Tip, dessen Rentabilität noch auf lange jede Probe aushält. Denn sie beruht auf dem zählebigen Phänomen des Gegenwartskaters. Wann wird die deutsche Bildungsseele seiner Familie müde, deren stilles, europäisches Zentenar mit der Geburt des Kulturkaters bereits vorüber ist? noch hat sie die Mobilität von Maikatern.

Rousseau führte den Kulturkater in die Literärgeschichte und geistesgeschichtliche Zoologie ein. Noch ohne universalgeschichtlichen Horizont warf er das Bild des edlen unverbildeten Urmenschen an den zivilisationsverwölkten Himmel seiner Sehnsucht. Chateaubriand erlebte dann seine erste erschütternde Begegnung mit der unentarteten Bruderseele, die dem göttlich-natürlichen Ursprung menschlichen Seins noch näher war.

Der Romantiker erlebte ein Symbol: Ehrgeiz trieb den Dreiundzwanzigjährigen 1791 nach Amerika. Er wollte die Nordwestpassage finden und mit einer unsterblichen Tat seinem Selbstgefühl die Folie geben, deren seine Unsicherheit und malaise bedurfte, um sich sieghaft vom Vulgus zu distanzieren und seinen Anspruch auf besondere Geltung, der ihn zeitlebens bestimmte, aus dem großen Krach seiner Heimat zu retten (— er hat es Napoleon nie verziehen, daß er ihn als Zeitgenosse in den Hintergrund drängte). Von Baltimore kam er über Albany ins innere Amerika zu Trappern und Fellhändlern, und in der Wildnis sah er das Phänomen: den Bruder aus dem Busch.

Einige zwanzig Rothäute in voller Kriegsbemalung mit ihren Squaws drehten sich im Menuett, wozu ein ausrangierter französischer maître de danse in apfelgrünem Frack und Spitzenjabot mit der Violine aufspielte. Er sprach mit Anerkennung von seinen Schülern „ces messieurs sauvages et ces dames sauvagesses", schrie die Irokesen an: à vos places! „et toute la troupe sautait comme une bande de démons".

Dieselbe Szene spielt sich seither mit großer Einförmigkeit in der Geschichte deutscher Bücher, deutscher Träume ab, nur daß der fiedelnde Tanzmeister und die sehnsüchtige Seele in ein und derselben Brust hausen, und darum die Verblüffung wegfällt, die dem jungen Chateaubriand aufbehalten war.

Der Geburtstag des Kulturkaters fällt in das Ende des Rokoko, er ist ein Bastardbruder des modernen Historismus. Bis ins Rokoko spannen sich antike Formen naiv und wandlungsfroh fort, ganz allgemein empfand man sich unbefangen als antikisch, als Cäsar oder Schäfer, und noch Camille Desmoulins durfte in seiner Rede für die Enthauptung Louis XVI. naiv den Konsul Brutus tragieren und republikanisch-väterlich mit einer Livius-Pirouette schließen: „i Lictor et deliga ad palum!". Aber schon hatte Winckelmann die Antike gegen den Barock heraufbeschworen und mählich wachsender Historismus wandelte das Altertum zum Tummelplatz gelehrter Romantik, den beklommene Sehnsucht nach höherem Menschentum, die an sich selber litt, weimaranisch-mild oder dionysisch-übermenschlich bevölkerte.



Werner Heuser

Dieser Gegenwartskater entsprang einer unausbleiblichen Liaison des Kulturkaters mit der Geschichte. Ein zeugungsfroher Bursche. Zu seinen ersten Vermehrungsproben gehörte ein lyrisch-romantisches Kätzchen von ausgesprochen gotischem Stil. Wackenroder und andere zogen es auf, Novalis schmückte es mit blauer Blume, und nachdem es Tiecks mondbeglänzte Zaubernacht mit Lockgesang erfüllt

hat, sitzt es jetzt als bourgeoiser Kniewärmer auf Karl Schefflers Schoß und spinnt über den Geist der Gotik. Sein Nachwuchs ist beträchtlich. Eine weniger zählebige Zwillingsschwester mit nazarenischem Augenaufschlag verblich angelisch mauzend noch jung im Schoß der katholischen Kirche. Ihr strammster Bruder verwilderte zum deutschen Eichwaldkater. Sein Fell von bärenhafter Struppigkeit knistert trotz mythologischen Mottendufts Funken germanischer Heldenzeit, die von Klopstock bis Hitler lokale Sonnenwendbrände vollbärtiger Begeisterung entzünden. Aber der Nachwuchs dieses heimischen Stammes reicht entfernt nicht aus, das deutsche Familienleben mit unentbehrlichen Gemütswerten zu versehen. Er war auch nicht nach jedermanns Geschmack. Die ceylonesische Klosterkatze wurde der Liebling des Neobuddhisten, der, zwar ein großer Katzenfreund, die Varietäten der europäischen Wald- und Wiesenmischung nicht leiden mochte von wegen ihres antik-christlichen Geruchs. Denn er ist biologisch ein Typ für sich: körperlich Vegetarier, geistig Wiederkäuer mit Anlage zur Verschleimung.

Aus der Kreuzung anderen exotischen Imports mit undefinierbaren Hausexemplaren erwuchs eine scheckige Gesellschaft, die, unbekümmert um ihr Pedigree, das von malaise erfüllte deutsche Heim mit kühnen Sprüngen aufzuheitern sucht. Spenglers Wunderzüchtung, ein Kater, der aus vergleichenden Geschichtstabellen Logarithmen des Fatums errechnet und genau anzuzeigen vermag, wieviel es geschlagen hat, konnte sich verkriechen vor der Kühnheit ihrer Sprünge, die das von der Wissenschaft sorgsam gekittete und etikettierte Scherbengut in originellen Bruch verwandeln. (Nachdem die Kulturen der Erde, lebende und tote, ausgegraben oder obenhin beplündert sind, bleibt es zunächst übrig, sie zu verkitschen.) Beim Folkwang-Auriga (lateinisch auriga — deutsch „Fuhrmann") haust eine planetare Mischsorte, die sich selbst nicht auskennt, aber der deutsche Eichwaldkater ist bei allen exotischen Einschlägen als Stammvater unverkennbar und macht zuweilen mit allen unnationalen Extravaganzen der Familie kurzen Prozeß. Dann wird es seinem Funkelauge klar, daß alle Sprachen der Erde nur leicht verkorxtes Hamburger Platt sind, daß seine Germanen schon prähistorisch um die ganze Erde segelten und die Odyssee von einem Hamburger in mütterlichem, trautem Laut gesungen wurde. Im Vergleich zu dieser Entdeckung ist das Französische als deutscher Dialekt entlarvt ein Lokalscherz. Wann werden die Philologen endlich umlernen! Aber so couragiert-zeugungsfroh dieser Kater sich gebärdet — er setzt Bücher in die Welt, wie andere junge Katzen —, macht ihn sein Bildungsballast zu einem gedankenfrohen Stubentier, und der schwermutsvolle Wunschtraum, kosmischer



Sigwina mit Iwo u. Celebes (Börnicke)



Der beste Hund Amerikas
Barberry Hill Bootlegger



Die jungen Jagdhunde
von Frau Estella Katzenellenbogen

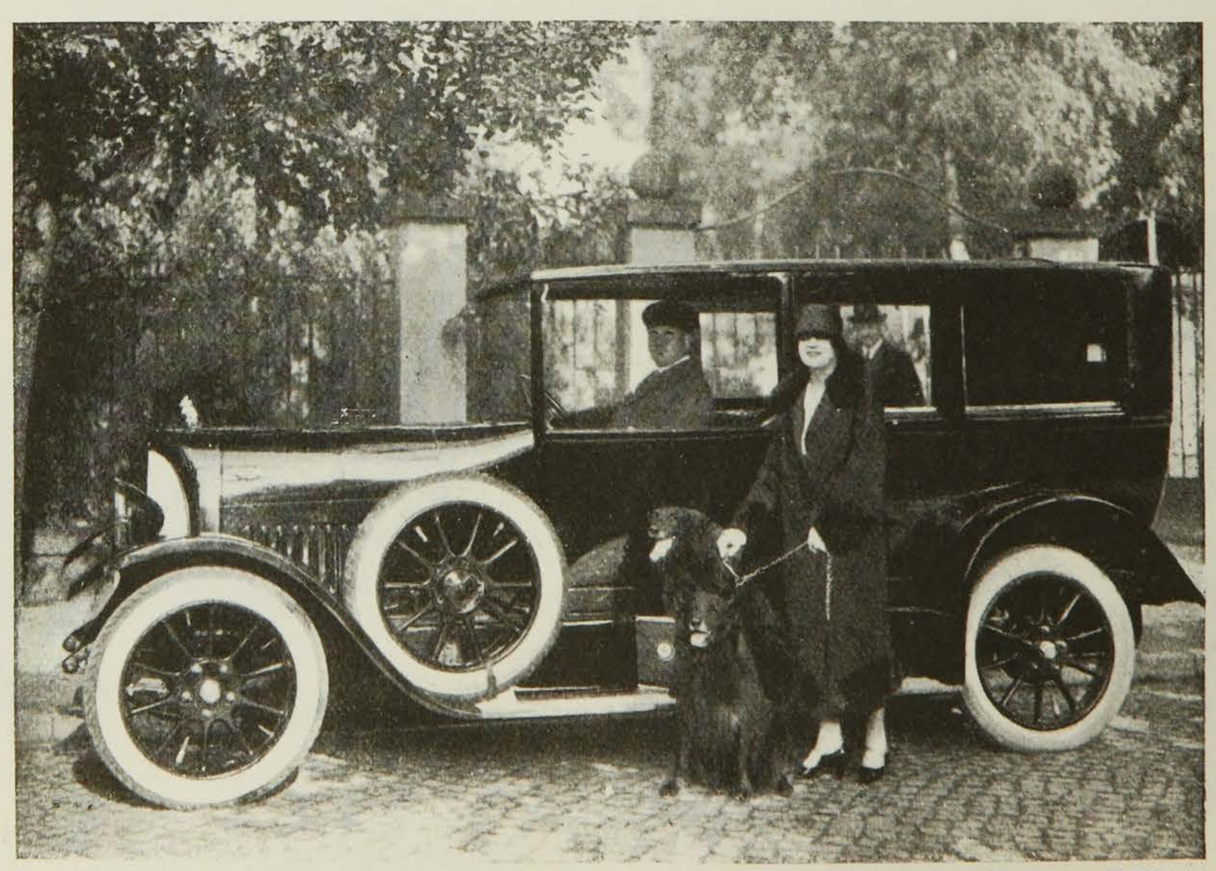


(Photo Bonney)

Der alte Hund Clémenceaus


Fischer in Ajaccio

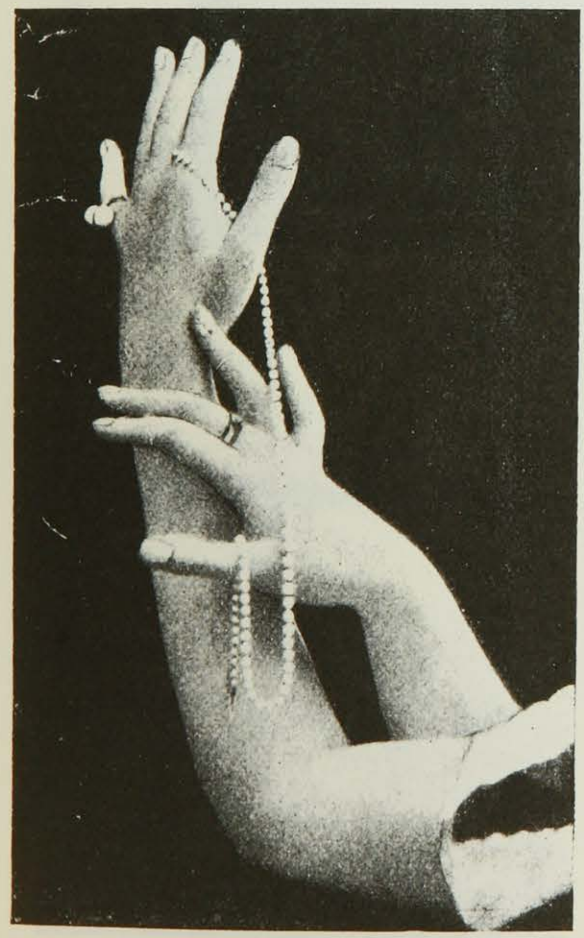

(Photo Fritz Huf)
Samoamädel


(Photo Zander u. Labisch)
Elisabeth van Endert vor ihrem N. A. G.



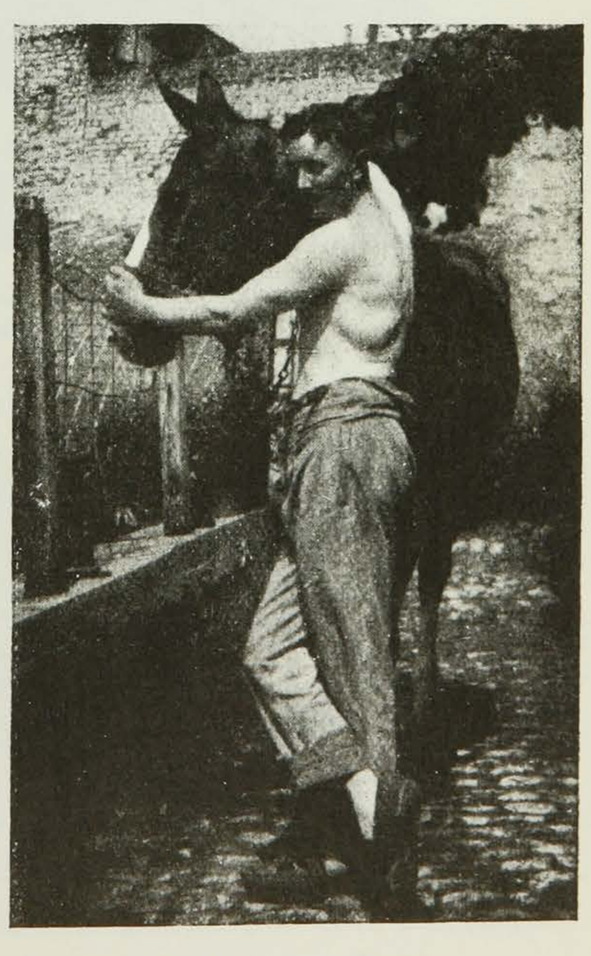
(Photo Bonney)

Der Dichter Delteil und die neuesten Moden



(Photo Bonney)

Die schönsten Hände Englands



Pferdebursche

Toulouse Lautrec, Aux Ambassadeurs. Aquarell
(Galerie am Brandenburger Tor, Berlin)



Dr. Kaesbach,
der neue Direktor der Düsseldorfer Akademie
(In der Eisenbahn, Januar 1919)



Chichio Haller im Züricher See

Magus zu sein, verwehrt es ihm, mit allen Vieren zugleich in die Luft zu springen. Das wäre unsakramental.

Die zeitgemäße Züchtung des fliegenden Katers aus der Reinkultur des deutschen Eichwaldes gelang anderwärts. Augenscheinlich in Ostelbien. Sie bedeutet die „Entdeckung des Paradieses", und die Musen und Grazien in der Mark haben dieses Tier auch das Knacken archäologischer Nüsse gelehrt. Das langumstrittene Troja wird endgültig im mecklenburgischen Städtchen Tribsees fixiert, die Warthe ist ein Strom des ostelbisch-urarischen Paradieses, aus dem die Juden oder Trojaner, beziehungsweise Römer (die Fuhrmannsche Methode der Sprachvergleichung räumt hier, souverän gehandhabt, im Wust der Überlieferung auf und nennt die Dinge entschieden beim Namen) infolge des Sündenfalls ihrer Minderwertigkeit hinausflogen. Sie wanderten nach Posen und Schlesien, wo sie heut noch sitzen, andere



Gangolf Litho

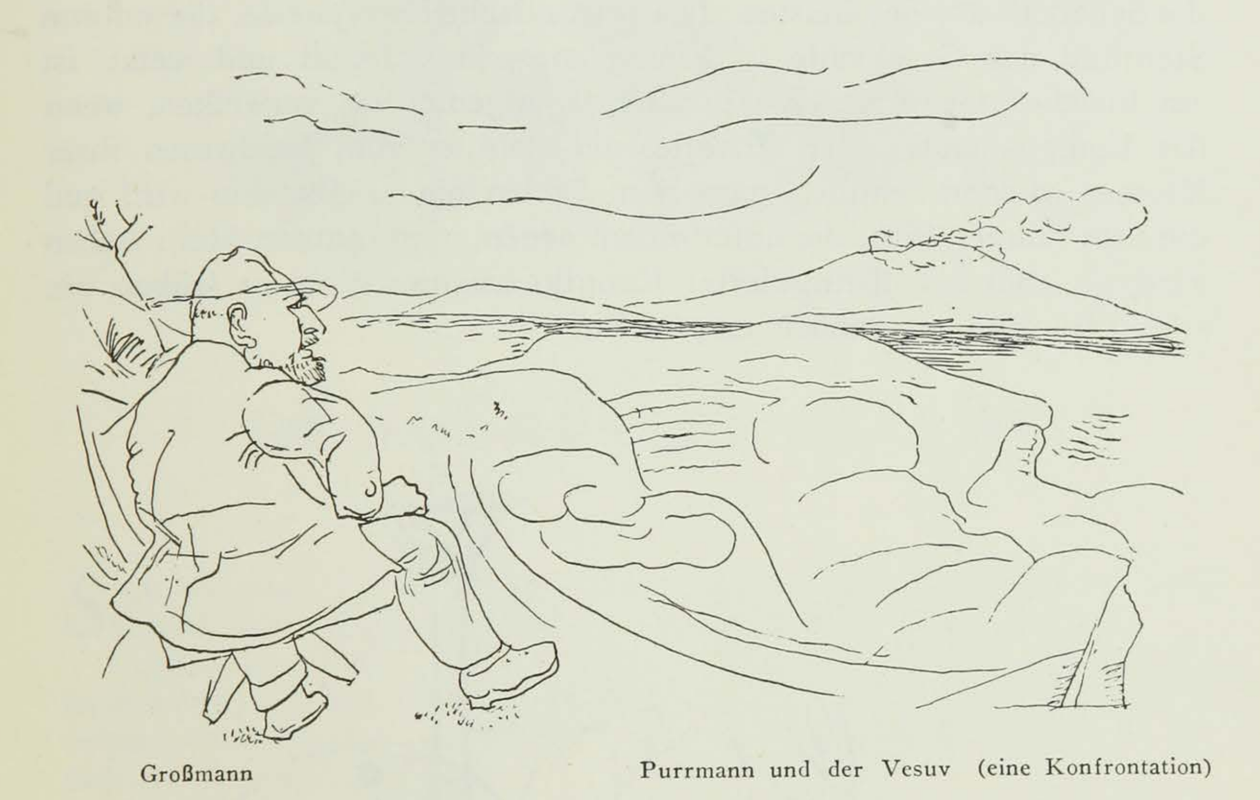
jagte der Schreck bis ins gelobte Land, wo sie ihre Blamage in dem bekannten Buch der Bücher zu Papier brachten. Dabei wurde einiges unklar, aber dem gläubigen Katerauge enthüllen sich Bibel wie Ilias als rassengeschichtliche Schlüsselromane ostelbischer Vergangenheit. Sie sind ein Stück verkorxte Heimatskunst, deren Sinn den arischen Langschädel, wenn er lang genug ist, mit frohen Hoffnungen auf glorreichen Wiederaufstieg edelster Rasse erfüllt. Ein launiges Tier, dieser ostelbische Hauskater. Spielarten von ihm will man auch in Bayern bemerkt haben. Leider verrät die Monomanie seiner Sprünge pathologische Züge an ihm, auch ist es ihm nicht gelungen, klarzustellen, ob auch Potsdam in seinem alten Paradiese lag, oder jenseits des Grenzstroms der Havel. Da liegen noch Aufgaben . . .

Einfacher ist es freilich, man tauft die greifbare Gegenwart um und frisiert den Anglo-Inder Tagore als Buddha. Die Allwissenheit, die von der wahrhaften Erleuchtung des Buddhas unzertrennlich ist, darf er im Massenmeeting des Weisheitskaters dartun, indem er drei Fragen beantwortet: „was ist die Zukunft der wissenschaftlichen Zivilisation?“ „wie läßt sich das Problem der Übervölkerung lösen?“ „was ist Buddhismus?“ — Der Lyriker mit der Stimme der Wälder redete zwei Stunden lang darüber zu dem Deutsch-Kanadier, der für die übrigen bei der Weisheitsschule Versammelten fragte. — Gewiß, Tagores Seidengewand ist echt, so echt wie Unruhs Schillerkragen. Der Verfasser des „Sâdhanâ“ möchte in seinem Faltenwurf die Haltung der alten Weisen (die freilich in grobem Stoff gingen oder in Birkenrinde und Bastgewand, wenn nicht ganz sine-sine) wiederaufnehmen, so wie der Dichter mit dem Kragen sich unzweideutig als Sänger irgendeiner Freiheit (frei nach Schiller) etabliert.

Das Nachmittagsgefühl, „die Welt ist alt geworden“, und der verliebte Schwermutsblick auf besonnte Morgen ist so alt wie das Weltalter umspannende Bewußtsein, das er voraussetzt. Immer kompensiert Katerpoesie eine malaise durch Flug in heroisch, romantisch oder idyllisch verklärte Vorzeit oder mit einem Blick auf glücklichere Exoten. Und schafft sich mit der naiven Illusion, selbst dem Traum verwandt zu sein, das lebensnotwendige Lustgefühl erheblicher Distanz zum Vulgus der Zeit, der frohnend oder tätig-führend seinen nackten Lebensvorteil sucht und damit halb, ohne zu wollen, neue Wirklichkeiten heraufführt.

Utopien sind Mißgestimmten und Verflogenen notwendiges Unterhaltungsspiel. Im unhistorischen Zeitalter blühten sie unter dem Sternbild von Vernunft und Moralität von Morus bis Gullivers Yahoo-Land, wo die Pferde bessere Menschen und die Menschen unanständige Haustiere sind, — und weiter. Im Sternbild der Geschichte wird die utopische Phantasmagorie historische Romantik oder Primitivenidyll, freut sich der Geste, spesenfrei und risikolos Welten zu werten und zu vernichten, — eine Parodie wider Willen auf das fruchtbare Gewitter Nietzsche, von dessen Naß so ziemlich alles irgendwie zehrt, was an Geist in Deutschland sprießt. Er hatte den einzigen Gegenwartskater, der zur großen Explosion kam, statt bloß zu zwangsläufig wiederholten Abreaktionen von Komplexen. Der jüngere Nachwuchs an Spielkatzen bringt's nur zum Chor des Fauchens und der Kantilene und wartet dabei still im bräutlichen Seelenhemd, daß sich die Zeit erfülle. Etwa nach der Verheißung: „Fegt der Sturm die Erde sauber, tretet ihr in euren Morgen“ — der nicht einmal ein Gestern ist — und verharrt in Kreis und Schau.

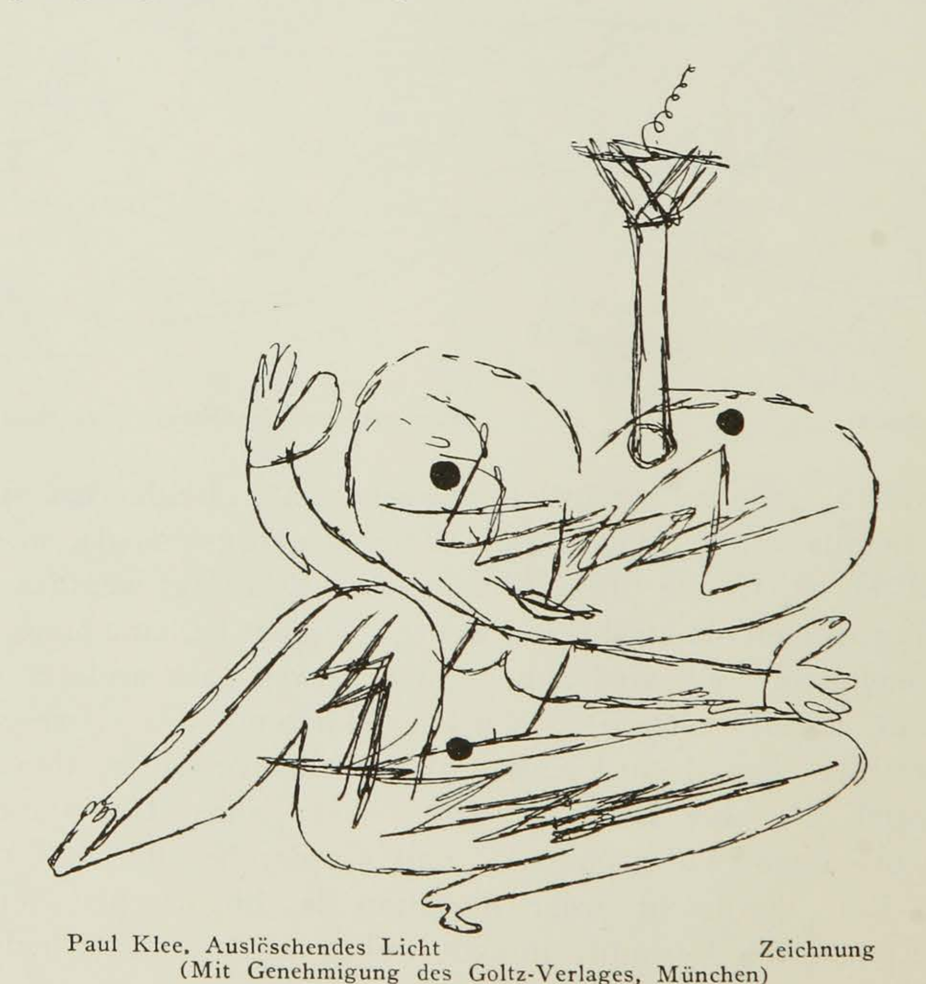
Das ältliche Fräulein Historie betrachtet die fidele Katzensippschaft und ihr munteres Geheck mit scheelem Blick: immer wieder findet sie ihr Bett unversehens von einem neuen Wurf besetzt, das sehnsuchtsvolle Mauzen stört ihr den Schlummer, ihr sorgsam abgestäubter Hausrat wird zerscherbelt, und überall riecht es nach — Katzen. Als noch ihr seliger Hausfreund Ranke bei ihr aus und ein ging, war das Viehzeug nicht so lästig. Sie findet, darin gipfle nicht der Sinn ihres Haushalts. Befragt man sie nach seinem Zweck genauer, so antwortet die würdige Dame gern mit einem Wort ihres unvergeßlichen Freundes, es käme ihr bei den Erinnerungsstücken, die sie sammelt, darauf



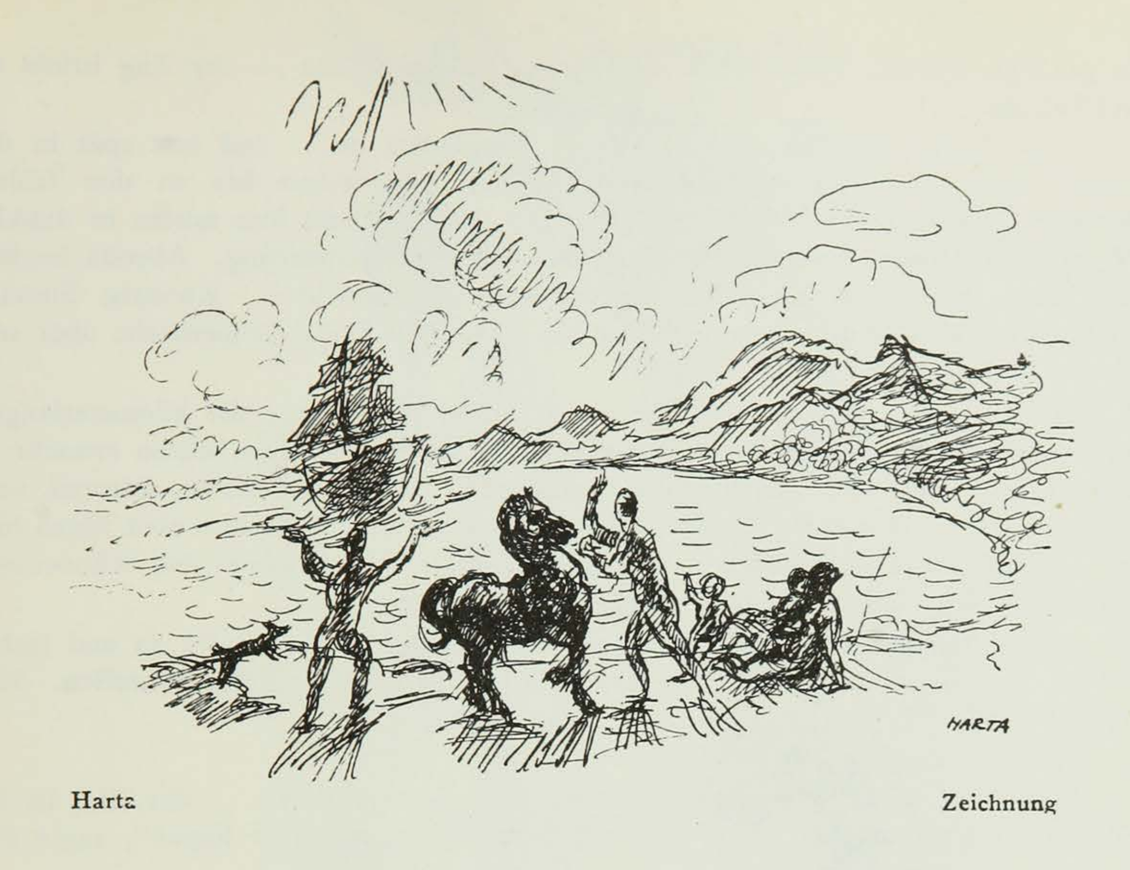
Großmann Purrmann und der Vesuv (eine Konfrontation)

an, zu wissen, „wie es eigentlich gewesen sei". Leider hat sich allmählich herausgestellt, daß dieser Wunsch wenigstens da, wo er am brennendsten ist, für sie unerfüllbar bleibt. Das liegt weniger an den Erinnerungsdingen als an ihr, die wenig geeignet ist, eine Gewesenheit rein abzuspiegeln. Es wird dabei immer etwas ganz anderes daraus. Und damit enthüllt sich der Wunsch, Horizonte des Gewesenen in der Breite ihres Details zu klären und sich einzuverleiben, als ein Vordergrundziel, als eine List der Idee. Der ganze Riesenfundus an Wandelpanoramen, Versatzstücken und Garderobe, der Bibliotheken füllt und füllt, verbleicht, wenn der Sinn des historischen Zeitalters, das die Epoche der Vernunft ablöste, Leben wird, wenn sich die Aufgabe erfüllt, um die es eigentlich ringt: nicht „zu wissen, wie es gewesen sei", sondern die vor ihm unerhörte Tatsache, daß alles Mensch-

liche geschichtlich sei, als etwas Natürliches in sich zu wissen, auf das sich das Lebensgefühl spontan bezieht. Solange der Kater noch historisch springt, solange Fräulein Historie bei ihren Bekannten noch Eindruck damit macht, wie schön sie abstäubt und Zerscherbtes kittet, ist die Verwunderung über diese Tatsache noch nicht zu Ende, und der Stern der Geschichte steht noch im Zenith. Mit seiner Kulmination sank der Stern der Vernunft, und die Vernünftigkeit des Menschen, die unter ihm Orgien der Selbstentdeckung feierte, regt seither, soweit sie gilt, niemanden mehr auf. Was aus ihrer Sternenstunde gilt, wirkt ungewußt, was von ihrem absoluten Anspruch zehrte, moost auf der Schädelstätte des Geistes. Die romantische Katerpoesie, die unterm Sternbild der Geschichte in Eintagsknospen aufblüht und welkt, ist ein bleiches Gewächs. Zwar muß es ungenießbar verwelken, wenn der Komposthaufen der Historie, auf dem es zum Leidwesen ihrer Kärrner wuchert, endlich ganz dem Boden einverleibt sein wird und die Saat düngen hilft, die unter einem neuen, unbekannten Stern stehen wird, — aber als distinguierter Knopflochschmuck sei es frühen wie späten Jünglingen annoch empfohlen.



Paul Klee, Auslöschendes Licht Zeichnung
(Mit Genehmigung des Goltz-Verlages, München)



Harta Zeichnung

IM NORDEN RUSSLANDS

Von

A. JAWITSCH

Sagte ich was? Nein — nichts. Das verfluchte Heulen, scheint's äfft meine Stimme nach —", mein Reisegefährte schwieg und trat an die Tür.

Langsam schaukelnd bewegte sich der Zug vorwärts; die Räder schienen im meterhohen Schnee steckenzubleiben, als hätte sich das Geleise in der Schneewüste verloren, — ein langes, heftiges Knirschen im unendlichen Gefilde des Nordens.

Wer rief da zu Hilfe?! Ich sprang auf und merkte am bleichen Gesicht meines Gefährten — auch er hatte es gehört.

„Da . . . hinter'm Fenster spricht wer", sagte mein Gefährte, „hören Sie?"

Ich höre nichts.

„Es ist der Wind", gebe ich leise zur Antwort.

„Teufel . . . Teufel . . ." — zweimal wurde das Wort wiederholt und die Kupeetür flog auf.

Der Norden hat mich betrogen; ich dachte, er habe nur *eine* Stimme und nur *eine* Zunge. Er ist aber tausendstimmig und hat noch mehr als tausend Zungen. In dieser Nacht sang er, schluchzte und stöhnte er, und man hörte ihn heulen mit der Stimme des Schneesturmes, mit der Zunge des Schneetreibens.

Am Abend hatte irgendwer über die abertausend Kilometer weite Schneewüste hingeschrien und war verstummt. Die lange Stille währte bis an die Nacht. In der Nacht aber, als wir von der Station „Polarkreis" abfuhren, lauerte uns auf halbem Wege der Schrei vom Tage auf. Er hatte sich versteckt und wartete nun. Horch — jetzt begann er wieder voll und gezogen zu tönen . . . hielt mit dem Schneewirbel gleichen Schritt . . . Der Schnee stürzte in dicken, weißen Säulen nieder —

in geraden Säulen. So sieht es aus — die Säule zerstäubt — der Zug bricht sie auseinander.

Lange heulte der Schneesturm, dann aber lachte er . . . und erst spät in der Nacht fing er an zu weinen vor Ermüdung und weinte bis an den frühen Morgen . . . bis an den frühen Morgen. Der Morgen naht hier mitten in dunkler Nacht, das Morgengrauen aber in dunkel-violetter Dämmerung. Abends beginnt die lange, zweiundzwanzig Stunden währende Polarnacht . . . Zwanzig Stunden weinte der Schneesturm, zwanzig Stunden streute er weiße Schneeasche über sein Haupt und stöhnte und „schluchzte" . . .

Seht ihr nicht, wer da schluchzt? Die Menschen sagen: die kilometerlangen Kirchhöfe, die sich rechts und links vom Bahndamm hinziehen, wären erwacht — die ewigen Denkmäler, errichtet den Tausenden, die hier umkamen, erfroren, vom Schnee verschüttet wurden, den Erbauern dieses „Weges". Andere aber fügen hinzu: es stöhnen die viertausend Hungernden von der Wolga, die in der Schneewüste umkamen. Niemand weiß, wer es ist, der da weint.

Jemand klopfte dreimal ans Fenster. Der Schneesturm klopfte da und lachte auf in tausend zerstäubenden Brillanten, vom Schein des Lichts getroffen. Wie schrecklich!

„Warum hält der Zug? Warum . . ."

„Man kann nicht weiterfahren . . . der Weg ist verschneit . . . der Zug ist im Schnee steckengeblieben. Bis zum Morgen müssen wir hier liegen", sagte der Mensch und setzte sich.

Der Schneesturm weinte wie ein Kind; das Gestöber aber trieb auf in weißem Serpentintanz und überschüttete den Zug.

„Wir haben uns an dieses Land gewöhnt . . . Wir haben keine Angst", so sprach ein weißhaariger Alter zu den Versammelten. „Die Menschen hier haben sich mit der Gefahr gar zu gut eingelebt. Hier im Schnee zu sterben, ist für uns dasselbe, wie für euch der Tod im Daunenbett. Und was hier an Menschen umgekommen ist, wißt ihr's?!"

Der greise weiße Mensch erzählte bis an den Morgen von den Tausenden, die hier umkamen. An alles erinnert er sich, denn er ist alt. Wieviel Jahre er schon in diesem Lande wohnt, weiß er nicht mehr.

„Wer kann's sagen . . ."

Er erzählte vom Bau der Bahn und von den Opfern, die der Norden sich gefordert hatte.

„Vor dem Bahnbau war es so, daß man die Vögel mit Stöcken töten konnte, oder man konnte sie mit bloßen Händen greifen, jetzt aber . . . Jetzt wird man hundert Meilen in der Runde an der Bahn keine Krähe finden. Und noch will ich euch sagen: der ‚Weg' hat wohl Leben in den Kreis gebracht, wer kann's leugnen? Aber Menschen hat er ohne Zahl gemordet, Wälder gefressen, Tiere und Vögel verjagt . . ."

Schon von altersher kamen Menschen in dieses Land gefahren. Sie kommen und machen sich immer an den Bächen zu schaffen. Das sind die nordischen Perlenfischer. Die Lappländer sagen, daß ihre Kinder oft hübsche Steine in den Bächen finden. Der hübschen Steine gibt es abertausende. Auch der Alte ist ein Perlensucher.

„Das Suchen ist hier nur sehr schwierig. Im Sommer dehnt sich ringsum stinkendes Moor, da kommt man nicht durch . . . und im Winter . . . im Winter, da haben wir eben gesucht. Acht Mann waren wir, vier Winter durch haben wir ge-



Paul Gauguin, Tahiti-Zeichnung
(Aus der Gauguin-Ausstellung in der Leicester Gallery, London)



(Filmhaus Nitzsche A.-G., Leipzig)

„Die Kopfjäger der Südsee“
Vorführung des Films vor dem Häuptling Nagapate

„Die Kopfjäger der Südsee“



(Filmhaus Nitzsche, Leipzig)

Der Schädelpräparator des Häuptlings Nagapate



(Filmhaus Nitzsche, Leipzig)

Papuas mit ihren Totem-Trommeln



(Köln, Galerie Flechtheim)

Paul Cézanne, Les Arbres. Aquarell



(Photo Dr. Burchard)

Bambuswald am Westsee bei Hangchow

Und sind es denn die Lappländer allein, die die Kultur des Südens nicht lieben? Auch die Ishenzen und die Pomoren lieben sie nicht.

„Sie haben den Norden beleidigt . . .“ sagen die Pomoren — sie haben, wenn man so sagen kann, Gott selber beleidigt. Doch sind die Pomoren dem „Weg“ näher und nehmen die Kultur rascher und inniger auf.

Ich wusch mir die Hände; die Lappen sahen zu. Ich gab meinem lahmen Lappen das Stück Seife, doch wollte er es essen.

„Wasch dir die Hände damit, iß es nicht . . .“ Er tat gehorsam alles, was ich ihm sagte. Und als die schmutzigen Seifenflocken auf den Schnee fielen, blickte er erschrocken auf seine weißer werdenden Hände. Er trocknete sich die Hände; so schmutzgetränkt und krustig sie auch waren, sahen sie doch jetzt heller aus.

„Ne — ne — so wir nicht dürfen . . . Schaman wird pöse sein . . . wir nicht Weiße . . . das nicht dürfen . . . andere Lappen werden verjagen —“ Weil er sich fürchtete, so ins Dorf zu gehen, beschmierte er seine Hände mit Asche, gab mir dann die Seife zurück und sagte vorsorglich:

„Nicht zeigen . . . Das nicht gut sein . . . Ihn nicht beleidigen“, er zeigte auf den tiefen Schnee und verstummte.

Es wurde still, und wieder erwachte in den Ohren das unterbrochene Weinen des Nordens — langes, anhaltendes Weinen. Weiße Schneeteufelchen tanzten durch die Luft und verklebten einem die Augen.

* * *

Im Dorf hörte ich Lappenmärchen erzählen.

„Wir Feuer haben geboren . . . Wir Schaman haben geboren . . . Wir Wasser haben geboren . . . Viel Mond darüber vergangen . . . Daran keiner sich erinnert . . . keiner . . .“

Schriftdenkmäler gibt es bei den Lappen nicht, dagegen die Urform historischer Denkmäler: Mündliches Erzählen, Sagen, „Gesagtes“. Am Abend entzündeten sich Feuer im Norden. Der Norden flammte auf im Schein der gebrochenen sieben Sterne, dann reckte er feurige Zungen über's Firmament hin und leckte die Sterne ab. Der Norden entbrannte . . . In der Nacht brannte er in Milliarden gerader, nicht schwankender Kerzen, brannte unheimlich geheimnisvoll, brannte im entflammten Himmel — dem gewaltigen, strahlenden, lodernden. Von Rand zu Rand zogen sich Feuerlinien hin, umgürteten die Finsternis, bildeten ein Geflecht und verwandelten den Himmel in ein flüssiges Feuermeer. Nur im Süden war ein schwarzer, finster-wilder, böser Streifen zu sehen.

An diesem Abend lächelte der rauhe Norden sein Feuerlächeln. Doch wurde aus dem Lächeln ein Lachen, und es ergriff den ganzen Horizont mit aufschreckendem feurigen Gelächter, das weder flackerte noch erlosch. Von Stunde zu Stunde wurde der Brandherd gewaltiger. Die ganze Welt war, so schien es, in diesem geschmolzenen Himmel entflammt. Der glühende Norden wurde gelb mit rotem Widerschein . . . Der Norden flammte . . . Der entbrannte Norden flammte . . . Schrecklich war es . . .

Die Lappen umringten mich und erzählten um die Wette.

Erst spät in der Nacht, als alle gegangen waren, erzählte mir der alte, lahme Lappe, mein braver Gefährte, drei Märchen. Er sagt, es wäre volle Wahrheit. Ich weiß nicht, vielleicht hat er nicht unrecht.

„Früher war Nacht . . . großer Nacht . . . ganze Welt war ein einziger Nacht . . .“

Vor vielen Jahrtausenden schlummerte der Norden noch und schlief den tiefen Schlaf von Eis und Schnee; zwischen Oceanus aber und dem Schamanen war ein Kampf entbrannt. Niemand wußte, warum sie kämpften. Auch der ehrliche Lappe weiß es nicht, der Schamane hat es ihm nicht gesagt ...

Der Schamane wollte sich an Oceanus rächen: er stahl Feuer vom Himmel und erschuf den Menschen — dies war der erste Lappe.

Der erzürnte Oceanus schmolz dafür zehn Jahre lang Schnee in seinem blauen Wasser, und dann — dann schickte er das Feuer — ein anderes, ein rundes Feuer mit langen, gelben Strahlen, — das war die Sonne.

Die Sonne erhob sich aus dem Ocean, sie zerschnitt die Nacht und stieg höher hinan. Dann schwamm sie viele Monate am Himmelsrund, sie hob sich nicht, auch senkte sie sich nicht. Erst spät im Herbst, als die Sümpfe ihre atembeklemmenden Dünste bis an den Ocean schickten, setzte die Sonne sich aufs Wasser, badete sich, wurde rot, lachte über ihre Röte und rollte in den Ocean hinab. Seit jener Zeit kommt nach langem Winter der Sommer mit seinem gelbroten Antlitz, an dem viel, sehr viel Blut der Lappen zu sehen ist. So rächte sich Oceanus am Schamanen für die Erschaffung des Lappen.

„Wir Sommer nicht lieben ... sehr nicht lieben ... Mensch braucht Kälte, braucht Schnee, braucht Sturm, aber Sonne nicht ..."

Die Sonne ist des Oceanus Zorn.

Auch jetzt lieben die Lappen die Sonne nicht, und den Ocean ... den Ocean mögen sie vielleicht lieben, doch fürchten sie sich, von ihm zu reden. Nur selten erinnern sie an das kommende Gewitter zur Strafe dafür, daß „der Weiße Feuer vom Himmel heruntemahm".

„Große rote Stern steht in Moransk ... Stern mit Himmel kämpft ... Warum rote Feuer vom Himmel geholt ... Schaman hat einmal geholt, wir Oceanus unglücklich machten ... Jetzt der Weiße hat genommen ihm ..."

Doch hier schweigt der Lappe, denn er begreift nicht, wie es kommt, daß die Weißen, die den großen, roten, mit Elektrizität geladenen Stern in Moransk auf die Erde herunterholen, dafür nicht bestraft wurden. Dumpf spürt er in ihnen eine Kraft, größer als die des Oceanus.

„Weißer stark sein ... Weißer groß sein ... Russe sein guter Mensch ... Weißer Sonne lieben ..."

Sie fürchten sich sehr vor der Sonne, und wozu sollten sie auch die Sonne brauchen? Darf denn der Lappe seine Mamschtscha, seine Pimy (Kleidungsstücke) ablegen? Durfte er denn, wann je, auf sein Renntierfell verzichten? Er — der sein Kleid drei- oder viermal im ganzen Leben gewechselt hat, und das nur, um sofort ein neues anzulegen; er, der vom Tage seiner Geburt an in Felle gehüllt ist, die zusammen mit ihm wachsen? Nimmermehr! Und so fliehen sie vor der Sonne und fliehen die Notwendigkeit, ihr Kleid abzulegen.

*

* *

Als sich der blasse, fröstelnde, von einigen Regenbogenhöfen umgebene Mond am Himmel zeigte, erzählte mir der Lappe ein anderes Märchen. Es ist kein Lappenmärchen, es gehört in den Ishemzy-Kreis. Die Lappen schreiben es aber sich zu.

„Viele Monde sind es her ... Jeder Greis weiß davon zu berichten ..."

Die Ishemzy heißen so nach dem Flusse Ishema, an dessen Ufern sie wohnen. Es ist nicht so lange her, daß sie dorthin zogen. Sie sind ein Seitenzweig des Syrjanen-Volkes, und früher wohnten sie am westlichen Ufer der Petschora. Da

er nicht hungert, so nur — weil er von Hölderlin, Jean Paul, den Russen, Kokoschka und vom Anblick schöner Bilder, schönen Porzellans lebt. Er kommt aus dem Osten, wo Deutschland an das bessere Asien grenzt, Preußen ins gefühlsseligere Rußland übergeht. Ein Dutzend Menschen in Wien, Dresden, Berlin weiß von Lücken, dem Sonderling, dem Kauz, dem Altruisten und Menschen. Künstler und Siedler schätzen ihn nach Gebühr, das Publikum, die Masse der Banausen und Philister läßt ihn darben, weil er, auch wenn er nüchtern ist, oft toll und trunken ist — von einem Wort, von einem Bild, von einer Blume. Er liebt die Natur und die aus ihr ragenden Gipfel der Kunst hymnisch — so wurden seine Gedichte. Sie sind rein, Gebilde eines einsamen Schwärmers, der sie vor sich hinsingt in den Auen eines Stroms, unfaßbar den Sumpfhühnern des Lebens. Zwischen ihm und dem Betrieb, der Industrie des Wortes, liegt eine Welt. Ich grüße ihn, den Phantasten, den Don Quijote, den Enthusiasten, dahintreibend auf den Eisbergen von Anbeginn verschollener Oden.

Albert Ehrenstein.

BERGGESANG

Von

J. v. LÜCKEN

Mit urgewaltigen Blöcken tobend,
Erdzertrümmernd, daß es dröhnt im Weltall fast,
Die Zyklopen leben
Menschen fressend
Mit Triumphgeschrei.

Herrlich, herrlich fressen, fressen
Und gebären Riesen wieder, Riesentöter auch.
Frauen fressende, Männer fressende.
Die Erzeuger und Gebärer eins,
Thronen hungernd auf den Felsen,
Schämen sich des Fraßes,
Weil sie kein Geschlecht erblicken,
Welches zu ertragen weiß
Felsenblöcke und Triumphgeschrei.

Und der Zyklopen mindere Schar,
Bauend Pyramiden
Für der Zukunft riesiges Geschlecht,
Schmettern einsam Berggesänge
Schlachtgesänge
Lachchorale
Auf dem ewigen Urgestein.

RUSSLAND

Von

J. v. LÜCKEN

Durch den unwegsamen Pfad,
dort, wo Tausende von Enten plappern,
wo der Teufel wohnt mit den Bekassen,
dort muß ich hindurch,
durch den Sumpf,
ich oder mein Pferd,
wir kommen durch.

Auch durch den Urwald und das Dickicht kann ich langsam [hindurch,
herrliche Erde, grünes Land
du der Hoffnung.

Sanft und gütig seid ihr wie Kinder,
wissend in eurer Unwissenheit Menschliches mehr als
im europäischen Westen wir, die geistig Verarmten.

Wo in die blechernen Metallbüchsen
ein jeder den übrigen Groschen hineinwirft,
und es schüttelt's dann einer
und rühmt sich des gesammelten Reichtums dann.

Auch wenn ihr auf dunklen Pfaden
Grausames schafft mit dem ungebändigten Blute,
auch dann gleicht ihr Kindern ganz.

Und immer, wenn es Kinder treibt zu solchen Dingen,
fand ich es später,
daß ein Erwachsener pflanzete
Furcht oder sonstigen giftigen Samen
in das heilige Leben.

Ach, nun geht ihr wieder
durch Nebel und Verirrung hindurch,
aber schon sehe ich, durch Leiden Läuterung stehet bevor.

Und eine Hoffnung bleibt im Herzen mir wohl noch immer,
daß ich dich grüßend wieder betrete,
du Land mit dem herrlichen Grün,
du Land der kindlichen Einfalt,
Rußland, du armes, du heiliges Land.



Werner Schoff — Zeichnung

VIER FRAUEN AUS DEM ZWEITEN KAISERREICH

Ein Tee bei Gräfin Melanie Pourtalès

Von

LOUISE FREIFRAU VON REIBNITZ-MALTZAN

Es gibt nur a Kaiserstadt
Es gibt nur a Wien,
Es gibt nur a Fürstin,
Die Metternich Paulin'.

Diese Zeilen glitten neulich durch meine Hände, und das Bild eines Nachmittagstees in Cannes bei der Gräfin Melanie Pourtalès, geborenen de Bussière, wurde vor meinen Augen lebendig. Wir saßen am brennenden Kamin im großen Salon. Ein türkisblauumrandetes Sèvres-Service mit kleinen Streuröschen stand auf dem mit kostbarer Spitzendecke belegten Tisch. Vor der Hausfrau brodelte der silberne Samowar. Es war nur ein kleiner Kreis von Geladenen. Das besondere Interesse erweckten die vier Freundinnen aus der Glanzzeit des zweiten Kaiserreichs, nämlich die Fürstin Pauline Metternich, die Marquise de Gallifet, Prinzessin Sagan und die Gräfin Pourtalès. Diese vier Frauen, äußerlich sehr verschieden, hatten alle dieselbe große Linie der Tradition und Kultur, dieses unbeschreibbare Etwas haftete an ihnen, welches ererbt sein muß. Man kann es weder durch Geld noch durch Luxus erlangen. Sie hatten in Haltung und Gebärde das Selbstbewußte, Sieghafte, welches nur denjenigen gehört, die auf den Höhen des Lebens gewandelt sind. Welch ein Duft, welch ein Reiz liegt über solchen Frauen, die durch Geist und Anmut zu Herrscherinnen der Gesellschaft geworden sind! Sie haben niemals die kleinlichen Sorgen des Alltags gekannt.

Ihre weißen Händchen kamen nie in Berührung mit häuslicher Arbeit. Ihre Füße trugen sie nur selten in Küche und Keller. Es haben manche gelächelt über die „Mondänen", weil sie nicht persönlich den sogenannten Pflichten der Hausfrau nachkamen, sondern alles dem geschulten Haushofmeister, dem Chef de cuisine und dem zahlreichen Personal überließen. Dennoch wußten diese zarten Hände fest die Zügel des Regiments zu halten und ihr Haus zu einer Kulturstätte zu machen.

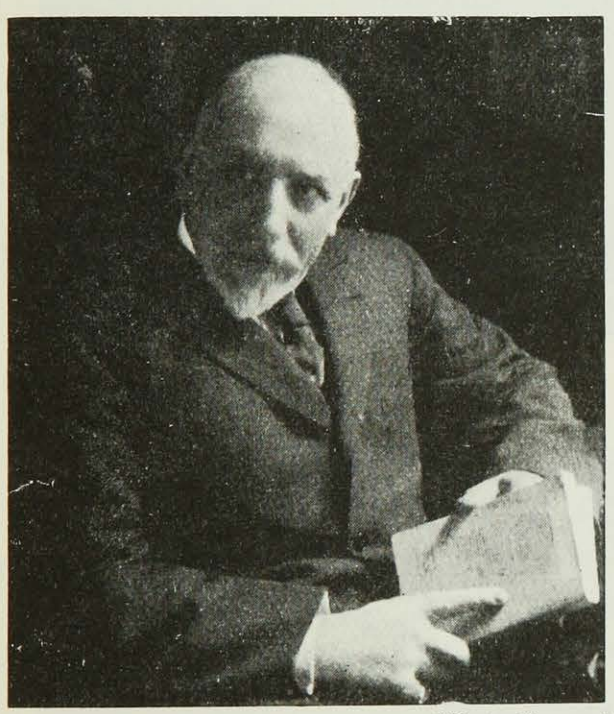
Diese vier Frauen, die eng miteinander befreundet waren, haben ihre glänzenden Räume allen geöffnet, die auf dem großen Theater des Lebens eine Rolle spielten oder spielen wollten. Sie gaben jedem Gelegenheit, sich in ihrem erlesenen Salon zu sammeln, um ungezwungen Gedanken auf dem Gebiete der Politik, Diplomatie oder schönen Künste auszutauschen. Man begegnete dort ebensowohl Merimée, Bismarck, Graf Goltz, Prinz Reuß VII., Octave Feuillet, Massa, Prud'homme und Sardou, als den gekrönten Häuptern Europas und anderen Fürstlichkeiten. Sie schufen den Rahmen, in welchem das Bild entstand, welches zu gegebener Zeit die Welt in Bewunderung oder Schrecken versetzte. Sie verstanden es, durch immer neue Phantasien die Anziehungskraft ihrer Person, ihres Hauses zu erhöhen. Wie manches galante Abenteuer, wieviel Intriguen haben sich in den lichterfüllten Räumen und dämmerigen Boudoirs abgespielt. Als ich die vier Freundinnen kennenlernte, waren sie bereits im Herbst ihres Lebens, aber es gibt Frauen, die wie Rosen nur langsam Blatt um Blatt verlieren, und französische Kunst hatte es verstanden, ihnen den Schnee des nahen Winters fernzuhalten. Melanie Pourtalès gehörte zu den Frauen, welchen die Jahre lange hold blieben; noch damals hatte sie das bezaubernde Lächeln und den schwärmerischen Blick der blauen Augen, die sie so reizvoll machten. Ihre Figur war mittelgroß und von leichter Fülle. Die kleinen beringten Hände füllten die Tassen mit graziöser Bewegung. Der feingezeichnete Mund plauderte unaufhörlich die leichten nichtssagenden Worte, die in ihrer Liebenswürdigkeit den Zuhörer umschmeichelten.

Lebhaft und schnell in Sprache und Bewegung war die Fürstin Pauline Metternich. Der große, sehr volle Mund mit seinen aufgeworfenen Lippen wurde bald vergessen über den Blick der sprühenden, dunklen Augen. Die üppige Gestalt von einem festanliegenden Kleid umschlossen und ein kleiner Hut mit langer Federpose verrieten die elegante Wienerin. Pauline Metternich gehörte zu jenen Bevorzugten, denen von der Natur eine große Begabung in die Wiege gelegt war. Sie ist niemals eine Schönheit gewesen, aber sie war körperlich und geistig graziös. Sie verstand es, so reizend Couplets zu singen, daß ihr jeder den etwas freien Text vergab. Sie spielte mit Vorliebe im Privatkreis Theater, sie ritt und tanzte vorzüglich, ja sie hat sogar mit Erfolg Ballett getanzt. Doch nicht allein die Vergnügungen und das Programm ihrer Feste füllten den Tag der Fürstin, auch ernste Arbeit und Lektüre beschäftigten sie viel. Eine geborene Diplomatin, hat sie trotz aller Lebenslust und scheinbarer Oberflächlichkeit manche Situationen geschickt ausgenutzt, manches erfahren, das ihrem Mann, dem langjährigen österreichischen Botschafter in Paris, nützlich war und ihm den Ruf einbrachte, besonders gut orientiert zu sein.

Es wurde französisch gesprochen. Glatt und rein flossen die Worte in dem unvergleichlichen Pariser Akzent. Die Marquise de Gallifet spielte mit ihrem kleinen Schildpattfächer, den sie nervös öffnete und schloß. Sie empfand Freude an dem klappernden Geräusch. Vorsichtig schob sie ein aufgeweichtes Stückchen Gebäck zwischen die Lippen, die sie nur wenig auftun konnte; als Folge von Skorbut verlor sie die Zähne und hatte daher Schwierigkeiten beim



Casello, Pirandello und Jean Börlin in Italien
(Schwedisches Ballett)



(Photo Bonney)
Luigi Pirandello



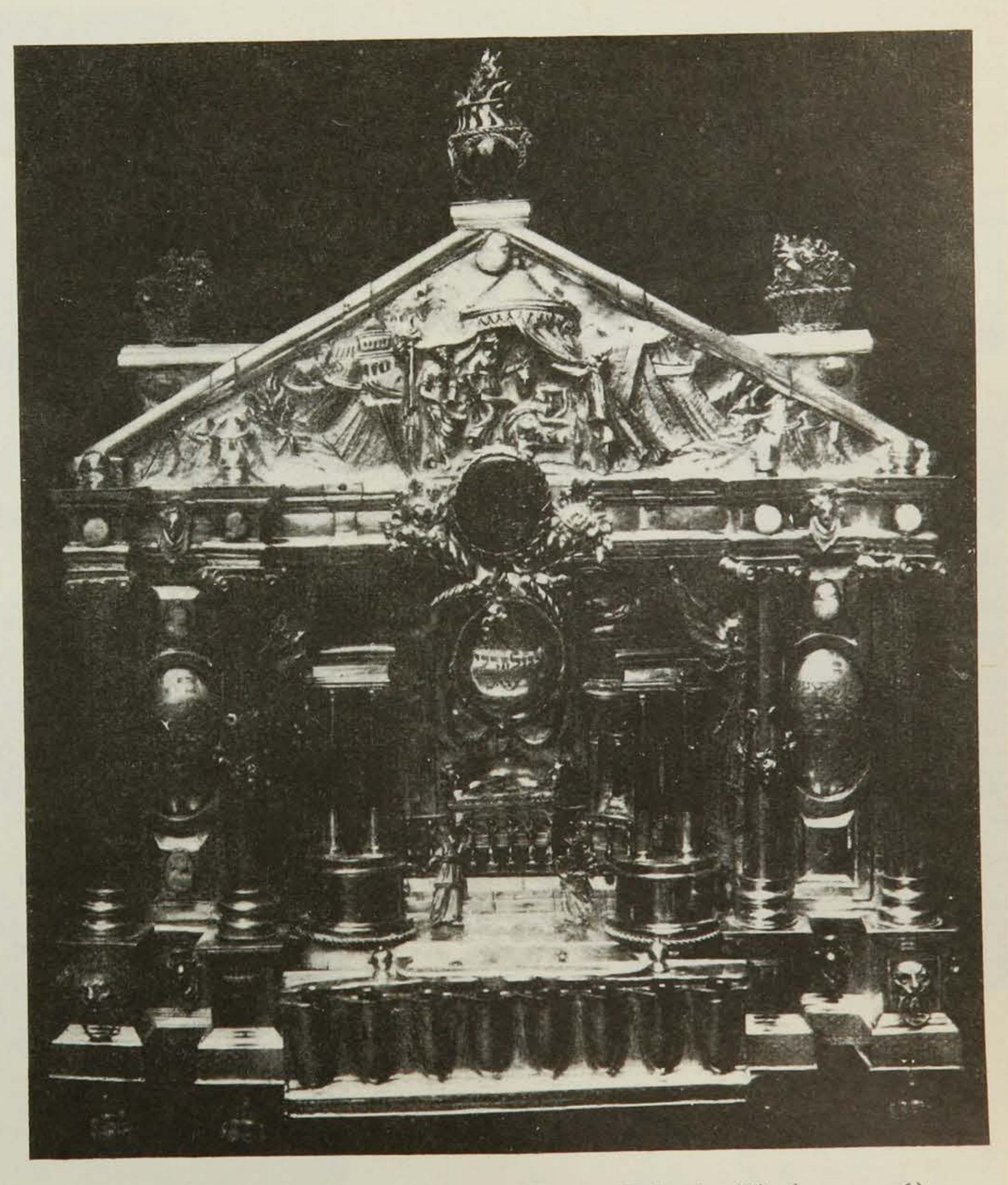
Wilhelm Bendow u. Erik Charell



Erik Satie, Picabia und Börlin bei dem Kinoteil des Balletts „Relache" (Schwedisches Ballett)



George Grosz, Um die Weihnachtszeit. Aquarell
Mit Genehmigung des Malik-Verlages (Slg. Weißkopf, Barmen)

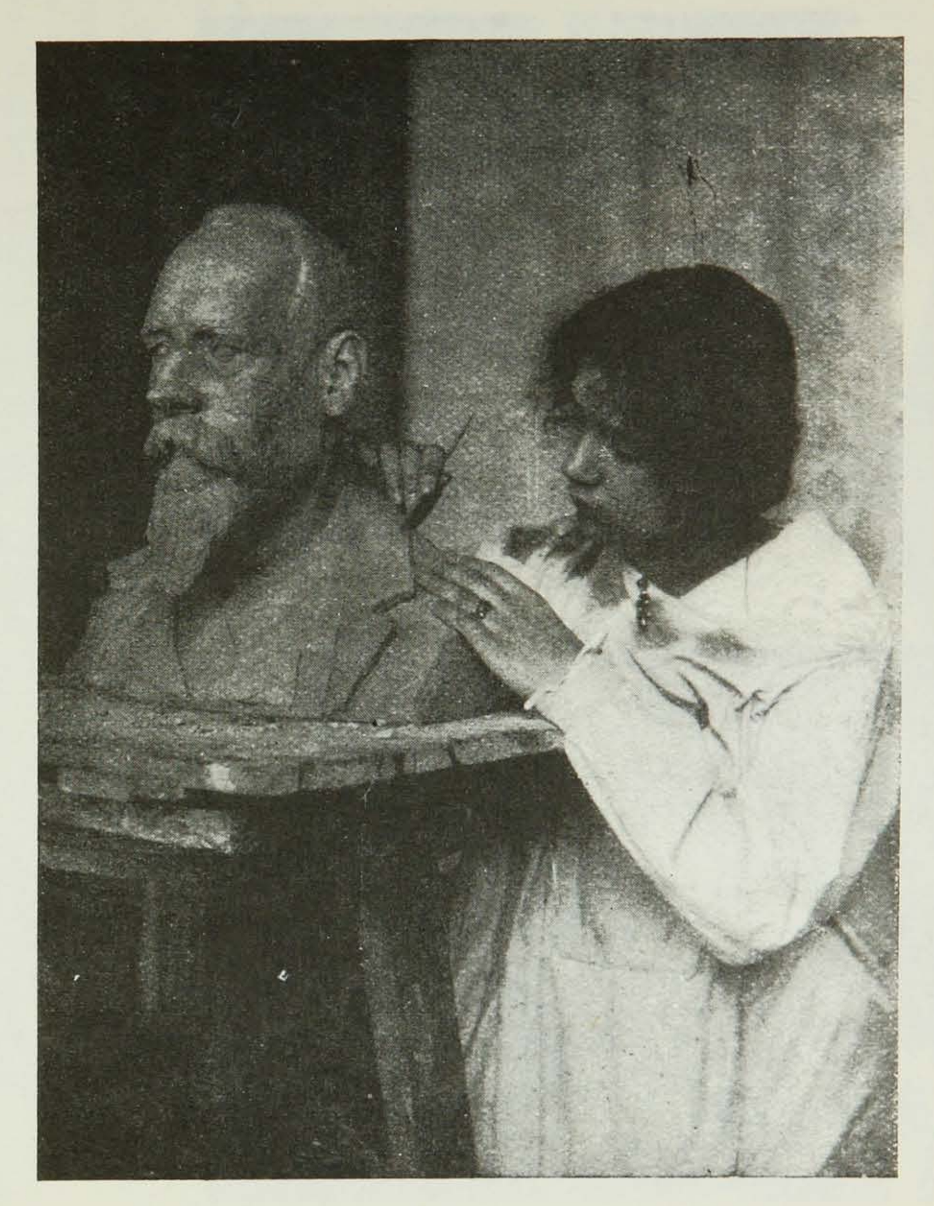


Chanukah-Schrein von Johann Franz Schmit (?) (1742—76)
(Vormals im Besitz der Familie Marks-Haindorf [Loeb], Hamm i. W.)



(Photo Bonney)

Amerikanischer Backfisch
im Atelier auf dem Montparnasse



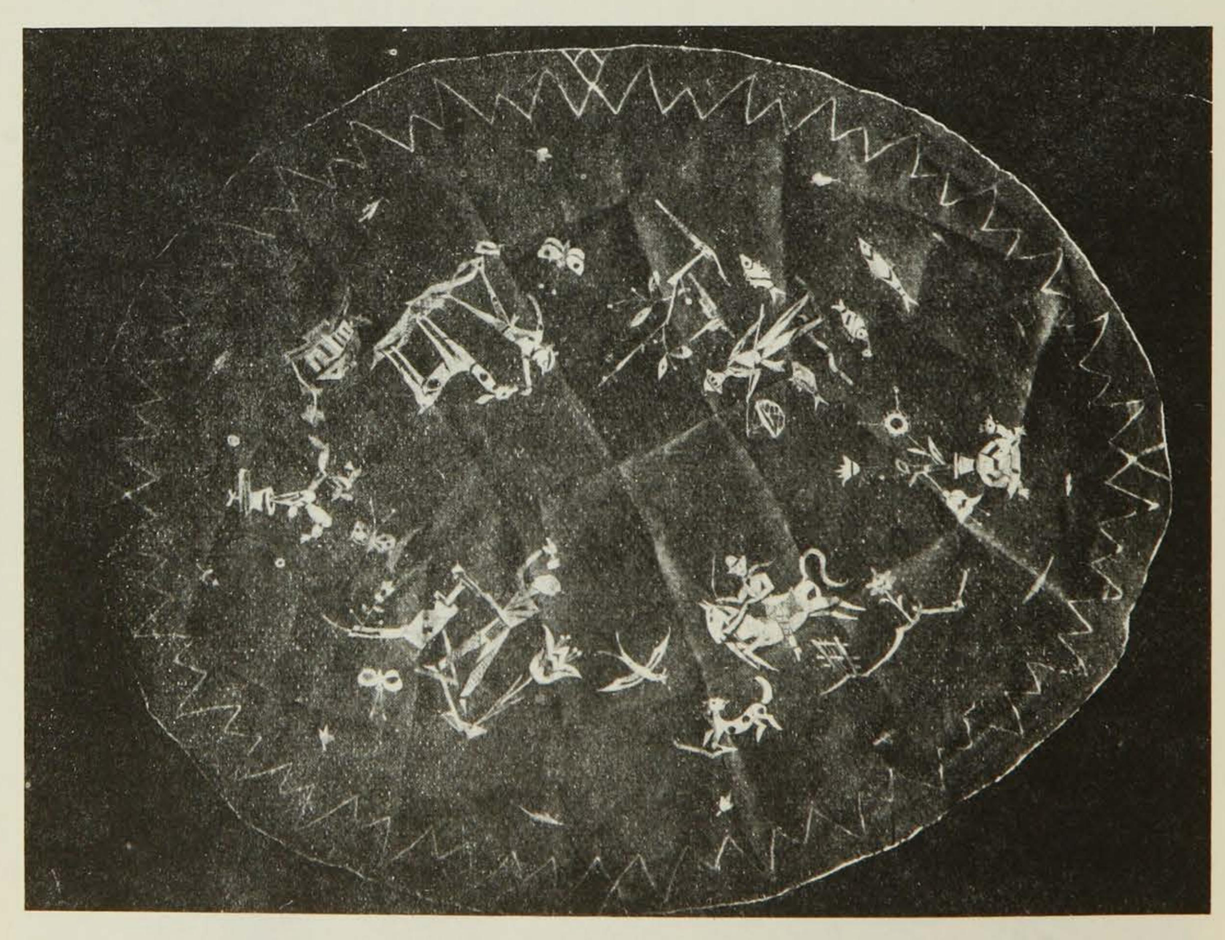
Mira Sohn (jetzt Frau Werner Heuser)
modelliert ihren Vater



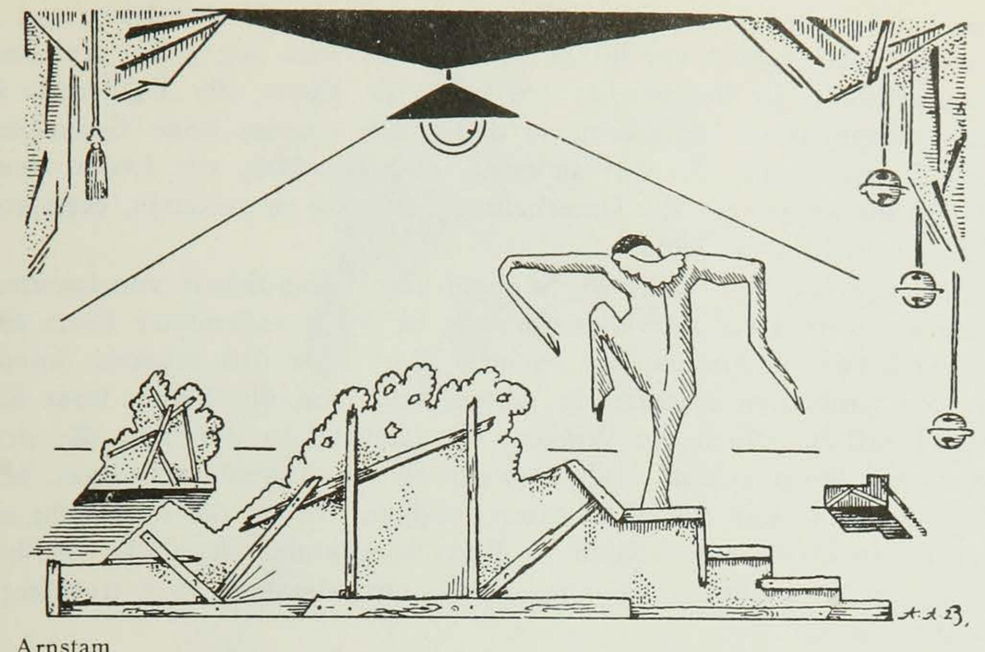
(Photo Bonney)
Marguerite Namarra,
The Californian Nightingale



Die Bildhauerin Christa von Hatváni-Winsloe in München



Kathleen Aufseesser, Florstickerei (Düsseldorf, Frau Alfred Wirth)



Arnstam

Essen. Das Gesicht zeigte feingeschnittene, sehr ansprechende Züge. Ihre Kleidung war nicht so modern wie die der anderen, sie hatte sich nicht ganz frei machen können von den kleinen Volants und dem weiten Rock; auch umschloß eine Schärpe mit langen Enden die nach oben verkürzte Taille. Die Marquise de Gallifet war die Gattin des bekannten Generals, der im Krimkrieg schwer verwundet wurde. Er war eine besonders bevorzugte Persönlichkeit beim Kaiser Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie. Die Marquise lebte als Witwe in Paris, besuchte indes jeden Winter auf mehrere Wochen ihre Freundin Melanie Pourtalès. Ein großer, schwarzer Rembrandthut beschattete das scharfe Profil mit dem müden Ausdruck der Prinzessin Sagan. Kleine rötliche Löckchen kräuselten sich über Stirn und Ohren, groß und stattlich in den breitarmigen Fauteuil gelehnt, hielt sie in den Händen eine goldene Lorgnette an langer Kette. Sobald einer sprach, hob sie diese an ihre kurzsichtigen Augen und beobachtete den Sprecher mit Interesse. Die Prinzessin stammte nicht aus aristokratischer Familie, da ihr Vater, Monsieur Seillière, ein reicher Weinhändler gewesen war. Um so mehr mußte man bewundern, daß sie ganz die Haltung und das Wesen der Aristokratie angenommen hatte. Unglücklich verheiratet, lebte sie viele Jahre von ihrem Manne getrennt, den sie erst wieder zu sich nahm, als er alt und krank wurde. Er starb in ihrer Villa Périgord, auf das liebreichste von ihr gepflegt.

Die vier Freundinnen sprachen viel von der Kaiserin Eugenie. Gräfin Pourtalès hatte gerade einen Brief von ihr aus Farnborough bekommen; sie holte ihn und las ihn vor. Sie hatte stets mit der Exkaiserin im Briefwechsel gestanden und ihr 1873 einen wirklichen Freundschaftsbeweis gegeben. Als sie nämlich damals zum Besuch in Chislehurst gewesen war und sich mit eigenen Augen von der bedrängten Lage der entthronten Herrscher Frankreichs überzeugt hatte, begab sie sich unmittelbar darauf zu Thiers und verwandte sich für das Kaiserpaar. Der Präsident war nicht unempfindlich für die Reize eleganter, aristokratischer Frauen, und durch ihre Fürsprache erreichte sie, daß Kisten über Kisten nach England geschickt wurden, gefüllt mit den Gegenständen des kaiserlichen Privateigentums. Fürstin Pauline Metternich erzählte noch viel von Wien, wie sie dort den Komponisten Smetana lanciere, seine Oper „Die verkaufte Braut" wäre herrlich. Während sie sprach, glitten ihre Augen zu jedem Anwesenden her-

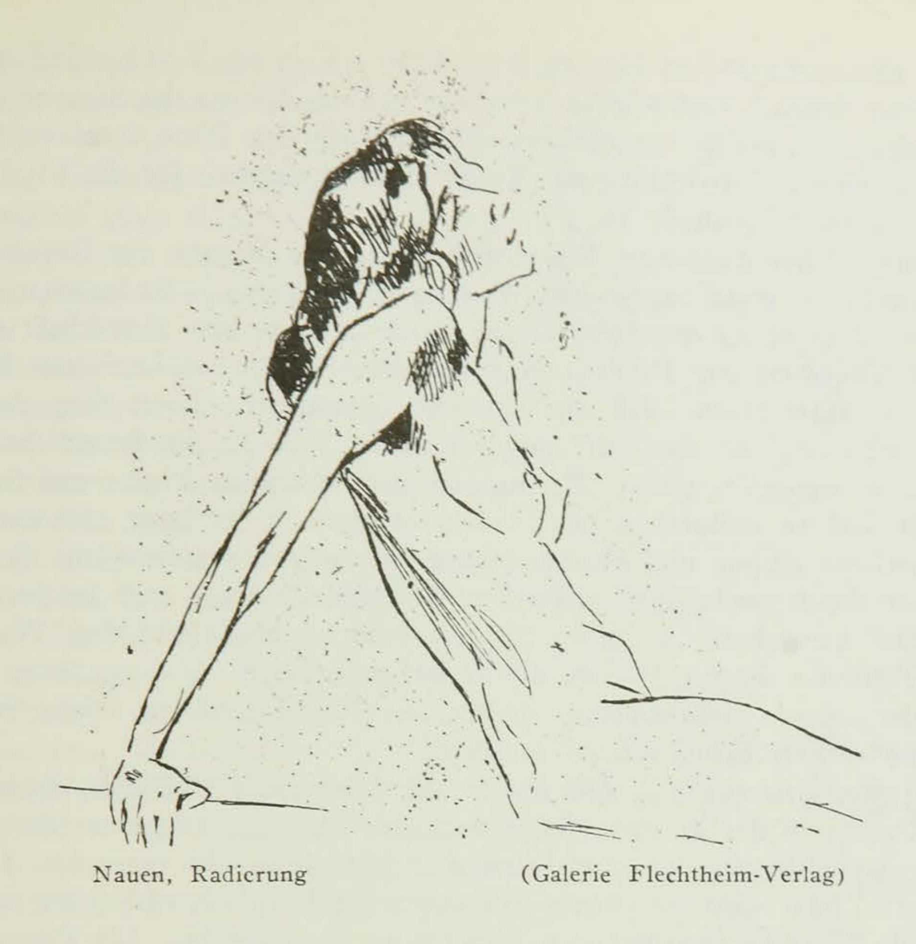
über. Sie hatte immer noch den großen Charme in der Unterhaltung und führte nicht nur ein Zwiegespräch mit ihrem Nachbar, sondern zog jeden einzelnen mit in die Konversation; sie beherrschte wie keine die Kunst, die Tafelrunde in ein allgemeines Gespräch zu verwickeln, so daß jeder einzelne seine Gedanken zum Ausdruck bringen konnte. Es war amüsant, zu beobachten, wie Gräfin Pourtalès unbewußt mit ihr wetteiferte, die Unterhaltung lebendig zu gestalten, denn auch sie war Meisterin auf diesem Gebiete.

Als nach angeregt verplauderten Stunden die Freundinnen voneinander Abschied nahmen, war es ein reizvoller Anblick, in welch vollendeter Form sie sich die Hände reichten, umarmten, ein leichtes Wort über den schönen Salon aussprachen, den amüsanten Nachmittag lobten und dann die Falten ihrer Kleider in die Hand rafften. Noch ein Winken, ein Lächeln an der Tür, die sich geräuschlos hinter ihnen schloß. Ich verweilte einen Augenblick länger bei der Gräfin Pourtalès, die mir einige Miniaturen zeigen wollte. Sie hatte sehr schöne Kunstschätze. In ihrem roten Salon in Paris konnte man herrliche Rembrandts und van Dycks bewundern, in Cannes waren nur kleinere, aber trotzdem sehr wertvolle Antiquitäten.

Ich habe die vier Freundinnen später nicht wiedergesehen, jetzt ruhen sie alle in stiller Erde. Aber ich gedenke ihrer oft. Sie standen dereinst im Mittelpunkt des zweiten Kaiserreichs, umstrahlt von Glück und Macht. Eine Stunde hatte genügt, um sie aus diesen Höhen zu stürzen. Ihre Vitalität aber war so groß, daß sie ein neues Leben aufbauten. Geist, Anmut und vor allem ihre tausendfachen Beziehungen gaben ihnen noch einmal eine prominente Stellung in dem großen kosmopolitischen Gesellschaftsleben Europas.



Arthur Grunenberg — Karsawina



Nauen, Radierung (Galerie Flechtheim-Verlag)

TROTZKIJ ALS KRITIKER

LITERATUR UND REVOLUTION

Von

ARTHUR RANSOME

Trotzkij war aus seinem Sommeraufenthalt im Süden mit einer dicken Mappe voller Aufsätze über die moderne russische Literatur nach Moskau zurückgekehrt. Ein Mann von seiner Geistesenergie konnte einen derartigen Gegenstand kaum berühren, ohne dabei Interessantes zu fördern. Man war daher nicht erstaunt, in den sodann in Moskauer Zeitungen veröffentlichten Aufsätzen Ideen zu finden, die von keinem, der sich mit dem Studium der russischen Revolution befaßt, unbeachtet bleiben sollten, und wäre es nur, um die Auffassung des revolutionären Führers von den Ereignissen, in welchen er selbst eine so sichtbare Rolle spielt, kennen zu lernen.

Weit entfernt von jener Unduldsamkeit gegen Kunst im allgemeinen, wie sie einige seiner Kameraden äußern, betrachtet Trotzkij die jeweilige zeitgenössische Kunst als den letzten Prüfstein für den sozialen Fortschritt einer Epoche. Nach seiner Meinung hat eine neue Wendung im mächtigen Strom der Geschichte erst dann erwiesen, daß sie nicht etwa nur ein kleiner rebellischer Strudel, sondern ein wesentlicher Teil des Stromes geworden ist, wenn ihr eine entsprechende Wendung in der Kunst parallel geht. Er meint: „die erfolgreiche Lösung der grundlegenden Probleme, wie Ernährung, Kleidung, Beheizung und selbst Elementarunterricht (die einen sehr großen sozialen Gewinn bedeutete), würde keinesfalls einen vollen Sieg des neuen sozialistischen Prinzips in der Geschichte kennzeichnen; nur ein Fort-

schritt im wissenschaftlichen Denken bei dem ganzen Volke und die Entwicklung einer neuen Kunst würden beweisen, daß das historische Samenkorn nicht nur einen neuen Stamm hervorgebracht, sondern auch eine Blüte angesetzt hat. In diesem Sinne ist die Entwicklung der Kunst höchstes Zeugnis für die Vitalität und die Bedeutung einer Epoche."

Er erwartet daher diese neue Kunst nicht schon am Morgen der Revolution. — Kultur ist nicht die erste Etappe von Wohlstand, sondern sein Endresultat, und die neue Kunst ist nicht zu erwarten, bevor die neuerdings zur Herrschaft gelangte Klasse ihre Fähigkeit zur Produktion materiellen Wohlstands erwiesen hat. Er macht darauf aufmerksam, daß die russische Bourgeoisie ihren Sieg durch die Literatur krönte, und dies sehr rasch in jener Zeit, als sie zuversichtlich und sicher reich zu werden begann. „Bei unserer gegenwärtigen Armut und Schwäche und dem Mangel an Bildung ist das Proletariat nicht in der Lage, eine neue, d. h. eine sozialistische Kultur und Literatur experimentell hervorzubringen, diese kann vielmehr nur durch großzügige volkswirtschaftliche Methoden und kulturelle Entwicklung zur Entstehung kommen. Kunst braucht wirtschaftlichen Wohlstand, braucht Ueberfluß. Zuerst müssen die Oefen in unseren Häusern besser heizen, unsere Räder müssen sich schneller drehen, die Weberschiffchen flinker hin- und herfliegen und unsere Schulen besser arbeiten."

Trotzkij weist darauf hin, daß die in der Herrschaft Rußlands einander ablösenden Klassen in der gleichen Folge auch die russische Literatur beherrschten, daß es eine feudalistische und eine bourgeoise Periode in der russischen Literatur gegeben hat. „Jetzt wird die Bourgeoisie durch die Revolution beseitigt, und diese entscheidende Tatsache erzwingt sich Eingang in die Literatur. Die Literatur, die sich um die Achse der Bourgeoisie kristallisiert hatte, ist im Verschwinden. Was überlebte, sucht neue Orientierung, und die neue Achse ist ‚das Volk minus Bourgeoisie'." Damit ist nicht gesagt, daß wir die neue Kunst schon haben, sondern nur, daß die Kunst, wie die Revolution selbst, sich in einer tastenden Uebergangsperiode befindet. „Unsere Revolution," sagt Trotzkij, „ist ein Bauer, der zum Proletarier wurde und der nun, auf einen Bauern gestützt, diesem den Weg weist. Unsere Kunst ist ein Schwanken des Intellekts zwischen Bauer und Proletarier, in der organischen Unmöglichkeit, sich mit einem der beiden zu identifizieren, in seiner mittleren Position aber infolge seiner Beziehungen geneigt, sich eher dem Bauern anzuschließen. Bauer sein kann er nicht, aber er kann Bauernarbeit tun, kann Landwirtschaft treiben, während ohne den Arbeiter als Führer die Revolution undenkbar ist. Unsere Schriftsteller und Dichter dieser ausgesprochenen Uebergangsjahre unterscheiden sich durch die Art, wie sie sich mit diesem Widerspruch abfinden, und durch die Art, wie sie den trennenden Graben zu füllen versuchen: der Eine mit Mystik, der Andere mit Romantik, ein Dritter wieder mit vorsichtigem Ausweichen und ein Vierter endlich mit ohrenbetäubendem Geschrei. Bei aller Verschiedenheit der Methoden zu seiner Beseitigung bleibt der Widerspruch immer der gleiche: die durch die bürgerliche Gesellschaft verursachte Isolierung aller geistigen Arbeit, einschließlich der Kunst, von der körperlichen Arbeit einerseits und die Tatsache andererseits, daß die Revolution Werk von Menschen der physischen Arbeit ist. Eines der wichtigsten Probleme der Revolution ist, die Trennung dieser beiden Aktivitätsformen endgültig zu beseitigen." Erst nach Aufhebung dieser Trennung wird auch der Widerspruch, von dem Trotzkij spricht, zu existieren aufhören. Der Erfolg, meint er, wird eine Kunst sein, die sich von allem Vorangegangenen unterscheidet, da sie von einer Gesellschaft geschaffen wird, die keinen Klassenkampf kennt.

Mit dieser alten revolutionären Hoffnung ungetrübt vor Augen, kommt Trotzkij katastrophal über die schwächer begabten Literaturkritiker seiner eigenen Partei, die seit fünf Jahren mit der Laterne herumgehen, um „proletarische Kunst" zu suchen; hier verkündend, daß sie solche gefunden haben, dort jede Kunst, die immer ihnen begegnen mag, ablehnend, mit der Begründung, sie sei nicht „proletarisch". Trotzkij sagt ihnen kurz und bündig, daß sie die Mittel mit dem Zweck verwechselten. „Die Unterscheidung zwischen bürgerlicher Kultur und bürgerlicher Kunst auf der einen Seite und proletarischer Kunst auf der anderen ist grundlegender Irrtum. Diese letztere wird niemals existieren, da die proletarische Herrschaft nur zeitweilig und Uebergang ist. Historischer Sinn und moralische Bedeutung der Revolution liegen in der Tatsache, daß s i e es ist, die die Grundmauern errichtet für eine N i c h t - K l a s s e n - G e s e l l s c h a f t, für erstmalige echte menschliche Kultur."

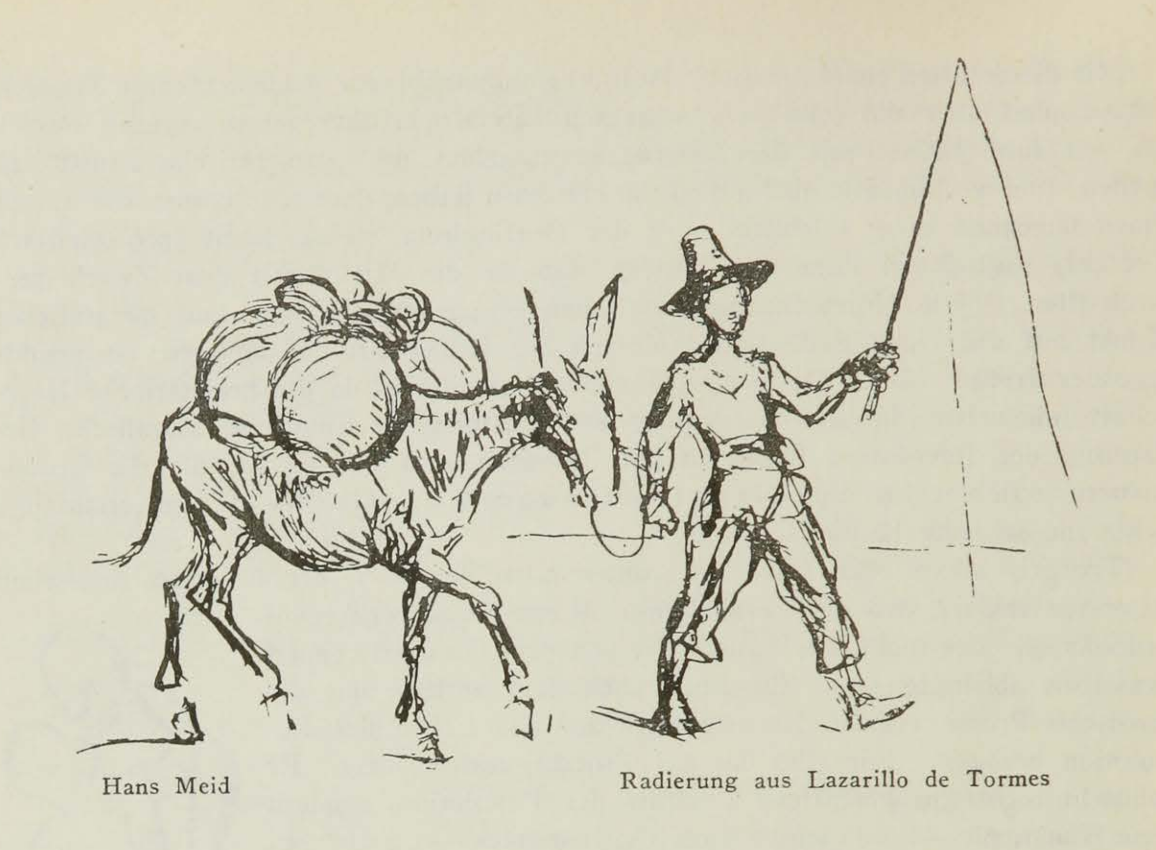
Trotzkij allein oder fast allein unter allen Kritikern der neuesten russischen Literatur erklärt, daß die Feststellung, ob ein Kunstwerk revolutionär sei oder nicht, durchaus nicht von dem G e g e n s t a n d desselben abhängig sei. Ein Buch nach dem andern, das die russische Presse verläßt, ist ostentativ auf das Leben der Revolution bezogen. Für alles das hat Trotzkij nichts übrig. Er wünscht nicht gut getroffene Porträts der Revolution, sondern eine Kunst, die — ungeachtet ihres Gegenstandes — „n e u" sei, insofern, als sie von Menschen einer neuen Art geschaffen wurde, die nur durch die Revolution werden konnten, was sie sind.



Genin
Photo Fritz Gurlitt

Er erwartet die neue Kunst also nicht in künstlerischen Bildern der Revolution, sondern in Werken von solchen Künstlern, deren g e s a m t e L e b e n s a u f f a s s u n g v o n d e r R e v o l u t i o n d i k t i e r t worden ist. „In dieser Kunst wird die Revolution ihre — bisher außerordentlich parteiische — Darstellung finden, insofern als sie aufhören wird, eine dem Künstler fremde Katastrophe zu sein." Aus dem sozialen Strudel werden wir nicht sobald herauskommen. Jahrzehnte des Kampfes liegen vor Europa und Amerika. Nicht nur unsere eigene, auch noch die nächste Generation wird Teilnehmer an diesem Kampfe sein, wird seine Helden und seine Opfer liefern. Diese Kunst wird sich eine neue Warte schaffen. Sie wird unvereinbar sein vor allem mit jedem Mystizismus, gleichviel ob er sich offen gibt oder in der Verkleidung der Romantik, denn die zentrale Idee, von der die Revolution ihren Ausgang nimmt, ist die, daß alleiniger Herr und Meister der Mensch als kollektive Persönlichkeit ist, dessen Grenzen nur durch die Erforschung der Naturkräfte und seine Fähigkeit, dieselben auszubeuten, zu fixieren, sind. Diese Kunst wird unvereinbar sein mit Pessimismus, Skeptizismus und jeder anderen Form geistiger Erschlaffung. Sie wird realistisch sein und aktivistisch, erfüllt vom Geiste tätiger Gemeinschaft und einem grenzenlosen schöpferischen Glauben an die Zukunft."

The Manchester Guardian Weekly. (Uebers. v. B. Schiratzki.)



Hans Meid Radierung aus Lazarillo de Tormes

BLAISE CENDRARS

AUS

KODAK

WEST.

ROOF-GARDEN

Pendant des semaines les ascenseurs ont hissé bissé des caisses des caisses de terre végétale
Enfin
A force d'argent et de patience
Des bosquets s'épanouissent
Des pelouses d'un vert tendre '
Une source vive jaillit entre les rhododendrons et les camélias
Au sommet de l'édifice l'édifice de briques et d'acier
Le soir
Les waiters graves comme des diplomates vêtus de blanc se penchent sur le gouffre de la ville
Et les massifs s'éclairent d'un million de petites lampes versicolores
Je crois Madame murmura le jeune homme d'une voix vibrante de passion contenue
Je crois que nous serons admirablement ici

Et d'un large geste il montrait la large mer
Le va-et-vient
Les fanaux des navires géants
La géante statue de la Liberté
Et l'énorme panorama de la ville coupée de ténèbres perpendiculaires et de lumières crues

Le vieux savant et les deux milliardaires sont seuls sur la terrasse
Magnifique jardin
Massifs de fleurs
Ciel étoilé
Les trois vieillards demeurent silencieux prêtent l'oreille au bruit des rires et des voix joyeuses qui monte des fenêtres illuminées
Et à la chanson murmurée de la mer qui s'enchaîne au gramophone

FAR-WEST.

VILLE-CHAMPIGNON

Vers la fin de l'année 1911 un groupe de financiers yankees décide la fondation d'une ville en plein Far-West au pied des Montagnes Rocheuses
Un mois ne s'est pas écoulé que la nouvelle cité encore sans aucune maison est déjà reliée par trois lignes au réseau ferré de l'Union
Les travailleurs accourent de toutes parts
Dès le deuxième mois trois églises sont édifiées et cinq théâtres en pleine exploitation
Autour d'une place où subsistent quelques beaux arbres une forêt de poutres métalliques bruit nuit et jour de la cadence des marteaux
Treuils
Halètement des machines
Les carcasses d'acier des maisons de trente étages commencent à s'aligner
Des parois de briques souvent de simples plaques d'aluminium bouchent les interstices de la charpente de fer
On coule en quelques heures des édifices en béton armé selon le procédé Edison
Par une sorte de superstition on ne sait comment baptiser la ville et un concours est ouvert avec une tombola et des prix par le plus grand journal de la ville qui cherche également un nom

FLEUVE.

MISSISSIPPI

A cet endroit le fleuve est presque aussi large qu'un lac
Il roule des eaux jaunâtres et boueuses entre deux berges marécageuses
Plantes aquatiques qui continuent les acréages des cotonniers
Çà et là apparaissent les villes et les villages tapis au fond de quelque petite baie avec leurs usines avec leurs hautes cheminées noires avec leurs longues estacades qui s'avancent leurs longues estacades sur pilotis qui s'avancent bien avant dans l'eau

Chaleur accablante
La cloche du bord sonne pour le lunch
Les passagers arborent des complets à carreaux des cravates hurlantes des gilets rutilants comme les cocktails incendiaires et les sauces corrosives

On aperçoit beaucoup de crocodiles
Les jeunes alertes et frétillants
Les gros le dos recouvert d'une mousse verdâtre se laissent aller à la dérive

La végétation luxuriante annonce l'approche de la zone tropicale
Bambous géants palmiers tulipiers lauriers cèdres
Le fleuve lui-même a doublé de largeur
Il est tout parsemé d'îlots flottants d'où l'approche du bateau fait s'élever des nuées d'oiseaux aquatiques
Steam-boats voiliers chalands embarcations de toutes sortes et d'immenses trains de bois
Une vapeur jaune monte des eaux surchauffées du fleuve

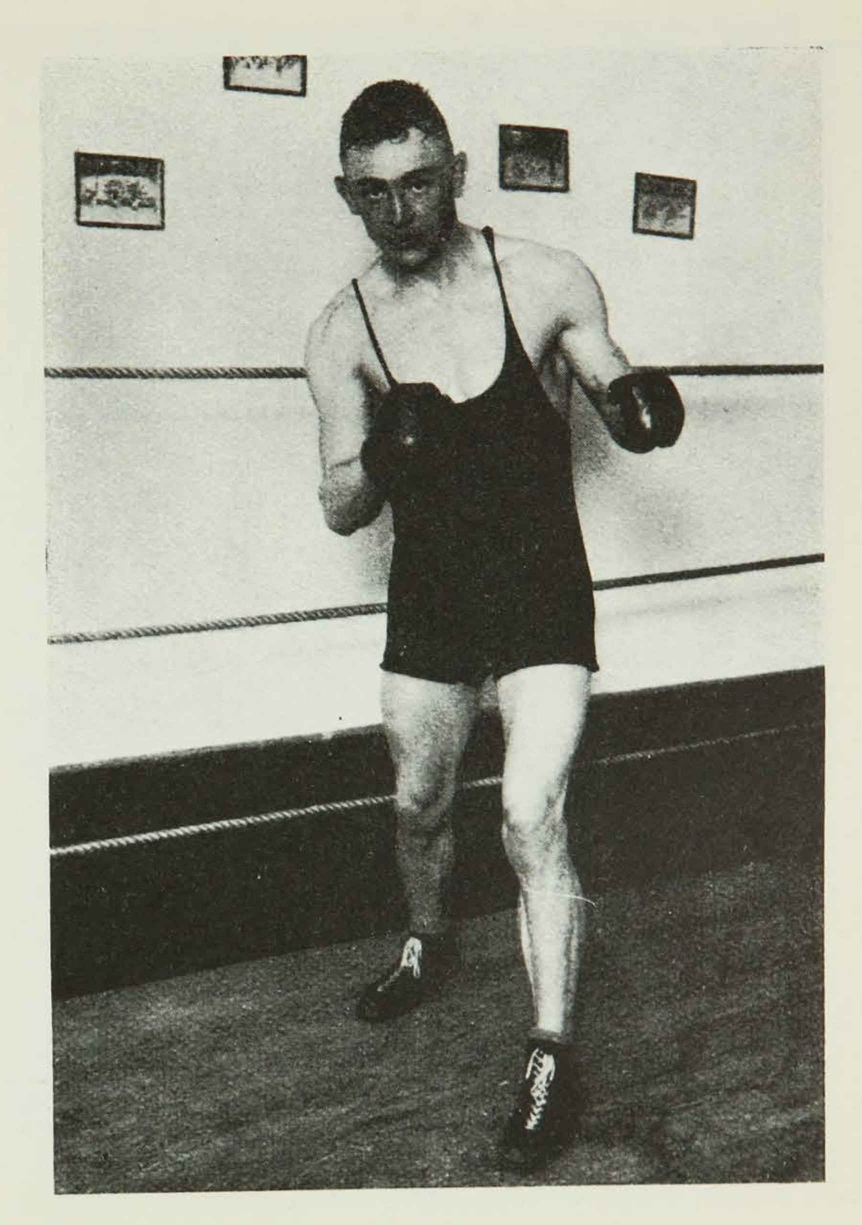
C'est par centaines maintenant que les crocos s'ébattant autour de nous
On entend le claquement sec de leurs mâchoires et l'on distingue très bien leur petit œil féroce
Les passagers s'amusent à leur tirer dessus avec des carabines de précision
Quand un tireur émérite réussit ce tour de force de tuer ou de blesser une bête à mort
Ses congénères se précipitent sur elle la déchirent
Férocement
Avec des petits cris assez semblables au vagissement d'un nouveau-né.

(Aus Kodak [Documentaire]. Librairie Stock, Paris.)

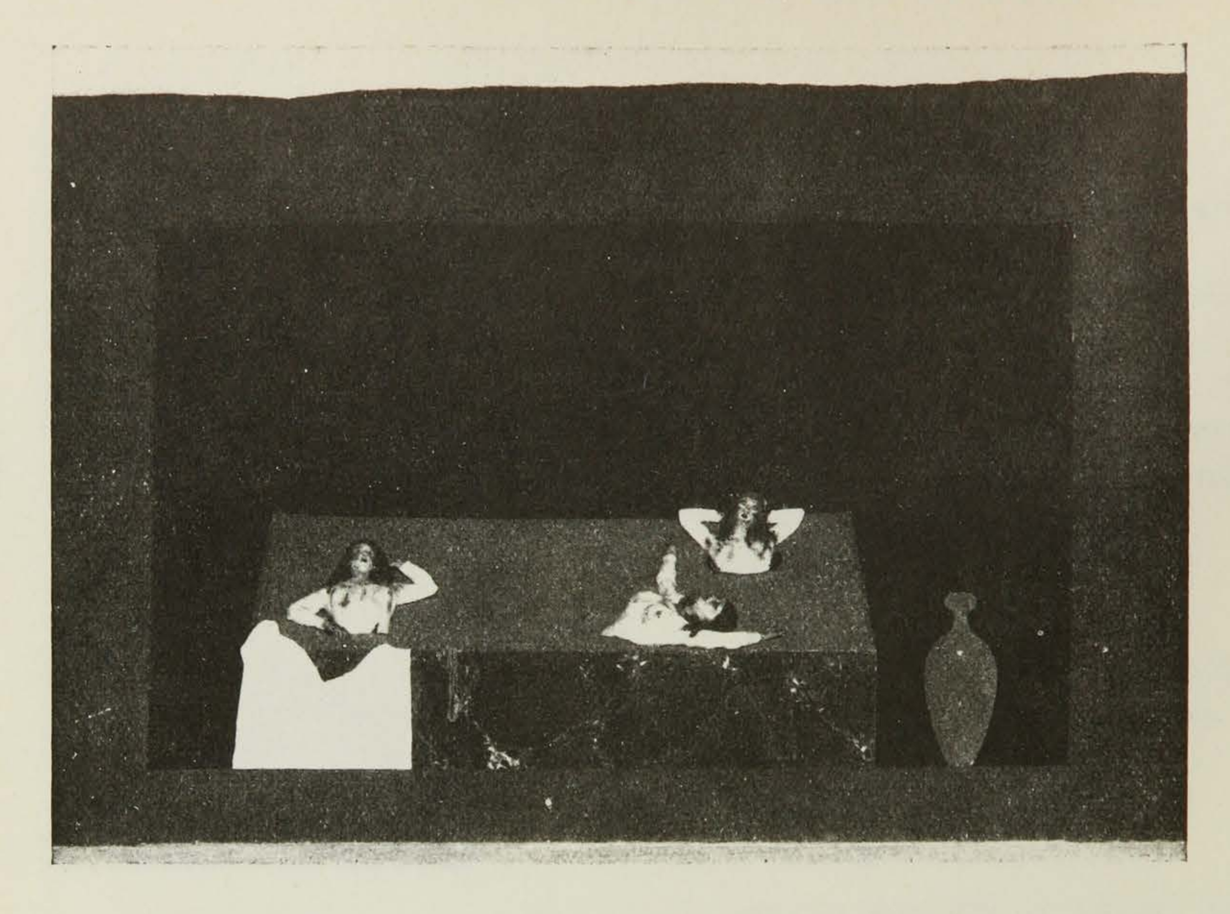


(Photo Wide World)

Das amerikanische Tänzerpaar
Marschall Hall und Vera Cooper bei ihren Proben in Paris



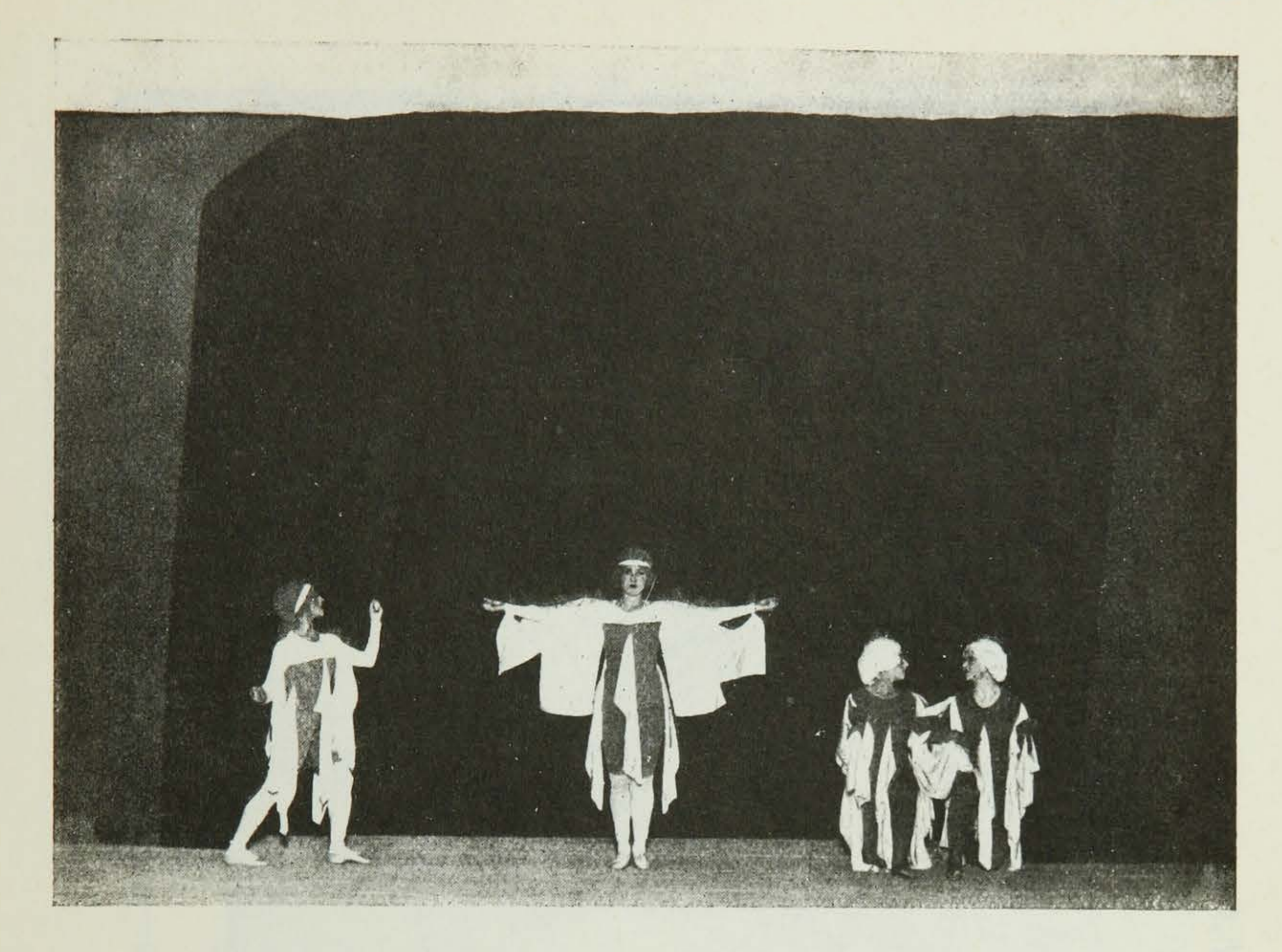
Fritz Wiegert,
Deutschlands neuer Meister im Mittelgewicht





(Photo Waléry, Paris)

Picassos Ballett „Mercure". Musik von Erik Satie

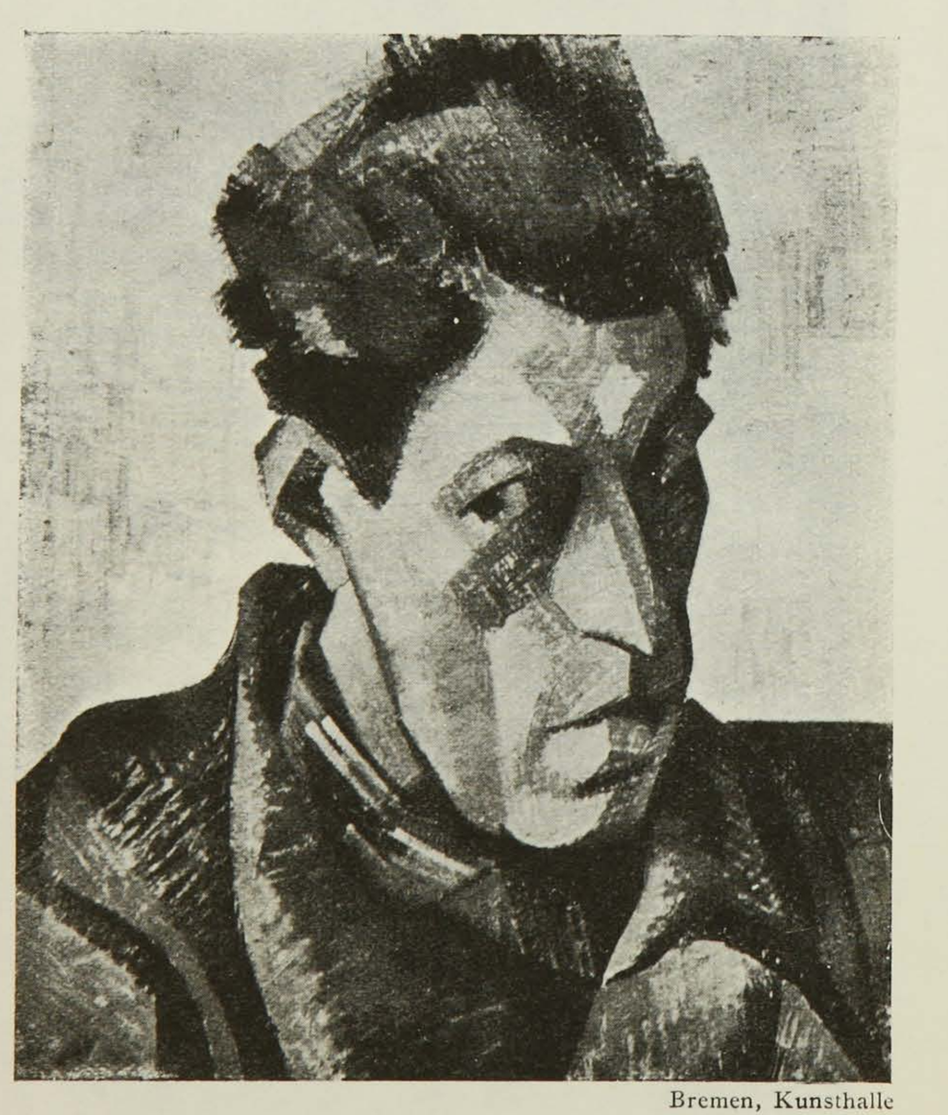




(Photo Waléry, Paris)

Picassos Ballett „Mercure". Musik von Erik Satie

Selbstbildnisse



Bremen, Kunsthalle

Auguste Herbin

Paris, Louvre

Eugène Delacroix



Hans Meid

Radierung aus Lazarillo de Tormes
(Im Propyläen-Verlag, Berlin)

ALTE BÜCHER UND AUTOGRAPHEN

Ein Querschnitt

Von

ALEXANDER BESSMERTNY

Die den Sammler, der immer ein Spekulant ist, interessierende Bewegung der Preiskurven seiner Besitztümer sei hier belanglos, wo das Buch um seines Wesens willen genannt wird. Was in Deutschland an alten Büchern und Autographen in der Oeffentlichkeit auftaucht, wird durch die Auktions- und Lagerkataloge der Händler bekannt. Wirkliche Seltenheiten von internationalem Interesse sind bei uns viel weniger zu finden als in Frankreich und den angelsächsischen Ländern.

Bedeutende Inkunabeln werden von den Antiquariaten Hiersemann, Beer, Gilhofer u. Ranschburg, Heck u. a. immer wieder angeboten, aber ein Ereignis ist wirklich nur die Sammlung von Jacques Rosenthal, der Inkunabeln in gotischen Einbänden anbietet. Die geschlossene Erscheinung dieser Drucke macht den

geistigen Zusammenhalt ihrer Entstehungsfermente in einem höheren Maße evident; und der sinnliche Eindruck solcher Drucke gibt dem historischen Sensorium den Geruch, die Farbe und das Fingerspitzenfühlen der Humanisten wieder. Ich teile nicht die Begeisterung für die Schönheit dieser Einbände, aber ich taste und rieche und sehe an und mit ihnen den Arbeitstag und die Sensation ihrer Entstehung und ihres Erscheinens. Grundfalsch ist der Belehrungsversuch der Rosenthalschen Katalogeinleitung, die Druckerneuerungsversuche seit William Morris auf ein Prinzip zu stützen, das die technische Vollkommenheit der Inkunabeltypen wieder erreichen wollte. — Die Inkunabeltypen wurden nach den Manuskript-Typen als Mustern geschnitten und erst im Laufe von Jahrhunderten vom Schriftcharakter zu einer eigenen Druckindividualität erlöst. Didot und Bodoni, Drucker des 18. und 19. Jahrhunderts, sind die Vorbilder für unsere modernen Drucker geworden, wie Hegner in Hellerau und die Bremer Presse. — Unter den Inkunabeln des Rosenthalschen Kataloges fallen auf: die Biblia tertia germanica von 1476, das Breviarium Ratisbonense aus Bamberg in einem vollständigen Exemplar, eines der seltensten liturgischen Bücher; das Nürnberger Missale Salisburgense von 1492; Breydenbachs heilge Reisen — wohl ein Speirer Druck von 1488 — mit den canalettoartigen, unzeitgemäß befreiten Holzschnitten, und das Augsburger Planetarium von 1474 mit den Holzschnitten der Augsburger Schule.

Prachtvoll illustrierte und gedruckte Werke des 17. Jahrhunderts werden wenig gesammelt, während wirklich gute Holzschnittbücher des 16. Jahrhunderts bei uns doch immer seltener werden, soweit es sich um wirklich seltene Drucke handelt. Von französischen illustrierten Büchern des 18. Jahrhunderts sind jene in Frankreich, England und Amerika so geschätzten Ausgaben in Ganz-Maroquinbänden der Zeit in Deutschland überhaupt kaum zu finden. Eine Sammlung von unerhörter Vollständigkeit, in gelben, grünen, roten, blauen, braunen, schwarzen Maroquin-Einbänden mit der minutiösen Vergoldung auf Deckel, Rücken, Innenseite und Kanten, dazu die meisten Exemplare mit Abzügen avant la lettre und vor allem vermehrt durch Originalzeichnungen der Illustratoren und Autographen der Verfasser, hatte der Pariser Sammler M e i e r zusammengebracht. Sie wurde jetzt in Paris versteigert. Darunter war die Molière-Ausgabe mit den Illustrationen Bouchers und seinen eingehefteten Handzeichnungen.

Die ganz großen Seltenheiten der deutschen Literatur sind nicht etwa die in den Katalogen mit hypertrophischen Raritätsvermerken ausgezeichneten Erst-Ausgaben wie Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, das Faustfragment, die Räuber, der Götz, der Werther, von denen Exemplare immer aufzutreiben sind, sondern Goethes Dissertation von 1771, der Sonderdruck von „Deutscher Baukunst“ aus dem Jahre 1773 und einige andere Goethedrucke aus den Jahren 1773 bis 1774. Wirklich sehr selten sind auch vollständige Exemplare vom „Römischen Carneval“ von 1789 mit allen Kupfern und der Erratatafel, und vor allem die ersten anonymen Veröffentlichungen Lessings „Die alte Jungfer“ und „Der Eremite“ von 1749, die „Kleinigkeiten“ und die „Gefangenen“ von 1750. — Weckherlins Gedichte in der Erstausgabe sind schon beinahe mythologisch geworden und ebenso Schillers erste selbständige Veröffentlichung „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ von 1780, wo Schiller Zitate aus den damals noch unveröffentlichten „Räubern“ für seine medizinischen Thesen als naturwissenschaftliche Beweise beibringt.

Von all diesen Stücken wurde in den letzten Jahren so gut wie nichts weder in Lager- noch in Auktionskatalogen angeboten. Die im Mai 1923 ver-

steigerte Bibliothek Magnus nannte allerdings Goethes Brief des Pastors zu *** an den Pastor zu *** (1773) und den „Römischen Carneval", Hölderlins „Hyperion" von 1797, Kleists „Familie Schroffenstein" von 1803, vor allem Lessings „Vademecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange Pastor in Laublingen" von 1754. — Aber die Exemplare des Sammlers Magnus waren wenig schön. Ueberhaupt sind schöne und besonders schöngebundene, vor allem in Maroquin gebundene Erstausgaben deutscher Literatur sehr selten. Emil Hirsch versteigerte ein so gebundenes Taschenbuch von 1798 mit Goethes „Hermann und Dorothea"; die in Paris kürzlich versteigerte Sammlung Bethmann enthielt maroquingebundene Exemplare der Fürstenausgabe von Wielands Werken. Bei der Auktion der Bibliothek des Professors Richard M. Meyer (des Arno Holzschen „literarischen Ehrabschneiders") waren eigentlich nur eine vollständige Sammlung der „Blätter für die Kunst" des George-Kreises und der „Teppich des Lebens" mit eigenhändiger Widmung Georges besonders bemerkenswert.

Von der nur in acht Exemplaren gedruckten Uebersetzung Georges von Mallarmés „Herodias" ist nirgends ein Stück aufgetaucht. Sonst sind von neueren deutschen Drucken die ersten zwei Drucke der Bremer Presse und einiges Erste von Rilke relativ selten. Die deutschen Luxusdrucke sind Denkmale einer Zeit, die Waren produzierte, um Goldsurrogate für Schuldverschreibungen eines bankerotten Staates zu schaffen, und tragen alle Stigmata ihrer proletigen Herkunft. Einige Ausnahmen bedeuten kaum eine Freude.



Meidner
Radierung aus Klopstock, Adams Tod

Interessanter für den nichtsammelnden Betrachter sind die Ausbeuten der in Umlauf gesetzten Autographensammlungen. Besonders interessante Stücke enthielt die von Henrici in Berlin versteigerte Sammlung Cornelius Meyer. Ueberhaupt sei hier weniger auf seltene Stücke — als Zufallsraritäten — als auf interessante Inhalte — als menschliche Dokumente — verwiesen.

Goethes Briefgedicht von 1749 an Merck: „Sendschreiben" in der eigenhändigen Niederschrift ist da und eine Anweisung an den Schneider, betreffend die Kostüme für die Uraufführung der „Zauberflöte", die am 16. Januar 1794 in Weimar stattfand:

„Der Schneider hat zu besorgen:

1) Die Pfoten der Affen dürfen nicht so schlottern...

4) Es ist sobald als möglich ein Schwanz für Papageno zu machen nach den Farben des Kleids, dazu muss er die Federn färben lassen und das Gerippe aus schwankendem Fischbein machen. Hierüber hat er noch von mir weitere Auskunft zu erhalten und Sonntags früh bey mir anzufragen. Für heute muß der Pfauenschweif des Papageno so viel als möglich wieder in Ordnung gebracht werden..."

Heute noch peinlich sind Briefe der Günderode an den Theologen Daub über ihr Verhältnis zu Creuzer, vollgefüllt mit Worten, die den Gefühlstatsachen fremd sind.

Kleist schreibt in einem Briefe vom 29. Juli 1804 an Fräulein Henriette von Schlieben in Dresden. Beginnt: „Ich will diese Reise des Hauptmanns v. Gleissenberg meines Jugendfreundes, nicht unbenutzt lassen, Ihnen ein paar flüchtige Zeilen von Ihrem immer treuen Heinrich Kleist in die Hände zu schanzen." „Durch eine zunehmende Gemütskrankheit" ist er immer „unfähiger" geworden, einen Brief zu schreiben. Sodann... „bin ich, wie von einer Furie getrieben, Frankreich von neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset... nach Boulogne sur mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte sich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeschifft hätte, aus Lebensüberdruss einen rasenden Streich begangen haben würde..." Ich bin nicht im Stande, vernünftigen Menschen einigen Aufschluss über diese seltsame Reise zu geben..."


Heinrich Heuser

Luther empfiehlt in einem zweieinhalbseitigen Handschreiben Johann dem Beständigen im Anfang des Jahres 1552, Frieden zu schließen. — Goethes Freund Merck berichtet 1783 Wieland über Versuche mit Luftballons.

Entzückend ist ein Liebesbrief der Neuberin. Sie schreibt an den Studenten Zorn in Zwikkau, der sie als Fünfzehnjährige entführt hat, nachdem sie mit Gewalt ins Elternhaus zurückgeholt ist:

„Ach allerliebstes Hertz. Wie kanstu mich in solchen unglück verderben lassen den deine meinung trifft hie gar nicht Ein. der her vatter welchen du meinst zu begütigen der will gar kein wort von dir hören und wie kanstu mir solches zu muthen in dem ich ihn versprechen müssen das ich von dir lassen wolle wen ich nun itzo wieder anfinge von dir zu reden so müste er mich und dich in das . . . verderben bringen darum so bitte dich um gottes willen komm und hole mich ab sonst sterbe ich und mus Elendiglich um mein leben kommen lasse mich nicht hie du weisst nicht wie übel der H. vatter mit mir umgeht, er machet mir so angst das ich fast nicht weiss in der welt zu bleiben bitt dich noch mahl um Christiwillen."

Als besonders angenehmer Freund zeigt sich Johann Heinrich Voss in einem Brief an den Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, Goeckingk:

„Die Angriffe von Meister Niclas (Nicolai) und Lichtenberg habt Ihr gelesen. Meine Antwort war sehr leicht und wird dem Streite wohl ein Ende machen (gemeint sind seine im Deutschen Museum erschienenen Streitschriften gegen beide). Ich lasse die alten Antikritiken, verkürzt oder vermehrt, zusammendrucken... N(icolai) ist ein tiefer Quintendreher, durch seine Thaten gebrandmarkt, und L(ichtenberg) eine unbesonnene jähzornige Bestie, die ich mit kaltem Blute aufs Messer laufen lasse. Wielands groben Ausfall brauche ich nicht zu

beantworten. Seine Verächtlichkeit ist ohnedies sichtbar. Ich hatte ihm einen freundlichen Brief geschrieben, weil ich die Katze beinahe leiden mochte, und mitten unter den Karessen kratzt und beißt sie aufs Blut . . ."

Von der Dämlichkeit, die schon im dichtesten Umkreise Goethes die Atmosphäre verdarb, zeugt ein Brief der Caroline Wolzogen — Schillers Schwägerin. Sie schreibt an den Pädagogen Schindler:

„Die ‚natürliche Tochter' stelle ich hoch. Die ‚Braut von Korinth' war mir immer ein widerliches Gedicht. Ueber ‚Faust' scheint er mir zu streng. Der Gott Vater im Prolog ist in einer geistlichen Tragödie keine Entweihung, ebensowenig als der gemahlte von Michel Angelo und Raphael. Die Begnadigung durch Gretchens Fürbitte war das schönste Ende. Organisch verbunden wäre das Ganze wenn nicht Ansichten und kleine Reizbarkeiten über unsre Zeit, eingestellt wären. u. G. sich an das unausgelösste Grosse der ganzen Menschlichen Natur gehalten hätte. So verdirbt der Blocksberg den It. Theil Fausts. Dass das Stück nie hätte gespielt werden sollen, ist ganz nach meinem Sinn etc."

Heine schreibt über seine Taufe am 14. Dezember 1825 an Moser:

„Ich weiss nicht, was ich sagen soll, Cohen versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israels zu bekehren. Thut er dieses aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleissnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben; dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen.

Dass Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohen versichert und es sogar von Dir selber haben will. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte: Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben."

Und am 9. Januar 1826 ebenfalls an Moser:

„Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. *Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab'; ich seh noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser gegangen sei,* im Gegentheil, ich habe seitdem nichts als Unglück. — Doch still hiervon, du bist zu sehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln."

Die Sammlung Meyer enthält ferner: das Originalmanuskript zum dritten und vierten Band der „Reisebilder", einen eigenhändigen Testamentsentwurf aus dem Jahre 1843 und den eigenhändigen Text des dritten Kapitels vom „Rabbi von Bacherach". —

Mozart an seinen Vater (18. Juni 1783):

„Mon très cher Père! Ich gratuliere, Sie sind Grosspapa! — Gestern früh den 17ten um halb 7 Uhr ist mein liebes Weib glücklich mit einem grossen, starken und kugelrunden Buben entbunden worden; — um halb 2 Uhr Nachts fingen die Schmerzen an — folglich war es mit dieser Nacht um alle Ruhe und Schlaf für beide gethan. — Um 4 Uhr schickte ich um meine Schwiegermutter — und dann um die Hebamme; um 6 Uhr kam sie in Stuhl, — und um halb 7 Uhr war alles vorbei. — Meine Schwiegermutter bringt nun alles das Ueble was sie ihrer Tochter ledigerweise zugefügt hat, nun wieder mit allem Guten herein, — sie bleibt den ganzen Tag bei ihr. —"

Es wäre langweilig, die berühmten Namen zu nennen, von denen Handschriftliches aufgespeichert ist, ohne dass es uns inhaltlich anginge. Von historischen Autographen besaß Cornelius Meyer einen Riesenhaufen zur Geschichte Preußens. Darunter ein vertrauliches Schreiben Friedrich Wilhelms I. an den Kriegs-

minister Grafen Degenfeld-Schomburg über die Flucht des Kronprinzen Friedrich vom 5. August 1730. Dort heißt es:

„. . . . Dass ich wider meinen Willen den Cronprintzen zu arretiren hatte kommen müssen, indem bereits von langer Zeit her seine Aufführung gegen mich so beschaffen gewesen dass ich rechtmässige Ursache gehabt hätte, Ihn öfters ernstlich und nachdrücklich zu vermahnen, seine Lebens-Art zu ändern und sich gegen mich gehorsam zu bezeugen. An statt Er nun diese als König und Vater hertzlich gutgemeynte Vermahnungen mit kindlichen und gehorsamen Dank erkennen sollen, so hätte Er leyder! durch hintansetzung der Göttlichen Gesetze und Beyhülfe leichtsinniger Leute, sich verleiten lassen, dass er in der Stille und ohne Mein Vorwissen, aus Meiner Macht und väterlichen Gewalt zu entweichen, nicht allein Vorhabendts gewesen, sondern auch solches würde bewerkstelligt haben, wo nicht Gott diese schändliche That durch ohnvermuthete eröffnung des Geheimnisses entdeckt . . . .“

Ueber die Grundsätze seiner Politik und seine Stellung zu den Großmächten schreibt Friedrich der Große am 15. August 1785:



Ottosohn Rethel

„L'Intention de La Ligue que nous formons est de maintenier si possible la paix de L'Europe, *cela convient aux Anglais parce qu'ils ne se sont pas encore remis de la guerre d'Amérique* et que Leur finances sont Epuisees, cela nous convient, parce qu'a moins d'avoir perdu le bonssens nous ne nous atirerons pas de gayeté de Coeur une guerre sur les bras, su Si nous choquions La france a Combattre, Les Anglais sont trop Impetueux mais il ne m'entraineront pas, Car dans les Circonstances pressentes il faut de La prudence et point de fougue, L'Idée de Se servir du Pri de Holstein pour ramenés a La Raison L'Imperatrice de Russie est consuque par des Gens qui ne conoissement pas du tout La Russie, Cette feme est Maintenant Trop Lyée a Josef pour qu'on L'en separe, Voici ce qui Egrit les Anglais, ils sont fachéz de ce qu'on a defendu en france L'entrée de Leur Manufactures ce qui Leur fait perdre anuellement un millon ou plus de Livres Sterlin cela est facheux, *mais peut on pretendre que je deviene le Donquichot du Comersse Anglais, et que je me brouille avec La France pour avoir toute L'Europe sur les bras, affin qu'allors Sa Majesté Britannique fasse sa paix separée et Ambandone son Donquichot a La Haine de ses Enemis, c'est ce qui ne sera pas;* et je m'en tiendrai Uniquement aux affaires d'Allemagne en Menageant français et Anglais, mais en me Livrant pieds et poinds Lyéz ni a L'un ni a L'autre, cet oracle est plus sur que Celui de Calcas . . . .“

Voltaire nach seiner Verhaftung in Frankfurt a. M. an de la Touche:

„Depuis nos dernières requêtes envoiées à Sa Majesté, dont nous ignorons la destinée, le Conseil de la Ville a envoié aujourdui son secrétaire dans notre prison pour nous interroger, et pour savoir si Sa Majesté a donné des ordres de nous arrêter. Nous avons repondu que nous n'avions vu aucun ordre, et qu'il nous parraissait im-

possible que les S[rs] de Freydag et Schmidt, qui nous poursuivent et qui nous rançonnent, eussent reçu depuis le 17 Juin ordre de nous mettre en prison le 20.

Le Conseil croit, à ce que le secretaire nous a dit, que Sa Majesté permettra que Madame Denis soit libre. Elle est à son sixième accès de fièvre et ne poura guères jouir de cette liberté, mais elle en aura à Sa Majesté une obligation éternelle. Je suis encor plus mal qu'elle. Nous implorons tous deux la bonté et la miséricorde du Roi, et nous prions Monsieur le Chevalier de la Touche de lui faire parvenir ce memoire."

Von Büchern und Autographen im Auslande mag ein andermal berichtet werden.



Wilhelm Petersen



J. Grünewald

STIMMEN DER OFFICE

Von

NATHAN ASCH (New-York)

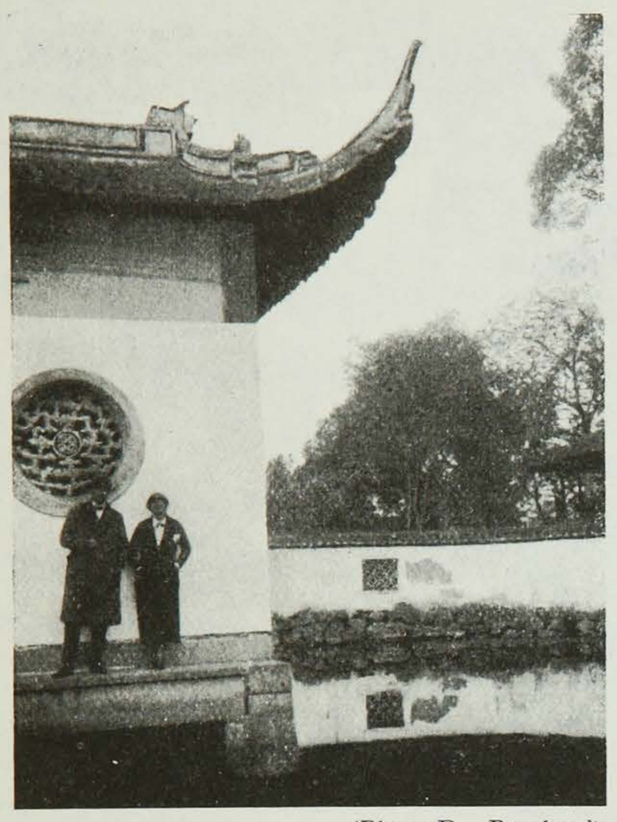
Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen

von *WERNER JOACHIM HEIMANN*

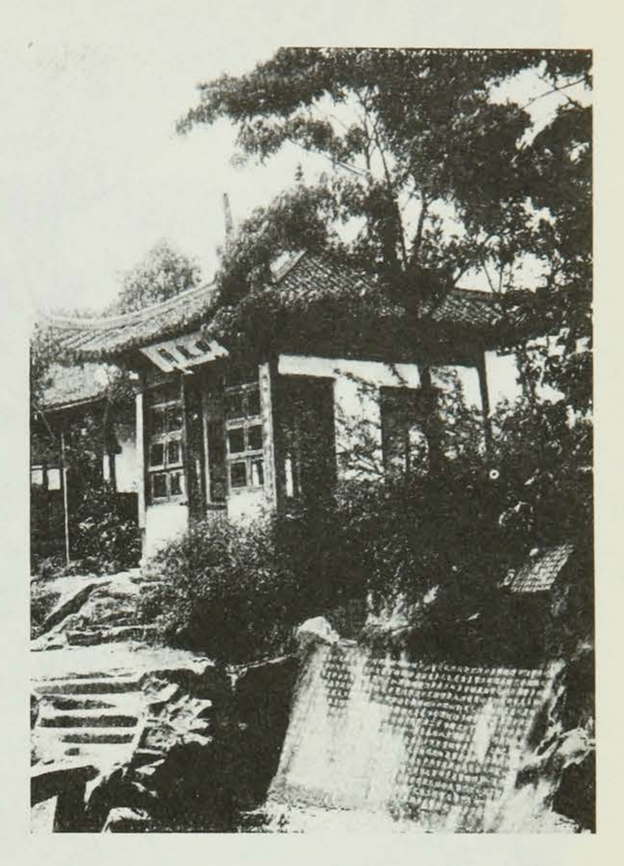
Folgende Szene schildert das enorme Tempo eines Börsentages im Bureau einer großen New-Yorker Brooker-Firma. Die verschiedenen Glockenzeichen sind Telephonrufe auf eigenen Privatleitungen, die die Firma mit allen größeren Plätzen in den Vereinigten Staaten verbindet.

— — — — — — — — — — —
guten morgen mister Zuckor —
morjn — —
— — — — — — — — — — —
guten morgen mister Zuckor —
morjn — —
— — — — — — — — — — —
heee Jacobs —
heee — hast' die Times —
da liegt se ja — —
— — — — — — — — — — —
guten morgen mister Zuckor —
morjn —

und an dem vierten loch war ein hazard
ein so'n hazard sag ich dir der record der record für dieses loch ist
guten morgen Zuckor fünf drives
und wieviel drives glaubst du hatte ich nötig
hallo Michelet was hast du heut nacht gemacht
och war nischt war ne nutte
haste was erreicht
na was glaubst du denn
guten morgen mister Zuckor
morjn



(Photo Dr. Burchard)
Pavillon in Hangchow



Pavillon in Hangchow am Westsee



Jiu-Jitsu in Cornwall



(Schupo auf dem Schloßplatz)
Jiu-Jitsu in Berlin



(Photo Galerie Simon, Paris)

Utrillo, Kirche von Montmartre

(Slg. Zamarow, Paris)

Utrillo, Mühle von La Galette bei Montmartre

Otto Dix, Radierung aus der Mappe „Der Krieg"
(Verlag C. Nierendorf)



Francisco Goya, Los Chinchillas (Die Faultiere)
(Radierung. Caprichos 50)



Emil Fahrenkamp, Schlafzimmer seiner Tochter



(Photo Rembrandt)

Charell-Revue: Wilhelm Bendow als Pfadfinder

(Photo Galerie Simon)

Juan Gris. Stilleben 1924

tik tik tik tik tik tik tik tik tik tik
tägliches Geld fünf Prozent
tägliches Geld fünf Prozent
Krantz
Krantz melde's mister Zuckor
jawolll
— — — — — — — — — — — —
check für Doranbank
moment mal
muß abstimmen
zum kotzen schwimm ab
check für Doranbank
gut sechs vier drei sieben komma vierundzwanzig fünf sieben zwei null null komma zweiundsechzig
check für Doranbank
— — — — — — — — — — — —
tägliches geld fünf prozent
tägliches geld fünf prozent guut
hab da—n netten kleinen kerl getroffen furchtbar niedlich und ich sag dir tanzen kann se
na und später
— — — — — — — — — — — —
check für Doranbank
hech wenn de nicht endlich die klappe hältst
acht fünf sieben komma null neun sieben vier acht drei sechs komma null null
war da mit ihr in'm kientopp und geknutscht hab ich da fabelhaft sag ich dir
ich glaub alles was de kannst ist knutschen
check für Doranbank
— — — — — — — — — — — —
tik tik tik tik tik tik tik tik tik tik
hallo jawooohl
Jacobs werd ich angerufen bin ich im Club
jawohl mister Read
hast 'ne Zigarette
Steel neun Atlantic Power einviertel Börse schwächer
halloh wir geben für sie hundert zu pari einviertel danke sehr
gebet U. S. Locomotives zu pari einviertel gut
wollte von Goodman zwanzig dollar vorschuß haben und der nuselt
— waaas — son lausekerl
hallo gaben hundert U. S. Locomotives pari dreiachtel
tik tik tik tik tik tik tik tik tik tik
ich glaub' ich geh' zum Fußball
gut ich geh dann morgen
Krantz gib noch fünfzig mille weg
gut hallo gebet fünfzig mille gut
na ich werde sechs cents geben
wo hast du schon sechs cents
Steel neuneinachtel Shoe dreiundzwanzig einviertel
da möcht' ich eigentlich einsteigen
rühr das Papier nicht an das ist 'ne bombe
dlang lang ang ng g
halloh ja hallooh Baby was macht denn dein unterleib halloh mister Rolland nein leider nein konnten Sugar nicht nehmen markt ist fester
jawohl ihr angebot also einviertel höher gut so
nehmet hundert Sugar sechseinviertel order zu sechs gestrichen
nehmet hundert Sugar sechseinviertel order zu sechs gestrichen gut
— — — — — — — — — — —
tik tik tik tik tik tik tik tik tik tik
war was für mich
nichts mister Read Steel sind ausgeführt
gut hast du angerufen
jawohl
— — — — — — — — — — —
wir nehmen also hundert zu vierundneunzig
Gong: dong
einen moment bitte es kommt eine meldung
Richard Livingstone von der börse ausgeschlossen
Richard Livingstone von der börse ausgeschlossen ganz richtig hm
hm wird auch sein geld auf dem Namen seiner frau stehen haben nicht wahr
tik tik tik tik tik tik tik tik tik tik
fünf vor drei
halloh ja gut ich streiche
hundert Hudson Valley zu sechzig zu streichen

der hat auch kalte füße bekommen
gemacht wette fünfundzwanzig dollar
vier zu fünf
gehalten
tik tik tik tik tik tik tik tik tik tik
halloh ja halloooh hallo Rabinowitz
nein ich konnte nichts nehmen tut
mir leid nicht rangekommen ja ruf
dich an gut
dling ling ing ng g
ja hier Read nein werd' noch versuchen
Michelet schnell kurs
Blue Island
dunggg börse geschlossen
tut mir wirklich leid die börse ist schon
zu morgen ganz früh ruf ich sie an
jawohl dann auf morgen jawohl 'n glas
wasser
jawohl
hallo Steel schließen neun Cotton Goods
fünf siebenachtel
Atlantic Power einviertel
gut mein Jung'
werd dir sagen was wir da machen sie
soll noch 'ne freundin rauf bringen
wir jehn dann zu ihr sie hat noch
'ne masse schnaps oben halloh das
amt bitte Central fünfundvierzig
vierundachtzig sie hat das beste Paar
Titten diesseits des atlantischen oce-
ans du wirst es ja sehen halloh kann
ich Miß Corner sprechen hallooh
halloh hallo kleine unschuld wer ist
da na rat mal nein stimmt nicht nein
das mußt du selbst raten richtig wor-
an hast du mich erkannt was macht
dein herzchen vierer Mex fünfund-
vierzig einviertel Mexican Irrigation-
zweiunddreißig nach sex große
Stücke Mex fünf und vierzig nach
fünfzig
wenn du noch eine freundin hast bring'
ich einen freund mit jawohl ein an-
ständiger kerl erlaub mal ich bring
ihn doch mit na werd' doch nicht
gleich böse also gut um acht uhr
sind wir dort besorg was zu trinken
gut ich leih' dir was also gut bye
bye ein süßer kerl so 'ne Titten hast
du überhaupt noch nicht gesehen
zweiundsechziger Dutch viereinviertel
nach dreiviertel siebenundvierziger
einachtel nach fünfachtel
ach gott ich muß ja laufen treff mich

— — — — — — — — — — —

gute nacht mister Zuckor —
n'nacht — —

— — — — — — — — — — —

gute nacht mister Read —
gute nacht Krantz na kommen sie
weiter —
jawohl mister Read —
sehr gut — —

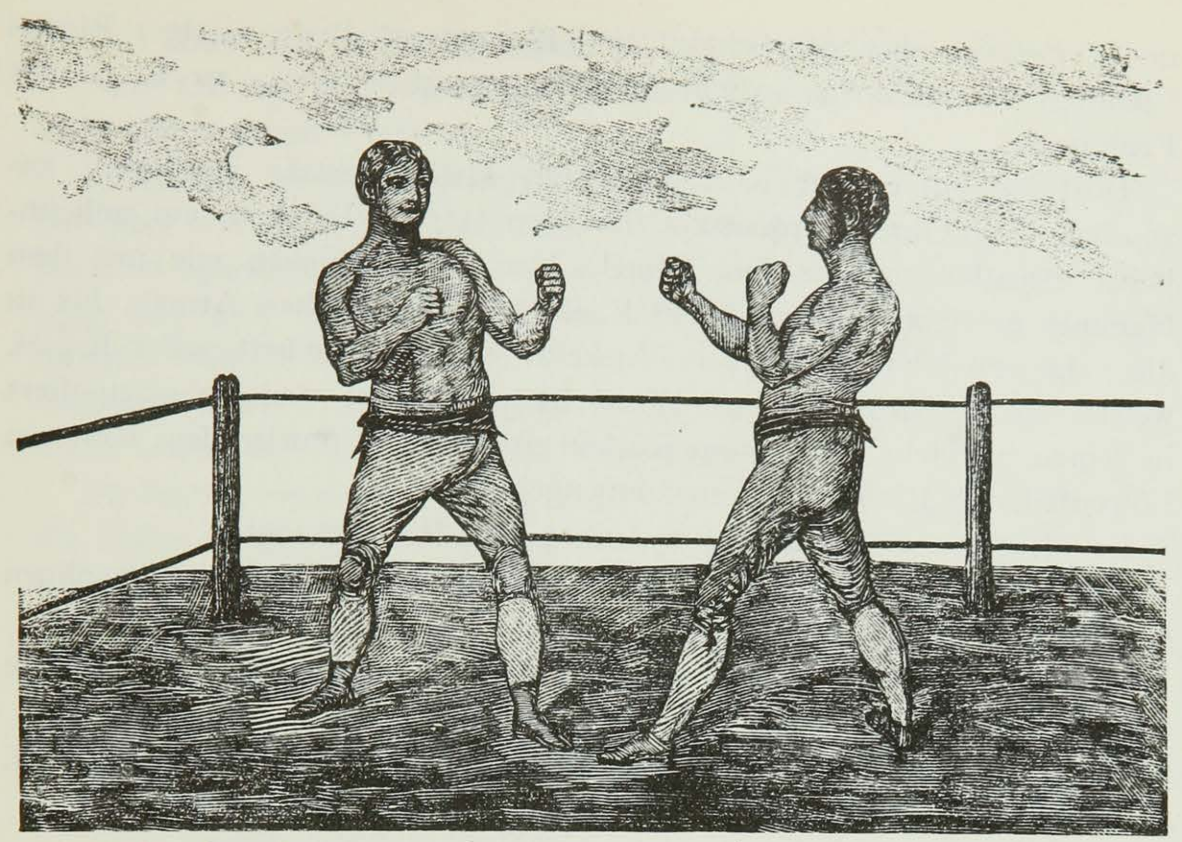
— — — — — — — — — — —

was machst du heute nacht Jacobs —
geh mit einer frau aus — —
gute nacht mister Zuckor —
vergiß die Blue Island morgen nicht —
nein mister Zuckor gute nacht — —
gute nacht mister Zuckor —
n'nacht — —
gute nacht mister Zuckor —
n'nacht — —

— — — — — — — — — — —



Arnstam



Boxkampf zwischen dem Iren Randell und dem jüdischen Meister Belasco i. J. 1817
Kupferstichkabinett Bornheim, Köln

THEOKRIT
FAUSTKAMPF DES POLYDEUKES

Aus einem Hymnus zum Preise der Dioskuren)*

(Das Schiff Argo auf der Fahrt nach dem Goldenen Vlies)

Sie war nun entronnen den Felsen, die zusammenschlagen — die Argo, und dem grimmigen Staub des beschneiten Pontos und kam zu den Betrykern; an Bord die lieben Gotteskinder Kastor und Polydeukes. Da kletterten herab auf einer Leiter von beiden Bordwänden des Jasonschiffes viele, viele Männer und gingen auf den Sand, tief unter den schützenden Klippen, breiteten ihre Decken aus und rieben ihre Feuerhölzer.

Kastor, Bändiger der Fohlen, und der weinfarbene Polydeukes gingen einsam, zu zweit, weitab von den Kameraden. Sie hatten ihre Freude an dem bunten Urwald, auf dem Berge. Fanden nun einen immer fließenden Quell unter glattem Felsen und überlaufend von klarstem Wasser. Die Kieselchen drin glitzerten wie Kristall und Silber aus der Tiefe. Hohe Fichten waren da dicht heran gewachsen; und weiße Platanen

*) Entstanden zwischen 280—260 vor Christi Geburt.

und Zypressen, obenhoch behaart, und Blumen voll Duft, zottiger Bienen Lieblingstun: alles was sprießt und strotzt auf Wiesen, zu Ende des Frühlings.

Dort lag ein ekliger Kerl und hielt Mittagsschlaf; furchtbar anzusehen. Die Ohren zerquetscht ihm, von starken Fäusten; ein unheimlicher Brustkasten, wie eine Kugel. Der breite Rücken wie mit dem Hammer getrieben aus eisernem Fleisch, in den starken Armen, bis in die Schultern hinauf, da saßen Muskeln: wie ein Flußbett voller Kiesel, welche ein hochgeschwollener Winterbach mitwälzt und sie glattpoliert in seinen Strudeln. Aber vom Rücken und Hals baumelte dem Kerl ein Löwenfell, die Pfoten vorn zusammengeknotet.

Zu diesem sprach zuerst Polydeukes, der Preisgekrönte:

Freu dich, Fremder, wer du auch seist! Was für Sterbliche bewohnen dies Land?

Amykos: Mich freuen? Warum? Wenn ich Leute seh', die ich nie zuvor geseh'n?

Po.: Sei gutes Muts. Glaub' nicht, daß du böse Wichte vor dir siehst, noch Söhne böser Wichte.

Am.: Gutes Muts bin ich, auch ohne es von dir zu lernen.

Po.: Du bist wohl menschenscheu und immer in Wut gegen alles? Oder gar hochnäsig?

Am.: So wie du mich siehst. Aufs D e i n e wenigstens gehe ich nicht.

Po.: Kamst du nur, so empfingst du Gastgeschenke, bevor du wieder heimkehrtest.

Am.: Mach mir nur keine Geschenke! I c h habe n i c h t s für dich.

Po.: Aber Verehrtester, wirst du mich auch nicht von diesem Wasser trinken lassen?

Am.: Das wirst du ja sehen, wenn Durst deine ausgestreckten Lippen dörrt.

Po.: Sag, willst du Geld oder sonst eine Bezahlung, um nachgiebig zu werden?

Am.: Stell dich hin, mir gegenüber, erheb' die Hände, Mann gegen Mann!

Po.: Einfachen F a u s t kampf? Oder halten wir uns auch die Arme, um uns mit Füßen zu treten?

Am.: Streck' aus geballte Fäuste, spar' nicht deine Kunst!

Po.: Aber wer bist du, mit dem ich Hände und Faustriemen aufeinander schlagen soll?

Am.: Ganz nah siehst du ihn: dieser Boxer soll keine Weibse genannt werden!

Po.: Ja, ist denn auch ein P r e i s vorhanden, um den wir kämpfen?

Am.: Dein will i c h sein — du bist der meine, wenn i c h siege.

Po.: Das sind ja Bedingungen, würdig rotkammiger Hähne!

Am.: Ob wir nun wie Hähne kämpfen oder wie Löwen — ich mach's nicht um anderen Preis.

So sprach Amykos und ergriff eine hohle Muschel und brüllte hinein. Die aber versammelten sich schnell im Schatten der Platanen, wie die Muschel immerzu geblasen wurde: die langhaarigen Bebryker. Ebenso ging hin und berief alle Helden vom Magnesischen Schiff der tapfre Krieger Kastor. Die beiden aber wappneten ihre Hände mit rindsledernen Riemen, um die riesigen Glieder wanden sie die Riemen. In die Mitte traten sie, Mord einander schnaubend.

Da hatten sie nun größte Mühe und größte Eile: welcher von beiden die Sonne in den Rücken kriegte. Du aber warst an Schläue voraus bei weitem dem Mann, o Polydeukes!

Von Strahlen beschossen wurde das ganze Gesicht des Amykos, und, wütend im Herzen, schoß er vorwärts, mit den Fäusten zielend. Den, wie er in Reichweite war, traf auf die Kinnspitze der Polydeukes. Jener wurde noch verwirrter. Planlos kämpfend, vorwärts zur Erde geneigt, suchte er ihm beizukommen. Die Bebryker spendeten ihm Zuruf, von der andern Seite machten Mut dem gewaltigen Polydeukes die Helden: Sie fürchteten, der ungeschlachte Kerl könnte ihn mit seiner Masse erdrücken auf dem engen Kampfplatz. Aber wahrlich, der Zeussohn bedrängte ihn, mal hier, mal da, zerkratzte ihn abwechselnd mit beiden Händen und hielt auf den Ansturm des klotzigen Amykos, stehengeblieben, trunken von Hieben, spuckte er Blut, purpurrotes. Der ganze Adel aber heulte auf, wie er das sah: die scheußlichen Wunden über und über, Mund und Kinnbacken. Das Gesicht angeschwollen, die Augen waren schon ganz klein, ihn brachte zum Wanken Polydeukes, indem er von überallher Scheinangriffe machte. Wie er ihn nun so weit hatte, daß er nicht a u s noch e i n wußte, da hieb er ihm eins von oben, von der Stirn her, mitten auf die Nase. Bis auf die Knochen riß er ihm das ganze Gesichtsfleisch herunter. Er aber, der den Schlag empfangen hatte, fiel hintüber ins grüne Gras.

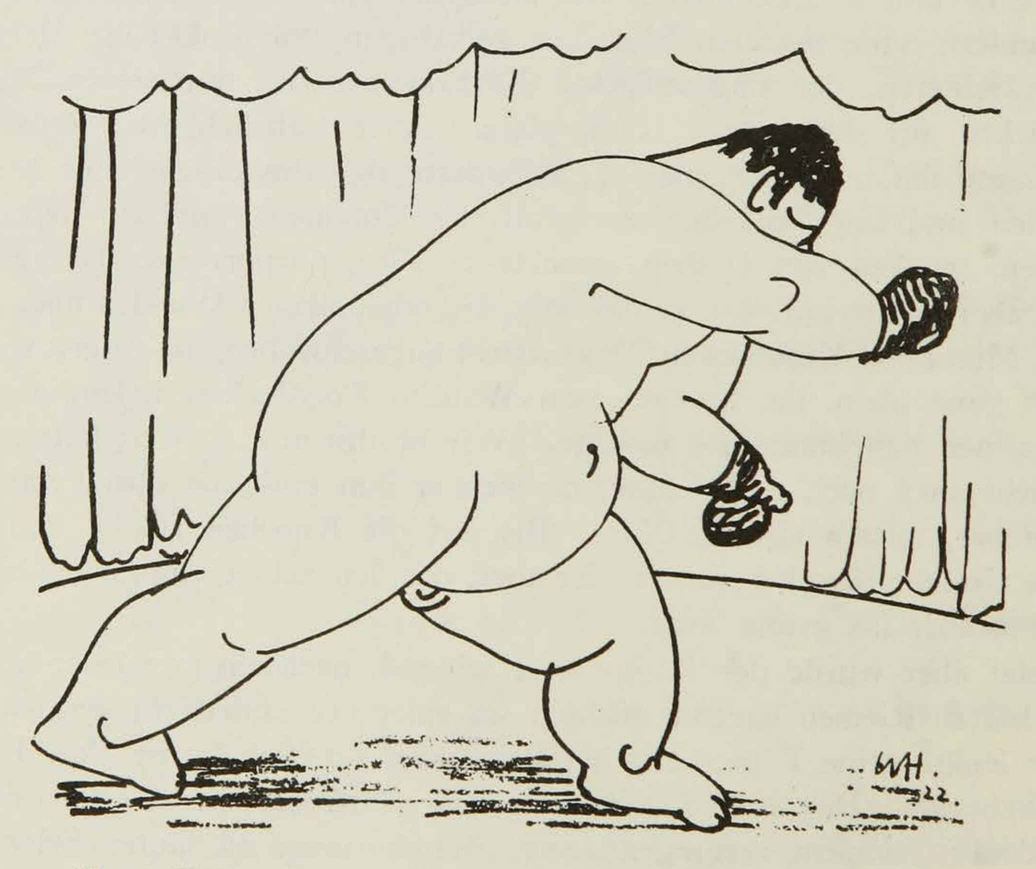
Jetzt aber wurde der Kampf erst wütend, nachdem er wieder stand. Mit harten Riemen hauend, suchten sie einer den andern zu vernichten: einer lenkte seine Fäuste auf die Brust und die Schultern: der Fürst der Bebryker. Der andere zerknetete das ganze Gesicht, der unbesiegte Polydeukes. Einem zergingen seine Fleischmassen zu lauter Schweiß: aus dem Großen ward schnell ein ganz Kleiner. Dem andern wurden immer mächtiger die Glieder, wie der Kampf fortging, die Muskeln straffer. Wie also brachte Zeus' Sohn den Vielfraß zu Boden? Sag's uns, Göttin, du weißt es. Ich werde dann laut den andern verkünden, was du willst, und wie es dir selbst am liebsten ist!

Also: Der da wollte nun eine ganz große Tat tun. Mit der Linken ergriff er die Linke des Polydeukes, schräg vorstürzend aus der Verteidigung, und stieß ihm seine breite Rechte in die Flanke. Wenn ihm das geglückt wäre. . . . Aber jener sank in die Knie und tauchte unter dem Schlag hervor. Gleichzeitig mit derber Faust schlug er ihm die linke Schläfe ein und herab bis zur Schulter.

Aus goß sich das schwarze Blut aus der klaffenden Schläfe! Mit der andern Faust rührte er den Mund, es rasselten die Zahnreihen — und in immer schärferem Tempo drosch er ihm das Gesicht — bis die Wangen ein einziger Brei waren.

Platt am Boden lag der gute Amykos. Er hatte sich verrechnet! Er war den Kampf leid und hob beide Hände hoch. Denn dem Tode war er nah! Diesem Besiegten nun, der eben noch so übermütig war, tatest du nichts. O Polydeukes! O Faustheld! Der andere aber schwur einen heiligen Eid und rief zum Zeugen seinen Vater Poseidon: Er würde nie mehr einem Fremden so grob kommen.

(Uebersetzt von Gustav Wolff.)

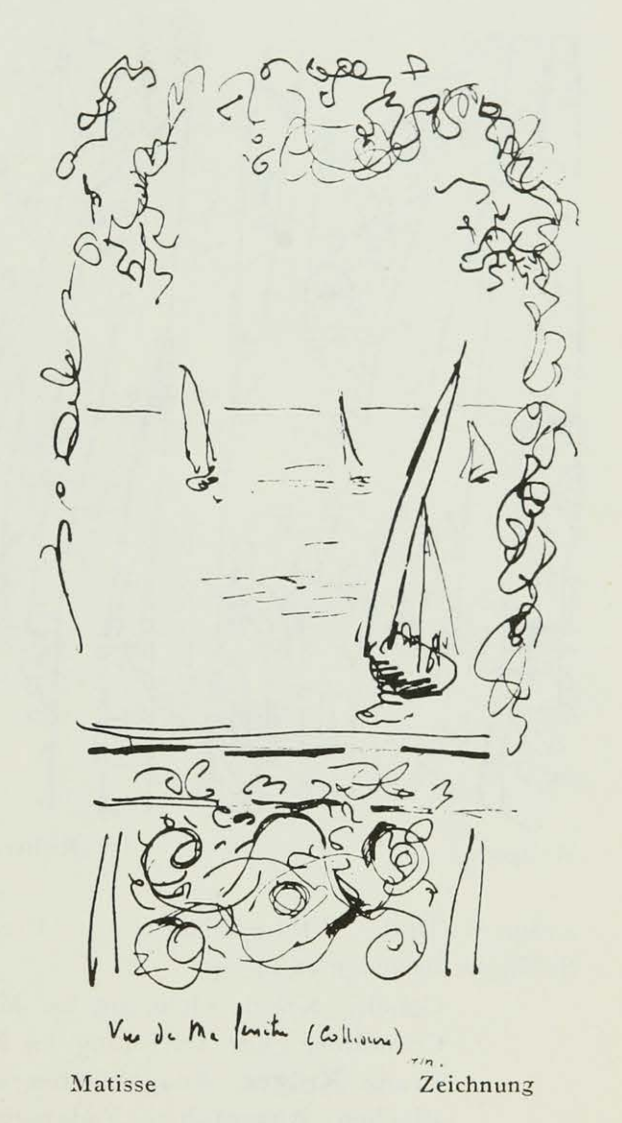


Werner Heuser Zeichnung

VOM KUNSTMARKT

Ein besonders paradiesisches Leben führt zur Zeit in Deutschland der Bibliophile. Neben seinem Morgenkaffee liegen die ersten Antiquariatskataloge. Mittags findet er sicher wieder einen Katalog, und wenn er Glück hat, beschließt er den Abend in gleicher Weise.

Dieses Überangebot zeigt sich auf allen Gebieten, auch auf allen Gebieten der Kunst. Wir haben in Deutschland im November etwa 25 Auktionen gehabt, davon eine ganze Reihe mehrtägig, so daß der liebe Gott für jeden Tag sorgte, daß wir Geld hätten ausgeben können, wenn wir welches gehabt hätten. Gemälde, Möbel und Antiquitäten, Graphik jeder Zeit und Qualität wurden reichlich angeboten, und die Kataloge — man kann nur sagen: Respekt! Wieder Farbentafeln, Lichtdrucke, gutes Papier. Jeder Mensch in Deutschland, der während der Inflationszeit Kunst als Kapitalsanlage sammelte — also von 100 Deutschen immer 99 —, ist geradezu rührend bemüht, jetzt seine Schätze wieder denen zugänglich zu machen, von denen er mit Recht ein besseres Verständnis dafür erwarten kann.



Matisse Zeichnung

Im Ausland sieht es genau umgekehrt aus. Da ist es auffallend still. Weder in Frankreich, noch in Holland, noch in England ist bis jetzt auch nur eine irgendwie bedeutende Auktion gewesen. Das hat seine guten Gründe. Infolge der Änderung der ganzen Verhältnisse sind nämlich alle Kunstpreise in der ganzen Welt in einem unaufhörlichen Weichen begriffen. Und der nationale Kunsthandel ist viel zu klug, um das öffentlich durch Auktionen zuzugeben. Er verkauft lieber mit großen Verlusten unter der Hand, wo das niemand bemerken kann. Auch wir tun das ja zum Teil, vor allem bei Gemälden, wo im Handel z. B. für führende Werke der Impressionisten Preise gezahlt werden, die noch 1914 in ihrer Bescheidenheit kein Mensch für möglich gehalten hätte. Aber im allgemeinen ist der deutsche Kunstmarkt nicht klug genug. Er sucht die Auktionen auf, anstatt sie zu meiden, und so ist die Lage, selbst wenn sie sich tatsächlich in den letzten Monaten wieder nicht unerheblich gebessert hat, doch zu sehr allen Blicken zugänglich, als daß von ihr tatsächlich belebende Anregungen ausgehen könnten.

Wenn dieser Artikel in Satz geht, steht der November erst in seinen Anfängen. Über die entscheidenden Auktionen aller Gebiete wird erst im nächsten Hefte zu berichten sein. Von dem Wenigen, was bereits passierte, sei hier einiges aufgezeichnet, was für die Situation oder für den Geschmack bezeichnend ist.

Lempertz in Köln hat seine erste Gemäldeversteigerung in diesem Winter hinter sich. Eine Abendlandschaft von Caspar David Friedrich brachte auf dieser Versteigerung Mk. 1300.—, für eine kleine „Mühle im Walde" von Andreas Achenbach wurden Mk. 3600.— bezahlt.

Bei Hollstein & Puppel in Berlin wurden vom 3. bis 5. November mehr als 1300 Nummern Graphik versteigert. Die Auktion enthielt eine Seltenheit allerersten Ranges, Schongauers „Versuchung des heiligen Antonius", die mit Mk. 3550.— bezahlt wurde. Verhältnismäßig billig kaufen kann man jetzt Dürer und die deutschen Kleinmeister, selbstverständlich aber nur in Drucken mittlerer Qualität. Die hier eine Zeitlang sehr tätige englische Konkurrenz scheint ein wenig ermüdet zu sein und hat sich auch bis zu einem gewissen Grade den italienischen Stechern, der neuesten Mode des englischen Graphiksammelns, zugewendet.



Weisgerber Radierung

Ähnliches konnte man auch auf der Rembrandtversteigerung bei Amsler & Ruthardt in Berlin beobachten. Die Konkurrenz war sehr schwach.

Eine ganz andere Belebung wies die Versteigerung von Handzeichnungen bei der gleichen Firma auf. Sie war charakterisiert durch ein ungewöhnliches Interesse für Nazarener und Deutsch-Römer. Wenn man die Nazarener noch 1914 für 50 bis 100 Mk. für das Blatt überall kaufen konnte, so zeigte sich jetzt ein ganz verändertes Bild. Wir geben einige Preise, aus denen der Leser selbst seine Schlüsse ziehen mag:

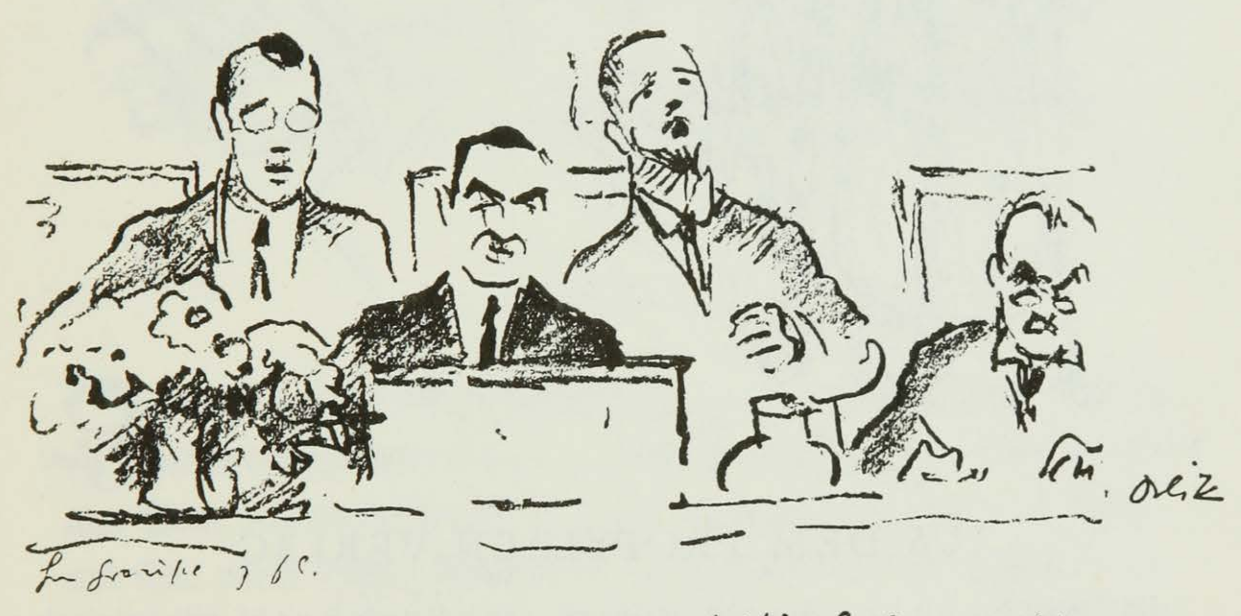
Genelli, Kreidezeichnung = Mk. 880.—.
Cornelius, Federzeichnung = Mk. 840.—.
Franz Krüger, Ausgeführtes weibliches Bildnis = Mk. 400.—.
Blechen, Ausgeführte Federzeichnung = Mk. 270.—.
Feuerbach, Liegende Venus = Mk. 6000.—.
Liebermann, Interessante frühe Zeichnung = Mk. 2100.—.

Bei einer Versteigerung von Hohenzollernautographen durch die Firma Henrici in Berlin wurde ein Brief, ein Jugendbrief Friedrichs des Großen, mit M. 1050.— bezahlt, während es nur 26 Mk. für jenen historisch bedeutsamen Brief gab, durch den 1882 Wilhelm II. den König Humbert von Italien zur Taufe seines ältesten Sohnes einlud! Da zweifelt man am Geiste der Geschichte.

Wenn wir uns auch vorbehalten müssen, auf die Novemberauktionen im nächsten Heft einzugehen, so seien doch ihrer zwei bereits hier kurz erwähnt: die Versteigerung Manheimer bei Graupe und die große Graphikauktion bei Boerner. Die Graupe-Auktion brachte eine recht gute Bibliothek deutscher Erst-

ausgaben, und es gelang ihr unter tatkräftiger Beihilfe des Buchhandels, die Preise für deutsche Erstausgaben einigermaßen zu stabilisieren. Die Boerner-Auktion, die mit einer ziemlich gemischten Sammlung von Handzeichnungen begonnen hatte, aus der sich die holländischen Händler die Rosinen herausholten, erfuhr ersichtliche Belebung, als am zweiten und dritten Tage die Dubletten der Albertina und des Britischen Museums zum Angebot gelangten. Für das beste gab es da angenehm rund zu hörende Preise, so etwa Mk. 11 000 für das Davidsohnexemplar von Rembrandts „Darstellung im Tempel", Mk. 8000 für den „Heiligen Hieronymus in bergiger Landschaft" und Mk. 7500 für den Ephraim Bonus, beide aus der gleichen Sammlung. Diese Preise, nebst allen anderen wichtigen Preisen, wurden von London, Amsterdam und — Wien bezahlt. Warum gerade von Wien? Weil hier sich für die Ausfuhr über Luzern ein besonderes System herausgebildet hat. Kunstmarktmäßig gesprochen ist Wien Ausland, valutastarkes Ausland! Der deutsche Kunsthandel sah den Vorgängen mit Interesse zu.

Brieger.



Emil Orlik — Litho



Max Liebermann — Lithographie zum Buch ‚Ruth'

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Im Dezember wird zur Ausgabe gelangen „Das Buch Ruth" mit Originallithographien von Max Liebermann. Diese stimmungsvolle biblische Novelle ist in einem besonders großen Grad der Lutterfraktur von Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden gedruckt worden. 50 Exemplare wurden auf schweres Japan-Papier abgezogen und von Ulber in Berlin mit der Hand in bestes Saffianleder gebunden. (Preis: M. 300.—.) Weitere 150 Exemplare sind auf Büttenpapier gedruckt und in Halbleder gebunden. (Preis: M. 125.—.) Die Lithographien waren den sorglichen Händen Dannenbergers (M. W. Lassally, Berlin) anvertraut. Der Künstler hat die ganzseitigen Blätter beider Ausgaben handschriftlich signiert.

Von Emil Orlik erscheint ein schmaler Sammelband mit dem anspruchslosen Titel „Kleine Aufsätze", Max Slevogt zugeeignet und eingeleitet von Moritz Heimann. „Ohne Dampf und Krampf" sind hier ein paar Themen behandelt, die ihren Gegenstand in unverzerrtem Lichte zeigen und auch dem Sachspezialisten noch ein Licht aufzustecken vermögen. Da ist ein Aufsatz über die Physiognomie Beethovens und einer über Leibnizens Bildnisse, Bemerkungen über den Farbenholzschnitt in Japan und über chinesische Farbendrucke, über Photographie und über moderne Opernausstattung, ein lyrisches Intermezzo über



Erstes Kapitel

Zur Zeit, da die Richter regierten, ward eine Teurung im Lande. Und ein Mann von Bethlehem-Juda zog wallen in der Moabiter Land mit seinem Weibe und zwei Söhnen. Der hieß Eli-Melech, und sein Weib Naemi, und seine zween Söhne, Mahlon und Chil-Jon, die waren Ephrater, von Bethlehem-Juda. Und da sie kamen ins Land der Moabiter, blieben sie daselbst. Und Eli-Melech, der Naemi Mann, starb, und sie blieb übrig mit ihren zween Söhnen. Die nahmen moabitische Weiber. Eine hieß Arpa, die andere Ruth. Und da sie daselbst gewohnt hatten bei zehn Jahre, starben sie alle beide, Mahlon und Chil-Jon, daß das Weib überblieb den beiden Söhnen und ihrem Manne. Da machte sie sich auf mit ihren zwei Schnüren und zog wieder aus der Moabiter Lande; denn sie hatten erfahren im Moabiter Lande, daß der Herr sein

Seite aus dem Buch ‚Ruth' mit Lithographien von Max Liebermann. (Im Propyläen-Verlag, Berlin)



Torii Kiyomasu (Kiyonobu II.). Brustbild des Ishikawa Danjuro II.
Aus dem Mappenwerk: Frühe japanische Holzschnitte
(Propyläen-Verlag, Berlin)

Ägypten und eine kleine Selbstbiographie. Alles hat seinen besonderen Klang und gibt doch mit heiliger Nüchternheit bestimmten Aufschluß. Kupfertiefdrucktafeln begleiten und ergänzen den Text. (Preis gebunden M. 7.—.) 100 numerierte Exemplare des Buches wurden auf Büttenpapier gedruckt. (In Halbfranzband gebunden M. 50.—.) Ihnen sind drei signierte Originalgraphiken (zwei Radierungen und ein Farbenholzschnitt) des Künstlers beigegeben.

Hugo Steiner-Prag hat aus dem reichen Balladenschatz Heinrich Heines einen Zyklus von fünfzehn „Gespenstischen Balladen" ausgewählt und zehn Radierungen dazu geschaffen. Dem Meister des Golem liegen diese Ekstasen der Verzweiflung, der Angst, der Furcht, des Grauens, des Schreckens, des Schauders wie keinem andern. Das Werk erscheint in einer ähnlichen Ausstattung wie die längst vergriffenen „Spanischen Romanzen". Es wurden 200 numerierte Abzüge hergestellt. Die ersten 100 Exemplare enthalten eine besondere Radierung auf Japan und sind in Ganzleder gebunden, die übrigen in Halbleder. Alle Radierungen wurden vom Künstler handschriftlich signiert. (Die gewöhnliche Ausgabe kostet M. 100.—, die Vorzugsausgabe M. 175.—.)

Aus der literarischen Abteilung des Propyläen-Verlages ist nicht Vieles,

aber Gewichtiges zu berichten. Es betrifft insbesondere die Fortführung unserer großen Werkausgaben. An die Spitze stellen wir unsere von Carl Georg von Maaßen besorgte kritisch-historische Ausgabe von E. Th. A. Hoffmanns „Sämtlichen Werken". Wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß der achte Band („Die Serapionsbrüder"), den wir jetzt herausbringen, und zwar gemeinsam mit dem Georg Müller-Verlag, München, vom Sortimentsbuchhandel, vom Publikum und speziell den Subskribenten mit Jubel begrüßt wird, weil er lange Jahre mit schmerzlicher Sehnsucht erwartet wurde. Bei dem Rang, den diese maßgebendste aller Hoffmannsausgaben einnimmt, und der ihr auf Grund der früheren Bände von allen Fachleuten einstimmig zugewiesen wurde, nimmt das nicht wunder. Wie der Herausgeber derselbe geblieben ist, weist der Band selbstverständlich auch in seiner gesamten äußeren Gestaltung alle die Vorzüge auf, die den früheren noch in Vorkriegszeiten erschienenen nachgerühmt wurden. Ihm wird in Kürze der neunte Band mit den „Lebensansichten des Katers Murr" folgen. Die Horen-Ausgabe von Schillers Werken ist der Vollendung nahe. Die beiden letzten Bände (XXI und XXII) befinden sich in Vorbereitung. Ebenso werden wir unsere Goethe-Propyläen-Ausgabe demnächst um zwei weitere Bände (XXXI und XXXII) fördern können.



Nishimura Shigenobu, Der Schauspieler Bando Hikosaburo I.
Aus dem Mappenwerk: Frühe japanische Holzschnitte
(Propyläen-Verlag, Berlin)



Aufseesser

MARGINALIEN

MAX REINHARDTS WIEDERKEHR

Sum, sum, sum, Bienchen Sumerum.

I.

Saint Joan.

Bernard Shaws Vorwort im Programm der Aufführung im New Theatre, London.

The visit of Joan to the castle of Vaucouleurs, and her conquest of its captain, occupy about twenty minutes on the stage. Actually she made three visits before she carried her point with him. The apparent miracle which impressed him was the news of the Battle of Herrings. Joan learnt this from the mouth-to-mouth wireless of the peasantry. She was therefore able to tell him what had happened several days before the news reached him by the official routine of mounted messenger. This seemed to him miraculous. A much simpler form of miracle has been substituted in the play to save tedious and unnecessary explanations.

Joan's second adventure: the visit to Chinon and the conquest of the Dauphin, has been compressed in the same way. Actually, Joan was received after days of hesitation, and sent to Poitiers to be examined by a body of Churchmen there

Max Reinhardt und sein „Mirakel"-Star im Park Leopoldskron



(Jetzt Berliner Privatbesitz)

Munch, Skizze für eine „Gespenster"-Dekoration des Deutschen Theaters



Die Kapelle in Schloß Leopoldskron
Max Reinhardt u. Lady Diana Manners



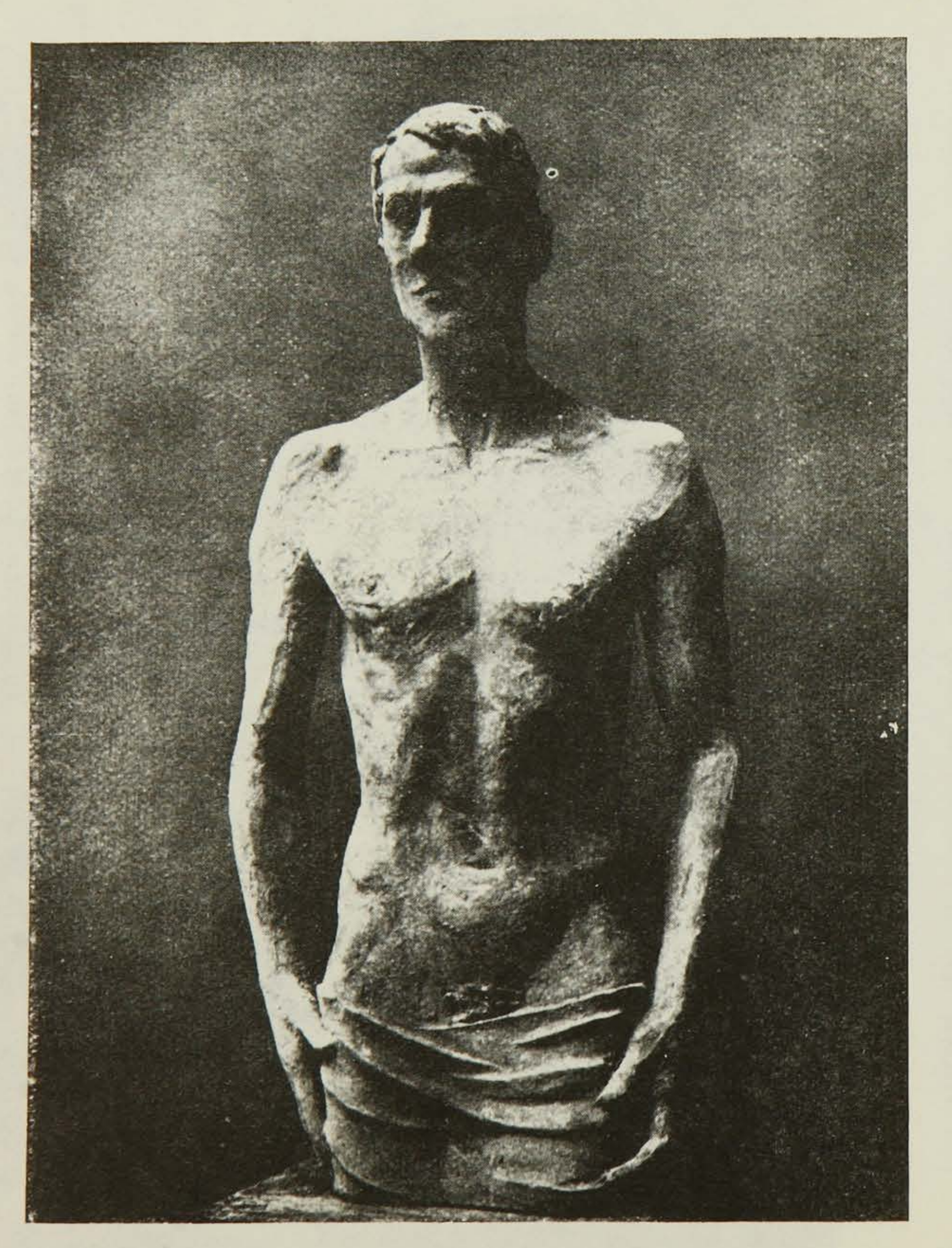
(Jetzt Berliner Privatbesitz)
Munch, Skizze für eine „Gespenster"-Dekoration des Deutschen Theaters

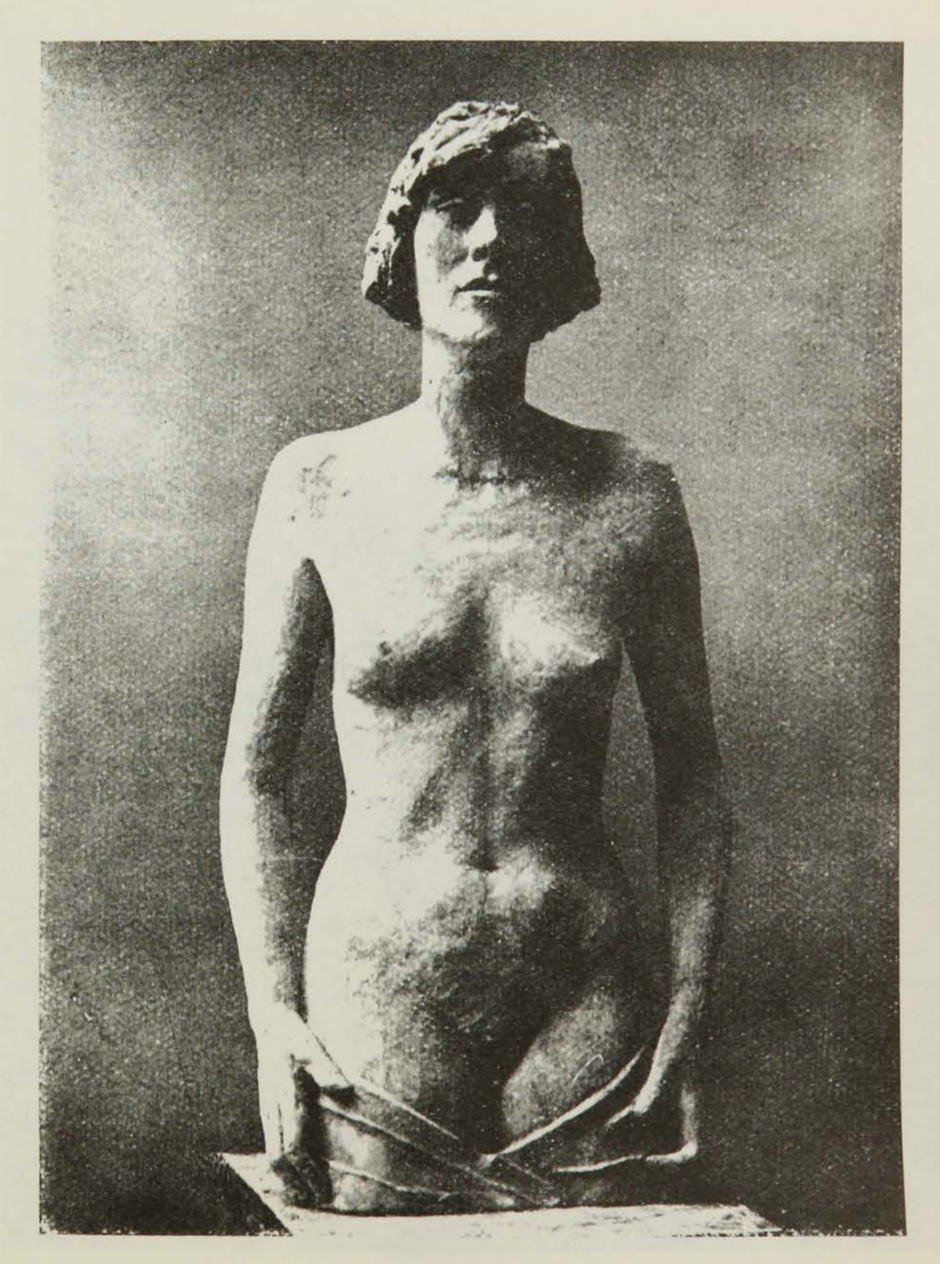
Der Hirsch, die Hirschkuh und Lady Manners vor dem Schloß Leopoldskron





Ernesto de Fiori, Zwei Karyatiden für Reinhardts neueröffnete „Komödie“ in Berlin





Ernesto de Fiori, Zwei Karyatiden für Reinhardts neueröffnete „Komödie" in Berlin

before she was sent with reinforcements to Orleans. The miracles of the drowned blasphemer and the change of wind on the Loire are historical.

Joan's unconscious confessions of heresy at her trial, her recantation, her relapse, and her execution, occupied several days. On the stage they occupy forty minutes; but nothing essential is misrepresented; and nothing is omitted except the adjournments and matters irrelevant to the final issue.

The Epilogue is obviously not a representation of an actual scene, or even of a recorded dream; but it is none the less historical. Without it the play would be only a sensational tale of a girl who was burnt, leaving the spectators plunged in horror, despairing of humanity. The true tale of Saint Joan is a tale with a glorious ending; and any play that did not make this clear would be an insult to her memory.

But this play is more likely to puzzle by its conflict with current fictions about Saint Joan than by its adaptation of facts to the stage. In any generally accessible work of reference, and in such well known books as those by Mark Twain and Andrew Lang it is stated that Joan's trial was corrupt, her judges scoundrels, and the questions put to her devised to trap her into fatal admissions. For these slanders of the Church and the Inquisition there is not a shred of evidence in the records of the trial. Joan's judges were as straightforward as Joan herself; and the law took its regular course. She was burnt for heresy because she was guided by her inner light to the position taken two hundred years later by the Society of Friends, for which women were judicially flogged mercilessly at the instance of the Church of England, and would have been burnt had they been Joan's contemporaries. Her insistence on wearing male attire is still a punishable offence. The opinion of the court that her visions were temptations of the devil was quite sincere. Like all prisoners of war, Joan was tried by her political enemies instead of by an impartial international tribunal; but a medieval Catholic court was far more impartial than a modern national one. How violently the English were prejudiced against her may be seen in the scurrilous popular representation of her in the XVI century play of Henry VI. (supposed to have been touched up by Shakespeare); but it was not an English court that excommunicated her; and she would have been burnt equally if the Hundred Years War in France had been a purely civil one. Not until the Church privileged her private judgment and classed her visions and her inner light as celestial by canonizing her in 1904-1920 was the verdict of 1431 really reversed. Thus it cannot be too clearly understood that there were no villains in the tragedy of Joan's death. She was entirely innocent; but her excommunication was a genuine act of faith and piety; and her execution followed inevitably.

All the characters in the play are historical to the extent that they bear the names of persons who actually existed in Joan's time and were concerned with her as represented. But the information we have about them varies from such comparatively documented lives as those of Charles, Dunois, and Warwick, to that of Chaplain de Stogumber, who is known only by his having lost his temper and called Cauchon a traitor for accepting Joan's recantation. His Devonshire name is borrowed for the occasion. The English soldier represents a cherished tradition if not an authentic fact.

Several of the speeches and sallies in the play, especially those of Joan, are historical; and some of them may possibly sound like modern jokes: for instance, her use of the word *godons* (God damns) to denote English soldiers. One or two speeches have been transposed for stage purposes; and it has been assumed that

the military conversation of Dunois may safely be founded on that of his colleague the Duc d'Alençon, who does not appear in the play.

To the more romantic spectators, I must break the news that though Joan inspired strong likes and dislikes, and was not at all bad looking, she had no love affairs. There is overwhelming testimony that her complete neutrality in this respect was accepted as evidence of her divine mission by her soldier comrades.

No portrait of Joan was made to her knowledge; but a head sculptured at Orleans by an artist who presumably saw her is so extraordinary, being obviously a portrait and yet stranger in its impressiveness and the spacing of its features than any ideal head, that it can be accounted for only as an image of a very singular woman; and no other such woman than Joan is discoverable.

G. Bernard Shaw.

II.

Die heilige Johanna und Dr. Edgar von Schmidt-Pauli

(im „Roland von Berlin").



Der Erbauer des Rokokotheaters

Andere Schatten sind deutlicher. Glaubte man dem Londoner Darsteller des Bischofs Cauchon den vornehmen Kirchenfürsten, den ebenbürtigen Gegenspieler des sarkastischen Warwick, während er hier ein polternder Bierbrauer war, so stand drüben der Inquisitor als feiner, alter, gütiger und weiser Priester auf der Bühne an Stelle eines bei Reinhardt betont schlauen und seiner halb komischen Wirkung bewußten Schauspielers. Es ist überhaupt bei Reinhardt alles so verdammt bewußt. Bei Shaw ist Johanna unbeirrbar in ihrem naiven Glauben, hier die Bergner sehr bewußt naiv. Dort der Inquisitor unbewußt zum Lächeln zwingend, hier bewußt heiter wirkend. Das liegt nicht nur an dem vornehmeren Schauspielermaterial der englischen Bühne, sondern hier wird auf Kosten der Dichtung für vermeintliche theatralische Wirkungen vergröbert. Nur daß diese Unterstreichungen, die auch eine Art falschen Pathos bedeuten, heute verstimmen. Wir sind darüber hinaus. Eine ganze Entwicklung liegt dazwischen, wo Reinhardt jenseits stehengeblieben zu sein scheint. Noch klarer wird diese Rückständigkeit Reinhardts an der Inszenierung der großen Szene vor dem Inquisitionsgericht. Der geistige Gehalt, die geradezu meisterhaft komponierte Rede des Inquisitors verpufft ganz, wird fast zur Farce. Die Erregung der Mönche aber wird mit den ältesten Reinhardttricks des abgestimmten Volksgemurmels gemalt, das zu einem allgemeinen Aufstand gesteigert wird, malerisch gewiß sehr schön gestellt, aber den auf den innerlichen Konflikt der Jungfrau mit der Kirche gerichteten Aufbau der Szene total zerreißend. Nein, das darf ein bedeutender Regisseur heute nicht mehr bieten. Und wie laut ist nach der Verbrennung das Entsetzen des Mönches Stogumber, wie stark aufgetragen des

Bruders Martin visionäre Einstellung! Als fehlte Reinhardt die Kenntnis von der Intensivierung des Ausdrucks, die sich inzwischen beim heutigen Theater vollzogen hat, von der Konzentrierung, die bei einigen Regisseuren fast zur Hysterie ausartete, jedenfalls keine Deklamation und äußerliche Flachheit mehr verträgt.

Bei der rein dekorativen Ausarbeitung der Szenen spielt sich der gleiche Vorgang ab. Hier zeigt sich auf der einen Seite die große Begabung Reinhardts für malerische Wirkungen. Wundervolle Kostüme, reizvolle Lichteffekte. Das Profil des Altars in der Kirche zu Reims mit den brennenden Kerzen ist eine kunstvolle Malerei für sich. Doch schon hier wird man durch sie von den tiefen Worten der Johanna abgelenkt. In London war nur ein Seitengang aus grauem Stein dargestellt! (Unmöglich nebenbei, daß der König vor dem Altar respektlos hin und her spaziert, während der Bischof sich an derselben Stelle später kniend tief verneigt . . .) Zur Katastrophe aber wird die verhängnisvolle Neigung Reinhardts zu malerischen Effekten auf Kosten der Dichtung am Schluß des Stückes. Das breite Lotterbett des Königs in der Mitte auf hohen Stufen läßt zunächst die Erscheinung der Johanna nicht zur Geltung gelangen. Das mag noch hingehen. Während jedoch bei der Londoner Aufführung Johanna ihre ergreifenden Schlußworte spricht, in einer schmalen Lichtsäule stehend, während sonst alles in Dunkelheit versunken ist, und der Vorhang dann sofort fällt, die rührende Klage nachklingen lassend, läßt Reinhardt — schaudernd mußt' ich's erleben — den Worten eine Apotheose folgen, indem auf dem dunklen Hintergrund der Bühne das Denkmal der Jungfrau von Orleans im Licht erscheint! —



Der Bauherr

So muß man an all diesen Merkmalen bedauernd feststellen, daß das Wiedersehen mit dem Regisseur Reinhardt trotz der glücklichen Wahl des Stückes eine Enttäuschung war. Eben denen, die den seltenen Mann mit seiner suggestiven Gewalt über das Schauspielervolk ins Herz geschlossen haben, muß es bitter sein, nichts zu finden, was auf eine Entwicklung oder gar künstlerische Vertiefung hindeutet. Seine Johanna ist gegen die Londoner gehalten eine Provinzaufführung. Er ist stehen geblieben. Gern betone ich wieder, daß offenbar auch die englische Schauspielkunst seiner zur Entwicklung bedurft hat. Aber weil sie fortschritt, weil wir alle weitergegangen sind, erscheint bei Reinhardt stellenweise selbst das, was wir früher bewunderten, als abgegriffen und flach. Wenn nach dieser Probe von einer Entwicklung überhaupt gesprochen werden kann, so ist es die seiner gefährlichen Triebe ins Äußerliche, in die Verflachung und Vergröberung. Der unvergeßliche Brahm hat einen anderen Weg gewiesen, der in die Tiefe führt.

Hoffen wir, daß Reinhardt sich ihm wieder nähern wird. Für dieses Mal ging es mehr in die Richtung nach Show denn nach Shaw.

III.

Reinhardt als Theaterbauer.

Professor Max Reinhardt baute am Kurfürstendamm sein neues Theater, das inzwischen den Namen „Die Komödie" erhalten hat. Oskar Kaufmann machte die Sache, dem wir, zusammen mit Leschnitzer, schon die Krolloper und das Palais Lewin in Breslau verdanken. Kaufmann, mitangesteckt von der Sucht nach westlicher Kultur, beauftragte den Berliner Bildhauer Fiori, sechs Karyatiden für die Bühnenlogen und rechts und links vom Saaleingang zu bauen. Fiori machte sich sofort an die Arbeit, entzückt, daß Reinhardt zu den großen Unternehmern der Kunst gehört, die schon wissen werden, warum sie auf ihn verfallen. Und es wurden prachtvolle Plastiken, Fiori zeigte sein Bestes.

Gerade hatte der brave Maurermeister die Karyatiden gerichtet, als wie zu einer Generalprobe des Hauses Max Reinhardt erschien, begleitet von einem Generalstab von Theater- und sonstigen Leuten. Tiefe Verbeugungen.

Dann ist der große Reinhardt in den Saal hereinspaziert, der in vorläufiger Beleuchtung die Malereien Hans Meids zeigte, hat sich um und um geschaut, und alles hat gebibbert. Immerzu schüttelte Oskar Kaufmann mit dem Kopfe und suchte schweißtropfend dem hohen Herrn etwas klar zu machen. Aber der stand da: böse, überrumpelt. Und plötzlich sammelten sich seine Blicke auf den schuldig-nackten Karyatiden Fioris. „Was ist denn das da? Das verdirbt ja den ganzen Eindruck! Das sind ja Kunstwerke! Sagte ich Ihnen nicht ... Das Publikum wird immerzu da hinschau'n und auf die Bühne nicht acht geben."*) Der Himmel verfinsterte sich. Fiori versank. Die Maurer am Tempel der heiligen Komödie bauten in aller Schnelle die peinlichen Figuren ab und legten sie in die Ecke hinter die Kulissen. *Heygrodt.*

IV.

Bei Max Reinhardt zu Gaste.

Von *Selma Harden.*

Just vierundzwanzig Stunden vorher, ehe seine neueste Schöpfung „Die Komödie" für das theaterbesuchende Berlin eröffnet wurde, lud Max Reinhardt „die Freunde des Deutschen Theaters" zu sich, um für sie „eine Aufführung zu veranstalten", wie die offizielle Einladungskarte lautete. Und es war wirklich eine „Premiere", die sich sehen lassen konnte! *Das gesellschaftliche Ereignis der Saison.* Über das *entzückende, augeerfreuende Theater, voll heiterer Grazie, als Ding an sich,* das in seiner ganzen Gestaltung, in seinem Namen *Komödie* die *italienische Commedia* verkörpert, und über die Aufführung selbst, *fehlt mir die Berechtigung zu sprechen.* Ich will nur etwas erzählen, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Von dem Regisseur Max Reinhardt, mit welch *innerer Frische* er seinem Werk gegenübersteht. Wie immer bei seinen Generalproben, saß er, *von seinen Getreuen umgeben,* in einer *der vordersten Parkettreihen* (doch *fehlte* heute natürlich das *Regiepult* mit der *„ewigen Lampe"),* seine Notizen

*) Uebrigens hat Reinhardt z. Zt. die Munchschen Fresken im Deutschen Theater abnehmen lassen und an Cassirer verkauft und letzthin die vier Munchschen Skizzen für die „Gespenster", die er noch besaß, in den Kunsthandel gebracht. Sein Schloß Leopoldskron ist von der Firma Hugo Baruch u. Co. eingerichtet.

während der Aufführung machend. Als nun aber Hermann Thimig seine *unwiderstehlichen* Lazzi von sich gab, die Zuhörer nicht aufhören konnten zu lachen, mußte sich Reinhardt, dem die Sache doch eigentlich nicht ganz neu war, die Augen mit dem Taschentuch trocknen, *so sehr hatte er lachen müssen.* In diesem Augenblick war er eben auch *nur unbefangenes, genießendes Publikum.* Und aus welchen Elementen bestand nun dieses Publikum? „Namen nennen dich nicht" — *denn, wer war nicht da? Gesellschaft (von den oberen Stufen der ehemaligen Leiter angefangen), Kunst, Wissenschaft, Literatur, Theater,* wohin das Auge sah, bekannte Gesichter. „Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten und spielen ohne Gage mit." Und so wie damals, so auch heute. Denn, bot es nicht ein amüsantes Schauspiel, wie, à la Fregoli, eine der Schönen in ihrer Loge eine silberglitzernde Schulter, bald vom dunklen Pelzmantel, bald von Hermelin umrahmt, zum „besten" gab? Und man sah schöne Frauen, schöne Toiletten *(die Herren dem Stil des neuen Hauses entsprechend ebenfalls im Abendanzug), die Schönste schien mir aber die zum Bau gehörige junge Schauspielerin, die ihr „goldenes Vließ" mit seltener Anmut zu tragen weiß. „Oh, du mein Land Tirol" ... Alles in allem ein schönes Bild in schönem Rahmen. Eine liebenswürdige Aufmerksamkeit des Gastgebers, dieses Bild seinen Getreuen auf der Platte verewigen zu lassen* und so für die Dauer, für sie und sich festzuhalten, was in leider allzu flüchtigen, schönen Stunden er an dankbaren „Freunden des Deutschen Theaters" um sich geschart.

(8-Uhr-Abendblatt.)

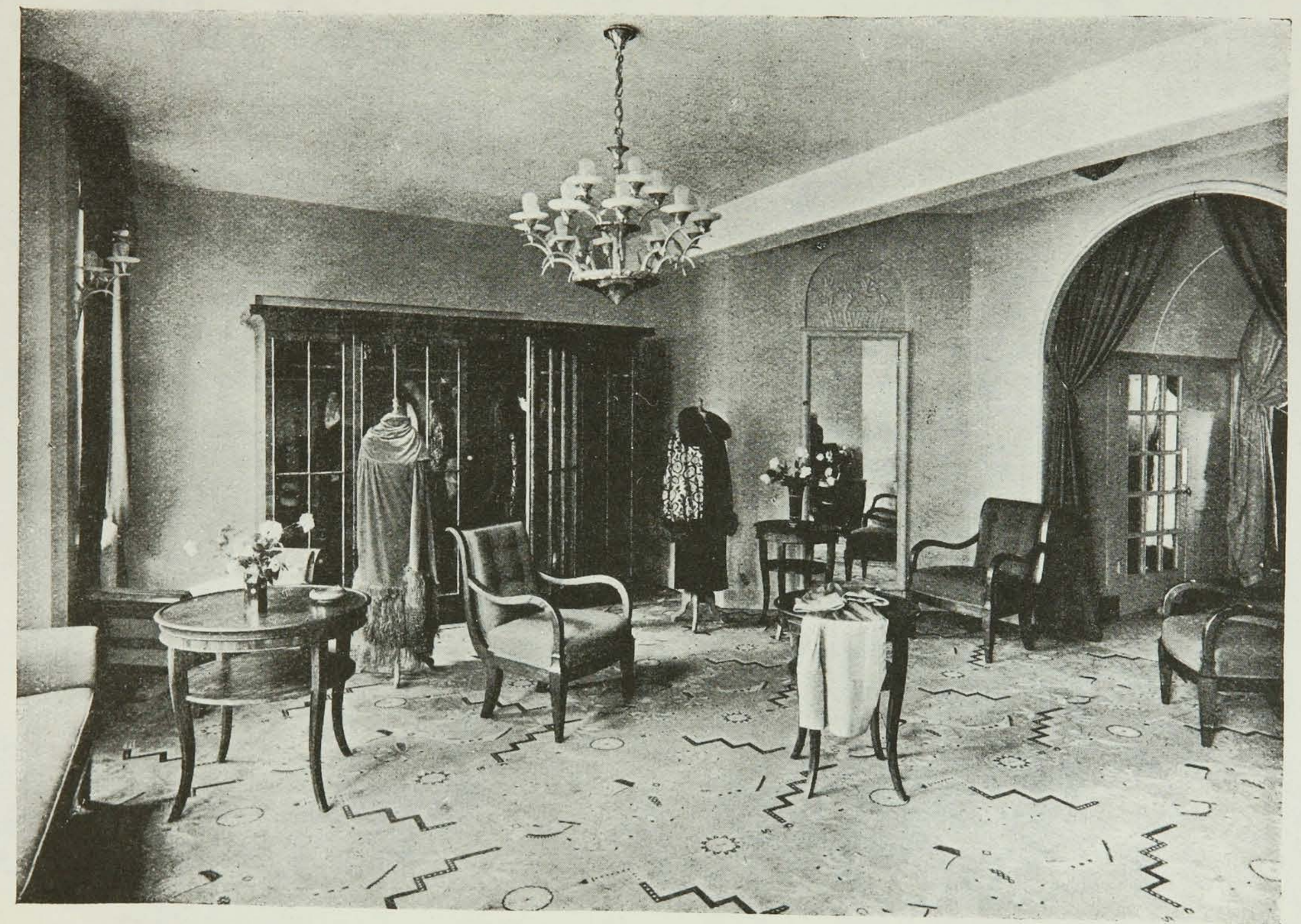
V.

Der Diener zweier Herren.

Wenn aber dieser Lebendige, der am Schluß der Vorstellung gewaltig gefeiert wurde, aus der koketten Weltabgeschiedenheit seines Theaterchens, aus dieser heiteren Glanzspielerei heraustritt auf den Kurfürstendamm, wo die Autos, die Bogenlampen, die von der Arbeit Heimströmenden, die Dirnen und Bettler, die Reichgewordenen und Verarmten, ein ganz anderes bewegtes Bild bieten, während fern ringsum die endlosen Vorstädte drohen ... fügen sich dann nicht die zuckenden Lichter der Großstadt zu einem Menetekel zusammen, das Sie, verehrter Max Reinhardt, in die Gegenwart ruft und Sie drohend in die Zukunft weist?

Kurt Pinthus.

(8-Uhr-Abendblatt.)



(Photo Bedford Lemare)

Hermann Gersons Verkaufsraum für Konfektion in London

(Photo, Antiquitätenhaus A. Wertheim, Berlin)

Italienische Louis-XVI.-Bank, Original, mit antikem Sammet, Ligurien, 1780

Tischplatte. Intarsia.

Entwurf u. Ausführung Flatow u. Priemer. Berlin W 10











DÉPÔT
D'EAU DE COLOGNE
DE JEAN-MARIE FARINA,

Fournisseur Breveté

DES COURS DE FRANCE, D'ALLEMAGNE, DE PRUSSE.

Paul Féminis fût le premier Inventeur de l'Eau de Cologne, surnommée *l'Admirable*, à cause de ses merveilleuses propriétés. Jean-Antoine FARINA, l'un des plus anciens distillateurs de Cologne, et son unique successeur, transmit le secret de sa composition à lui seul connu, à moi JEAN-MARIE FARINA son petit-fils; mes veilles et mes travaux m'ont fait porter cette Eau au plus haut degré de perfection; et je justifie sa perfectibilité et ses qualités supérieures à toutes autres, par les divers brevets de Fournisseur que j'ai successivement obtenus des Cours de France, d'Allemagne, de Prusse, etc. etc. Les suffrages flatteurs que j'ai reçus des premiers médecins de Paris, de ses chimistes les plus renommés, et le constant emploi qu'ils en font tous les jours comme cosmétique ou comme remède, me donnent les droits les plus incontestables à la confiance générale; l'expérience, la raison et la vérité se réunissent donc pour garantir les précieux et salutaires effets *de mon Eau*.

« Nous venons de recevoir un Précis sur *les propriétés médicales de l'Eau de Cologne* de Jean-Marie Farina. S'il faut en croire l'auteur, et nous n'avons aucune raison de révoquer en doute sa véracité, l'Eau de Cologne qui sort des magasins de la *rue Saint-Honoré*, n° 333, se distribue avec profusion chez tous les peuples civilisés, et on la trouve dans les pharmacopées de Philadelphie comme sur les toilettes de Moscou. « *C'est elle seule*, dit M. Farina, *qui perpétue et conserve les grâces et la fraîcheur de la jeunesse, et qui donna à l'enchanteresse Ninon le don de plaire à quatre-vingts ans.* »

Une telle propriété doit assurer à ce cosmétique une prodigieuse consommation. Au surplus, la réputation de l'Eau de Cologne de Jean-Marie Farina est faite depuis long-temps. On sait que c'est la meilleure de l'Europe. C'est l'avis de plusieurs célèbres médecins. Leurs témoignages sont imprimés à la suite du Précis dont il est question. Ils suffisent pour justifier la confiance des consommateurs et des femmes qui veulent marcher sur les traces de Ninon. (*Extrait du journal du Commerce, mardi 31 mars 1818.*)

Nota. Voyez l'article du journal de Paris, du 5 janvier, 1818.

Toutes les caisses seront cachetées en cire verte, représentant les armoiries ci-dessus, le portrait de l'inventeur et le nom de Jean-Marie FARINA.

Chaque boîte portera une semblable gravure à celle en tête de ce Tableau et renfermera un Précis sur les propriétés médicales.

Jean Marie Farina

(Köln, Galerie Flechtheim)

Eau de Cologne-Plakat aus dem Jahre 1818


DÖRFEL
VOX
VOX
MUSIKINSTRUMENTE
WUNDER DER TONWIEDERGABE

Aus großer Zeit.

Plakat in einem französischen Etappenort.

Tod den Fliegen.

Die Fliegen sind gefährliche Tiere. Sie transportieren Krankheiten von Kadavern zu Lebenden, von Lebenden zu Kadavern.

Deshalb befehle ich:

Man töte die Fliegen!

Ich will aber, daß das Massaker nicht gratis sei, sondern zahle für einen bei dem Ortskommandanten abgegebenen Sack von 50 kg männlichen Fliegen 20 Mk., einen Sack von 50 kg weiblichen Fliegen 15 Mk., gemischte Geschlechter sind wertlos.

von X,
Rittmeister und Ortskommandant.

......, 25. August 1917.

Mort aux mouches.

Les mouches sont des bêtes dangereuses; elles transportent des maladies contagieuses de cadavres aux vivants et de vivants aux cadavres. C'est pourquoi que j'ordonne

qu'on les tue.

Je ne veux pas, que ce massacre ait lieu pour le Roy de Prusse, je payerai pour un sac, deposé à la Commandanture de place, de 50 kg plein de mouches mâles Mk. 20, de mouches femelles Mk. 15, les sexes melangés sont sans valeur.

von X,
Capitaine et Commandant de place.
Donné à
......, ce 25 août 1917.

Lepke, Auktionskatalog. Kleine Kinderbüste. Messing versilbert. Etwa zweijährig, der Saum des Hemdchens quer durch die Brust laufend. Französisch, Ende 18. Jahrh.

Schillers **„Jungfrau von Orleans".**	Shaws **„Heilige Johanna".**
Johanna *(allein):* Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften, Ihr traulich stillen Täler lebet wohl! Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln. Johanna sagt euch ewig Lebewohl! — — — — — — — — — — —	Johanna *(ungemein aufgeregt durch ihren Erfolg; zu Bertrand von Poulengey):* Komm, Polly!
Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe! Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf. Vor Orléans soll das Glück des Feindes scheitern. Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.	*(Macht einen Knicks):* Guten Morgen, edler Herr Hauptmann. Ich bringe die Befehle von meinem Herrn. Ihr sollt mir ein Pferd, eine Rüstung und ein paar Soldaten geben und mich zum Dauphin schicken. — — — — — — — — — — —
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen. — — — — — — — — — — —	*(Beruhigend):* Ja, Herr Ritter. Das ist ganz in Ordnung. Mein Herr ist der König des Himmels.
An diesen Größeren bin ich gesendet.	Edler kleiner Dauphin, ich bin gesandt, um die Engländer aus Orléans und Frankreich zu verjagen und dich zum König zu krönen in der Kathedrale zu Reims, wo alle echten Könige gekrönt werden.
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt Verschwinden — der den heiligen Pflug beschützt, Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde, Der die Leibeigenen in die Freiheit führt, Der die Städte freudig stellt um seinen Thron, Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt, Der den Neid nicht kennet — denn er ist der Größte —, Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung Auf der feindsel'gen Erde.	Du lieber Himmel! Zuerst sind wir alle so. Ich werde dich mit Mut erfüllen. — — — — — — — — — — — Es ist umsonst, Charlie. Du mußt tragen, was Gott dir auferlegt. Wenn es dir nicht gelingt, dich zum König zu machen, wirst du ein Bettler werden. Wozu taugst du sonst? Komm, zeig' mir, wie du auf dem Thron sitzest, darauf habe ich mich gefreut. — — — — — — — — — — — Du bist noch nicht König, Kleiner. Du bist nur Dauphin. Laß dich von deiner Umgebung nicht davon abbringen. Die Aufmachung macht einen

leeren Kopf nicht voll. Ich kenne das Volk, das wirkliche, das dein Brot für dich bereitet. Und ich sage dir, es wird keinen Mann König von Frankreich nennen, ehe das heilige Öl sein Haar gesalbt hat, und ehe er selbst in der Kathedrale zu Reims geweiht und gekrönt ist. Auch brauchst du neue Kleider, Charlie. Warum nimmt sich die Königin deiner nicht ordentlich an?

— — — — — — — — — — —

Du hast etwas wie Güte an dir, Charlie, aber es ist doch nicht die Güte eines Königs.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein.

(Wieder verachtungsvoll): Sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, das ist genau so, als ob man sich um seinen eigenen Körper kümmern wollte. Es ist der sicherste Weg, sich krank zu machen. Was ist meine Angelegenheit? Der Mutter zu Hause zu helfen. Was ist die deine? Schoßhündchen streicheln und Zuckerplätzchen knabbern. Ich nenne das Dreck. Ich sage dir, das, was wir hier zu tun haben, ist Gottes Sache, nicht unsere eigene. Ich habe eine Botschaft von Gott an dich, und du mußt darauf hören, wenn auch dein Herz vor ihrer Furchtbarkeit zerbricht.

— — — — — — — — — — —

Schiller und Shaw.

Schillers **„Jungfrau von Orleans".**	Shaws **„Heilige Johanna".**
Johanna *(allein):* Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften, Ihr traulich stillen Täler lebet wohl! Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln. Johanna sagt euch ewig Lebewohl! — — — — — — — — — — —	Johanna *(ungemein aufgeregt durch ihren Erfolg; zu Bertrand von Poulengey):* Komm, Polly!
Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe! Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf. Vor Orléans soll das Glück des Feindes scheitern. Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif. Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen. — — — — — — — — — — —	*(Macht einen Knicks):* Guten Morgen, edler Herr Hauptmann. Ich bringe die Befehle von meinem Herrn. Ihr sollt mir ein Pferd, eine Rüstung und ein paar Soldaten geben und mich zum Dauphin schicken. — — — — — — — — — — — *(Beruhigend):* Ja, Herr Ritter. Das ist ganz in Ordnung. Mein Herr ist der König des Himmels.
An diesen Größeren bin ich gesendet.	Edler kleiner Dauphin, ich bin gesandt, um die Engländer aus Orléans und Frankreich zu verjagen und dich zum König zu krönen in der Kathedrale zu Reims, wo alle echten Könige gekrönt werden.
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt Verschwinden — der den heiligen Pflug beschützt, Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde, Der die Leibeigenen in die Freiheit führt, Der die Städte freudig stellt um seinen Thron, Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt, Der den Neid nicht kennet — denn er ist der Größte —, Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung Auf der feindsel'gen Erde.	Du lieber Himmel! Zuerst sind wir alle so. Ich werde dich mit Mut erfüllen. — — — — — — — — — — — Es ist umsonst, Charlie. Du mußt tragen, was Gott dir auferlegt. Wenn es dir nicht gelingt, dich zum König zu machen, wirst du ein Bettler werden. Wozu taugst du sonst? Komm, zeig' mir, wie du auf dem Thron sitzest, darauf habe ich mich gefreut. — — — — — — — — — — — Du bist noch nicht König, Kleiner. Du bist nur Dauphin. Laß dich von deiner Umgebung nicht davon abbringen. Die Aufmachung macht einen

leeren Kopf nicht voll. Ich kenne das Volk, das wirkliche, das dein Brot für dich bereitet. Und ich sage dir, es wird keinen Mann König von Frankreich nennen, ehe das heilige Öl sein Haar gesalbt hat, und ehe er selbst in der Kathedrale zu Reims geweiht und gekrönt ist. Auch brauchst du neue Kleider, Charlie. Warum nimmt sich die Königin deiner nicht ordentlich an?

— — — — — — — — — — —

Du hast etwas wie Güte an dir, Charlie, aber es ist doch nicht die Güte eines Königs.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein.

(Wieder verachtungsvoll): Sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, das ist genau so, als ob man sich um seinen eigenen Körper kümmern wollte. Es ist der sicherste Weg, sich krank zu machen. Was ist meine Angelegenheit? Der Mutter zu Hause zu helfen. Was ist die deine? Schoßhündchen streicheln und Zuckerplätzchen knabbern. Ich nenne das Dreck. Ich sage dir, das, was wir hier zu tun haben, ist Gottes Sache, nicht unsere eigene. Ich habe eine Botschaft von Gott an dich, und du mußt darauf hören, wenn auch dein Herz vor ihrer Furchtbarkeit zerbricht.

— — — — — — — — — — —

Nicht also, edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdischer Gewalt
Ist meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich siegen werde!
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geist
Mich lehrte; sende hin und laß es holen!

Erhabene Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heiligen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen;
Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir,
Doch wenn es nottut, alsbald ist die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.

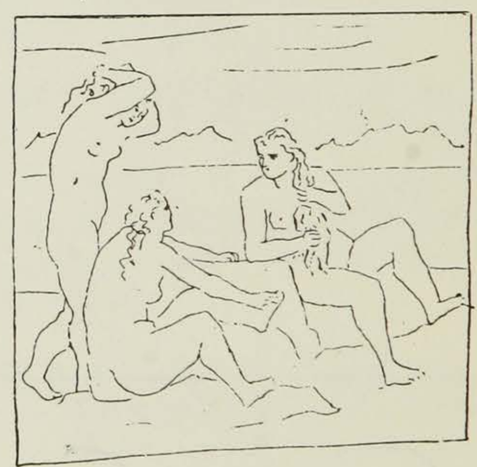
Ich bin vor hohen Fürsten nie gestanden,
Die Kunst der Rede ist dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, dich zu bewegen,
Besitz' ich Einsicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geschick
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Ich kann dich in der Kathedrale zu Reims in einen König verwandeln, und das ist ein Wunder, das ein tüchtiges Stück Arbeit kosten wird, wie es scheint.

Ja, Kamerad, aber man kann steinerne Mauern nicht mit Pferden bekämpfen. Man muß Kanonen haben, und zwar große!
— — — — — — — — — — —

Ich will die erste auf der Leiter sein, wenn wir die Schanze erreichen, Bastard. Ich fordere dich heraus, mir zu folgen. —

Ist das nicht sonderbar, Hans? Ich bin ein solcher Feigling. Es ist nicht auszudenken, wie ich mich vor einer Schlacht fürchte, aber nachher, wenn die Gefahr vorüber ist, wird es so langweilig, oh, so langweilig! Langweilig! Langweilig!



Picasso

(Traurig, aber in naiver Weise außerstande, den Eindruck zu erkennen, den sie hervorruft): Aber ich weiß es auch besser, als irgendeiner von euch es zu wissen scheint. Und ich bin nicht stolz, ich spreche niemals, wenn ich nicht weiß, daß ich recht habe.


A. Grunenberg

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf,
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?

Wo bin ich?

— — — — — — — — — — — —

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß,
Ich bin's nicht.

— — — — — — — — — — — —

(Sicht heiter lächelnd umher):
Und ich bin wirklich unter meinem Volk
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?
Ja, jetzt erkenn' ich alles deutlich wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh' ich nicht —
Wo ist sie?

Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!

Ihr wißt nie, wann ihr siegreich seid, das ist ein noch größerer Fehler. Ich werde euch in der Schlacht Spiegel tragen lassen, um euch zu überzeugen, daß die Engländer euch nicht allen die Nase abgeschnitten haben.

— — — — — — — — — — — —

(Triumphierend): Ah, wenn, wenn, wenn, wenn — wenn das Wörtchen „wenn" nicht wär', ging' ein Kamel durchs Nadelöhr. Ich sage dir, Bastard, deine Kriegskunst ist zwecklos, weil deine Ritter zu keinem wirklichen Kampf taugen.

Lieber Hans, ich glaube, du magst mich leiden, wie ein Soldat seinen Lieblingskameraden leiden mag.

— — — — — — — — — — — —

Trotz all deiner Sünden und deines Fluchens werden wir einander im Himmel begegnen, denn ich liebe dich, wie ich Pitou, meinen alten Schäferhund, liebe.

— — — — — — — — — — — —

Wehe mir, wenn mich alle Menschen preisen. Ich heiße euch daran denken, daß ich eine Heilige bin, und daß Heilige Wunder wirken können. Und jetzt sagt mir, soll ich vom Tode auferstehen und als lebendiges Weib zu euch zurückkehren? — Was? Muß ich wieder brennen? Ist keiner von euch bereit, mich zu empfangen?

— — — — — — — — — — — —

(Traurig): Gute Nacht, Charlie!

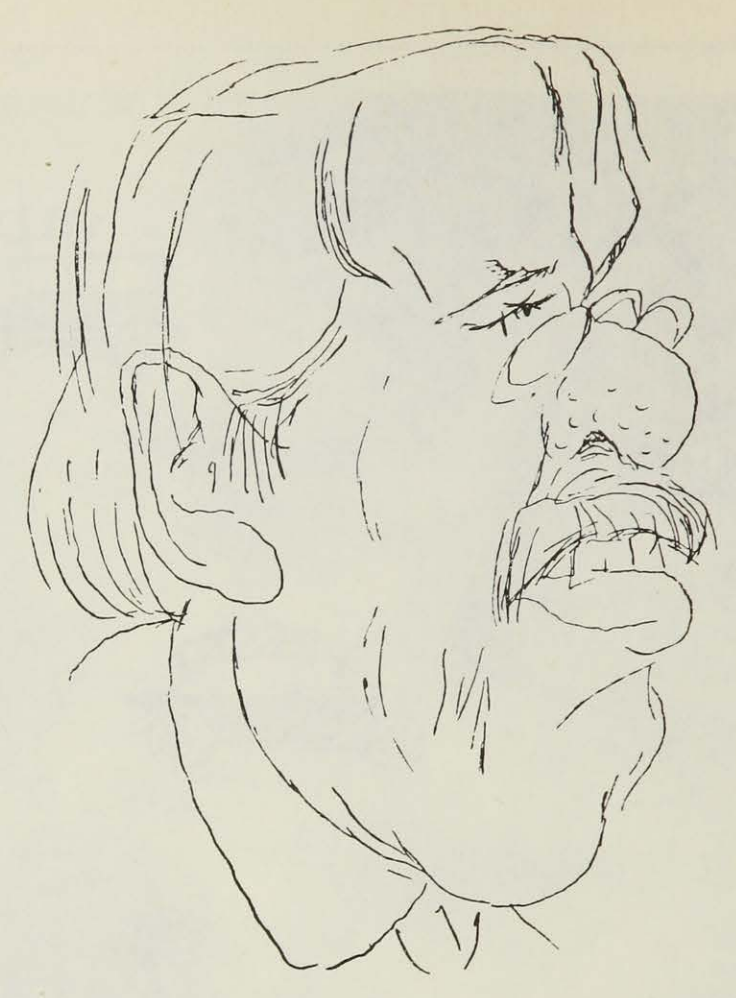
Von meinem Meister ward sie mir vertraut;
Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen,
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu —.

— —

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldenen Tore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —.
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide,
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist Freude.

O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie bereit sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?


Die
bevorzugten
DUX
PRESTO
MAGIRUS
VOMAG
Deutscher
Automobil-Konzern
(D·A·K·)
G·M·B·H
Leipzig
Vertretungen an fast allen größeren Plätzen
des In- und Auslandes



Großmann Litho (Klischee Pontos Verlag)

Das andere Düsseldorf.

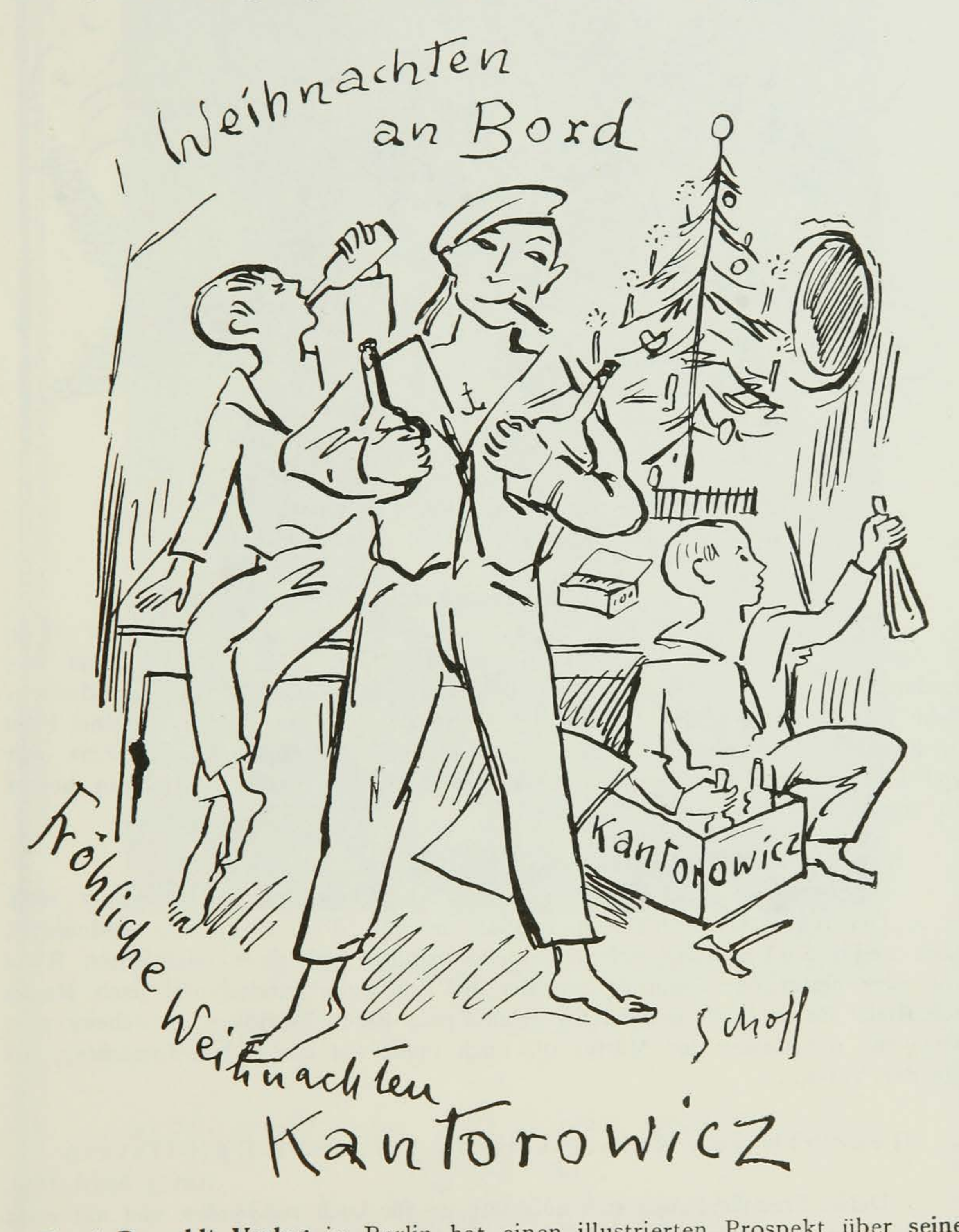
Dr. Walter Cohen, ein Rheinländer von echtem Schrot und Korn, hat der Kunstwelt ein überraschendes Geschenk gemacht, er hat ein Bilderbuch zu-zusammengestellt und dieses mit vorzüglichen Begleitworten versehen: *„Hundert Jahre rheinischer Kunst“*[1]), das „Das andere Düsseldorf“ heißen könnte: nicht das Düsseldorf, das den Namen Düsseldorfs als Kunststadt so sehr kompromittiert hat, daß Dr. Walter Kaesbach, der neue Akademiedirektor, eine Herkulesarbeit leisten muß, um den Augiasstall zu reinigen. In Cohens Buch ist nicht ein einziges Historienbild reproduziert, und selbst Eduard von Gebhardt, der alte Balte, der protestantische Chagall, ist mit keinem seiner Bibelbilder vertreten, die Genremalerei aber durch ein diese üble Kunst verhohnepipelndes Bildchen Hasenclevers. Das lehrreiche Buch kann als Resümee der Sammlertätigkeit Koetschaus für die Städtischen Kunstsammlungen gelten, und als Auftakt für die Ausstellung, die diese beiden von den Piefkesmölern so sehr geliebten Kunstgelehrten (Koetschau und Cohen) für den Sommer 1925 vorbereiten.

Gewisse Akademie-Professoren haben bei Kaesbachs Ernennung einen Zitterklub gegründet, dessen Resonanz im Malkasten erklingt. Der außerhalb Düsseldorfs noch ganz unbekannte Professor August Deußer, Lehrer an der Akademie, hat schon sein Amt niedergelegt, mit der Motivierung, daß es unter der Würde eines bildenden Künstlers sei, daß ein Kunsthistoriker Akademiedirektor ist. Vivant sequentes!

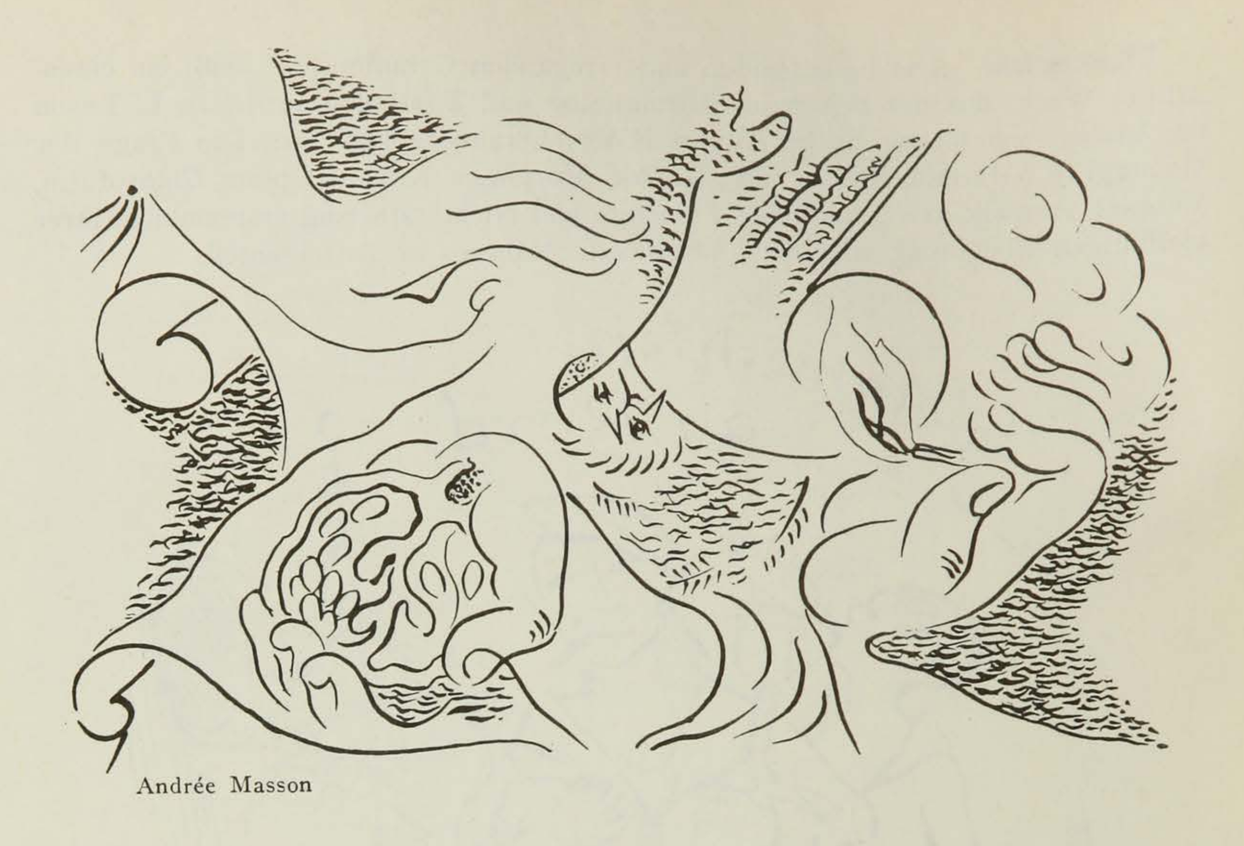
---

[1]) Verlag von Friedrich Cohen in Bonn.

Phantastica. „Die betäubenden und erregenden Genußmittel“ heißt ein eigenartiges Werk, das der bekannte Pharmakolog und Toxikolog Prof. Dr. L. Lewin im Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7, herausgegeben hat. Die Frage der Genußgifte (Alkohol, Kaffee, Tee, Tabak, Morphium, Kokain, Opium, Chloroform, Veronal, Arsenik usw.) wird hier für Ärzte und Nichtärzte zum erstenmal in ihrer vielfältigen Bedeutung eingehend behandelt. Näheres im Anzeigenteil.



Ernst Rowohlt Verlag in Berlin hat einen illustrierten Prospekt über seine neue Taschenausgabe von Balzacs „Gesammelten Werken in deutscher Sprache“, von der jetzt 32 Bände vorliegen, sowie über Emil Ludwigs Essaybuch: „Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse“ herausgegeben, der diesem Heft beiliegt.



Andrée Masson

Die Ehe des Herrn August v. Goethe.

Aus dem Lebensbilde „Ottilie v. Goethe" (Das kleine Propyläenbuch).

Johanna Schopenhauer an Karl von Holtei.

16. Januar 1829.

Auch August bedarf Ihrer und die arme Ottilie. Er ist wieder ganz verwildert. Hab' ich Ihnen denn schon gesagt, daß Ulrike*) seit der Zurückkehr von Berlin bei ihrer Mutter lebt? August hat das, während seine Frau in Karlsbad war, nicht eben auf die feinste Weise durchgesetzt. Erst war viel Lärmen darüber, nun aber scheint es doch für beide Parteien so besser zu sein.

Amélie von Stein an Fritz von Stein.

Kochberg, den 11. Dezember 1829.

...Der alte Goethe war neulich unwohl, doch nicht von Bedeutung, aber sein Sohn hatte sich bedeutend erkältet bei einer nächtlichen Ruhe vor oder hinter der Comedie, wo ihn die Engländer fanden und nach Hause schafften. Es ist recht betrübt für seine Frau, dieses Betrinken, es scheint mir, als wenn die Laster der Mütter oft noch mehr auf die Söhne forterbten, als die der Väter ...

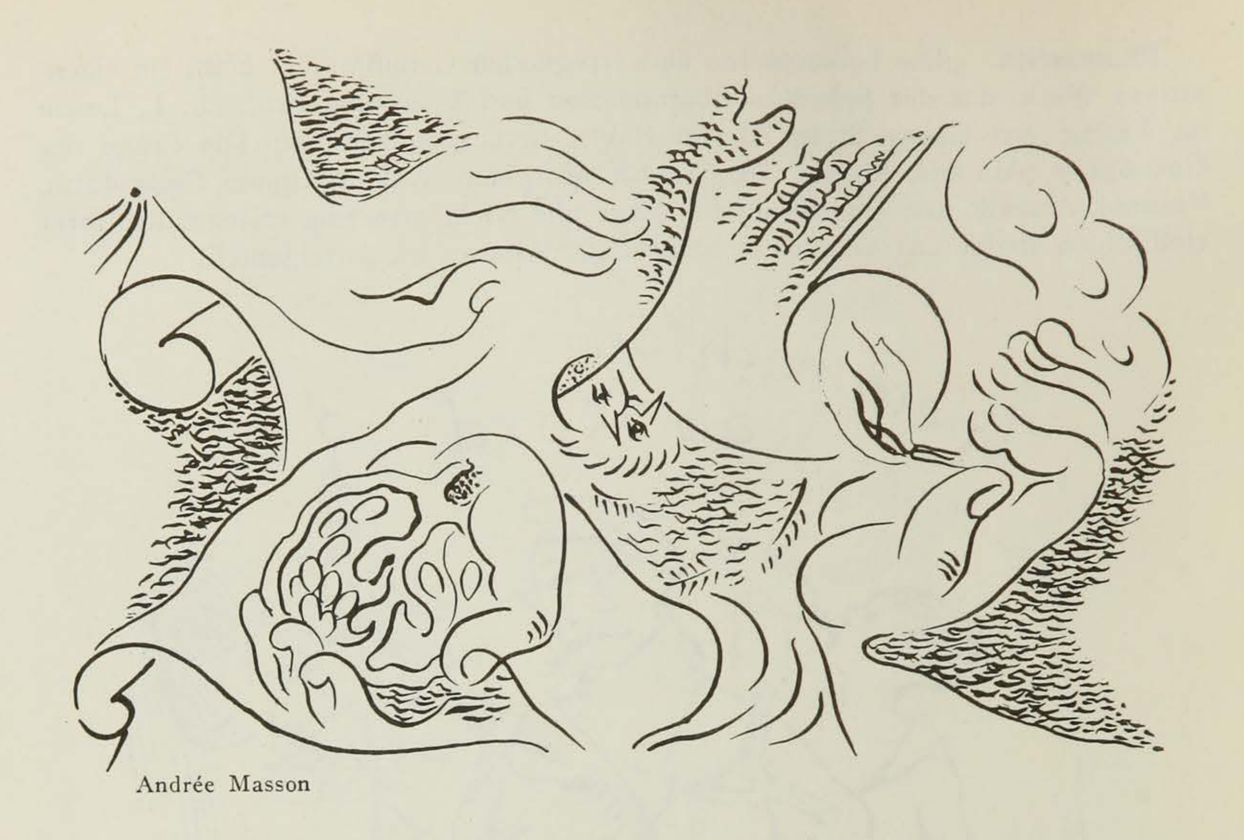
Henriette von Egloffstein an Julie von Egloffstein.

Am 3. April 1830.

...Deine Freunde haben sich aufs tätigste für Dich verwendet, und mit einer Pension von 400 Talern bist Du auf jeden Fall weit besser daran als die arme Pogwisch mit ihren 500, denn dies reicht für sie kaum notdürftig hin, und doch hat sie noch die Tochter zu erhalten. Der brave Charakter dieser sonderbaren

*) Ottilies Schwester.





Andrée Masson

Die Ehe des Herrn August v. Goethe.

Aus dem Lebensbilde „Ottilie v. Goethe“ (Das kleine Propyläenbuch).

Johanna Schopenhauer an Karl von Holtei.

16. Januar 1829.

Auch August bedarf Ihrer und die arme Ottilie. Er ist wieder ganz verwildert. Hab' ich Ihnen denn schon gesagt, daß Ulrike*) seit der Zurückkehr von Berlin bei ihrer Mutter lebt? August hat das, während seine Frau in Karlsbad war, nicht eben auf die feinste Weise durchgesetzt. Erst war viel Lärmen darüber, nun aber scheint es doch für beide Parteien so besser zu sein.

Amélie von Stein an Fritz von Stein.

Kochberg, den 11. Dezember 1829.

...Der alte Goethe war neulich unwohl, doch nicht von Bedeutung, aber sein Sohn hatte sich bedeutend erkältet bei einer nächtlichen Ruhe vor oder hinter der Comedie, wo ihn die Engländer fanden und nach Hause schafften. Es ist recht betrübt für seine Frau, dieses Betrinken, es scheint mir, als wenn die Laster der Mütter oft noch mehr auf die Söhne forterbten, als die der Väter...

Henriette von Egloffstein an Julie von Egloffstein.

Am 3. April 1830.

...Deine Freunde haben sich aufs tätigste für Dich verwendet, und mit einer Pension von 400 Talern bist Du auf jeden Fall weit besser daran als die arme Pogwisch mit ihren 500, denn dies reicht für sie kaum notdürftig hin, und doch hat sie noch die Tochter zu erhalten. Der brave Charakter dieser sonderbaren

*) Ottilies Schwester.

Frau zeigt sich jetzt von der schönsten Seite und flößt mir die größte Achtung ein. Sie ist innig, teilnehmend und gottergeben im Leiden, das um so schwerer auf ihr liegt, als die Ehhaften ihrer Tochter immer schrecklicher werden und die Scheidung beinahe unvermeidlich scheint. Der leichtsinnige Gatte ist zum rohsten Barbaren geworden, und die Torheit der Gattin wird auf die grausamste Art bestraft. Die Goethe sieht fast niemand mehr, geht nicht mehr an den Hof und lebt in der tiefsten Trostlosigkeit. Was soll aus ihr, aus den Kindern werden, und welch ein Schicksal steht ihr bevor, wenn der alte Vater stirbt!

Aus Ottiliens Tagebuch.

Den 22. April 1830.

Halb sechs Uhr aufgestanden. Dreiviertel verließ uns August, da er sich nicht entschließen konnte, länger dem Abschied von Minute zu Minute entgegenzusehen. Er ging zu Eckermann hinüber und trat aber erst nach acht Uhr mit ihm auf der Schnellpost seine Reise nach Italien an. Einen dummen Brief an Des Voeux geschrieben. Flüchtige Worte an Lister geschrieben mit dem „Chaos", Num. 30 inkl. Dies Tagebuch begonnen. Recht unwohl.

August an Ottilie.

Mailand, den 13. Mai 1830.

Liebe Ottilie!

Ich bin nun 150 Meilen von Dir entfernt und will Dir doch auch ein vertrauliches Wort zukommen lassen, welches Dir meinen Zustand klarmachen soll. Ich ging wirklich so krank aus Weimar, daß ich nicht glaubte, Frankfurt lebendig zu erreichen... Nicht Üppigkeit oder Neugier konnten mich aus meiner Familie reißen, die äußerste Not trieb mich, um den letzten Versuch zu meiner Erhaltung zu machen. Manche, die mich in Weimar zuletzt gesehen, mögen das nicht begreifen, aber mein damaliges Benehmen war eine verzweifelte Maske. Ich wollte, Du könntest mich jetzt beobachten! Welche Ruhe im Gemüt ist eingetreten, wie stark fühle ich mich wieder, mit welcher Leichtigkeit steige ich die fünf Stufen zu meinem Zimmer! — Dir danke ich alles dieses, denn Du hast doch den Entschluß befördert und das Ganze gemacht; ich will es in der Zukunft zu vergelten suchen; könnte ich nur mein früheres Unrecht gegen Dich austilgen!

Ottilie an Adele Schopenhauer.

[Mai 1830].

... Nur Augusts Rückkehr droht mir wie eine unheilbringende Wolke, und der freundliche Brief, den er mir aus Mailand schrieb, wo er ausspricht, wie unrecht er gegen mich gehandelt, und hofft künftig anders zu sein, hat mich eher beunruhigt als getröstet. Alles was die Kette zerrissen hätte, würde mir willkommen sein — sobald er ruhig und freundlich, habe ich kein Recht, mein Los zu ändern, — und doch ist dies das einzige, was mich beglücken könnte. Jedes Erwachen einer Neigung in ihm für mich kann mir nur die ungeheuerste Qual geben, denn wie ist es mehr möglich, daß auch nur der Traum einer Empfindung in mir erwachen könnte! Es bedarf jahrelanger Härte gegen mich, um jedes Gefühl in mir zu erlöschen, aber einmal ausgebrannt, halte ich es auch für unmöglich, daß es je wieder erwache. Wenn ich mir denke, daß ich August nicht wiedersehen könnte, so empfinde ich auch nicht die leiseste Bewegung. — Er war in einem beklagenswerten Zustand, als er ging, und ich fragte mich oft, ob dieser wutähnliche Zustand durch den Tod oder Wahnsinn enden werde.

Johanna Schopenhauer (Adelens Mutter) an Karl v. Holtei.

7. Juli 1830.

Ottilie dauert mich auch tief in der Seele, obgleich ich mir nicht ableugnen kann, daß sie zum Teil ihr Schicksal sich selbst bereitet hat. Von August mag ich gar nicht sprechen, wiewohl ich einsehe, daß auch er Mitleid verdient. Am besten wär's ... in Italien. Mit dem Klima jenes Landes ist nicht zu spaßen.

Henriette von Egloffstein an Julie von Egloffstein.

Am 23. September 1830.

Von dem Unfalle des jungen Goethe wirst Du erfahren haben. Die Frau ist nur froh darüber, daß ihr Gemahl viel länger ausbleiben muß, als bestimmt war, und lebt wieder ganz auf. In der letzten Zeit hat es dort im Hause schreckliche Auftritte gegeben, und Ottilie ist die unglücklichste aller Frauen gewesen. Die Nemesis hat sich furchtbar bei ihr gezeigt, aber dennoch beklage ich die Irregeleitete, Verzogne, von mütterlichem guten Rat und Beispiel ganz Entblößte recht herzlich. Oh, das menschliche Herz ist so töricht und schwach, — wer darf sich rein genug fühlen, den ersten Stein auf eine Gesunkene zu werfen, die wohl gar nicht wirklich sündigte, sondern dem Anschein der Sünde und tausend phantastischen Torheiten ihr Unglück zu verdanken hat. Wir müssen daher die arme Goethe bedauern und ihr gute Besserung durch herbe Erfahrung wünschen.

Aus Goethes Tagebuch.

10. November 1830.

Gegen Abend Herr Geheimrat von Müller und Hofrat Vogel, mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. Oktober erfolgte Ableben meines Sohnes zur Kenntnis zu bringen ...

Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe.

Dienstag, den 23. November [1830], abends sechs Uhr.

Kaum daß ich meine Wirtsleute begrüßt hatte, so war mein erster Weg in das Goethesche Haus. Ich ging zuerst zu Frau von Goethe. Ich fand sie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegeneinander auszusprechen.

August Goethes letzte Verse im „Chaos“:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein,
Will lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein!

Das Handbuch des Kunstmarkt-Archivs 1925 erscheint Anfang nächsten Jahres bei der Antiqua-Verlagsgesellschaft m. b. H. in Berlin W 35. Das mit Unterstützung zahlreicher Behörden, Vereine, Verbände und Fachleute herausgegebene Werk umfaßt das Gesamtgebiet der Kunstpflege und des Kunstsammelns und bringt neben fachwissenschaftlichen Abhandlungen u. a. eine übersichtliche Zusammenstellung aller einschlägigen amtlichen und privaten Institutionen, Experten, Fachbücher und -zeitschriften, Vereine und Verbände, sowie ein weitgehend gruppiertes vollständiges Adressenmaterial für alle Kunstgebiete. Wir verweisen auf die Anzeige in diesem Heft.

Der Verlag Duncker & Humblot in München legt diesem Heft einen Prospekt bei, der im Zeichen Leopold von Rankes steht und außer dessen „Meisterwerken" in zwanzig Bänden neue Einzelausgaben seiner Werke „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", „Römische Päpste", „Französische Geschichte" usw., ferner an Novitäten Eberhard Gotheins „Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance" und A. Aulards „Politische Geschichte der französischen Revolution", sowie endlich Werke von Georg Simmel, Werner Sombart und Max Weber anzeigt.

Der Graf!

Von *Lisa v. Paleske.*

Du hast so eine verdammte Art
Lässig zu sein,
Doch deine Augen blicken so hart
Und verwegen drein.

So schmal und fein ist deine Hand,
Doch fest ihr Griff,
Lenkst kühl und klug, du junger Fant,
Dein Lebensschiff!

Den Frauen diente dein Geschlecht
Bei Tag und Nacht;
Du machst es deinen Ahnen recht,
Nie unbedacht.

Bei deiner Jugend bist du alt,
Beim Lieben kühl,
Behältst dein Herz stets in Gewalt,
Im Aug' dein Ziel.

Voll heißem Temp'rament mein Blut
Verachtet dich,
Und doch in ohnmächtiger Wut
Küsse ich dich!


B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Schokolade
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851


Sprengel
Kakao
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851


Sprengel
Pralinen
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851

GEDENKEN AN SALLY*)

(Aus dem Darmstädtischen übertragen.)

Der Vollendete verkauft, was er nicht kennt.
Der Vollendete verkauft, was er nicht hat.
Der Vollendete kennt das Geheimnis, Nichtware als Ware zu ramschen.
Der Vollendete fürchtet keine Gefahr.
Er weiß das Vergessen, er vergißt das Gesetz.
Dem Milan gleich überfliegt er die Gitter des Anstands.
Eine geölte Rekifliege, durchschlüpft er die Masche der Bedenken.
Der Vollendete ist der Gesetzlose. — Er zwingt den Schwachen in die Gesetze.
Die hellen Köpfe wissen Übergang.
Sie kennen den Sinn letzten Tauschs: Nichts gegen viel.
Seife ist dem Ungeweihten Sauberkeit.
Unendlich läßt der Vollendete Seife wandern, unerreichbar dem Zahler.
Dem Zahler ist Seife Traumverstrickung und Maja.
Der Schieber kennt die Geburten der Seife.
Doch der Ursprung der Seife ist das Geheimnis.
Du kannst den Käse nicht-seiend nicht greifen.
Aber der Nichtkäse erzeugt zauberisch den papiernen Sinn dieser Welt!

---

*) Aus dem bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erscheinenden Europa-Almanach.



Die Reichsbankstelle

Düsseldorf, den 1. April 1914.

J. No. 112/3752.

Hierdurch werden Sie ersucht, Ihren Hahn sofort abzuschaffen, der anscheinend von Ihnen gehalten wird, um die Hühner der Reichsbank über die Mauer zu locken, um diese daran zu gewöhnen, die Eier in Ihren Garten zu legen.

Sollte der Hahn bis Samstag dieser Woche nicht entfernt sein, so muß dieserhalb gerichtlich gegen Sie vorgegangen werden.

I. A.

gez.: Schillings.

An den Geschäftsführer der Galerie Flechtheim, Hier, Alleestr. 7.

S. Fischer Verlag in Berlin gibt einen sechzehnseitigen Prospekt „Herbst-novitäten 1924" heraus, der diesem Heft beiliegt und neben Gerhart Hauptmanns Roman „Die Jnsel der großen Mutter" neue Werke von Flake, Holitscher, Madelung, Thomas Mann, Schnitzler, Shaw, Wassermann, Alfred Weber u. a., sowie zahlreiche Neuauflagen, Gesamtausgaben usw. zur Anzeige bringt.

Der Prestel-Verlag G. m. b. H. in Frankfurt a. M. hat einen zwölf Großquartseiten umfassenden Prospekt über die Veröffentlichungen der Prestel-Gesellschaft herausgegeben. Es handelt sich um acht Mappenwerke und eine große Zahl von Einzelblättern, durchweg Handzeichnungen von Meistern des XV. bis XVIII. Jahrhunderts in Reproduktionen, von deren technischer Vollendung die neun Abbildungen des Prospektes zeugen.

Limericks.

1. There was a young man of Cabosham
Who took out his eyeballs to wash'em.
His mother said: „Jack,
If you don't put them back
I'll stand on your eyeballs and squash'em."

2. There was a young lady of Niger
Who rode with a smile on a tiger.
She'd a very nice ride,
But she came home inside
With the smile on the face of the tiger.

3. There was a young lady of Tottenham
Who went to the vicar's
And took off her knickers,
Because she said she felt hot in'em.

4. There was a young girl called Bianca
Who slept on a ship while at anchor.
She woke in dismay,
When she heard the mate say:
„Let's haul up the mainsheet and spanker."

5. A wondrous beast is the Pelican.
It's mouth can hold more than it's belly can.
It holds in it's beak
Fish for a week —
I can't understand how the hell — he can.

„Neu für Berlin und eine als Malerei an sich ausgezeichnete Leistung ist Otto Dix' **‚Schützengraben'.** *Von ferne glaubt man eine Darstellung des in Farben glühenden Meeresgrundes zu sehen;* beim Nähertreten entdeckt man eine Höhle des Grauens voll Blut, Verwesung, Leichen, Eingeweiden und Körperteilen. Eine gemalte Propaganda gegen den Krieg, die nicht die Spur eines ästhetischen Gewissens verrät. *Vielleicht erteilt die Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten dem Maler einmal einen entsprechenden Auftrag.* Er wird an dem Gegenstand sicherlich kein Ärgernis nehmen und den ekelhaftesten Krankheitserscheinungen vermutlich die überraschendsten malerischen Reize absehen. An *eigenen, ehrlichen* und *zugleich anständigen, künstlerischen Gesinnungen herrscht in dieser Ausstellung überhaupt ein bedenklicher Mangel."*

H. R.
Akademieausstellung.
(Zeitschrift für bildende Kunst.)

Der strahlende Mensch. Der amerikanische Arzt Dr. O'Donnell hat ein chemisches Verfahren entdeckt, bei dessen Anwendung man im Dunkeln eine deutliche Lichtausstrahlung des menschlichen Körpers, eine sogen. Gloriole, wahrnehmen kann. Der Gelehrte versuchte, die auffallende, an sich schon lange

bekannte Erscheinung photographisch festzuhalten, was ihm auch ausgezeichnet gelang. Interessant ist die Beobachtng, daß sofort nach Eintritt des Todes die Lichtausstrahlung aufhört. Die Studien und Versuche werden im Hospital von Chikago fortgesetzt. *(Aus „Blätter für Volksaufklärung".)*

Eingegangene Bücher.

Besprechung vorbehalten.

Dehio: Geschichte der deutschen Kunst. Walter de Gruyter & Co., Berlin.
Petersen: Entstehung der Eckermann'schen Gespräche. Walter de Gruyter & Co.
Beer: Allgemeine Geschichte des Sozialismus. Verl. f. Sozialwiss., Berlin.
Clara Viebig: Töchter der Hekuba. Deutsche Verl.-Anst., Stuttgart.
Henseling: Astrologie. Franckh, Stuttgart.
Volkskunde rheinischer Landschaften. Kurt Schroeder, Bonn.
Pfister: Schwäbische Volkskunde. Dr. Filser & Co., Augsburg.
Adam Smith: Reichtum der Nationen. Kröner, Leipzig.
Scheler: Soziologie. Der neue Geist Verlag, Leipzig.
Klabund: Weib und Weibchen. Dr. Eysler & Co., Berlin.
Presber: Die Zimmer der Frau von Sonnenfels. Dr. Eysler & Co., Berlin.
Runa: Stiefgeschwister. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.
Langenscheidt: Prinzessin Thea. Dr. P. Langenscheidt, Berlin.
Paquet: Die neuen Ringe. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt.
Frank Heller: Die 1002. Nacht. Georg Müller, München.
Zobeltitz: Wein, Weib, Gesang. Prisma-Verlag, Berlin.
Krause: Wirtschaftsleben der Völker. Ferd. Hirt, Breslau.

Nostiz: Aus dem alten Europa. Insel-Verlag, Leipzig.
Wendel: Sozialismus in der Karikatur. I. H. W. Dietz Nachf., Berlin.
Maupassant: Werke, hrsg. von Paul Wiegler. Ullstein, Berlin.
Kramrisch: Grundzüge der indischen Kunst. Avalun-Verlag, Dresden.
Arsenjew: In der Wildnis Ostsibiriens. Scherl, Berlin.
Levy: Geschäftsaufsicht. Vahlen, Berlin.
Schelle: Sport und Gymnastik in der Truppe. Dieck & Co., Stuttgart.
Burroughs: Die Tarzan-Bücher. Band 1—4. Dieck & Co., Stuttgart.
Mynona: Tarzaniade. Tageblatt-Buchh., Hannover.
Sorel: Tarzan hat geträumt. Carl Stephenson, Leipzig.
Grigoriew: Der moskowitische Eros. Allg. Verlags-Anst., München.
Persische Liebesgeschichten. Allg. Verlags-Anst., München.
Klassische Erzähler. Band 1—4. Tempel-Verl., Leipzig.
Scheltema: Altnordische Kunst. Mauritius-Verl., Berlin.
Urbibel der Ariogermanen. Otto Dreyer, Berlin.
Gerstenberg: Tändeleien. Drugulin, Leipzig.
Rave: Rheinbilder der Romantik. Marcan-Verl., Köln.
Leo Schestow: Dostojewski und Nietzsche. Marcan-Verl., Köln.
Max Weber: Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik. Drei Masken-Verl., München.
Boccaccio: Decamerone. Allg. Verl.-Anst., München.
Mereschkowski: Tut-ench-amon auf Kreta. Allg. Verl.-Anst., München.
Angelus Silesius: Poetische Werke. Allg. Verl.-Anst., München.
Kathleen Murray: Taine und die englische Romantik. Duncker & Humblot, München.
Ball: Die Folgen der Reformation. Duncker & Humblot, München.
Ranke: Politisches Gespräch. Duncker & Humblot, München.
Desmond: Körper und Seele. Orell Füßli, Zürich.
Morand: Lewis und Irene. Herz-Verl., Wien.
Stölzle: Kunst und Steuer. Industrie-Verl. Späth & Linde, Berlin.
Melgunow: Der rote Terror in Rußland 1918—1923. Olga Diakow & Co., Berlin.
Lüthge: Die deutsche Spieloper. Piepenschneider, Braunschweig.



CHARAKTERBILDER DER NEUEN KUNST

Die Charakterbilder rufen nicht mehr lärmend nach neuen Forderungen. Das Chaos der Moderne lichtet sich, und jüngstes Wollen findet wiederum sich bestätigt im Werke meisterlich wachsender Kunst. Dieser Werke Dasein zu beschwören, ihre Erscheinung, wie sie aus Gestrigem kommend dem Heutigen in Wahrhaftigkeit dienen muß, aufzuhellen im Bildnis ihrer Schöpfer, ist der Zweck dieser Sammlung

HERAUSGEBER: PAUL JOSEPH CREMERS

Band I: Paul Joseph Cremers: Johannes Greferath

Band II: Adama van Scheltema: Josef Weiss

Band III: Hans Franck: Eberhard Viegener

Band IV: August Hoff: Jan Thorn Prikker und die neue monumentale Glasmalerei

Band V: Johannes Reichelt: Josef Hegenbarth

Die Reihe wird fortgesetzt

Jeder Band in elegantem Halbleinen 4.— M.

32 Textseiten, 25 Bildtafeln

VERLEGT BEI G.D.BAEDEKER / ESSEN


Societät Berl. Möbel-Tischler
SEIT 50 JAHREN
1874
1924
AUSSTELLUNGSRÄUME
nur: Jerusalemer Kirche 3





Radiumbad Oberschlema
IM SÄCHSISCHEN ERZGEBIRGE

Stärkste radioaktive Heilquellen / Auffrischungs- und Verjüngungskuren / Heilanzeigen: Gicht, Rheumatismus, Ischias, Arterienverkalkung, Stoffwechsel usw. / Sommer- und Winterkuren

*

SCHRIFTEN
DURCH DIE BADEVERWALTUNG

H. F. JÜTTE
LEIPZIG

Graphische Kunstanstalt

für Zink- und Kupferätzungen, Dreifarbendruck, Offsetdruck, Steindruck in vollendeter Ausführung

Kostenanschläge bereitwilligst

O-u. X-Beine heilt

ohne Berufsstörung der

Beinkorrektions-Apparat

Deutsches Reichspatent Nr 335318 sowie Auslandspatente

Ärztlich im Gebrauch! Erfolge bis 52 Jahre!

Der Apparat wirkt infol. seiner wissenschaftl., feinsinnig. Konstruktion auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß d. Beine nach u. nach gerade werd. Derselbe wird vor d. Schlafengehen eigenh. angelegt! Verl. Sie geg. Eins. von 1 Gm. m. physiol.-anat. Brosch., d. Sie überz. wird, d. Beinfehler ohne Operation zu heilen sind. Viele Dankschreiben!

Arno Hildner, Chemnitz (Sachs.) E10
Wissenschaftl. orthopäd. Werkstätten, (Fachärztl. Leitung)

EIN NEUER ROMAN VON
Hermann Lint

Lady Christina
und
mein Prinzipal

Die Geschichte eines Vaters, der seine ihm fremde Tochter sucht und findet – und sie wieder von sich gehen lassen muß, weil der Ruf ihres Herzens lauter ist als das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihm. Das Buch, das sich in reizvoller Form als Tagebuch gibt, wird durch die Anschaulichkeit interessieren, mit der es England schildert, einen englischen Landsitz und engisches Familienleben.

Gebunden M. 3.60

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN



